Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Schenkung
von
Franz Pfyffer-Feer sel. Erben
1918.

F1 709
8

Digitized by Google

Zentral- & Hochschulbibliothek Luzern
ILU M 02 522 040

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Weltkunde

in

einer planmälzig geordneten Rundlchau der wichtiglten neueren Land- und Seereilen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reiſewerkes

von

Dr. Wilhelm Harniſch

dargeſtellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Achter Band.

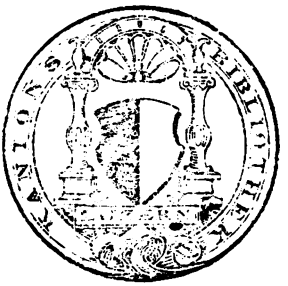
Reiſen in Südamerika und Weſtindien.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

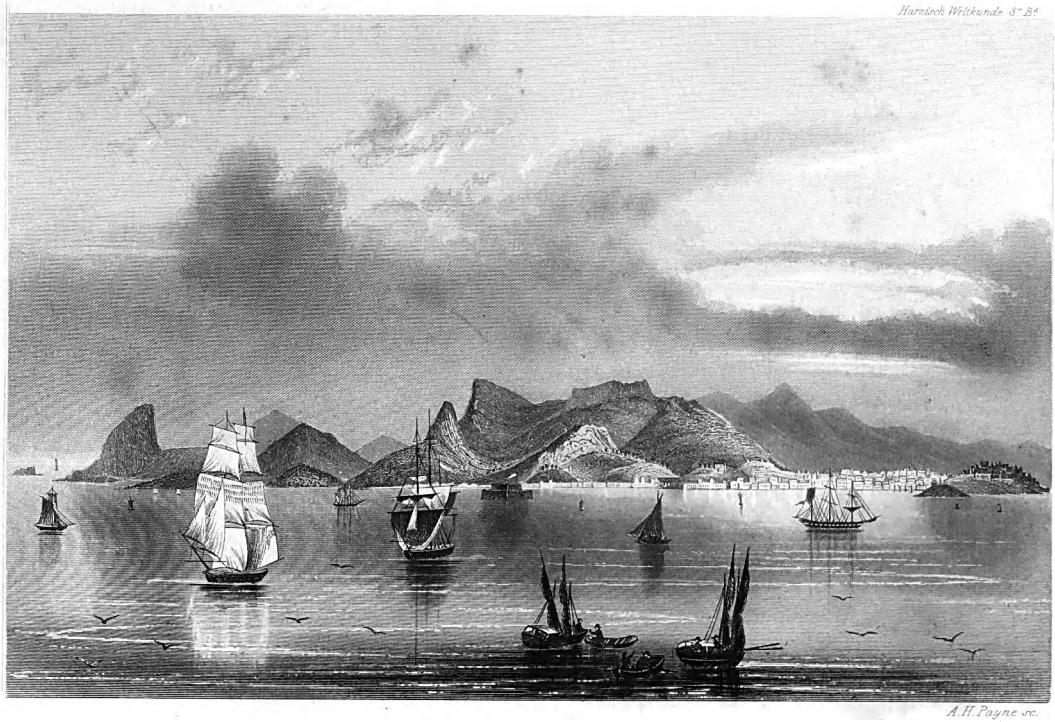
Leipzig, 1851.

Verlag von Friedrich Fleiſcher.

Digitized by Google



Digitized by Google



Rio Janeiro.

Digitized by Google

Reisen

in

Südamerika und Westindien.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1851.

Verlag von Friedrich Fleischer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

I.

Alexander von Humboldt's Reise in die Länder des Orinoco-Gebietes und nach Cuba nebst Blicken auf Westindien.

Seite

Einleitung 3

Erster Abschnitt.

Ueberfahrt von Santa Cruz auf Teneriffa nach Cumana. J. Tabago und Coche. Cumana. Golf von Cariaco. Castell St. Anton. Ueberschwemmungen und Erdbeben. Ausflug nach der Halbinsel Araya. Ausflug zu der Mission der Chaymas-Indianer. Berg Impossible. Stadt Cumanacoa. Berg Cocollar. Kloster Caripe. Höhle von Guacharo. Wald von Santa Maria und Catuaro. Stadt Cariaco. Die Chaymas. Erderschütterung. 16

Zweiter Abschnitt.

Ueberfahrt nach La Guayra. Caracas. Besteigung der Silla. Leben in Caracas. Erdbeben vom Jahr 1812. — Antritt der Reise nach dem Orinoco. Berge von Higuerote. Ebenen am Tuy. Vittoria. Maracay. See von Valencia. Thäler von Aragua. Stadt Neu-Valencia. Kuhbaum. Die Llanos von Caracas. Stadt Calabozo. Die Zitteraale. 58

Dritter Abschnitt.

San Fernando. Fahrt auf dem Apure. Fahrt auf dem Orinoco stromaufwärts. Die Schildkröten-Eier. Das Rothmalen. Carichana. Stromschnellen und Mission von Atures. Mosquitos. Stromschnellen von Maypures. Mission von San Fernando de Atabapo und weiterer Ausflug. 102

Vierter Abschnitt.

Rückfahrt nach der Mündung des Orinoco. Höhle von Ataruipe. Mission von Uruana und die erdfressenden Otomaken. Stadt An-

Digitized by Google

Seite

goſtura. Guaravonier. Landreiſe nach Cumana. Kariben. Miſſion von Cari. Neu-Barcellona. Cumana. — Ueberfahrt nach Cuba. Golfſtrom. La Havaña. (Nach den transatlantiſchen Skizzen des engliſchen Capitains J. E. Alexander vom Jahr 1831. In Sommers Taſchenbuch von 1835.) Das Innere der Inſel. — Blicke auf Weſtindien. Haïti; Flibuſtier. — J. Barbadoes und Ausflug in's Innere. (Dies und das Folgende nach Waller). St. Croix. Maria Galante. Erdbeben und Sturm 130

II.

Georgetown und eine Fahrt auf dem Eſſequibo in's Innere von Brittiſch-Guiana. Nach Richard Schomburgk.

Seite

Ankunft in Georgetown. Leben und Treiben; Handel und Erzeugniſſe. Geſellſchaftliche Zuſtände. Das gelbe Fieber. — Fahrt auf dem Eſſequibo. Stromſchnellen von Aritaka und Itaballi. Lagerleben. Der Sylveſterabend im Urwald. Miſſion und Katarakt von Waraputa. Die Macuſi-Indianer. und der Kanaima. Sturz von Waldbäumen. Katarakt von Achra-mucra. Nächtliche Beleuchtung. Fahrt auf dem Rapununi. Die Savanne. Victoria regia. Dorf Haiowa. Sitten der Macuſis. Savannenbrand 167

III.

Reiſen in Braſilien und den La Plata-Ländern. Nach Gardner, Prinz Maximilian von Wied-Neuwied, Darwin u. A.

Erſtes Kapitel.

(Gardner.)

Seite

Rio de Janeiro. (Hierzu verglichen handſchriftliche Notizen des vormals braſilianiſchen Lieutenants Feil.) Die Stadt, ihre Bevölkerung und Umgegend. Wanderung längs des Aquaducts. Kaffeepflanzungen am Gavea und Bonita. Die Fazenda des Herrn March und Haushaltung eines braſilianiſchen Landhauſes. Das Orgelgebirge. — Ausflug nach dem Landgut Sócego nördlich vom Cap Frio (nach Darwin). Beſuch bei den Eingeborenen der Küſte (Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied) 213

Zweites Kapitel.

(Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied.)

Erſte Nachrichten über die Botokuden. Rio Doce. Stadt St. Matthäus. Flecken Vicoza. Anlegung einer Fazenda in der Wildniß. Städtchen da Prado an der Küſte. Der Sandfloh. Die Patachos. Stadt und Fluß Belmonte. Leben, Sitten und Kampf der Botokuden. Hafen von Ilhoes und Fahrt nach Bahia 236

Drittes Kapitel.

(Gardner.)

Bahia. Pernambuco. Aracaty. Schafe mit Haaren. Catinga-Wälder.

Digitized by Google

Seite

Ico. Crato. Zigeuner. Oeiras. Campos agrestes. Paranagua. Wüste Os Geraës. Mission Duro. Ueberſetzen über einen geſchwollenen Fluß. Stadt Natividade. Arraial de Conçeicão. Fazenda Sapé. Städtchen Arrayas. Kampf mit einem Ameiſenbär. Stadt San Romão. Inſel-Wäldchen. Betrieb der Diamantengruben. Stadt Diamantina. Goldbergwerk Gongo Soco. 253

Viertes Kapitel.

(Darwin.)

Fahrt nach dem La Plata. Maldonado. Ausflug in nördlicher Richtung. Gauchos. Landgut. Der Laſſo und die Bolas. Pampas. Montevideo. Sacramiento und Ausflüge nach verſchiedenen Eſtancias. — Buenos Ayres. (Hiezu iſt verglichen Arſene Iſabelle's Reiſe dahin.) Reiſe nach Santa Fé. Der Parana. Santa Fé. Große Dürre. Die Pampas und die Gauchos. (Hauptſächlich nach des engliſchen Capitains Head Reiſe durch die Pampas). Fahrt auf dem Parana nach Corrientes. (Robertſon). Bemerkungen über Dr. Francia und Paraguay. Der Mate. 286

IV.

Reiſen in Chile, Peru, Aequator nebſt einer Fahrt auf dem Amazonenſtrom. Nach J. J. v. Tſchudi, Darwin, Stevenſon und Pöppig.

Erſtes Kapitel.*) Seite

San Carlos auf Chiloe. Ausflug. Wildwachſende Kartoffeln. Das Innere der Inſel. Die Wälder (Darwin). — Valdivia und Ausflug in's Innere (Darwin). Valparaiſo. Truppeneinſchiffung. Polizei. Umgegend. Santiago und Uebergang über die Cordillera bis Mendoza; Ausflug nach dem Thal von Quillota und dem Glockenberg; die Guaſos; die Kupfergruben von Jaguel (Darwin). Der Puma. 309

Zweites Kapitel.

Inſeln von Juan Fernandez. Callao und ſeine Umgegend. Lima. Die Stadt mit ihren Plätzen und Gebäuden. Hahnenkämpfe. Die Bevölkerung: weiße Kreolen, Indianer, Neger, Meſtizen, Mulatten, Zambos, Chinos. Bildungsanſtalten, religiöſe Feierlichkeiten. Eis, Baden. Fahren, Reiten, Markt, Speiſen. Stiergefechte. Revolutionen, Soldaten, Santa Cruz. 344

Drittes Kapitel.

Klima. Sittenloſigkeit. Erdbeben. (Hiezu iſt A. v. Humboldt verglichen.) Culturpflanzen und wilde Vegetation. Miraflores. Chorillos, Lurin mit Tempelruinen. Banditen. Die Monteneros. Reiſe durch eine Sandwüſte nach Ica. Der Hafen Huacho. Beerdigungen. Salinas. Chancay. Durchgang durch den Paſamayo. 396

*) Für die fünf erſten Kapitel iſt der treffliche J. J. v. Tſchudi zum Hauptführer gewählt.

Digitized by Google

Seite

Viertes Kapitel.

Reise nach den Cordilleras. San Geromino de Surco. Tambos. Die Tonga. San Mateo und gefahrvolles Aufsteigen. Nachtquartiere. Kamm der Cordillera. Dorf Yauli. Schmelzöfen. Mineralquellen. La Oroya. Hängebrücken. Bergstadt Cerro de Pasco. Bau der Silberminen. Leben daselbst. Reichthum der Silbererze. Die Cordillera und die Anden. Veta. Surumpe. Gewitter. Der Condor. Die Puna. Das Schafkameel und andere Thiere. Haciendas und Indianerhütten. Stationshäuser und Straße der Inkas. Todesfeier des letzten Inka (Stevenson). 428

Fünftes Kapitel.

Reise-Abenteuer in der Puna. Die Sierra und die Serranos. Gesellschaftliches Leben, Stiergefechte, religiöse Feierlichkeiten. Hinabsteigen zur Ostabdachung der Anden. Luftbrücken und Treppenstraße. Die Montaña. Die wilden Indianer, ihre Sitten und Gebräuche. . 469

Sechstes Kapitel.

(Stevenson.)

Guayaquil. Huaranda, Riombamba, Ambato. Quito mit seinen Bewohnern und Umgebungen. Der Cayambe, Antisana, Cotopaxi, Pichincha, Chimborasso. 494

Siebentes Kapitel.

(Pöppig.)

Fahrt auf dem Huallaga. Erster Anblick des Marañon. Mission San Regis. Dorf Nauta. Großartigkeit des Stromes nach der Vereinigung mit dem Ucayale. Die verschiedenen Tageszeiten auf dem Marañon. Das Nachtthier des Marañon. Die Dörfer Oran und Cochiquinas. Eingeborene des Dorfes Peruate. Tabatinga. Laichende Fischzüge. Gefahren durch versunkene Baumstämme und Verirrung. Ega und sein See. Vegetation; amazonische Nymphäa. Zeit der Trockenheit und Ueberschwemmung. Para. . . . 507

Digitized by Google

I.

Alexander von Humboldt's

Reise

in die

Länder des Orinoco-Gebietes und nach Cuba

nebst

Blicken auf Westindien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Südamerika, das größte Festland der südlichen Erdhälfte, hat ebenso wie Nordamerika, die Gestalt eines Dreiecks, und zwar die eines rechtwinkligen, dessen Spitze das Kap San Roque im O. Die derselben gegenüberstehende Seite mißt von der Punta de Galinas, der Westspitze des Golfs von Maracaibo, bis zum Kap Hoorn 1030 Meilen. In gleicher Richtung erstreckt sich an der Westküste entlang die Hochgebirgskette der Cordilleros(ilj) de los Andes, d. i. Metallgebirge (vom peruanischen Anta, Metall), welcher Name vorzugsweise dem südlich vom Aequator gelegenen Theil des großen, durch ganz Amerika hindurchziehenden Gebirgssystems zukommt. Die Anden von Südamerika gelten für das längste Gebirge der Erde und behaupten in Bezug auf die Erhebung nächst dem Himalaya-System den zweiten Rang. Die Gipfelhöhe steigt bis 23,000 Fuß (der Ancomani oder Pik von Sorate im O. des Titicaca-Sees 23,690 Fuß, der Aconcagua in Chili 22,690 Fuß, der Illimani 22,400 Fuß, der Chimborazo(tschi) 20,100 Fuß). Die Anden von Chili haben eine Kammhöhe von 9 bis 12,000 Fuß, und an der höchsten Stelle des Alpenlandes von Peru erhebt sich der Rücken in einer mittleren Höhe von 14,500 Fuß. Ueber dem Heerd eines unterirdischen Feuers stehen namentlich drei Gruppen: die Vulkanreihe von Chili (zwischen 45° und 35° S. Br.), von Bolivia (zwischen 22° und 16° S. Br.) und von Quito (zwischen 30° S. Br. und 3° N. Br.). Diese letzte

Digitized by Google

Reihe besteht aus zwei Ketten; in der westlichen befinden sich als Feuereſſen: der Chimbarazo, der Yliniza (Iliniſſa), 16,300 Fuß hoch, und der vierköpfige Pichincha (Pitſchintſcha), 14,950 Fuß hoch; in der öſtlichen: der Cotopaxi(chi), 17,700 Fuß hoch, der Antiſana, 17,960 Fuß hoch, und der Pik von Cayambe, 18,420 Fuß hoch. Eigenthümlich iſt ferner den Anden, daß ſie ſich einige Mal in zwei oder drei nahe an einander parallel laufende Ketten ſpalten, die ſich in Gebirgsknoten wieder vereinigen und große breite Längenthäler oder Becken einſchließen. Zwiſchen dem 33° und 18° S. Br. verſtärken ſich die Anden durch oſtwärts auslaufende Widerlagen oder Querjoche; ſo durch die Sierra de Cordoba (33° bis 31°), S. de Salta und de Jugui (Chugi, unter 25°), S. Nevada de Cochabamba und de Santa Cruz (22° bis 17½°). Die von den Gebirgsknoten abgeſchloſſenen Längenthäler oder Becken waren früher wahrſcheinlich eben ſo viele Binnenſeen. Ihre Grundfläche iſt zum Theil ſehr bedeutend; ſo die des Titicaca 3500 □Meilen, die des oberen Marañon(nj) 2400 □M. Das erſtere iſt ſo dicht vermauert, daß der See nur durch Verdunſtung Waſſer verlieren kann; alle übrigen Becken ergießen ihre Gewäſſer in natürliche Abzugskanäle oder Gebirgsſpalten. Zuweilen ſind dieſe Becken ganz platte Gebirgsebenen von geringerem Umfang (keine derſelben hält mehr als 40 □M.); da ſie jedoch durch tiefe Thäler begrenzt werden, ſo ſtellen ſie gewiſſermaßen Inſeln im Luftocean dar, deren Bewohner hier, wie auf natürlichen Feſtungen, abgeſchloſſen von aller Welt leben. Die Lage der Becken iſt ſo, daß die ſüdlichſten am höchſten liegen. Der Boden des Tafellandes von Bolivia iſt 12,000 Fuß emporgehoben; die Ebene von Quito liegt über 8000 Fuß hoch; das Becken des in den Magdalenenfluß einmündenden Rio Cauca erreicht 3000 Fuß; das Becken des oberen Marañon hat mindeſtens 1800 Fuß Höhe. — Als abgeſonderte Gebirgsgruppen nennen wir: 1) Die Serra Nevada (das Schneegebirge) von Santa Marta, ein aus dem Tiefland pyramidaliſch mit Schneegipfeln von 18,000 Fuß hervorragendes, überall ſteil abſtürzendes Maſſengebirge, welches nur 100 □M. bedeckt und von zwei Zweigen der Anden, dem von Bogota und dem der Landenge von

Digitized by Google

Panama umfaßt wird. 2) Das Küstengebirge von Venezuela, eigentlich eine Verlängerung der Anden, an der Nordküste von Südamerika, bestehend aus zwei von W. nach O. streichenden Ketten. 3) Das Hochland von Guyana, eine Reihe paralleler Ketten bildend; die westlichste, die Sierra Parime steigt bis 4800 Fuß auf, und da, wo der Cassiquiare und Orinoco sich trennen, gipfelt der Pik Duida, die höchste Spitze. 4) Das Gebirgsland von Brasilien im S. O. von Südamerika, bestehend aus Tafelflächen von 1000 bis 2000 Fuß Erhebung, auf denen in der Richtung der Küste mehrere Bergketten hinstreichen, so im O. die Serra de Mar oder die Küstenkette, die Serra da Espinhaço (ßo) oder das Rückenknochengebirge, das höchste dieser Gruppe, welches im N. der Stadt San Paulo Gipfel von mehr als 7000 Fuß Höhe trägt, endlich die Serra dos Vertentes oder die Wasserscheide-Kette. Die beiden letzteren dieser Ketten schließen am oberen Parana weite Hochflächen (Pampas) ein. Als Flach- und Tiefländer bezeichnen wir außerdem: 1) Die Ebenen von Patagonien. 2) Die Ebene vom Rio de la Plata oder die Pampas von Buenos-Ayres. 3) Das Becken des Rio Negro und des Amazonen-Stroms oder Maranon mit einem breiten Gürtel von Sümpfen und Urwäldern, durch welche auch das Gebirgsland von den weiten Ebenen (Llanos, spr. lja) im Osten geschieden wird. 4) Das Becken des untern Orinoco und der Ebene von Venezuela. 5) Das Tiefland am Cauca und Magdalenenfluß. — 1) Die noch sehr wenig erforschte patagonische Ebene ist wahrscheinlich eine Tiefebene und zwar eine größtentheils salzige oder steinige Steppe mit dürftigem Pflanzenwuchs, wo Trinkwasser und Bäume selten sind; im N. eine große, von seichten gesalzten Landseen und Morästen durchzogene Wüste. Mehrere Flüsse, darunter der Colorado. 2) Die Tiefebene des Rio de la Plata oder die Pampas von Buenos-Ayres bilden endlose Steppen ohne Berge, Hügel und Bäume, in deren mannshohen Gräsern Heerden verwilderter Pferde und Rinder weiden. Sie werden ihrer ganzen Länge nach von dem Paraguay und dem untern Parana durchströmt. Zwischen den Quellen des Parana und des San Francisco, welcher ein breites wellen-

Digitized by Google

förmiges Thal in nordöstlicher Richtung durchfließt, bildet die Serra Negra die Wasserscheide. 3) Der größte Strom Südamerika's und der ganzen Erde ist der Marañon (njon) oder Maranhao (ja-ung). Er entspringt im N. des Nevado oder des Schneebergs von Pasco in Peru vielleicht 12,000 Fuß über dem Meer. In seinem oberen Lauf durchfließt er mit reißender Wildheit ein Längenthal der Anden; dann wendet er sich ostwärts und bricht auf seinem mittleren Lauf durch eine enge, nur 150 Fuß breite Pforte, der Pongo oder das Thor von Manseriche (itsche) genannt. Unterhalb dieses Durchbruchs tritt er auf seinem unteren Lauf in die weit ausgedehnten Ebenen, denen er den Namen gibt. Der größere Theil davon ist an beiden Seiden des Stromes mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, Bosques (kes) oder Selvas, d. i. Dickicht oder Wälder des Marañon genannt; die baum- und hügellosen Grasebenen heißen Llanos. Die ganze Fläche neigt sich sanft gegen O.; 315 Meilen von seiner Mündung ist er nur noch 630 Fuß über dem Meere, aber schon eine halbe Meile breit. Bald wächst er zu riesenmäßiger Ausdehnung; das Bett wird meilenbreit, inselreich und ist stellenweis über 300 Fuß tief. Da, wo er den Xingu (Schingü) aufnimmt, wird er zu einem Süßwasser-See, in welchem Ebbe und Fluth bis auf hundert Meilen landeinwärts bemerkbar ist. An der Mündung erreicht der Hauptarm eine Breite von mehr als zwölf, der Para eine Breite von mehr als fünf Meilen. Beide schließen die große Insel Marajo (adscho) oder Joanes (dscho) ein. In den Marañon oder Amazonenstrom münden mehr als sechzig große Flüsse, die sich zum Theil mit dem Rhein oder der Donau messen können, darunter der Madeira und der Tocantines, mit dem Rio Grande, auf dem rechten Ufer, der Rio Negro auf dem linken Ufer. In letzteren entsendet der Orinoco den Cassiquiari und bewirkt dadurch eine natürliche Verbindung mit dem Wassergebiet des Marañon. Zu diesem verhalten sich die Zuflüsse in Betreff ihrer Mündungsgestalt ganz wie Ströme zum Meer, indem sie sich beim Einfluß in viele Arme und Kanäle theilen, förmliche Delta's bildend, die zur Zeit der Stromschwellen in der ersten Hälfte des Jahres weit und breit mit Wasser bedeckt sind. Dann

Digitized by Google

steigt der Marañon oft bis 40 Fuß und verwandelt alles umher in einen großen See. Der von ihm ernährte Pflanzenwuchs gehört zu dem riesenmäßigsten der Welt. Die ihn und besonders auch den Madeira einhüllenden Urwälder bilden ein dichtverwachsenes, völlig undurchdringliches Labyrinth. 4) Der obere Lauf des Orinoco ist noch wenig bekannt. Er windet sich, wie eine Schlange um ihre Schwanzspitze, im Kreise um seine Quelle. Auf seinem mittleren Lauf durchbricht er, nördlich fließend, die Ausläufer der Sierra Parime mit Stromschnellen und Wasserfällen, unter denen die von Maypures (maji) und Atures die bedeutendsten. An der Mündung des Apure, wo er seinen unteren Lauf beginnt, liegt er noch 200 Fuß hoch und durchfließt nun nach O. hin zwischen dichten Waldungen die Ebenen, welche sich von seinen Ufern nordwärts bis zum Küstengebirge von Venezuela ausbreiten. Er mündet in vielen Armen, von denen der südlichste der Hauptarm. Sein Deltaland erhebt sich wenig über den Spiegel des Oceans und ist daher, so wie die Ebenen seines unteren Laufes, Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die weiten Llanos im N. dieses Stroms sind in der heißen Jahreszeit kahle dürre Steppen; aber in Folge der tropischen Regen verwandelt sich die Einöde in eine weite Wasserfläche, und nachdem sich das Wasser verlaufen, entsprießen dem Boden mannshohe Gräser, deren windbewegte Wogen an das Meer erinnern, weshalb die Llanos bei den Bewohnern das Gras-Meer (mar de yerbas) heißen. Die wassergleiche Ebenheit dieser Flächen wird nur durch breite, vier bis fünf Fuß hohe felsige Erhebungen unterbrochen, die mit steilen Rändern aus der Ebene hervorragen und als Bänke des Gras-Meers bezeichnet werden. Sie dienen den hier weidenden halbwilden Eseln und Pferden bei Ueberschwemmungen zum Zufluchtsort. 5) Die Quellen des Magdalenenflusses und des Cauca liegen am Gebirgsknoten von los Pastos (Weiden). In ihrem oberen Laufe fließen sie durch tiefe enge Längenthäler und brechen dann beide mit Stromschnellen in das Tiefland, welches als eine wellenförmige vom Maracaibo-See bis zum Golf von Darien reichende Culturfläche das inselartige Hochland von Santa Marta umgiebt. — Die Entwickelung der klimatischen

Digitized by Google

Verhältnisse, so wie die Schilderung der reichen Thier- und Pflanzenwelt überlassen wir unseren Reisenden und bemerken nur noch, daß man den Flächeninhalt von Südamerika auf 321,000 □Meilen berechnet hat; davon kommen 44,000 auf die Anden und den westlichen Küstenstrich, 31,200 auf die getrennten Gebirgsglieder, 245,400 auf die Flach- und Tiefländer. Die äußerst dünne Bevölkerung von etwa 16½ Millionen Menschen lebt auf den verschiedensten Culturstufen, scheidet sich aber in zwei große Familien, nämlich in Europäer sammt ihren Abkömmlingen und in Ureinwohner oder amerikanische Indianer, auf deren unzählige Stämme wir bei der Wanderung durch die einzelnen Länder zurückkommen werden. Unter den ersteren sind die Spanier im W. und N., die Portugiesen im O. vorherrschend; Deutsche, Franzosen, Engländer und in Guyana auch Holländer machen den geringeren Theil aus. Aus Afrika hat man außerdem noch die Neger herübergezogen und besonders in Brasilien aufgehäuft. — Werfen wir nun noch einen Blick auf die Entdeckungen in Südamerika und seine Geschichte.

Es war am 1. August 1498 als Christoph Columbus auf seiner dritten Fahrt das Delta des Orinoco begrüßte; vier Tage nachher betrat er zum ersten Mal am Golf von Paria das amerikanische Festland. Im Jahre 1500 entsandte König Emanuel von Portugal eine Flotte auf dem neugefundenen Seeweg nach Ostindien und gab dem Admiral Alvarez (ess) Cabral die Weisung, auf dem Wege zum Kap möglichst westwärts zu steuern. So wurde Brasilien entdeckt und 1501 auf einer Fahrt, woran auch Amerigo Vespucci (tschi)*) Theil nahm, nach seiner

*) Amerigo Vespucci, der dritte Sohn eines öffentlichen Notars in Florenz, wurde durch kaufmännische Unternehmungen nach Spanien geführt, wo er als Commis eines großen florentinischen Handlungshauses, welches die Vorschüsse zur Ausrüstung der zweiten Expedition des Columbus leistete, die ihm dargebotene Gelegenheit benutzte und im Ganzen vier Reisen theils auf spanischen, theils auf portugiesischen Schiffen mitmachte. Durch seine Reiseberichte, die hauptsächlich Schilderungen von Reise-Abenteuern, so wie von den Sitten und Gebräuchen der Ureinwohner enthielten, wurde die neue Welt zuerst in Italien, Deutschland und Frankreich bekannter. Daher die Benennung „Land des Amerigo" (Americus) oder Amerika.

Digitized by Google

Küstenentwickelung bis zum La Plata enthüllt. Der Spanier Rodrigo Bastides entdeckte die Mündungen des Magdalenenflusses und das Hochland von Santa Marta. Von da drang der kühne und talentvolle Abenteurer Franz Pizarro 1528 in Begleitung von Diego Almagro nach Peru vor und vollendete 1533 dessen Eroberung; Benalcazar entdeckte und eroberte 1534 Quito, dann Neu-Granada. Diego Almagro kam zuerst nach Chili, und Gonzalo Pizarro drang 1540 in das Innere des Festlandes bis zum Flusse Napo und Choco; 1541 beschiffte Francesco de Orolana den Marañon; 1543 erforschte Domingo de Iguala die Ufer des Paraguay und 1576 umsegelte Franz Drake zuerst ganz Südamerika. Nach und nach überzeugte man sich von der großen Wichtigkeit dieses Festlandes. Den Spaniern lieferte der Westen ungeheure Schätze an edlen Metallen und wurde bald von Europäern überfluthet. Auf den Trümmern der alten Inka-Reiche wurden neue Städte gegründet; Handel und Schifffahrt erhielten außerordentliche Lebhaftigkeit. Für die Portugiesen wurde das Anfangs wenig geschätzte Brasilien durch reiche Ausbeute an Gold und Diamanten, Färbehölzern und Zucker das bedeutendste überseeische Besitzthum. Die Herrschaft der Spanier dehnte sich von den Mündungen des Orinoco bis zum la Plata aus. Die Portugiesen nahmen alles Land von da bis zu den Mündungen des Amazonenstroms in Anspruch, und so theilten sich die beiden Mächte der pyrenäischen Halbinsel in ganz Süd-Amerika. Spanien ließ seinen Antheil durch Vicekönige und General-Capitaine verwalten. Man betrachtete die neugewonnenen Colonien nur als Erwerbsquellen, ihre Bewohner als bloße Werkzeuge, um daraus zu schöpfen, und hielt die Entwickelung alles selbstständigen Lebens unter schwerem Druck. Aber im Laufe der Jahrhunderte erwuchs hier das neue kräftige Geschlecht der Kreolen (Mischlinge von Weißen und Indianern), welche das Mutterland verabscheuen lernten. Trotz der vielen Blutaussauger des Landes, entstanden, namentlich in Peru, Familien mit unermeßlichem Reichthum, und ihre Söhne bildeten sich auf den Schulen von Madrid und Paris. Der Geist der Unabhängigkeit erwachte immer lebendiger, und die Absetzung des Königs von Spanien gab

Digitized by Google

1808 das Signal zur Erhebung der Colonien. Als Held stand unter ihnen Simon Bolivar auf, genannt der Befreier (el liberatador), geboren 1783 zu Caracas, der einzige Sohn einer der reichsten Familien. Er besuchte mehrere europäische Staaten und wohnte unter Anderm der Krönung Napoleons zu Mailand 1804 und 1805 bei, die einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Seit 1811 verfocht er die Sache der Aufständischen in seinem Vaterlande. 1814 wurde er zum Dictator von Venezuela ausgerufen, und nach vielen harten Kämpfen gelang ihm die Vertreibung der Spanier sowohl in Venezuela und Neu-Granada, als auch in Peru. Auf Grund einer nach seinem Plan angenommenen Verfassung constituirten sich diese Provinzen als selbstständige Staaten; eben so Bolivia, welches aus der Vereinigung einiger Provinzen von Ober- oder Süd-Peru gebildet war. Als General Paez (eff) die Fahne eines neuen Bundesstaates erhob, legte Bolivar 1830 seine Präsidentschaft nieder und starb in demselben Jahre. Paez trat 1835 an die Spitze des Bundesstaates Columbia, indem er mit vieler Einsicht Ackerbau, Gewerbthätigkeit und Handel beförderte. Neuerlich löste sich Columbia wieder in seine ursprünglichen Bestandtheile Ecuador (Quito), Neu-Granada und Venezuela auf. Auch die Besitzungen am La Plata rissen sich 1811 von der spanischen Herrschaft los. Dr. Francia (geb. 1763) zuerst Franciscanermönch, dann der Rechte beflissen und Alcalde in seinem Vaterland Asuncion (Asumption), schwang sich vom Secretair der Junta (Regierung) zu einem der drei Consuln des neuen Staates Paraguay empor und wurde 1814 alleiniger Director desselben, anfangs auf drei Jahr, nachher auf Lebenszeit. Er regierte sehr streng, hob Ackerbau und Industrie, schloß aber sein Reich von allem Verkehr mit dem Ausland ab und starb 1840. Gegenwärtig bestehen nun folgende Freistaaten in Südamerika: 1) Neu-Granada. 2) Venezuela. 3) Ecuador (Aequator). 4) Peru. 5) Bolivia. 6) Chili (Chile). 7) Die vereinigten Freistaaten am La Plata. 8) Die Republik Banda Oriental oder Cis-Platina am Uruguay. 9) Paraguay. — In Brasilien wurde 1552 Rio Janeiro (dschane-iro) Hauptstadt. Dahin flüchtete der Hof 1808 aus Portugal. Die Verwaltung

Digitized by Google

des Landes blieb indeß schlecht, bis das Volk dem König Johann VI. eine Verfassung abnöthigte. 1821 kehrte der König nach Europa zurück und sein Sohn Dom Pedro wurde Regent. Unweise Verordnungen des portugiesischen Cabinets bewirkten, daß Brasilien sich 1822 für unabhängig erklärte und Dom Pedro als constitutionellen Kaiser annahm. Durch den Tod Johanns VI. 1826 fiel ihm auch die Krone Portugals zu, auf welche er zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria da Gloria verzichtete. Die fortdauernde Gährung der Parteien brach in Brasilien endlich zu einem offenen Kampfe aus, der für die Krone unglücklich ablief. Dom Pedro mußte 1835 zu Gunsten seines Sohnes entsagen und schiffte sich nach Portugal ein, wo er in der Beilegung der dort entstandenen Wirren eine ehrenvollere Rolle spielte. — Noch erwähnen wir der brittischen, niederländischen und französischen Colonien in Guyana. Die brittischen Colonien sind Berbice, Demerary und Essequibo, sämmtlich durch die Holländer in den Jahren 1626, 1748 und 1698 gegründet, aber 1796 und 1797 von den Engländern erobert und denselben 1814 förmlich abgetreten, so daß den Holländern nur die Colonien am Flusse Surinam mit der Hauptstadt Paramaribo verblieben sind. Die Franzosen besitzen hier Cayenne, 1626 von Kaufleuten aus Rouen gegründet.

Wir haben diesen kurzen geschichtlichen Ueberblick mit dem ersten Entdecker Südamerika's begonnen und wenden uns nun zu dem zweiten Entdecker dieses Festlandes auf dem Gebiete der Wissenschaft. Das ist Alexander von Humboldt. Dieser Name hat einen solchen Klang, daß wir nicht umhin können, hier einen Abriß seines Lebens hinzuzufügen. Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt war am 14. September 1769 zu Berlin geboren. Mit seinem älteren Bruder, dem ihm jetzt bereits in die Ewigkeit vorangegangenen großen Sprachforscher Carl Wilhelm, genoß er das Glück einer sorgfältigen Erziehung und verband schon früh mit den trefflichsten Anlagen einen unermüdlichen Fleiß. Wohl vorbereitet besuchte er die Universitäten zu Göttingen und Frankfurt an der Oder, so wie die Handelsakademie zu Hamburg. Im Frühjahr 1790 machte er mit dem berühmten Weltumsegler Georg Forster eine Reise an den

Digitized by Google

Rhein, wo er die Gebirge untersuchte, nach Holland und England. Im folgenden Jahre studirte er in Freiberg unter Gottlob Werner die Bergwissenschaften und Pflanzenkunde. Er erwarb sich daselbst, wie späterhin überall in der alten und neuen Welt, durch anziehenden lehrreichen Umgang, Herzensgüte und heitere Laune allgemeine Achtung und Liebe. 1792 ward er in Berlin bei dem Berg- und Hüttenwesen angestellt, darauf nach Baireuth als Oberbergmeister für die fränkischen Fürstenthümer versetzt, wo er viele gute Einrichtungen machte, auch zu Steben eine Bergschule gründete. Alle diese Zeit benutzte er, um sich mit dem Himmel und der Erde vertraut zu machen und die zu einer fruchtbringenden Weltbereisung nöthigen Kenntnisse zu sammeln. Als er sich dazu gehörig gerüstet fühlte, legte er 1795 sein Amt nieder und machte kleinere Reisen, dem Adler gleich, der die Stärke seiner Flügel erst in kleineren Kreisen prüft, ehe er den Sonnenflug wagt. Um Ostern 1795 besuchte er Italien, dann die Schweiz, wo er sein Auge an dem inneren Bau der Alpen übte, zuletzt Paris, wo er seinen späteren Reisegefährten Bonpland*) kennen lernte. Schon als achtzehnjähriger Jüngling hatte er den Vorsatz gefaßt, die zwischen den Wendekreisen in der Nähe des Aequators gelegenen Länder des neuen Welttheils Amerika zu erforschen; denn die meisten dieser Länder waren noch unbekannt, und die spanische Regierung hüllte das Wenige, was man davon wußte, in den Schleier des Geheimnisses. Zu dem Ende begab er sich mit Bonpland nach Madrid. Im März 1799 wurde A. v. Hum-

*) Aimé Bonpland, ein Zögling der Pariser Arzneischule und des dortigen botanischen Gartens, begleitete seit 1799 Humboldt auf der ganzen fünfjährigen Reise durch Südamerika, wo er über 6000 neue Pflanzen sammelte. Nach seiner Rückkehr ward er 1804 Vorsteher des Gartens zu Malmaison und half als solcher seinem Freunde bei Herausgabe der Werke über die Ergebnisse der gemeinschaftlichen Reise. 1818 ging er als Professor der Naturgeschichte nach Buenos Ayres, unternahm 1820 Reisen ins Innere von Paraguay, ward aber zu St. Ana am Parana, wo er Pflanzungen des Paraguaythees angelegt, von Soldaten des Dr. Francia überfallen und von demselben bis 1829 gefangen gehalten. Seine wieder erlangte Freiheit benutzte er zu neuen Pflanzensammlungen am Paraguay.

Digitized by Google

boldt dem Könige zu Aranjuez vorgestellt, und in Folge davon erhielt er Päſſe und allen möglichen Vorſchub zur Beihülfe der von ihm beabſichtigten Reiſe. Die Einſchiffung geſchah am 5. Juni 1799. Die Gebiete von Cumana und Caracas, die Thäler des Orinoco und Rio Negro, die Inſeln Domingo, Jamaika und Cuba, der Magdalenenfluß, Quito und der Chimborazo, die Anden, der Amazonenfluß, endlich Mexico und die umliegenden Inſeln, Havannah und zum Schluß Philadelphia waren die Hauptpunkte, welche die beiden gelehrten Reiſenden beſuchten. Im Auguſt 1804 kehrten ſie nach Europa zurück. Die Ergebniſſe dieſer ſo berühmt gewordenen, mehr als 9000 Meilen umfaſſenden Reiſe, die größte, die je ein Privatmann unternommen, wurden in dem Prachtwerk: »Voyage de Humboldt et Bonpland dans l'intérieur de l'Amerique« gr. fol. in ſechs großen Abtheilungen mit meiſterhaften Kupfertafeln zu Paris 1807—28 veröffentlicht. Alle Fächer der Naturwiſſenſchaft, die in den verſchiedenen Abtheilungen berückſichtigt ſind, als die allgemeine Phyſik, die Zoologie und vergleichende Anatomie, die Aſtronomie, die Mineralogie, der Magnetismus und die Botanik, wurden dadurch bereichert. Im Jahr 1818 bewilligte der König von Preußen für Humboldt zu einer Reiſe nach Oſtindien und Tibet eine jährliche Unterſtützung von 12,000 Thalern; doch unterblieb dieſe Reiſe. Humboldt lebte ſeitdem abwechſelnd in Paris, wo er unter Anderm mit Gay-Luſſac die Lage des magnetiſchen Aequators berichtigte. 1822 begleitete er den König von Preußen auf ſeiner Reiſe durch Italien, und ſein Aufenthalt in Neapel veranlaßte ihn zu Unterſuchungen über die Bildung der Vulkane. Darauf lebte er meiſt in Berlin, wo er naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen hielt. 1829 bereiſte er mit Ehrenberg und Roſe Sibirien, das kaſpiſche Meer, den Ural, deſſen Diamantgruben er entdeckte, gelangte über den Altai bis zur chineſiſchen Grenze, verweilte bei den Kirgiſen und Kalmücken und kehrte über Aſtrachan und Moskau nach Deutſchland zurück. Dieſe „Reiſe nach dem Ural" erſchien in drei Bänden zu Berlin 1837—42. Ferner ſchrieb er über die Baſalte am Rhein, über die Flora von Freiberg, über Pflanzenphyſiologie, den Galvanismus, über die chemiſche Zerlegung der Atmoſphäre, die un-

Digitized by Google

terirdischen Gasarten, Versuch einer Pflanzengeographie ꝛc. Sehr verbreitet sind seine „Ansichten der Natur". 2 Bde. 3. Auflage. 1849. Cotta, Stuttgart und Tübingen. Ebendaselbst erschien auch sein neuestes vielgefeiertes Werk „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung.". 1. Band. 1845. 2. Band. 1847. 3. Band 1. Abth. 1850. Noch immer ist der jetzt 81jährige Greis jünglingsfrisch im Schaffen!

Bei der Bearbeitung dieses Bandes haben uns nun hauptsächlich folgende Werke vorgelegen: 1) Des Freiherrn Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, bearbeitet von G. A. Wimmer. 4 Bände. Wien, C. Gerold. 1830. (Das Original dieser Reise konnten wir leider nicht zu Gesicht bekommen; wir haben die darin beschriebenen südamerikanischen Länder als „Länder des Orinoco-Gebietes" bezeichnet.) 2) Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844 im Auftrage seiner Majestät des Königs von Preußen von Richard Schomburgk. 3 Thle. Leipzig, J. J. Weber. 1847 bis 1848. 3) Reisen im Innern Brasiliens, besonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistricte. Von Georg Gardner, Vorsteher der botanischen Gärten in Ceylon. Aus dem Englischen von Lindau. 2 Bände. Dresden und Leipzig, Arnold. 1848. 4) Reise des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied in Brasilien in den Jahren 1815—1817. (Bearbeitet nach Theil XIV. der Land- und Seereisen von Dr. W. Harnisch.) 5) Charles Darwin's naturwissenschaftliche Reisen nach den Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika ꝛc. Deutsch von Dr. Ernst Dieffenbach. 2 Theile. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn. 1844. 6) Peru, Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842 von J. J. von Tschudi. 2 Bände. St. Gallen, Scheidlin und Zollikofer. 1846. 7) Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom, während der Jahre 1827—1832 von Eduard Pöppig. 2 Bände. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1835. — Außerdem erwähnen wir noch von älteren Werken (bei Harnisch Theil XV. und XVI.): 8) des amerikanischen Geheimschreibers W. B. Stevenson's Reisen in Peru und auf der West-

Digitized by Google

küste des Staates Columbien (Quito) in den Jahren 1805 und 1806. 9) Des englischen Wundarztes Waller Kreuzerfahrten in Westindien in den Jahren 1807—1810. — Einige unwichtigere Quellen, aus denen wir beiläufig geschöpft, werden wir ihres Orts im Inhaltsverzeichnisse anführen, und fügen wir nur die Bitte hinzu, daß man auch diese Gabe mit billiger Berücksichtigung der ungemein beschränkten Oekonomie des Werkes freundlich aufnehmen wolle.

Kloster Neuendorf, um Ostern 1851.

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Es war am Abend des 25. Juni 1799, als wir die Rhede von Santa Cruz auf Teneriffa*) verließen und unsern Lauf gegen das südliche Amerika richteten. Der Wind wehte von Nordost, und schnell verloren wir die in rothen Dunst gehüllten Berge der Kanarien aus dem Gesicht. Nur der Pik erschien von Zeit zu Zeit unsern Blicken, wenn der Wind seinen Wolkenmantel auseinanderriß.

Unsere Ueberfahrt nach Cumana gehörte zu den schönsten. Wir durchschnitten am 27. Juni den Wendekreis des Krebses, und obwohl unsere spanische Corvette, der Pizarro, kein sehr guter Segler war, so durchliefen wir doch den Raum von 900 geographischen Meilen zwischen Teneriffa und Amerika in zwanzig Tagen. Unser Weg war der des Columbus. Man schifft hier auf dem Meer als wenn man einen Fluß hinabgleitet. Die Winde wehen immer regelmäßig von Osten nach Westen, und man könnte die Reise vielleicht in einer offenen Schaluppe wagen. — Nördlich von den Inseln des grünen Vorgebirges begegneten wir großen Massen von Meergras oder schwimmendem Varech (fucus natans). Dieser über die See zerstreute Varech ist aber ganz verschieden von den Bänken der Seegräser oder Algen, auf welche Columbus stieß und die er mit großen Grasweiden vergleicht. Es giebt im atlantischen Ocean zwei solche Algenbänke; die eine und zwar die größte zwischen dem 25° und 36° N. Br. westlich von Fayal, einer der Azoren, bekannt unter dem Namen des Sargasso-Meeres; die andere, viel kleinere,

*) Ueber Teneriffa vergleiche man Band VI. unserer Weltkunde S. 15 und folgende.

Digitized by Google

befindet sich zwischen dem 22° und 26° N. Br. auf dem Wege von den Bahama-Inseln nach den Bermuden. — Vom 22° N. Br. an fanden wir die Oberfläche des Meers mit fliegenden Fischen bedeckt. Sie schwangen sich zwölf bis achtzehn Fuß in die Luft und fielen öfters auf's Verdeck. Diese Thiere haben eine außerordentlich große Schwimmblase, welche sicherlich zum Schwimmen beiträgt. Auch kann der Fisch sich bis auf eine Strecke von 20 Fuß in wagerechter Richtung fortschnellen, ehe er das Wasser mit seinen Flossen berührt. — Seitdem wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wir allnächtlich die Schönheit des südlichen Himmels bewundern, welcher in dem Maße, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder vor unseren Augen entfaltete. Man hat ein seltsames Gefühl, wenn man bei der Annäherung an den Gleicher oder beim Uebergang in die andere Erdhälfte allmählig die Sterne verschwinden sieht, die man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert lebhafter an die Entfernung von der Heimath, als der Anblick eines neuen Sternenhimmels. Einige Gruppen großer Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und einige Räume, welche sich durch außerordentliche Dunkelheit auszeichnen, geben dem südlichen Himmel ein eigenthümliches Ansehen. In der Nacht vom 4. bis 5. Juli sah ich unter dem 16° N. Br. zum ersten Mal deutlich das „Kreuz des Südens" und es ging damit ein Jugendtraum in Erfüllung, da es mir schon als Knabe schmerzlich gewesen war, daß ich dies schöne Sternbild, das Zeichen unsers Glaubens am Firmament, nicht sehen würde. Da die beiden großen Sterne, welche die Spitze und den Fuß des Kreuzes bezeichnen, ungefähr die nämliche grade Aufsteigung haben, so muß das Sternbild in dem Augenblick, wo es durch den Meridian geht, also um Mitternacht, beinah senkrecht stehn. Daher dient es als Himmels-Uhr, und oft hörten wir nachher in den Savannen sagen: „Mitternacht ist vorbei, das Kreuz fängt an sich zu neigen." — Die letzten Tage unserer Ueberfahrt waren nicht so glücklich, als uns das milde Wetter und die Meeresruhe erwarten ließ. Der Keim eines bösartigen Fiebers entwickelte sich am Bord, je mehr wir uns den Antillen näherten. Die Luft in den Zwischen-

Digitized by Google

decken war zum Ersticken heiß, und unser Thermometer hielt sich auf 24 bis 36 Grad. Ein in den letzten Zügen liegender Matrose erlangte durch einen eigenen Umstand seine Gesundheit wieder. Er wünschte nämlich das heilige Abendmahl; da er aber in seiner Hängematte dem Verdeck mit dem Gesicht bis auf kaum zehn Zoll nahe war und die Sacramente nach spanischem Gebrauch beim Glanze der Wachskerzen und im Gefolge der ganzen Mannschaft hergetragen werden mußten, so brachte man ihn in ein luftiges Zelt auf dem Verdeck. In diesem Raume, wo man ihn, stündlich seinen Tod erwartend, beließ, erholte er sich wieder.

Am 13. Juli des Morgens gegen sechs Uhr verkündete man vom Mastkorb aus ein sehr hohes Land in Sicht, das sich aber wegen des Nebels, in den es gehüllt war, nur undeutlich erkennen ließ. Ein heftiger Wind fing an zu wehen; das Meer war sehr unruhig, und der Regen fiel in großen Tropfen. Bald zeigte sich das Land in der Nähe: ein Haufen sorgfältig bebauter malerischer Felsen. Es war die Insel Tabago. Die bis gegen tausend Fuß aufsteigenden Felsen bestehen aus weißem Gestein und stechen gegen das liebliche Grün, womit sie Natur und Menschenfleiß bekleidet hat, angenehm ab. Gebüsche und zerstreute Bäume erhöhen die Schönheit, und hohe leuchterförmige Fackeldisteln erinnern den Beschauer, daß er sich in der neuen Welt befindet, welcher diese Pflanzengattung eben so eigenthümlich ist, wie die Haidekräuter der alten Welt. Die Fackeldisteln oder Cactus zeigen sich bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen viereckigen Säulen, wie Orgelpfeifen aufrecht stehend. Sie gehören zu den Saftpflanzen, welche man Quellen der Wüste nennen kann. In den wasserlosen Ebenen von Südamerika suchen die vom Durst geängsteten Thiere den Melonen-Cactus, eine kugelförmige, halb im dürren Sand verborgene Pflanze, deren saftreiches Innere unter furchtbaren Stacheln verborgen ist. Sie zerschlagen sie dann mit dem Hufe, wobei sie sich nicht selten verletzen, und finden Labung im saftigen Fleisch. Die säulenförmigen Cactusstämme erreichen bis 30 Fuß Höhe und ähneln durch die Form der Armleuchter den afrikanischen Euphorbien. Die Cactus bilden in den pflanzenleeren Wüsten Inseln

Digitized by Google

von Pflanzengrün und krönen dürre Felsen. Ueber die Dichtigkeit der Holzfasern in den erhärteten Stämmen muß man staunen. Die Indianer wissen, daß das Cactusholz unverweslich und zu Rudern und Thürschwellen vortrefflich zu gebrauchen sei. — Nachdem wir das Nordkap von Tabago umschifft hatten, ward der jüngste unserer Reisegenossen das erste und glücklicherweise auch das einzige Opfer des am Bord herrschenden bösartigen Fiebers. Er war ein Asturier, 19 Jahr alt, einziger Sohn einer Wittwe. Man hatte den Jüngling, dessen Züge viel Liebenswürdigkeit verriethen, wider seinen Willen eingeschifft, um ihn zu einem reichen Verwandten in Amerika zu bringen, bei dem er sein Glück machen sollte. Er starb den dritten Tag seiner Krankheit. Während große Seevögel gegen Abend auf dem leuchtenden Meere ein eintöniges Geschrei ausstießen, rief das Schiffsglöcklein zur Bestattung des Verstorbenen. Die Matrosen hörten auf zu arbeiten, warfen sich auf ihre Kniee und beteten. Der Priester sprach die Segensworte seiner Kirche über den Leichnam, dann senkte man ihn in's Meer. Jeder Schiffsgenosse nahm herzlichen Antheil an dieser Feier.

Am 15. Juli gegen 11 Uhr Morgens erblickten wir vor uns eine kleine niedrige Insel, auf welcher sich einige Sanddünen erhoben. Durch das Fernrohr betrachtet, erschien der Boden von aller Vegetation entblößt und einem bewegten Meere gleich. Diese Erscheinung eines bewegten Meeres bietet sich überall dar, wo große Ebenen von den Sonnenstrahlen erhitzt werden. Es ist dies eine Wirkung der Spiegelung. Eben wollte man eine Schaluppe an's Land schicken, als man zwei Piroguen entdeckte. Man zog die castilianische Flagge auf und rief sie durch einen Kanonenschuß. Sie näherten sich jedoch nur mit Mißtrauen; erst als sie in der Nähe waren und spanisch reden hörten, kamen sie an Bord. Die Piroguen waren, wie alle, deren sich die Eingeborenen bedienen, aus einem einzigen Baumstamm gemacht, und auf jeder befanden sich achtzehn guayquerische Indianer, nackt bis an den Gürtel und von sehr schlankem Wuchs. Ihr Ansehn verrieth große Muskelkraft, ihre Farbe war das Mittel zwischen braun- und kupferroth. Von fern, wenn sie sich nicht bewegten, sahen sie aus wie Statuen von

Digitized by Google

Bronze. Die Guayquerier gehören zu dem Stamme civilisirter Indianer, welche die Küste der Insel Margaretha und die Vorstädte Cumana's bewohnen. Nach den Karaiben ist dies der schönste Menschenstamm des festen Landes. Diejenigen, welche wir hier trafen, hatten den Hafen von Cumana die Nacht vorher verlassen und Zimmerholz aus den Cederwäldern geholt, welche sich vom Kap San Jose bis zum Rio Carupano erstrecken. Sie gaben uns frische Kokosnüsse und einige Klippfische von bewundernswürdiger Farbe (wahrscheinlich Chaetodon striatus, von den Franzosen Demoiselle genannt, ein geschätztes Essen). Sie sagten uns, daß dies die Insel Coche sei, und der Führer einer Pirogue erbot sich, bei uns am Bord zu bleiben, um uns als Lootse bis zum Hafen von Cumana zu dienen. Dies war ein durch seinen Charakter sehr empfehlenswerther Mann voll Beobachtungsgeist, der uns nachher während eines Zeitraums von sechszehn Monaten auf allen unseren Ausflügen begleitete und uns äußerst nützlich wurde. Er hieß Carlos del Pino. — Unsere Corvette steuerte nun westwärts und fuhr an der kleinen Insel Cabagua, ehemals durch Perlenfang berühmt, vorüber. Bald sahen wir die auf der Westseite der Insel Margaretha majestätisch sich erhebenden Berge des Kap Marcano und befanden uns Abends im Angesicht des Hafens von Cumana. Da der Wind jedoch sehr schwach war und der Capitain sich fürchtete, bei Nacht in den Hafen einzulaufen, so zog er es vor, außerhalb desselben zu laviren. Wir brachten einen Theil der Nacht auf dem Verdecke zu und unser Lootse erzählte uns von den Thieren und Pflanzen seines Landes. Wir erfuhren von ihm, daß es wenige Meilen von der Küste ein gebirgiges Land gebe, wo die Kälte sehr empfindlich sei, und daß man in den Ebenen zwei von einander verschiedene Krokodile, Arten von Boa, elektrische Aale und mehrere Arten von Tigern kenne.

Am 26. Juli mit Tagesanbruch sahen wir die grüne Küste von malerischem Anblick. Berge, halb verschleiert durch die Dünste, begrenzten den Horizont im Süden. Die Stadt Cumana und ihr Castell erschien zwischen Gruppen von Cacaobäumen. Wir legten uns im Seehafen um 9 Uhr vor Anker. Weil wir indeß erst die Besichtigung der Hafenbeamten abwar-

Digitized by Google

ten mußten, so konnten wir uns erst gegen Mittag ausschiffen. Unsere Blicke waren inzwischen auf das Land geheftet, welches mit Kokospalmen und Mimosen*), deren Aeste sich mit ihren gefiederten Blättern wie Regenschirme ausbreiten, uns entgegenlachte. Der reinste Azur des Himmels gab dem gefiederten Laubwerk den herrlichsten Hintergrund. Die Sonne stieg schnell in den Scheitelpunkt und warf ein blendendes Licht auf die weißen, mit säulenförmigem Cactus besetzten Hügel und auf das Meer, dessen Ufer mit braunen Pelikanen, Reihern und Flamingos bevölkert waren. Der Glanz des Tages, die Kraft in den Farben der Gewächse, die schön entwickelte Form der Pflanzen, das bunte Gefieder der Vögel: alles verkündete den großen Charakter der Natur in den Gegenden des Aequators. — Die Stadt Cumana lag eine Meile von unserem Ausschiffungsplatze entfernt. Wir hatten daher einen starken Marsch durch eine sandige, in alle Gluth der zurückprallenden Sonnenstrahlen getauchte Ebene zu machen. Unser Lootse führte uns in der Vorstadt der Guayquerier durch seinen Garten, der mehr einem Wald, als einem Culturfleck glich. Zum Beweise der Fruchtbarkeit des Bodens zeigte er uns einen Baumwollenbaum (Bombax heptaphyllum), dessen Stamm in seinem vierten Jahre nahe an drittehalb Fuß Durchmesser hielt. Hier sahen wir auch den 50 bis 60 Fuß hohen Guama-Baum (Juga spuria) mit Blumen beladen, die durch ihre Länge (1½ Zoll) und den silberfarbenen Glanz ihrer Staubfäden merkwürdig sind. Die Häuser der Vorstadt gewährten einen freundlichen Anblick und bildeten gerade Straßen, die man erst neu aufgebaut hatte, weil achtzehn Monate vor unserer Ankunft ein Erdbeben sie zerstörte. Kaum waren wir über die hölzerne Brücke des Flusses Manzanares gegangen, der einige kleine Krokodile ernährt, als wir überall die

*) Die Mimosen oder Sinnschelfen sind Kräuter, Gesträuche oder große Bäume mit graufiederigen oder mehrfach gefiederten kleinen zarten, meistens reizbaren Blättchen, so daß sie sich bei der Berührung schneller oder langsamer (je nach den Arten) zusammenlegen. Es gehört dazu die in unseren Zimmern gehaltene Sinnpflanze (Mimosa pudica) und man hat gegen hundert Gattungen.

Digitized by Google

Spuren des schrecklichen Ereignisses bemerkten. Neue Gebäude erhoben sich auf den Trümmern der alten. Wir mietheten bald ein geräumiges Haus, das uns wegen seiner Lage zu einer Sternwarte geeignet schien und wo wir der frischen Seeluft genießen konnten. Das Haus hatte freilich nur papierne Fenster, aber die gläsernen sind hier überhaupt selten. Auch unsere kranken Reisegefährten wurden alle auf's Beste untergebracht und gepflegt; denn die Gastfreundschaft ist hier außerordentlich groß. Man nimmt ohne Weiteres ganz unbekannte Hülfsbedürftige auf und pflegt sie ein ganzes Jahr. — Ein Platz vor unserer Wohnung diente zum Verkauf afrikanischer Sclaven, welche auf einem dänischen Handelsschiff hergebracht waren, alle 15 bis 20 Jahr alt. Man vertheilte unter sie alle Morgen Kokosöl, um durch das Einreiben desselben der Haut eine glänzende Schwärze zu verleihen. Jeden Augenblick kamen Käufer, die ihnen wie den Pferden auf den Märkten den Mund aufrissen, um die Zähne zu untersuchen. Man erinnert sich bei solchem Anblick aller Gräuel des Sclavenhandels und seufzt, wenn man bedenkt, daß dieser abscheuliche Gebrauch ungeachtet aller Gegenvorkehrungen immer noch im Geheimen fortwuchert.

Der Golf von Cariaco verdankt sein Dasein ohne Zweifel einem Einbruche des Meeres. Das Wasser zog nachher sich langsam zurück und hinterließ eine Reihe von Gyps- und Kalkhügeln, an welche sich die Stadt anlehnt. Diese Hügel sind mit einem Walde von lauter Opuntien und Cactus dicht bewachsen. Es giebt darunter Cactus von 30 bis 40 Fuß Höhe, deren Stamm mit Moosen bedeckt ist und die, in mehrere Aeste getheilt, gleich einem Kronleuchter, einen außerordentlichen Anblick gewähren. Wir maßen eine, deren Stamm 4 Fuß 9 Zoll im Umfang hatte. Die Gruppen dieser Gewächse sind für die dürren Strecken der heißen Länder dasselbe, was bei uns Rohr und Binsen für die Moräste sind. Ein mit Cactus bewachsener Ort, Tunal genannt, wird beinah für undurchdringlich gehalten. Auf einsamen Spaziergängen suchten wir ein paarmal in einen solchen Tunal einzudringen; doch da hier zu Lande fast gar keine Dämmerung ist, so überraschte uns einst plötzlich die Nacht und wir waren nun wirklich sehr schlimm daran, indem wir nicht nur

Digitized by Google

die Stiche der tausend Stachelgewächse um uns her zu fürchten hatten, sondern auch den Biß der Klapperschlangen.

Das Castell St. Anton liegt 300 Fuß über der Meeresfläche in dem Golf von Cariaco. Es steht auf einem nackten Kalkfelsen und beherrscht die Stadt. Die Befestigungen sind hier zu Lande ganz eigener Art. Man pflanzt nämlich statt der Palissaden einen Tunal aus Fackeldisteln. Diese Palissaden haben den Vortheil, daß sie nicht faulen, sondern sich vermehren und zuletzt einen Wall bilden, dem man eben so wenig durch Kanonen als durch Sturmlaufen etwas anhaben kann. Als Garnison werden in den Gräben der Festung eine Menge vierfüßiger Soldaten aus der Classe der Kuirassiere gehalten. Sie sind von Kopf bis zu Fuß mit einem undurchdringlichen Panzer versehen, und der Feind, der ihnen in die Hände fällt, bedarf keines Begräbnisses; sie bestatten ihn sogleich in ihren Magen. Es sind dies große Krokodile, welche in den Gräben Schildwache halten und Freund und Feind verschlingen, wenn er ihnen zu nahe kommt. — Das Castell ist von malerischer Wirkung für die, welche in den Hafen einfahren, indem es sich hell auf der dahinter liegenden Bergkette abmalt. Diese Bergkette erhebt ihre duftigen Gipfel bis über die Wolken. Steigt man südöstlich vom Castell herab, so trifft man die Trümmer des alten Schlosses St. Maria. Dieses ist ein herrlicher Standpunkt für diejenigen, welche bei Sonnenuntergang die Kühle der Seeluft und den Anblick des Golfes genießen wollen. Hier erscheinen die hohen Gipfel der Insel Margaretha über der felsigen Küste der Erdzunge Araya. Westwärts sehen mehrere kleine Eilande wie Festungen aus, und beim Sonnenschein entsteht durch die Erwärmung der unteren Luftschichten eine Luftspiegelung, wodurch diese Eilande gleichsam schwebend erscheinen.

Die Stadt Cumana (jetzt Hauptstadt des Departements Maturin in der Republik Venezuela) liegt zwischen dem Castell St. Anton und den kleinen Flüssen Manzanares und St. Catilina. Der Manzanares bildet ein fruchtbares Delta, auf dem die Indianer ihre Gärten angelegt haben. Die Stadt hat keine ansehnlichen, sondern nur niedrige hölzerne Gebäude, wie sie

Digitized by Google

auf einem von häufigen Erderschütterungen heimgesuchten Boden angebracht sind. Ueber die terassenförmig gebauten Dächer erheben sich hin und wieder Stämme von Dattel- und Kokospalmen. Die Bewohner bestehen aus weißen Europäern, kupferfarbenen Eingeborenen und Mischlingen. Die drei Vorstädte enthalten eben so viel Bewohner als die Stadt selbst. Man kann die Zahl derselben auf zwanzig Tausend annehmen. In der Nähe der Wohnungen sieht man Tausende von schwarzköpfigen Geiern (Gallinazo's) mit dem Aufwühlen und Verzehren von Thierleichnamen beschäftigt. Verläßt man die Vorstädte und wandelt am Manzanares aufwärts, so findet man zuerst ein Wäldchen stachlichter Armleuchter, dann gelangt man in ein Wäldchen von Tamarinden, Brasilienholz, Baumwollenbäumen und andern durch Blätter und Blumen ausgezeichneten Pflanzen. Der Boden liefert gute Weide, und zwischen den zauberisch schönen Bäumen sind aus Schilfrohr Melkereien erbaut. Die Milch der Kühe erhält sich in Gefäßen von porösem Thon sehr frisch. — Man sagt den Castilianern nach, daß sie weder Bäume, noch den Gesang der Vögel liebten, und diese Gewohnheit haben sie in ihre Colonien verpflanzt. Die Einwohner von Cumana ziehen daher den Genuß der kühlen Seeluft einem Spaziergang unter dem Schatten der Bäume vor; sie kennen keinen anderen Spaziergang als den in die große Ebene. Auch ist hier, so wie in Mexico und Peru, nicht leicht Jemand zu finden, der um des bloßen Schattens willen auch nur einen Baum pflanzte, und wenn man die Umgebung großer Hauptstädte ausnimmt, so sind im Lande die Alleen fast ganz unbekannt. — Der Himmel von Cumana ist fast das ganze Jahr hindurch rein und trocken, und nur beim Sonnenuntergang wird das Blau leicht mit Wolken bemalt. Im Innern dagegen sieht man über üppigen Wäldern Gewitter sich bilden und in strömenden Güssen sich auflösen. Die dürre Ebene verbreitet nach einem Regen, wenn die Sonne darauf scheint, einen starken Bisamgeruch. Wahrscheinlich rührt derselbe von den unzähligen Würmern und Insekten her, die in diesem Boden leben und den Eingeborenen selbst zur Nahrung dienen. Ich sah indianische Kinder vom Stamme der Chaymas, welche Tausendfüßler oder Scolopender von achtzehn Zoll Länge und

Digitized by Google

sieben Linien Breite aus der Erde hervorzogen und mit Appetit verzehrten.

Der Manzanares, an welchem Cumana liegt, hat vor seinem Madrider Namensbruder den Vorzug, daß er immer mit reichlichem und sehr klarem Wasser angefüllt ist. Dieser kühle Fluß mit seinen angenehm beschatteten Ufern ist eine unschätzbare Wohlthat in einem Lande, wo man wegen der großen Sonnengluth das Bedürfniß fühlt, sich täglich mehrmals zu baden. Die Kinder bringen den größten Theil des Tages im Wasser zu. Alle Einwohner, selbst die vornehmsten Damen, können wie Fische schwimmen, und wenn man sich des Morgens begegnet, so ist eine der ersten Fragen, ob das Wasser des Flusses recht kühl sei. Die Art zu baden ist verschieden. Man macht und empfängt Besuche im Wasser. Man stellt eine Reihe Stühle in den Fluß, und die feinsten Gesellschaften versammeln sich des Abends, um sich im Wasser beim Cigarro-Rauchen von der Trockenheit der Luft, von dem Regen in den benachbarten Provinzen oder von dem Putz und Luxus in Caracas und der Havannah zu unterhalten. Die Gesellschaft wird wohl manchmal von Bavas oder vier Fuß langen Krokodilen besucht, aber man erschrickt nicht, da sie nur selten und so gutartig sind, daß sie Niemandem wehe thun. Spaßhafterer Natur sind die Delphine, welche öfter in der Nacht den Fluß hinaufschwimmen und den beim Mondschein badenden Damen mitunter einen Wasserstrahl über den Kopf spritzen, den sie durch ihre Spritzlöcher ausathmen.

Der Hafen von Cumana ist eine Rhede, die alle Schiffe Europa's aufnehmen könnte. Der ganze Golf von Cariaco, 35 Meilen lang und 6 bis 8 Meilen breit, bietet Einen vortrefflichen Ankerplatz dar. Der Sage nach entstand dieser Golf durch einen Einbruch des Meeres, welcher Felsen zertrümmerte und Länder zerriß. Zur Zeit der Entdeckung des Landes war das Ereigniß noch im frischen Andenken. Im Jahr 1530 wurden die Bewohner der Küste von Cumana und Paria auf's Neue in Schrecken gesetzt. Bei einem Erdbeben überschwemmte das Meer abermals die Länder, und das erst ohnlängst erbaute Fort von Cumana stürzte zusammen. Gleichzeitig bildete sich in dem Glimmerschiefer am Ufer des Meeres eine ungeheure

Digitized by Google

Oeffnung, aus der eine große Menge Erdpech mit Salzwasser vermischt hervorquoll. Die Erdbeben wiederholten sich im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts häufig, und einer alten Ueberlieferung zufolge, stiegen die Fluthen über den Ebenen bis zu einer Höhe von 90 bis 120 Fuß. Die Menschen retteten sich auf die benachbarten Berge. Leider fehlt es in Cumana an schriftlichen Aufzeichnungen über diese Begebenheiten, indem die Termiten oder weißen Ameisen alle Urkunden zerstören. Das Jahr 1766 war das unheilvollste. Nachdem funfzehn Monate lang eine ungemeine Dürre geherrscht hatte, wurde die Stadt Cumana am 21. October durch ein Erdbeben gänzlich zerstört. Innerhalb weniger Minuten stürzten alle Häuser zusammen. Vierzehn Monate hindurch wiederholten sich die Stöße von Stunde zu Stunde. An mehreren Stellen öffnete sich die Erde und spie schwefelichtes Wasser aus. Während der Boden beständig zitterte, bildeten sich in der Luft fortwährend Wolken. Starke Regengüsse schwellten die Flüsse an, und das Jahr 1767 gehörte zu den fruchtbarsten. Im Jahre 1797 wurden am 14. December vier Fünftheile der seit dreißig Jahren wieder aufgebauten Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt. Der Stoß kam senkrecht von unten nach oben, war von einem starken unterirdischen Getöse begleitet und wirkte wie die Explosion einer tief angelegten Mine. Glücklicherweise ging dieser Explosion eine horizontale Bewegung voran, und die Einwohner hatten Zeit, sich auf die Straße zu flüchten. Eine kleine Anzahl, die in den Kirchen versammelt war, büßte diese Unvorsichtigkeit mit dem Tode. Das Erdbeben brachte verschiedene Veränderungen in der Gestalt des Bodens hervor. Klippen wurden hervorgeschoben, Vorgebirge vergrößert, Flußbetten verrückt. Eine halbe Stunde vor dem Ereigniß empfand man zu Cumana einen starken Schwefelgeruch, und an der nämlichen Stelle war das unterirdische Geräusch am heftigsten. Zu derselben Zeit sah man Flammen am Manzanares, beim Kapuzinerhospiz und am Meer. Diese Erscheinung findet sich auch in anderen vulkanischen Gegenden häufig. Es erheben sich, ohne daß Spalten in der Erde sind, Feuerbüschel an den trockensten Orten zu einer beträchtlichen Höhe, und man kann sie stundenlang beobachten.

Digitized by Google

Die Lohe theilt sich dem Grase nicht mit, ohne Zweifel, weil die sich entwickelnde Luftsäule mit Stickluft und Kohlensäure gemischt ist und nicht bis an den Boden brennt. Die Furchtsameren unter den Bewohnern beobachten mit Aengstlichkeit alle Vorzeichen. Sie geben auch auf Hunde, Ziegen und Schweine genau Acht, namentlich auf diese letzteren Thiere, welche einen äußerst feinen Geruch haben und, gewohnt in der Erde zu wühlen, durch Geschrei und Unruhe die nahe Gefahr verkünden. Das Aufsteigen von Dünsten aus dem Innern der Erde erhellet daraus, daß nach einem heftigen Erdbeben die Kräuter der Savanne eine schädliche Eigenschaft erlangten, so daß eine Seuche unter dem Vieh entstand. — Die Erdbeben von Cumana hängen mit denen auf den kleinen Antillen zusammen, und man hat selbst vermuthet, daß sie in einiger Verbindung mit den vulkanischen Erscheinungen der Anden stehen. Als am 4. Februar 1797 in Quito 40,000 Menschen bei einem Erdbeben ihr Leben verloren, wurden auch in demselben Augenblicke die Bewohner der östlichen Antillen durch Erdstöße in Schrecken gesetzt, die erst nach acht Monaten aufhörten, nachdem der Vulkan von Guadeloupe Bimsstein-Asche und Schwefeldünste ausgespieen hatte. Diesem Ausbruch vom 27. September folgte am 14. December das Erdbeben von Cumana. Ein anderes Zeugniß für diese Verbindung ist folgendes Beispiel. Als nämlich 1812 der seit 1718 ruhige Vulkan auf St. Vincent, einer der kleinen Antillen, wieder Feuer auswarf, war vier und dreißig Tage vorher die Stadt Caracas auf dem Festlande untergegangen. Ja, es findet selbst eine Verbindung zwischen dem vulkanischen Boden von Portugal und dem der neuen Welt statt, wie die Erdbeben Lissabons von 1755 und 1761 beweisen. Bei dem ersteren wurde das Meer bis auf 1200 Meilen weit bewegt, und auf der Insel Barbadoes die Erschütterung verspürt. Den 1. November 1755, wie den 31. März 1761 überschwemmte der Ocean die Küsten Schwedens, Englands und Spaniens; in Amerika die Inseln Antigua, Barbadoes und Martinique. In der Bai von Carlisle auf Barbadoes, wo die Fluth gewöhnlich zwei Fuß und etwas darüber Höhe hat, erhob sie sich auf 20 Fuß. Das Wasser wurde zugleich schwarz wie Tinte, ohne Zweifel, weil

Digitized by Google

es sich mit Bergöl vermischt hatte, das auf dem Grunde des Meeres in Menge vorhanden ist, sowohl an den Küsten des Golfes von Cariaco, als der Insel Trinidad. Auf den Antillen und in den Schweizer Seen ward sechs Stunden nach dem ersten Stoße eine außerordentliche Wasserbewegung verspürt. In Cadix sah man einen 60 Fuß hohen Wasserberg in einer Entfernung von acht Stunden aus dem Meere aufsteigen und sich verwüstend der Küste zuwälzen. — Alles scheint bei den Erdbeben die Wirkung elastischer Dünste anzuzeigen, die einen Ausgang suchen. Die Erde wird daher um so heftiger erschüttert, je weniger Luftlöcher die Oberfläche des Bodens hat, die mit den Höhlen des Innern in Verbindung stehen.

Den ersten Ausflug von Cumana machten wir *) nach der Halbinsel Araya und schifften uns zu dem Ende am 19. August Nachmittags zwei Uhr auf dem Manzanares ein. Wir hatten eine angenehme kühle Nacht. Die den Fluß umsäumenden Mimosen-Wäldchen erglänzten von Schwärmen leuchtender Insekten. Uns ergötzen am Abend wohl unsere Johanniswürmchen; doch nichts kann mit der malerischen Wirkung verglichen werden, womit diese Millionen von Leuchtwürmern die heiße Zone verschönern und auf dem Grunde der Savannen und Gebüsche das Bild des Sternenhimmels wiederholen. Als wir uns den Pflanzungen näherten, sahen wir Freudenfeuer. Der Rauch wirbelte an den Gipfeln der Palmen empor und gab dem Mondlicht eine röthliche Färbung. Es war Sonntag. Negersclaven tanzten nach dem einförmigen schrillen Tone einer Guitarre. — Wir durchschnitten darauf in einer geräumigen Barke, auf großen Fellen des Jaguars gelagert, den Golf von Cariaco und stiegen des Morgens um acht Uhr an der Spitze von Araya bei dem dort befindlichen Salzwerk aus. Ein einzelnes Haus erhebt sich in einer kahlen Ebene. Der Aufseher residirt in einer Hängematte und commandirt von dort aus die ihm untergebenen Arbeiter; er regiert und schläft auf demselben Platz. Allwöchentlich bringt eine Barke die nöthigen Lebensmittel. Die Halb-

*) Man erinnere sich, daß Herr von Humboldt in Begleitung des französischen Naturforschers Aimé Bonpland reist. Vergl. die Einleitung.

Digitized by Google

insel enthält einen Ueberfluß von Salz. Es wird aus einem von Bergöl durchdrungenen, mit Gyps vermengten Thon gewonnen, der gewöhnlich rauchgrau aussieht. Setzt man diesen Thon der Sonne aus, so bilden sich Salzkrystalle. Hin und wieder findet man auch in dem Thon Würfelstücke von drei bis vier Kubikfuß reines Salz. Zum Ausziehn des Salzes aus dem Thon bedient man sich des Regenwassers und des hart dabei befindlichen Meerwassers, welches man zur Fluthzeit durch Kanäle in mehrere große Behälter hineinläßt. Die Verdunstung geht in diesem Klima schnell vorwärts, und man erhält das Salz schon nach zwanzig Tagen. Im Anfang des 17. Jahrhunderts kämpften die Holländer mit den Spaniern wegen Ausbeutung der Salzsümpfe, die damals durch einen schmalen Erddamm vom Meere getrennt waren. Die Spanier erbauten 1622 zum Schutz der Salzwerke das Castell St. Jakob; allein dasselbe wurde durch ein außerordentliches Naturereigniß unnütz. Man empfand nämlich plötzlich einen heftigen Windstoß, welches das Meerwasser tief in's Land trieb. Der Erddamm wurde durchbrochen und die Salzsümpfe in einen mehrere Meilen langen Salzsee verwandelt. — Die Ansicht der Natur ist von hier aus erhebend und prächtig. Gleichzeitig umfaßt man mit entzücktem Blick das Eiland Cubagua, die hohen Gipfel von Margaretha, die Ruinen des Castells St. Jakob, den Cerro (Gipfel) de la Vele und die hohe Kalkkette des Brigantin, welche den Horizont gegen Süden begrenzt. Wir wandten uns südwärts und durchzogen eine salzige kahle Ebene; denn das ganze Erdreich ist mit Kochsalz geschwängert und von Pflanzen entblößt. Dann verfolgten wir einen schmalen Fußpfad zwischen einem senkrechten Felsen und dem Meer. Die Nacht überfiel uns plötzlich, die Fluth war eben im Zunehmen und verengte den Weg mit jedem Schritte. Doch gelangten wir glücklich zu den Trümmern des alten Schlosses von Araya, die einsam auf einem dürren, mit Agaven (Baum-Aloen), Cactus und Mimosen gekrönten Bergen liegen und eher Felsenmassen als Menschenwerken ähneln. Die Landschaft umher hatte einen düster-romantischer Anstrich, und gern wären wir noch länger hier geblieben, um den Untergang der Venus, deren Scheibe zwischen

Digitized by Google

dem verfallenen Gemäuer erschien, zu beobachten. Aber unser alter Maulthiertreiber, der uns als Führer diente, hatte übermäßigen Durst und drang lebhaft darauf, daß wir uns fortmachen möchten, indem er, um uns anzuspornen, von lauter Tigern und Klapperschlangen sprach, die sich in der Nähe der Ruinen aufhielten. Dies Vorgeben war nicht ohne Grund, obgleich die Jaguare, die den bengalischen Tigern an Größe nichts nachgeben, an der Küste nicht leicht einen Menschen angreifen, weil sie Ziegen und andere Nahrung finden. Noch drei Viertelstunden wanderten wir unter dem funkelnden Nachthimmel auf der Ebene fort und kamen endlich durch ein Wäldchen von Fackeldisteln nach einer Indianer-Hütte, wo wir von der Familie mit landesüblicher Gastfreundschaft aufgenommen wurden. Im Vorhause der Hütte machten wir unsere Hängematten auf; der Raum war sehr reinlich, und wir erquickten uns daselbst an Bananen, Fischen und vortrefflichem Wasser, welches in diesen heißen Zonen unter die besondern Wohlthaten gehört.

Des andern Morgens bei Sonnenaufgang sahen wir, daß unsere Hütte zu einem kleinen indianischen Dorfe gehörte, welches an den Ufern des erwähnten Salzsees liegt. Die armen Bewohner nähren sich vom Fang der Fische, die sie in Cumana gegen Früchte umtauschen. Ihr Hauptreichthum sind jedoch Ziegen von fahlbrauner Naturfarbe. Diese werden von den Eigenthümern gezeichnet und irren verwildert auf dem Feld umher. Sollte Jemand eine Ziege erlegen, die das Zeichen eines Andern hat, so bringt er sie demselben sicher hin; das ist Landestugend, und wer davon abginge, der würde sich den Abscheu aller Uebrigen zuziehen. — Ein Schuhmacher von spanischer Abkunft spielte in diesem Dorfe den Gelehrten. In einem Lande, wo man sich meistentheils mit den Schuhen aus natürlichem Leder begnügt, konnte er keinen günstigen Boden zur Ausübung seiner Profession finden. Er war eben damit beschäftigt, die Sehne seines Bogens zu spannen und Pfeile zu spitzen, um Vögel damit zu schießen, und beklagte sich gegen uns, daß er, ein vornehmer Mann, durch die Theurung des europäischen Pulvers gezwungen sei, gleich einem Indianer mit Pfeilen zu schießen. Seine Kenntnisse bestanden darin, daß er die Bildung des Salzes durch

Digitized by Google

den Einfluß der Sonne und des Vollmondes, einige Arzneipflanzen nebst den Vorzeichen der Erdbeben kannte; auch wußte er, an welchen Zeichen man die Gold- und Silberminen entdeckt. Da er die Ueberlieferungen des Landes gesammelt hatte, so konnte er uns merkwürdige Nachrichten über die Perlen von Cumana mittheilen; doch behandelte er diese Gegenstände des Luxus mit der größten Verachtung, indem er die Stellen aus Hiob 28, 18 citirte: „Die Weisheit ist höher zu wägen, denn Perlen." Nach einer langen Rede über die Nichtigkeit menschlicher Größe zog er einen ledernen Beutel mit ziemlich kleinen undurchsichtigen Perlen hervor, die er uns als ein Andenken darbot, ohne irgend einen Ersatz dafür anzunehmen. — Die Schwalbenmuschel mit Perlen findet sich zahlreich in den Untiefen vom Meerbusen von Paria an bis zum Vorgebirge Vela, westlich vom Maracaibo-See. Diese Gegenden waren im 16. Jahrhundert so berühmt, wie der persische Meerbusen. Man schickte von hier aus jährlich für 800,000 Piaster Perlen nach Europa. Die Perlenfischerei hörte jedoch auf*), da man die Muscheln unvorsichtiger Weise zu Tausenden weggenommen hatte. Bei Ceylon, wo hundert Menschen mit der Perlenfischerei beschäftigt sind, die jährlich eine halbe Million Piaster einbringt, wird nur einen Monat im Jahre gefischt, um die Bänke zu erhalten. Die Perlenmuschel lebt nämlich nur 9 bis 10 Jahr, und im vierten Jahr fangen die Perlen an sich zu zeigen. In 10,000 Muscheln findet man oft nicht eine einzige werthvolle Perle. Auf Ceylon häuft man die Muscheln auf, läßt sie verfaulen und schlemmt dann die Perlen aus.

Auf der Heimkehr berührten wir das Dorf Maniquarez, seit undenklichen Zeiten berühmt durch Töpferarbeiten, welche die indianischen Frauen noch ohne Drehscheibe verfertigen. Die Gefäße von zwei bis drei Fuß Durchmesser brennt man im Freien, indem man Gesträuche darumlegt und anzündet. Der Thon ist zersetzter, von Eisensäure rothgefärbter Glimmerschiefer.

*) Unter den Stürmen der neueren bürgerlichen Unruhen sind gegenwärtig auch die Perlenbänke am Flusse Hacha, westlich von Maracaibo, und im Meerbusen von Panama verlassen und verödet.

Digitized by Google

Wir begegneten in Maniquarez Jägern, welche auf Cabagua Hirsche erlegt hatten, die dort in großer Menge vorhanden sind. Sie haben die Größe der Rehe. Unweit dieses Dorfes befindet sich, achtzig Fuß von der Küste entfernt im Meer, eine Naphthaquelle, deren Geruch sich in das Innerste der Insel verbreitet. Wir mußten bis an den halben Leib in's Wasser gehn, um diese Erscheinung zu untersuchen. Das Bergöl, welches sich durch seine Durchsichtigkeit und gelbe Farbe dem wahren Naphtha nähert, quillt sprungweise, von Luftblasen begleitet, hervor, und bedeckt die Meeresfläche auf mehr als tausend Fuß im Umkreis. Die Quelle entspringt im Glimmerschiefer, wie auch die meisten heißen Quellen Amerika's. Noch erwähne ich als merkwürdiges Erzeugniß der Küsten Araya's den Augenstein, eine kalkartige Masse, die unbeweglich im Sande liegt, aber geglättet auf einer ebenen Fläche fortwährend läuft, besonders wenn man sie mit Citronensaft reizt. Bringt man diesen Stein in's Auge, so treibt er jeden etwa hineingerathenen fremden Körper heraus. Man bot uns diese Steine zu Hunderten an. Es sind dünne Deckel von einschaligen Muscheln, die bei Säuren aufbrausen und sich in dem Maße bewegen, als die Kohlensäure sich dabei entwickelt. — Auf einem schlechten Fischerkahne fuhren wir in der Nacht nach Cumana zurück. Solche Kähne führen ein hohes Segel und schlagen daher leicht um. Allein den Indianern macht das wenig aus; als geübte Schwimmer richten sie den Kahn wieder auf, schöpfen das Wasser mit der Schale einer Frucht aus und sammeln die Ladung aus dem Wasser wieder hinein.

Unser zweiter Ausflug von Cumana ging in's Innere des Landes zu den Missionen der Chaymas-Indianer. Wir betraten damit eine von Wäldern bedeckte Landschaft, hatten Höhlen zu besuchen, worin Tausende von Nachtvögeln hauf'ten, ein erst kürzlich in seßhafte Lebensart übergegangenes Volk kennen zu lernen, uns dem Vorgebirge Paria zu nähern, wo Columbus zuerst das Festland erkannte, jene Schluchten zu sehen, durch welche eben sowohl die menschenfressenden Karaiben hindurchgedrungen waren, als die handeltreibenden Völker Europa's, um zum Anbau der Antillen den grausamen Sclavenhandel zu verbreiten, der zur Gewinnung der Sclaven im Innern Kriege über Kriege

Digitized by Google

erzeugte, bis man endlich durch Einrichtung christlicher Pflanzstätten die Eingeborenen einer besseren Bestimmung entgegenführte. — Am 4. September Morgens um fünf Uhr traten wir unsere Reise an. Zwei Maulthiere trugen unser Gepäck. Der Weg ging am rechten Ufer des Manzanares entlang. Außerhalb Cumana hat man vom Hügel St. Franzicus herab eine weite Aussicht über das blinkende Meer, über die mit vanilleduftigen Goldblüthen der Bera oder Bohnentringel (Zygophyllum arboreum) bedeckte Ebene und über das brigantinische Gebirge. Auffallend erschien uns die große Nähe, in welcher sich diese Cordillerenkette zeigte, ehe die Sonnenscheibe noch den Horizont erreicht hatte. Die bläulichen Berggipfel scheinen dunkler gefärbt, ihre Umrisse sind fester, ihre Massen hervorstechender, so lange die Durchsichtigkeit der Luft von keinen Dünsten getrübt wird, welche sich die Nacht über in den Thälern häufen und des Morgens, wenn die Luft von den Sonnenstrahlen erwärmt wird, in die Höhe steigen. — Nach zwei Stunden Weges trafen wir am Fuße der hohen Bergkette ein, die sich im Innern von Osten nach Westen, von Brigantin bis zum Cerro von San-Lorenzo hinzieht. Hier fangen neue Felsengebirge an, und mit ihnen gewinnt auch die Pflanzenwelt eine neue Gestalt. Es hat Alles ein mehr malerisches, erhabenes und freudiges Ansehen. Der Boden ist reich an Quellen, aus denen Bäche werden, die das Erdreich nach allen Richtungen hin durchfurchen und bewässern. Daher erheben sich aus den Schluchten Bäume von riesenhafter Größe, mit Schlingpflanzen (Lianen) bedeckt, und ihre schwarze Rinde sticht mächtig gegen das Grün ihrer Blätter ab, unter denen manche, lederartig glänzend, mehrere Fuß lang sind. Diese Schmarotzerpflanzen, welche die Stämme mit verworrenen Netzen umziehen, vertreten in den Tropenländern die Stelle der Moose und Flechten an unseren nordischen Bäumen. So wie wir tiefer in's Gebirge vorrückten, wurden wir durch die Gestalt und Gruppirung der Felsenmassen lebhaft an die Schweizer und Tyroler Gegenden erinnert; denn so verschieden der Pflanzenwuchs auch die Landschaften dem Auge darstellen mag, die Steinwelt zeigt in allen Weltgegenden gleiche Gestalten. — Ein schmaler Fußpfad führte uns durch den Wald

Digitized by Google

einen Bach entlang, der schäumend in einem Felsbette floß. Die Vegetation zeigte sich überall da am kräftigsten, wo der Urkalkstein mit Sandstein überdeckt ist. Man hatte auch stets solche Stellen zum Anbau gewählt. In einer Schlucht fanden wir die Hütten von Metis-Indianern, deren jede in einem umzäunten, mit Pisang, Melonenbäumen, Zuckerrohr und Mais bepflanzten Platze stand. Ein mit Pisang bepflanzter Morgen Acker liefert mehr denn zwanzig Mal so viel Nahrungsstoff, als ein gleich großes mit Getreide besäetes Feld. Unsere nährenden Grasarten in Europa müssen große Felder einnehmen und schließen sich da, wo die Bevölkerung dicht ist, überall einförmig an einander. Anders ist es in diesen Ländern. Eine zahlreiche Bevölkerung kann hier leben, ohne die ganze Gegend umzugestalten. Kleine mit Pisang, Maniok, Yamswurzeln*) und Mais bepflanzten Bezirke ernähren, da Wärme, Feuchtigkeit und ein fruchtbarer Boden sich vereinigen, eine große Menschenzahl. Diese glücklichen Verhältnisse hemmen aber auch wieder die Völker in ihrer Bildung, indem die Haupttriebfeder, die Noth, fehlt. Im beständigen Kampf mit der Noth schafft der Mensch, wie in unsern europäischen Landstrichen, die Natur um, und mit dem Fortschritt der Bodencultur entwickelt er alle in ihm schlummernden Keime, während der Bewohner der Tropenländer im Schatten seiner üppig wachsenden Pflanzen das Leben verdämmert. Auch wird die Bildung in den Tropenländern gehemmt durch die Vereinzelung, worin Jeder so lange leben wird, bis die Bevölkerung sich außerordentlich verdichtet; dadurch wird aber wiederum der Sinn für Freiheit und Selbstständigkeit genährt. Aus solchen Gründen haben die bevölkertsten Gegenden der Tropenländer immer das Ansehen, als wären sie dünn bevölkert. Der Mensch

*) Die gemeine Mehllorsche (Jatropha manihot, Manioca) ist ein krummer mannshoher Strauch mit armsdicken Wurzelknollen, die oft dreißig Pfund schwer, fast ganz aus Stärkemehl bestehen. Man macht aus dem Mehle der Manioca dünne lange Kuchen, wie Weizbrot. — Eben so gewinnt man aus den großen mehlreichen Wurzelknollen der Knollenbeische (Dioscorea, Yam, mit weitlaufenden kräuterartigen Stengeln) das Mandioccamehl, aus dem man das Cassavebrot macht. Man baut beide Wurzelpflanzen in großen Feldern wie bei uns die Erdäpfel.

Digitized by Google

erscheint hier vielmehr als reisender Gast, denn als Herr. Ueberall ist die wildwachsende Schöpfung vorherrschend, und selbst in der Nähe von bevölkerten Städten findet man ansehnliche Waldungen und viele Rasenteppiche, die weder Art noch Pflug jemals berührt hat. — Als wir höher hinaufstiegen, fanden wir eine Grasart, die mit quirlförmigen Verzweigungen acht bis zehn Fuß hoch rankte und oft quer über den Weg hing. Sie liefert ein treffliches Futter für die Maulthiere. Von einem Hügel herab genossen wir eine prachtvolle Fernsicht über die See, das Vorgebirg von Macanao und die Halbinsel Maniquarez. Ein unermeßlicher Wald dehnte sich zu unsern Füßen bis an das Gestade aus. Die durch Lianen verbundenen und mit langen Blumenstreifen geschmückten Baumgipfel bildeten einen mächtigen Laubteppich, dessen dunkeles Grün den Glanz der hellen Atmosphäre höher hob. — Weiterhin südöstlich wird der Boden dürr und sandig. Wir erstiegen eine ziemlich hohe Bergkette, welche die Küste von den durch den Orinoco begrenzten Grasebenen (Llanos) trennt. Der Theil des Gebirges, über den die Straße nach Cumana führt, ist kahl, überdies steil abhängig gegen Nord und Süd. Man nennt diesen Berg auch den Impossible, weil man glaubte, daß er im Fall eines Angriffs (wie man ihn damals seitens der Engländer fürchtete) den Einwohnern von Cumana einen uneinnehmbaren Zufluchtsort gewähren würde, und in der That kann derselbe als Schlüssel zu den Llanos (ljan) angesehen werden. Wir erreichten den Gipfel kurz vor Einbruch der Nacht und blieben in einem daselbst gebauten Hause, worin ein Militärposten lag. Die Bewohner der Ebenen (Llaneros) senden ihre Erzeugnisse, welche besonders in Mais, Thierhäuten und Vieh bestehen, über den Impossible nach Cumana, und wir sahen ununterbrochen Züge von Maulthieren eintreffen, welche Neger und Mulatten (Mischlinge von Weißen und Negern) zu Führern hatten. In eben dieser Nacht sah man an verschiedenen Stellen dieser ausgedehnten Wälder große Waldbrände, und die röthlichen, zum Theil in Rauchwolken gehüllten Flammen gewährten einen überraschenden Anblick. Die Eingeborenen zünden die Wälder selbst an, um die Weideplätze zu verbessern. Oefters entstehen auch durch die Sorglosigkeit

Digitized by Google

der Indianer ungeheure Waldbrände, indem sie die Kochfeuer auf ihren Wanderungen nicht auslöschen. Doch hat mit der Verminderung der Waldungen auch die Trockenheit in verschiedenen Gegenden zugenommen.

Am 5. September vor Sonnenaufgang verließen wir den Imposſible. Das Herabsteigen ist für die Lastthiere sehr gefährlich; denn der Fußpfad hat meistens nicht über funfzehn Zoll Breite und läuft an Abgründen hin. Auf der Mittagsseite des Berges quillt viel Wasser, und in der Regenzeit schwillen diese Quellen zu Bergströmen an, welche dann als Wasserfälle in das Thal hinabstürzen. Häufig bemerkten wir den Cuspabaum, dessen Rinde jetzt unter dem Namen Cascarille als Fieberrinde vielfach in den Apotheken gebraucht wird. Der Baum erreicht nur eine Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß. Die Rinde sieht blaßgelb aus, ist bitter, schmeckt aber weniger unangenehm als die Chinarinde. Man darf den Cuspabaum nicht mit dem Cusparebaum verwechseln, der die Fieberrinde von Angostura liefert. Nirgends trifft man in diesen Gegenden jedoch die Cinchona oder den eigentlichen Fieberrindenbaum, welcher den niedrigen Tropenländern und den Antillen eigenthümlich ist. Man muß hier die Güte der Vorsehung bewundern, welche gerade in diesen von bösartigen Fiebern so sehr heimgesuchten Ländern mannigfaltige Bäume mit einer den Fiebern kräftig entgegenwirkenden Rinde wachsen ließ. — Beim Ausgange des Hohlweges, auf dem man vom Imposſible herabkommt, gelangten wir in einen dichten von vielen kleinen leicht zu durchwatenden Bächen durchrieselten Wald, und wir bemerkten hier die Cecropia oder den Trompetenbaum, dessen schlanker Stamm und seine Zerästelung ihm die Gestalt der Palmen giebt; je nachdem sein Standort sumpfiger oder trockener ist, sind seine Blätter mehr oder weniger silberfarben. Wir wanderten einige Stunden unter grünen Laubgewölben, und durch die tausendfachen Verschlingungen der zahllosen Schmarotzerpflanzen waren diese natürlichen Dächer so dicht über unsern Häuptern zusammengeflochten, daß wir nur selten den Himmel erblicken konnten. Das Indigoblau derselben kam uns um so dunkler vor, als das Grün der tropischen Pflanzen überhaupt eine kräftige, zum Braun sich hinneigende Schattirung hat. Die

Digitized by Google

Wälder verwandeln sich hier in förmliche Pflanzengebirge, und wer sich die Mühe nehmen wollte, die Gewächse, welche ein einziger Heuschreckenbaum (Ficus gigantea) nährt und beherbergt, zu verpflanzen, der könnte damit ein großes Stück Land überdecken. Unter den Felsentrümmern ragten eine Art baumartiger Farrenkräuter empor, und hier war es, wo wir zuerst jene Vogelnester erblickten, die in der Gestalt von Flaschen oder kleinen Säcken an den Aesten der Bäume hängen. Diese mit wunderbarer Kunst und Sorgfalt gearbeiteten Nester gehören einer Drosselart an, deren Gesang zwischen dem rauhen Geschrei der Papageien und Arras ertönt. Da die Papageien in Zügen von mehreren Hunderten umherfliegen, so übertäubt ihr ungeheures Geschrei oft selbst das Geräusch der stürzenden Waldbäche. — Nachdem wir aus dem Wald hervorgetreten, führte ein Fußsteig durch mancherlei Umwege in eine offene, aber äußerst feuchte Landschaft. In einem gemäßigtern Klima würde man ausgedehnte Wiesengründe sehen; hier jedoch wuchern Wasserpflanzen mit pfeilförmigen Blättern, unter denen man die gelbrothen Blumen der Holiconien oder Tafelbananen (deren Blätter man zu Tisch- und Tellertüchern gebraucht) und andere Gewächse unterscheiden konnte. Diese Saftpflanzen wachsen acht bis zehn Fuß hoch, und ihre Gruppirungen würden in Europa für Gebüsche gelten. In der Nähe von San Fernando war der Weg durch eine Art Bambusrohr eingefaßt, das über vierzig Fuß hoch wächst. Nichts gleicht der Schönheit dieser baumhohen Grasart. Die Gestalt und Anordnung der Blätter giebt ihr ein Ansehn der Leichtigkeit und Schlankheit, die eine angenehme Wirkung im Vergleich zu dem hohen Wuchs hervorbringt. Gewiß, diese baumartigen Bambusrohre und Farrenkräuter sind am meisten geeignet, die Phantasie des Reisenden zu ergreifen. Was das Zauberische ihres Anblickes noch vermehrt, ist, daß sie sich meist über Bäche hinneigen und von der Luft hin und her gewiegt werden. Die Bambusrohre kommen übrigens weniger häufig in Amerika vor, als man gewöhnlich glaubt. In den Sumpfgegenden und in den ausgedehnten überschwemmten Ebenen des unteren Orinoco, Apure und Atabapo trifft man beinah keine Spur von ihnen an, während sie im

Digitized by Google

nordwestlichen Theil von Südamerika, in Neu-Granada und Quito dichte und meilenlange Gehölze bilden. Man könnte sagen, der nördliche Abhang der Anden sei ihr eigentliches Vaterland. — Der Weg brachte uns nach San Fernando, einem kleinen Dorfe, das einer Mission sein Dasein verdankt. Die Häuser der Chaymas-Indianer, welche hier zu einer christlichen Gemeinde vereint sind, bilden gerade, sich rechtwinklig durchschneidende Straßen. Es herrscht in denselben große Sauberkeit. Jede Haushaltung bearbeitet neben dem eigenen Garten noch den Gemeindegarten, dessen Ertrag zur Unterhaltung der Kirche bestimmt ist. Auf dem Platz in der Mitte des Dorfes steht die Kirche, das Pfarrhaus und das Gasthaus, dasselbe, was im Morgenlande eine Karavanserei, wo lediglich nur dafür gesorgt ist, daß der Reisende mit seinen Lastthieren ein Obdach finde. Wir wurden von dem Geistlichen, einem Kapuziner, an den wir empfohlen waren, sehr gut aufgenommen. Nicht wenig wunderten wir uns, in ihm, obgleich er schon bejahrt und ausnehmend fett war, einen kraftvollen lebhaften heitern Mann zu finden, der viele Vorliebe für Krieg und Welthändel hatte. Er war bei unserer Ankunft mit dem Schlachten einer Kuh beschäftigt und erklärte dabei offenherzig, daß von allen Lebensgenüssen keiner höher stände, als das Vergnügen, gutes Rindfleisch zu essen.

Von San Fernando nach Cumanacoa führt der Weg durch mehrere Pflanzungen. In einer derselben sahen wir einen Mann, welcher einen Sohn mit eigener Milch groß gestillt hatte, weil die Mutter erkrankt war. Schon ältere Schriftsteller erzählen solche Beispiele. — Die kleine Stadt Cumanacoa liegt auf einer beinah kreisförmigen, von hohen Bergen umringten Fläche; ihr Anblick ist düster. Die Häuser sind niedrig, und sie zählte damals 2300 Einwohner. Man baut vorzüglich Tabak, demnächst Indigopflanzen auf dem äußerst fruchtbaren Boden eines bergumschlossenen Thalgrundes, der ohne Zweifel das Bette eines vormaligen Sees ist, auch hat man in der Nähe der Stadt bei Grabungen Schichten gefunden, die mit zweischaligen kleinen Muscheln angefüllt waren. In der Umgegend sahen wir am Fuße einer Grotte Feuerflammen aus der Erde hervorsteigen. Wahrscheinlich rührten sie von entzündetem Wasserstoffgas her.

Digitized by Google

Unter den Pflanzen zeichnete sich ein vierzig Fuß hoher baumartiger Nachtschatten aus, so wie eine beerentragende Nessel.

Unsere Reise fiel gerade in die Wintermonate. Zur Nachtzeit war beständig über das Firmament ein dicker Nebel, wie eine gleichförmige Decke, ausgebreitet, und nur in einzelnen hellen Augenblicken konnte man die Sterne beobachten. Das Thermometer erhielt sich auf 14° bis 16° R. Gegen Morgen ging die Veränderung der Temperatur der starken Ausdünstung wegen nur langsam vor sich, und um zehn Uhr Vormittags hatten wir kaum 17°. Am stärksten war die Hitze in der Zeit zwischen Mittag und drei Uhr Nachmittags, wo der Wärmemesser zwischen 21° und 22° stand. Der Zeitpunkt der höchsten Wärme wurde sehr regelmäßig durch ein in der Nähe donnerndes Gewitter bezeichnet, wo dann die dicken schwarzen und sehr tief stehenden Wolken sich in Gußregen auflösten, welche zwei bis drei Stunden andauerten. Um fünf Uhr hatte der Regen aufgehört und die Sonne zeigte sich vor ihrem Untergange in voller Klarheit. Um acht oder neun Uhr Abends wird man neuerdings von einem dicken Dunstkreis umhüllt. Dieser Witterungswechsel findet, wie man uns versicherte, in regelmäßiger Ordnung Monate lang statt, während man keinerlei Wind verspürt.

Am 12. September setzten wir unsere Reise nach Caripe, der Hauptmission unter den Chaymas-Indianern fort. Wir nahmen den Weg dahin über den Berg Cocollar. Man kommt zuerst durch das kleine, freundlich von waldigen Hügeln umgebene Dorf Aricagua. Hat man am Abhang des Cocollar, eine Höhe von 2000 Fuß, erstiegen, so erstaunt man, beinah gar keine Waldung oder hohe Bäume mehr anzutreffen. Man wandert über eine weit ausgedehnte grasbewachsene Ebene. Mimosen mit kugelförmiger Krone, deren Stämme nicht über drei bis vier Fuß hoch sind und deren Zweige entweder zur Erde herabhängen oder sich schirmförmig ausbreiten, unterbrechen allein die traurige Einförmigkeit der Savanne. Nach längerem Bergsteigen gelangten wir nach dem Meierhofe (Hato) von Cocollar, der vereinzelt auf einer Fläche liegt, die 2443 Fuß Höhe hat. Wir fanden hier Milch, vortreffliches Fleisch und

Digitized by Google

ein höchst angenehmes Klima. Der gastfreie Besitzer beherbergte uns drei Tage lang. Er war mit einer Anzahl Zimmerleute aus Spanien gekommen, um an den Küsten des Meerbusens von Paria große Holzschläge zum Behuf des Schiffbaues einzurichten; aber nachdem die meisten seiner Gefährten mitten unter den süßduftenden Wohlgerüchen der feuchten Wälder von bösartigen Fiebern hingerafft waren, hatte er sich hieher begeben und genoß auf einem Eigenthum von fünf Quadratmeilen und in der Umgebung der reinen stärkenden Luft eines ruhig heitern Stilllebens, obgleich er mit den Seinigen wie in einer Einöde lebte. Wir fühlten uns hier außerordentlich wohl. Eigenthümliche Reize entfaltete die Nacht. Wenn unser Auge diese bis zum Horizont ausgedehnte, sanft wellenförmige Grasebene überschaute, so kam es uns vor, als werde des Himmels funkelndes Gewölbe von der Fläche des Oceans getragen. Der Baum, unter dessen Krone wir saßen, die in der Luft flatternden leuchtenden Insekten, die am südlichen Firmament glänzenden Sternbilder stellten uns die Fremde mit ihrer uns ganz neu erscheinenden Natur vor Augen. Doch wenn sich dann aus einer Thalgrube her sich ein Kuhgeläute oder ein Stiergebrüll hören ließ, dann erwachte bei uns der Gedanke an das Vaterland. Es waren wie Stimmen, die jenseit des Meeres ertönten und deren Zaubermacht uns aus einer Halbkugel in die andere versetzte. — Von dem Cocollar aus sieht man nichts als nackte Savannen; nur hin und wieder ragen aus den Schluchten kleine zerstreute Baumgebüsche hervor. Bei alledem fehlt es nicht an merkwürdigen und schönen Pflanzen. So findet sich die prachtvolle Lobelie mit purpurfarbigen Blumen; dann die hochrothe Zierburre (Brownea coccinea), so wie die um den See von Cocollar wachsende, wegen des lieblichen gewürzhaften Geruches ihrer Blätter im Lande sehr beliebte Pejoa. Die Hauptzierde des Rasens ist aber eine der Iris ähnliche Pflanze mit goldfarbener Blume, Fecherschwerdel (Marica martinicensis) genannt. Der Gipfel des Cocollar führt den Namen Turimiquiri; er besteht ganz aus Kalkstein und ist 4390 Fuß hoch. Von hier aus hat man eine ausgedehnte Fernsicht. Bis hinab an das Gestade erblickt man parallele, von Ost nach West lau-

Digitized by Google

fende Bergketten, welche lange Thäler bilden. Weil nun diese Thäler durch zahlreiche, von den Bergströmen ausgegrabene kleine Schluchten durchschnitten sind, so werden dadurch die Ketten der Seitenwände in theils abgerundete, theils pyramidenförmige Hügelreihen verwandelt. Die einzige Fläche des Gebirges ist das Thal von Cumanacoa. Man glaubt von oben den Boden eines Trichters zu sehen, worin man zwischen zerstreuten Baumgruppen das Dorf Aricagua unterscheidet. Gegen Norden wirft eine bräunliche Hügelreihe, von dem ersten Sonnenstrahl erleuchtet, einen hellen Glanz zurück: es ist die Halbinsel Araya. Jenseits wird der Blick durch das Vorgebirg Macanar beschränkt, dessen schwarze Gipfel sich wie ein Bollwerk aus dem Ocean emporheben.

Den 14. September stiegen wir am Cocollar hinunter. Anfangs geht's über Savannen hin. Nachdem man zwei sehr steile Berggräten überstiegen hat, sieht man vor sich ein von Ost nach West gestrecktes, fünf bis sechs Meilen langes Thal, das, wie die meisten Thäler dieser Zone, sich wie ein prächtiger Park ausnahm. Es liegen darin die Missionen von St. Antonio und Guanaguana. Die erste enthält eine kleine Kirche mit zwei aus Backstein geschmackvoll erbauten Thürmen, welche dorische Säulen haben. Diese Kirche wurde unter Anleitung des obersten Geistlichen lediglich von den Dorfbewohnern aufgeführt und gilt in dieser Gegend für ein Wunder der Baukunst. Hinter dem Dorfe mußten wir die am Cocollar entspringenden und später sich vereinigenden Flüsse Colorado und Guarapiche durchwaten. Der Colorado fließt reißend und wird bei seiner Ausmündung breiter als der Rhein. Die Ufer des Guaripiche sind, wie die des Magdalenenflusses, mit einer Grasart eingefaßt, deren Halme 15 bis 20 Fuß hoch wachsen; sie steht nur dem Bambus an Größe nach. Als wir bei gewaltig strömendem Regen durch einen Wald zogen, schien derselbe in einen Sumpf verwandelt zu sein und unsere Maulthiere kamen in dem tiefen Koth nur mühsam fort. Gegen Abend trafen wir, bis auf die Haut durchnäßt, in der Mission Guanaguana ein; wir mußten uns daher vor allen Dingen trocken umkleiden. Der Vorsteher der Missionen war ein gutmüthiger Greis,

Digitized by Google

der seine Indianer sehr verständig zu regieren schien. Das Dorf lag früher südlicher an einem Hügel. Es ist wirklich zum Erstaunen, mit welcher Leichtigkeit sich die Hütten der Indianer verlegen lassen, und es giebt in Südamerika Dörfer, welche in weniger als funfzig Jahren dreimal ihren Platz verändert haben. Der Halbwilde braucht nur einen Ort, wo Thon, Schilfrohr, Palmblätter oder Heliconien sich finden lassen und seine Hütte ist in wenig Tagen fast eben so bald, wie es mit einer Jahrmarktsbude geht, aufgebaut. — Der Boden von Guanaguana ist äußerst fruchtbar. Allein hier, wie allenthalben, wo die Natur ihre Gaben mit großer Freigebigkeit darbietet, wird der Mensch träge, und der Kunstfleiß bleibt unentwickelt. Man hat nur kleine Flächen durch den Anbau von Mais urbar gemacht und den Wechsel der Nahrungspflanzen vernachlässigt. Schlägt die Maisernte nun einmal fehl, so entsteht gleich Mangel. Dann wandern die Eingeborenen mit Weibern und Kindern nach den benachbarten Wäldern aus, um sich von Kohlpalmen, Farrenkräutern und wilden Baumfrüchten zu nähren, und von einem solchen Nomadenleben sprechen sie mit einem gewissen Wohlgefallen. In der Nähe dieses Dorfes sahen wir an den Aesten der niedrigsten Bäume kleine, aus Seidengewebe gesponnene Säckchen. Es ist dies die wilde einheimische Seide, die einen schönen Glanz hat, sich aber rauh anfühlt; sie ist das Erzeugniß eines Nachtschmetterlings. In den Bergen kommt auch ein zimmtartiger Baum vor, dessen Rinde zu Chocolade gebraucht wird. — Von tüchtigen Maulthieren getragen, überstiegen wir darauf einen sehr steilen Bergrücken und kamen wohlbehalten in der 2500 Fuß hoch gelegenen Thalebene des Klosters und Dorfes Caripe an.

Eine Allee von Perseabäumen*) führte uns zu dem Klo-

*) Die gemeine Obstlore (Persea gratissima) ist ein schöner, 20 bis 40 Fuß hoher, mannsdicker Obstbaum, wie unser Birnbaum, mit grauer schrundiger Rinde; die Blüthen sind gelbgrün; die Beeren, in Gestalt einer Birne und faustdick, schmecken fast wie Artischocken, gelten für sehr gesund und kommen selbst auf die besten Tische, wo man Citronensaft und Zucker dazu thut. Dem Europäer behagt die viel süßes Oel, Schleim, Zucker und etwas Essigsäure enthaltende Frucht anfangs nicht, bald aber ist sie für ihn ein Leckerbissen.

Digitized by Google

ster, welches an eine mächtige, senkrecht abgeschnittene und in dichten Pflanzenwuchs gehüllte Felswand angebaut ist. Die glänzend weißen Steinschichten werden nur hin und wieder zwischen dem Laubwerk sichtbar. Aus den Spalten und Schluchten der oft 1000 Fuß hohen Abhänge sprudeln unzählige Quellen und Bäche hervor. Diese in den tropischen Ländern so wohlthätige Bewässerung verbreitet den üppigsten Wachsthum. Die Dorfbewohner haben ihre Gärten längs dieser Bergschluchten angelegt. Pisang- und Melonenbäume umgaben Boskets von baumartigen Farrenkräutern. Diese Mischung wildwachsender und angebauter Gewächse macht die Landschaft ausnehmend malerisch. In dem Gemeingarten sahen wir europäische Küchengewächse und Tausende von Kaffeebäumen. Das Kloster, von welchem die übrigen Dörfer der bekehrten Chaymas-Indianer abhängen, hat einen inneren, von einem Säulengang umgebenen Hof, sehr bequem zur Aufstellung unserer Instrumente, und in der Zelle des Vorstehers fanden wir eine nicht unbedeutende Bibliothek, die zu unserer Ueberraschung neben theologischen Schriften auch Nollet's Abhandlung über die Elektricität enthielt. Ueberhaupt zeigten die Mönche nicht die geringste Spur von religiöser Unduldsamkeit, und es paarte sich damals mit der sehr milden väterlichen Behandlung der Indianer ein Geist der Zucht und Ordnung, der in der neuen Welt jetzt fast nirgends mehr angetroffen wird.

Das Wunderbarste in der Umgegend ist die Höhle von Guacharo, drei kleine Meilen vom Kloster entfernt. Sie öffnet sich in einem Seitenthale, das nach der Sierra von Guacharo ausläuft. Am 18. September machten wir uns dahin auf den Weg. Anfangs führte uns ein schmaler Fußpfad in südlicher Richtung durch eine liebliche grüne Ebene. Nachher lenkten wir mehr westlich ein und wanderten längs eines Baches hin, der aus der Höhle hervorkommt. Während Dreiviertelstunden des Emporsteigens folgten wir, bald im untiefen Wasser, bald zwischen dem Waldstrom und einer Felswand, einem sehr schlüpfrigen Pfad. Das einsinkende Erdreich, die vereinzelten Baumstämme, über welche die Maulthiere nur mit Mühe wegschreiten können, und die den Boden überwuchernden Rankenpflanzen

Digitized by Google

machen diesen Weg sehr beschwerlich. Am Fuß des hohen Guacharo-Berges, 400 Schritt von der Höhle entfernt, erblickt man ihre Oeffnung noch nicht. Der Waldstrom fließt in einer vom Gewässer ausgehöhlten Schlucht, und der sich demgemäß schlängelnde Pfad führt unter einem vorstehenden Felsgesims hin. Bei der letzten Krümmung steht man plötzlich vor dem Eingang der Höhle, die sich in dem senkrechten Durchschnitt eines Felsens öffnet. Das Gewölbe ist 80 Fuß breit, 72 Fuß hoch. Der oberhalb stehende Fels ist mit gigantischen Bäumen besetzt, und der Anblick des Ganzen hat selbst für denjenigen etwas Erhabenes, der an die malerischen Bilder der Hochalpen gewöhnt ist. Der Mammey und der Genipayer mit breiten glänzenden Blättern strecken ihre Aeste senkrecht zum Himmel, während die der Erythrina sich ausbreiten und eine dichte Laubdecke bilden. Pothosgewächse*) mit saftigem Stengel, Orchis- und Sauerkleearten von seltsamer Bildung wachsen aus den dürresten Felsritzen hervor, während Rankengewächse, vom Winde gewiegt, vor dem Eingang der Höhle sich in Kränzen und Guirlanden

*) Der Mammey oder die gemeine Apfelgulle (Mammea americana) ist einer der ansehnlichsten und schönsten Bäume mit breiter Krone, so dick wie eine Eiche und über 60 Fuß hoch. Die zerstreuten Blumen sind weiß und wohlriechend. Die mehr als faustdicke Frucht hat eine lederartige Schale; das Fleisch ist gelblich wie Möhren, riecht aromatisch und schmeckt sehr angenehm. Die Früchte stehen auf allen Märkten, und man giebt sie zerschnitten mit Wein und Zucker zum Nachtisch. — Der Genipayer oder die gemeine Obstgadel (Genipa americana) hat die Gestalt einer Buche mit grauer Rinde; die Blätter gleichen einer Rindszunge; die Blumen sehen aus wie Narcissen, weiß, inwendig gelb, riechen wie Nelken. Die Frucht wird fast so groß wie eine Pomeranze; das saftige gelbe Fleisch riecht aromatisch, schmeckt gut in Zucker eingemacht. Der daraus bereitete Wein ist Labung für Kranke und Gesunde. Nach großer Ermattung wäscht man sich mit dem Saft zur Stärkung, wodurch der Leib freilich auf längere Zeit schwarz wird. Die Wilden malen sich damit, wenn sie in den Krieg gehen. — Die westindische Korallenbohne (Erythrina corallodendron) hat eine graue Rinde und ist so groß wie ein Apfelbaum; die Zweige schlagen leicht Wurzel, werden daher zu Zäunen gebraucht, welche blühend wie ein lang ausgebreitetes Scharlachtuch aussehen. — Die dickrippige Prangwurz (Pothos crassinervis) ist eine ansehnliche Pflanze mit röthlichen halbdurchsichtigen Beeren, wie Johannisbeeren.

Digitized by Google

schlingen. Wir unterschieden in diesen Blumengewinden eine violettblaue Bignonia, den purpurfarbigen Dolichos*) und die prächtige Solandra (Solandra scandens), deren orangegelbe Blume eine über vier Zoll lange fleischige Röhre hat. Diese anmuthige Pflanzendecoration verschönert nicht nur die äußere Wölbung, sie ist auch noch im Vordertheil der Grotte sichtbar. Voll Verwunderung bemerkten wir prächtige Helikonien mit Pisangblättern, die Praga-Palme und die baumartige Zehrwurz (Arum arborescens) längs des kleinen Flusses in diesem unterirdischen Garten. Bis vierzig Fuß tief in die Höhle hinein erstreckt sich die Vegetation, und 430 Fuß legten wir zurück, ehe wir eine Fackel anzuzünden brauchten. So tief dringt das Licht in den Kanal, der sich in gerader Richtung von Südost nach Nordwest ausdehnt, und hier, wo das Licht zu erlöschen anfängt, hört man aus der Ferne das widrige Geschrei der in der Höhle hausenden Nachtvögel. Diese, welche man Guacharo's nennt, haben die Größe unserer Hühner, den Rachen des Ziegenmelkers oder der Nachtschwalbe, den Wuchs des Geiers; die Weite der ausgebreiteten Flügel beträgt viertehalb Fuß. Sie bilden eine eigene Art der Ziegenmelker, welchen ich den Namen Steatornis gegeben habe. Sie unterscheiden sich durch die durchdringende Stimme, den sehr starken doppelzahnigen Schnabel und durch die Füße, die zwischen den Vorderzehen keine Verbindungshaut haben. Durch ihre Lebensart sind sie sowohl den Nachtschwalben, als den Alpendohlen verwandt. Das Gefieder ist von dunkler blaugrauer Farbe mit kleinen schwarzen Streifen

*) Die Bignonien oder Trompeten-Blumen mit glockenförmigen Blüthen wachsen oft zu 20, ja 50 Fuß hohen Bäumen empor, wie die gemeine T. (Bignonia catalpa). Die an unserer Stelle erwähnte ist die Färber-T. (Bignonia chica), ein hoch aufsteigender Kletterstrauch mit Ranken, dessen Blätter die ziegelrothe Farbe liefern. — Die Heil-Bohnen (Dolichos) sind vorzüglich in Ostindien und den benachbarten Inseln zu Hause, wo sie nach dem Reis die allgemeinste Speise abgeben. Sie ähneln ganz unseren Bohnen und ranken sich eben so in die Höhe. An unserer Stelle ist wahrscheinlich die schwarze Heil-Bohne (D. lablab) gemeint, die gleich dem Weinstock wuchert, mit großen rothen und weißen Blumen. Von der knolligen H. (D. tuberosus), mit röthlichen Blumen, werden auch die mehlreichen, rübenartig schmeckenden Wurzeln gegessen, die so groß werden wie ein Kindskopf.

Digitized by Google

und Punkten vermengt. Große weiße herzförmige schwarzgeränderte Flecken kommen am Kopfe, auf den Flügeln und am Schwanze vor. Die kleinen blauen Augen des Vogels können das Tageslicht nicht ertragen. Der Guacharo verläßt seine Höhle bei Anbruch der Nacht, vorzüglich zur Zeit des Mondscheins. Seine Nahrung besteht, wie die des Nußhehers, in sehr harten Kernfrüchten.

Es ist sehr schwer, sich eine Vorstellung von dem ungeheuren Lärm zu machen, den das furchtbare Geschrei von vielen Tausenden dieser Vögel in dem finsteren Theile der Höhle verursacht. Man denke sich einen von lauter Krähen belebten Tannenwald, wo die mit Nestern bedeckten Zweige in einander greifen, so wird man eine schwache Vorstellung von dem Gekrächze der Guacharo's bekommen; aber nur eine schwache Vorstellung, denn das Geschrei ist hier um so gräßlicher, als es von den Gewölben der Höhle zurückgeworfen wird und aus dem Innern mit dumpfem Echo wiederhallt. Die uns begleitenden Indianer banden Fackeln an das Ende einer langen Stange, um uns die Nester zu zeigen, welche sich funfzig bis sechzig Fuß hoch über unseren Häuptern in trichterförmigen Löchern der Decke befanden. Das Geräusch wird stärker, so wie man tiefer eindringt und die Vögel vor dem Lichte der Fackeln scheu werden. War es etliche Minuten um uns her stille, so ließen sich dann die entfernteren Klagetöne der in den Seitengängen nistenden Vögel hören. Es war, als ob abgetheilte Chöre einander schauerlich antworteten.

Die Indianer begehen alljährlich ihr Johannisfest, indem sie mit Stangen in die Höhle dringen und den größten Theil der Nester zerstören. Es werden alsdann viele Tausende junger Vögel getödtet, während die Alten mit fürchterlichem Klagegeschrei die Verfolger umkreischen. Das Bauchfell der Jungen ist reich mit Fett beladen, welches sich zwischen den Schenkeln zu einem beträchtlichen Knäul ausdehnt. Nur die Ruhe und die Finsterniß mag einen solchen Ueberfluß an Fett bei körnerfressenden Thieren erzeugen, wie man solches auch bei der Mästung der Ochsen und Gänse beobachtet hat. Nahe bei der Oeffnung der Höhle bauen sich die Indianer Hütten von Palmblättern, wo sie das Fett der Vögel bei einem von Buschwerk

Digitized by Google

unterhaltenen Feuer schmelzen und in thönerne Gefäße sammeln. Dieses Fett, halb flüssig, durchsichtig und geruchlos, ist unter dem Namen der Butter oder des Oels von Guacharo bekannt. Es hält sich über ein Jahr lang, ohne an seinem reinen Geschmack etwas zu verlieren. Man sammelt jährlich 150 bis 160 Flaschen davon.

Wir folgten im Fortgange der Höhle dem Ufer des kleinen, gegen 30 Fuß breiten Flusses, der in ihr entspringt. Man wandert dem Ufer entlang, so weit die aus kalkigen Inkrustirungen gebildeten Hügel es gestatten. Oefters, wenn der Waldstrom sich zwischen hohen Kalksinter-Massen hindurchschlängelt, muß man in sein Bett hinabsteigen, das indeß nicht mehr als zwei Fuß Tiefe hat. Die Höhle behält bis auf 1458 Fuß vom Eingang dieselbe Höhe von 60 bis 70 Fuß, dieselbe Weite und dieselbe gleichmäßige Richtung, dann steigt der Boden etwas aufwärts, und der Fluß bildet einen unterirdischen Wasserfall. Von dieser Stelle aus erblickt man beim Zurückschauen die reichbewachsene Landschaft am Ende des Tunnels, wie in ein Rohr eingefaßt, auf höchst malerische Weise. Die vom Gewölbe herabhängenden, in der Luft schwebenden Kalksinter-Bildungen stellten sich auf der grünen Fläche wundersam dar. Die durch das gleichzeitige Zurückwerfen des Lichtes vom Himmel, von Pflanzen und Felsen hervorgebrachte helle Beleuchtung an der Oeffnung stand im gewaltigen Contrast mit der uns umgebenden Finsterniß. Wir bestiegen mit einiger Mühe den kleinen Hügel, von dem das Wasser niederstürzt. Dahinter verengt sich die in derselben Richtung fortlaufende Höhle. Zu noch weiterem Vordringen konnten aber die Indianer nicht vermocht werden. Sie glauben nämlich, daß sich im Hintergrund der Höhle die Geister ihrer Vorfahren aufhalten. Zu den Guacharo's gehen, bedeutet ihnen, zu seinen Vätern gehen oder sterben. Auch nehmen die Zauberer und die Giftmischer am Eingange der Höhle ihre nächtlichen Gauklerkünste vor, um das Oberhaupt der bösen Geister zu beschwören. Früher diente der einsame schauerliche Ort auch den Missionaren zur Fluchtstätte bei Verfolgungen der Wilden. Bei der Rückkehr hielten wir vor der Höhle ein Mahl, wobei uns nach Landessitte Pisangblätter und die silberglänzenden Blät-

Digitized by Google

ter der Tafelbanane (Heliconia humilis, bihai) als Tafeltuch dienten.

Am 22. October verließen wir das Thal von Caripe und durchzogen die von Bäumen und Sträuchern entblößten Grasweiden des Hochlandes; nur hin und wieder erhob sich eine einzelne Baum-Aloe (Agave americana), deren Blumenschaft 26 Fuß anwächst. Hernach stiegen wir von der Hochebene auf einem sehr steilen und wegen der Thonerde äußerst schlüpfrigen Pfade abwärts, wobei wir die Geschicklichkeit unserer Maulthiere bewundern mußten. Diese nähern nämlich die Hinterbeine den Vorderfüßen, hocken sich auf das Hintergesäß nieder und lassen sich so herabrutschen. Der Reisende hat dabei nichts zu fürchten, wenn er nur die Zügel frei läßt. Indem wir in einen dichten Wald kamen, betraten wir eine Felsenschlucht, wo zur Regenzeit wilde Bergströme über die hervorragenden Felsblöcke niederstürzen. Man kann sich kaum etwas Schauerlicheres vorstellen, als diese eben Stunden lange natürliche Stiege oder Treppe ist. Die Stufen sind zwei bis drei Fuß hoch, und die armen Lastthiere müssen zwischen den Baumstämmen von einem Felsblock zum andern herabspringen. Sie machen dabei allezeit einen Augenblick Halt, um gleichsam das Terrain zu untersuchen, wo sie dann nach Art der wilden Ziegen die Vorder- und Hinterbeine einander nähern. Erreichen sie im Sprung den nächsten Felsblock nicht, so versinken sie bis an den halben Leib in den weichen ockerartigen Thon, der die Zwischenräume des Gesteins ausfüllt. Wo Felsblöcke mangeln, gewähren mächtige Baumwurzeln den Füßen der Menschen und Thiere einen festen Haltpunkt. Die Kreolen vertrauen ihren Maulthieren so sehr, daß sie während des langen und gefährlichen Heruntersteigens im Sattel bleiben. Wir, schwächer in diesem Glauben und gewohnt Pflanzen und Steine zu untersuchen, gingen während der ganzen Strecke zu Fuß. Der Wald, bekannt unter dem Namen des Waldes der heiligen Maria, ist einer der dichtesten, die man sehen kann. Unter dem dunkelgrünen Laubwerk herrscht ein beständiges Halbdunkel und man fühlt sich wie in einem feuchten Kellergewölbe. Mit dem gewürzhaften Duft, den die Blüthen, die Früchte und das Holz selbst aushauchen, verbindet sich der

Digitized by Google

muffige Geruch unserer Herbstnebel. Unter den außerordentlich dicken und riesenmäßig emporsteigenden Bäumen, deren Höhe 150 bis 160 Fuß oft noch übersteigt, machten uns unsere Führer auf den Curucay aufmerksam, der ein weißliches flüssiges stark riechendes Harz liefert, was sonst von den heidnischen Eingebornen zum Beräuchern ihrer Götzenbilder gebraucht wurde. Nicht weniger harzreich sind die ungeheuren Stämme der Heuschreckenbäume (Hymenea), deren Durchmesser über neun bis zehn Fuß beträgt; ihre glänzend braunen Hülsenfrüchte bergen in harten Schalen ein blaßrothes Mehl von süßem Geschmack. Außerdem bemerkten wir als anziehendste Pflanzen das Drachenblut (Croton sanguiniflorum), dessen braun-purpurfarbener Saft sich über eine weißliche Rinde ergießt, dann die „prächtige" Baumfarre (Cyathea speciosa) mit mannslangen Blättern, welche die für diese Familie außerordentliche Höhe von mehr als 35 Fuß erreicht; der glatte, oben dreifurchige Stamm wird allein schon 20 bis 24 Fuß hoch. Häufig sahen wir auch den Pragabaum (Aiphanes Praga), dessen Laub einen sehr wohlschmeckenden Kohl liefert. — Je tiefer wir durch den Wald in's Land herunterkamen, desto mehr verminderten sich die Baumfarren, während die Palmen sich vermehrten. Schöne großflügeliche Schmetterlinge flogen in Menge umher. Der Himmel war bedeckt, und nur zuweilen beschien die Sonne die Baumgipfel. Wir litten an großer Hitze und mußten einen tropischen Gußregen befürchten. Es donnerte bereits; die Wolken sahen aus, als wären sie an den hohen Bergspitzen des Guacharo aufgehängt, und das Klagegeheul der Araguato's oder Brüll-Affen schien die Annäherung eines Gewitters zu verkündigen. Diese Affen gehören zur Familie der Spitzköpfe (Alouates, Stentor) und zeichnen sich, wie alle ihre Verwandten, durch ein sehr weites trommelartiges Zungenbein aus, womit sie außerordentlich laut brüllen können. Sie machen besonders des Morgens, wenn sie aufwachen, einen fürchterlichen Lärm. Das Aeußere der Araguato's gleicht dem eines jungen Bären, und den pyramidenförmigen Kopf ziert ein Bart. Der dichte Haarwuchs ist von braunrother Farbe, das Gesicht blauschwärzlich gefärbt und mit einer fein gerunzelten Haut überzogen. Blicke und Ausdruck der Geberden haben viel

Digitized by Google

Aehnlichkeit mit dem Menschen. — Wir hatten Halt gemacht, um die Brüll-Affen zu beobachten, welche dreißig bis vierzig an der Zahl in einer langen Reihe auf den sich kreuzenden wagerechten Baumästen quer über den Weg zogen. Während nun dies neue Schauspiel unsere Aufmerksamkeit fesselte, zeigte sich von der anderen Seite eine Schaar wandernder Indianer. Sie gingen in der Tracht der Natur. Die Männer bis zum jüngsten Knaben herab waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die Weiber, mit einer ziemlich schweren Bürde belastet, beschlossen den Zug. Wir konnten von ihnen durchaus nichts herauskriegen, da sie uns auf alle Fragen mit: »no Padre, si Padre« (ja Vater, nein Vater) antworteten; sie sahen uns nämlich nach der Farbe der Haut für Missionare an. Die guten Wilden gaben uns durch freundliches Lächeln zu verstehen, daß sie uns gern gefällig sein wollten; allein wir konnten uns nicht verständigen. Am Ausgange des Waldes von Santa Maria trafen wir eine Savanne, die aus mehreren, wie Stockwerken übereinander liegenden Ebenen zusammengesetzt ist. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem langen Aufenthalt der Gewässer in Becken, von denen eins in das andere sich ergossen hat. — Wir übernachteten in dem Missionsdorf Catuaro, das in einer sehr wilden Gegend lag. Die Kirche stand damals noch mitten zwischen hochstämmigen Waldbäumen und bei Nacht machten die Tiger noch ihr altes Recht geltend, die Hühner und Schweine der Indianer zu verzehren.

Der Weg nach Cariaco geht durch den Wald von Catuaro und gleicht vollkommen dem des Waldes von Santa Maria. Eine der schwierigsten und schmierigsten Stellen, wo man eine von Waldströmen ausgehöhlte enge Schlucht passirt, führt den Namen „Buttersack" (Saca Manteca), wegen des dicken butterähnlichen Kothes. Die Maulthiere mußten da an den steilsten Abhängen wiederum oft auf die Hinterfüße hocken und so herabrutschen. Nachdem wir auf unserm treppenartigen Stufengange die Felsschichten überwunden hatten, erblickten wir am Ende des Waldes von einem Hügel aus mitten in einer weiten, mit Hütten und Kokoswäldchen besetzten Ebene die Stadt Cariaco, von welcher westwärts sich der darnach benannte Golf

Digitized by Google

ausdehnt. Man baut hier viel Baumwolle und Cacao, aber die Lage ist sehr ungesund. Aus Furcht vor bösartigen Fiebern schifften wir uns daher möglichst bald im Golf von Cariaco ein. Auf dem Wege dahin fuhren wir längs des Flusses Carenicua, der wie ein gegrabener Kanal zwischen den Gärten und Baumwollenpflanzungen hinläuft. Die ganze etwas sumpfige Landschaft ist sehr gut cultivirt, und an trockenen Stellen hat man auch den Kaffeebaum eingeführt. Indianische Frauen wuschen am Fluß ihr Weißzeug mit der Frucht der Seifenpflanze (Sapindus saponaria), deren Schale vielen Schaum giebt. Die Frucht selbst ist so elastisch, daß sie, auf einen Stein geworfen, mehrmals sieben bis acht Fuß in die Höhe springt. — Bald nach unserer Abfahrt hatten wir mit widrigen Winden zu kämpfen; der Regen fiel stromweis, und der Donner rollte in der Nähe. Schwärme von Flamingo's, Reihern und Cormoran's füllten die Luft und flogen den Ufern zu; nur der Albatros (Schafgans) machte sich aus Donner und Regen nichts, sondern setzte seinen Fischfang mitten im Golfe fort. Wir waren unser achtzehn Passagiere auf einer schmalen, mit Rohrzucker, Pisangfrüchten und Kokosnüssen schwer beladenen Pirogue. Um so mehr hatten wir Ursache, der widrigen Winde wegen bei der kleinen Mairie Pericantral an der Südküste des Golfes anzulanden. Diese Küste ist wenig angebaut, und man sieht nur Pflanzungen von Kokospalmen, welche hier die Stelle der Olivenbäume vertreten. Es ist eine ächte, üppig gedeihende Küstenpalme. Sie zieht das Salzwasser dem Süßwasser vor und gedeiht daher besser an der Meeresküste als im Innern des Landes, wo man in die für die Nuß gemachte Grube gewöhnlich bis zu einem halben Scheffel Salz wirft. Der Baum wächst sehr schnell, wird siebenzig bis achtzig Fuß hoch, dauert achtzig bis hundert Jahr. In fruchtbarem und feuchtem Boden trägt er schon mit dem fünften Jahr Früchte, in mageren und salzlosen Gegenden erst mit dem zehnten Jahr. Im Durchschnitt kann man auf jeden noch kräftigen Baum alljährlich hundert Früchte rechnen; bei jedem Mondwechsel giebt's zehn bis vierzehn, die aber nicht alle zur Reife gelangen. Bei Cariaco findet man Pflanzungen von acht bis neun tausend Palmen. Das aus der Frucht ge-

Digitized by Google

wonnene Oel ist durchsichtig, geruchlos und brennt sehr gut. Hundert Kokosnüsse liefern acht Flaschen Oel (jede zu 12 bis 14 Silbergroschen). — Am folgenden Morgen kamen wir wieder in Cumana an. Bei Sonnenaufgang sahen wir dreißig bis vierzig Goldgeier (Vultur aurea) auf den Kokosbäumen neben einander sitzen. Diese Vögel setzen sich wie die Hühner reihenweis zum Schlafen hin und sind so träge, daß sie lange vor Sonnenuntergang niedergehen und nicht eher erwachen, als bis sie den Brand der Sonne empfinden. —

Die Chaymas, von denen wir jetzt zurückgekehrt waren, hatten für uns viel Anziehendes. Die Bekanntschaft mit denselben gab uns manche Aufschlüsse über die Völker des nordöstlichen Südamerika. Diese Länder werden, eben so wie die Länder am Kaukasus, von den mannigfaltigsten Völkern bewohnt, deren barbarischer Zustand weniger ursprünglich, als vielmehr eine Folge lange dauernder Verwilderung ist. Ueberhaupt sind wohl die meisten der sogenannten wilden Völker als entartete Horden zu betrachten, die vor Zeiten einem in der Cultur schon einigermaßen vorgerückten Volksverein angehörten. Wenn nämlich in Folge feindseliger Verhältnisse die Menschen sich zerstreuen und sie zu ihrer Sicherheit Einsamkeit und Abgeschiedenheit wählen oder sich auf beständigen Wanderungen befinden müssen, so verlöschen allmählig alle Spuren der Gesittung, und an die Stelle derselben tritt Barbarei, die bis zur Unnatur hinabsinkt. Zur Zeit der Entdeckung von Amerika fanden sich geordnete Staaten auf dem Rücken der Cordilleren und auf den Asien gegenüberliegenden Küsten. Die waldbewachsene Ebene und die unermeßlichen Grasfluren enthielten nur umherirrende Horden, die den durch Schiffbruch zerstreuten Trümmern glichen. Daß sie abgelöste Glieder jener ausgebildeten größeren Staatskörper waren, läßt sich sehr gut durch die Sprachverwandtschaft nachweisen, indem die Sprache der Amerikaner von den Eskimos an bis zu den Patagoniern ein gemeinschaftliches Princip haben; fast allen fehlen auch die Buchstaben f, b, d. Die meisten rohen Stämme in Südamerika bauten schon bei der Entdeckung des Landes Pisang, Maniok und Baumwolle. Daher war es nicht sehr schwer, sie in Dörfern zu vereinen. Von den Chaymas

Digitized by Google

waren damals 15,000 so angesiedelt und getauft. — Die Chaymas-Indianer haben eine kleine Statur, was namentlich im Vergleich zu den benachbarten schön gewachsenen Karaiben auffällt. Sie sind in der Regel nur vier Fuß zehn Zoll hoch. Ihr Körper ist dick, untersetzt, breitschultrig, die Brust platt gedrückt, die Glieder rund und fleischig. Ihre Hautfarbe ist mehr dunkelbraun und lohfarbig, wie überhaupt in den Aequator-Gegenden, während nur die nördlicheren Völker als die eigentlichen kupferrothen Menschen bezeichnet werden können. Ihre Gesichtszüge tragen das Gepräge des finsteren Ernstes. Die Stirn ist bei ihnen platt zurückgedrängt und schmal; die Augen schwarz, tiefliegend und in die Länge gedehnt, die Nase ziemlich lang, der große Mund mit breiten hervorragenden Lippen zeigt zwei Reihen schöner weißer Perlen, das Kinn ist sehr kurz, rund und fast bartlos, das Haupthaar glatt und schlicht, wie bei allen Völkern Südamerika's und Mexico's; eben so sind bei allen Eingeborenen die Hände klein und schmal, die Füße groß, die Zehen außerordentlich gelenkig. Alle Chaymas behalten sehr lange ihr jugendliches Aussehn und haben eine große Familienähnlichkeit, was sich erklärt durch ihre Abgeschiedenheit von anderen Volksstämmen, mit denen sie sich aus tödtlichem Haß nie vermischen, so wie durch die geringe Verstandescultur, da Gedankentiefe ihre Physiognomie nicht verändern kann, endlich durch das friedliche Leben unter der Obhut der Missionare, wo das jähe Aufbrausen der wilden Leidenschaften beinah ganz wegfällt, während der kriegerische Zustand der Wildheit vielmehr Anlaß giebt, die Gesichtszüge durch Haß, Zorn, Wuth, Neid krampfhaft zu verzerren. Außerdem fehlt aber dem roheren Menschen überhaupt eine leichtere Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, womit denn auch der Mangel des Erröthens bei den Indianern und Negern zusammenhängt. — Die Chaymas äußern, wie alle halbwilden Völker der tropischen Länder, eine entschiedene Abneigung gegen Kleider. Wenn sie uns fern von ihrem Dorfe begegneten, so hatten sie gewöhnlich, zumal bei Regenwetter, ihre Kleidung, ein kaum bis an's Knie reichendes Baumwollenhemde, unter dem Arm. Im Inneren der Wohnungen bleiben sie nackt, ohne der Haut einen Farbenüberzug zu verleihen. Beinkleider, Schuhe und

Digitized by Google

Hüte sind allen Eingeborenen dieser Missionen unerhörte Luxusdinge. Wir brachten später einen indianischen Bedienten mit nach Frankreich, und als dieser einen Bauer mit bedecktem Haupte pflügen sah, war er dermaßen verwundert, daß er sich in ein elendes Land versetzt glaubte, wo sogar Edelleute zum Acker fahren. Die Weiber der Chaymas sind nicht eben schön, aber die jungen Mädchen haben etwas Sanftes und Melancholisches im Blicke der Augen. Die Haare tragen sie in zwei lange Zöpfe geflochten. Hals- und Armbänder setzen sie aus Muscheln, Vögelknochen, Beeren oder Körnern zusammen. Die Männer rupfen die wenigen hervorsprossenden Haare ihres Kinnes aus. Die Lebensart dieser angesiedelten Indianer ist höchst einförmig. Sie gehen regelmäßig des Abends um sieben Uhr schlafen und stehen des Morgens, lange vor Tage, um halb fünf Uhr auf. Täglich baden sie sich. Jeder Indianer unterhält nahe bei seiner Hängematte ein Feuer, und die Weiber zittern bei achtzehn Grad Wärme vor Frost. Die Hütten zeichnen sich durch Sauberkeit aus. Die Hänge- und Schilfmatten, die Töpfe, Bogen und Pfeile, alles steht in der schönsten Ordnung umher. Außer ihren Hütten im Dorf haben sie gemeiniglich entweder in ihrem Garten oder an einem kleinen Quell oder am Eingang eines kleinen Thales eine Art Lusthaus, mit Palm- oder Pisangblättern bedeckt, und darin verweilen sie sehr gern. Denn sie haben noch immer den beinah unwiderstehlichen Trieb, zu ihrer vorigen freien Lebensart zurückzukehren. Die kleinsten Kinder laufen öfter von ihren Eltern weg und irren vier bis fünf Tage in den Wäldern umher, wo sie sich von Früchten, Palmkohl und Wurzeln nähren. Die Weiber sind auch bei ihnen, wie bei allen rohen Völkern, die Lastthiere. Oft sahen wir Mann und Frau des Abends aus ihrem Garten heimkehren. Jener ging leer und hatte nur ein Messer in der Hand, um sich etwa durch Schlingpflanzen einen Weg zu bahnen; die Frau aber trug auf dem gekrümmten Rücken eine große Bürde von Pisang, im Arm ein Kind und bisweilen noch ein Kind auf der Pisangbürde. Die spanische Sprache erlernen sie sehr schwer, und die Missionare haben ihre liebe Noth, ihnen die Lehren des Christenthums begreiflich zu machen. Ein solcher Mann muß seiner

Digitized by Google

Heerde Alles in Allem sein: ihr Lehrer, Seelsorger, Arzt, Rathgeber, Schiedsrichter, Leibes- und Seelenfreund. — Außer den Chaymas wohnen in der Gegend von Cumana und Barcelona noch viele andere Völkerschaften. So die besonders mit Fischfang beschäftigten Guayquerier, die durch kriegerische Tapferkeit sich hervorthuenden Quaquas, und ihre Verbündeten, die Kargiben (richtiger Kariben), deren Eroberungszüge in Amerika eben so merkwürdig sind, als die der Mongolen in der alten Welt. Die Guaraunu's (a-u) leben zerstreut und durchaus unabhängig auf dem Delta des Orinoco, dessen vielfach verästelte Kanäle ihnen allein bekannt sind. Sie begünstigen daher den von Trinidad aus betriebenen Schleichhandel. Da ihr Land häufig überschwemmt wird, so bauen sie ihre Hütten auf die abgehauenen Stämme des Mahagony-Baumes und der Mauritia-Palme, wie die Vögel ihre Nester, so daß man sie Lufthewohner nennen könnte. Die Mauritia-Palme, welche die ächte amerikanische Sago-Palme ist, liefert ihnen in ihrem Marke Mehl zu einem wohlschmeckenden Brote.

Wir verweilten noch einen Monat in Cumana, um uns zu unserer Fahrt auf dem Orinoco und Rio Negro zu rüsten. Bald aber hätte uns ein Eingeborener auf gewaltsame Weise daran verhindert. Am 27. October ging ich mit Herrn Bonpland an der Küste lustwandeln. Es war acht Uhr Abends und der Himmel bedeckt. Ich hörte Fußtritte hinter uns, und als ich mich umsah, erblickte ich einen hochgewachsenen Mann von der Farbe der Zambo's (Abkömmlinge von Negern und Eingebornen), nackt bis an den Gürtel. Beinah hatte er schon über mein Haupt eine Keule geschwungen. Ich wich dem Schlage aus, indem ich auf die linke Seite sprang. Herr Bonpland aber war weniger glücklich. Der Zambo brachte ihm einen Schlag über die Schläfe bei, wovon er zu Boden stürzte. Der Zambo griff nach dem abgeschlagenen Hute desselben und entfernte sich, weil er wahrscheinlich Leute in der Ferne erblickte. Im Laufe fiel er jedoch, und Herr Bonpland, der sich wieder aufgerafft, erreichte ihn zuerst, gerieth aber in große Gefahr, da der Zambo ein langes Messer hervorzog. Es eilten noch andere Leute herbei, und so bemächtigten wir uns endlich seiner

Digitized by Google

und brachten ihn in's Gefängniß. Nach den Untersuchungen zu urtheilen, hatte er uns mehr aus Franzosenhaß, indem er uns französisch sprechen hörte, als aus Raubsucht angegriffen.

Vom 28. October bis zum 3. November hatten wir einen sehr dichten Nebel, und die Hitze der Nächte war beim Ausbleiben des Seewindes fast erstickend. Die Atmosphäre war beinah feurig, und das trockne Erdreich bekam überall Spalten. Am 4. November Nachmittags um zwei Uhr verhüllten schwarze dichte Wolken die Gebirge. Gegen vier Uhr ließ sich in großer Höhe der Donner mit dumpfem, oft unterbrochenem Geräusch hören. Im Augenblicke der stärksten elektrischen Entladung folgten zwei Erdstöße innerhalb funfzehn Secunden auf einander. Sogleich erscholl auf den Straßen das Geschrei: „Erbarmen! Erbarmen! die Erde bebt!" Herr Bonpland, der sich gerade über einen Tisch bückte, um Pflanzen zu untersuchen, fiel beinah um, und auch ich fühlte den Stoß sehr heftig, obwohl ich in einer Hängematte lag. Sclaven, die gerade Wasser aus einem Brunnen schöpften, hörten einen Knall wie einen Kanonenschuß aus der Tiefe kommen. Etliche Minuten vor der ersten Erschütterung ward die Luft durch einen heftigen Windstoß bewegt, und ein elektrischer Regen fiel in großen Tropfen herab. Nachher herrschte die ganze Nacht hindurch völlige Windstille. Der Sonnenuntergang gewährte ein prachtvolles Schauspiel. Der dicke Wolkenschleier zerriß, und die Sonne erschien auf einem Grunde von indigoblauer Farbe. Ihre Ränder waren wellenförmig ausgeschnitten und die Wolken in der Nähe vergoldet. Garben auseinander fahrender Lichtstrahlen, welche die schönsten Regenbogenfarben zurückwarfen, dehnten sich bis zum Zenith aus. Gegen neun Uhr Abends erfolgte eine dritte Erschütterung, minder heftig, aber von einem sehr merklichen unterirdischen Knall begleitet. Dies war das erste Erdbeben, welches ich erlebte, und es machte einen um so lebhafteren Eindruck auf mich, als dasselbe von so merkwürdigen Lufterscheinungen, vielleicht nur zufällig, begleitet wurde. Damals glaubte ich nicht, daß ich nach einem langen Aufenthalte an den peruanischen Küsten und auf den Bergen von Quito mit ziemlich ungestümen Erschütterungen des Bodens eben so vertraut werden dürfte,

Digitized by Google

wie man es in Europa mit den Gewittern ist. In der Stadt Quito dachten wir nicht daran, des Nachts aufzustehen, wenn unterirdisches, vom Vulkan Pichincha herkommendes Getöse sieben bis acht Minuten vorher einen Erdstoß ankündigte. Ueberhaupt ist es weniger die Gefahr, als das Neue und Ungewohnte der Empfindung, welches beim ersten Erdbeben unser Gemüth so furchtbar ergreift. Man ist nämlich von Kind auf daran gewöhnt, nur das Wasser als beweglich, die Erde aber als eine feste Masse zu betrachten. Diese Vorstellungen beherrschen unsere Sinne und Begriffe. Indem sich nun die festgeglaubte Erde zu bewegen anfängt, hat gleichsam ein alter Freund unser Vertrauen getäuscht, und wir werden plötzlich aus einem langjährigen Traume aufgeschreckt. — Der röthliche Nebel, welcher den Horizont mehrere Tage vor dem Erdbeben umschleierte, dauerte bis zum 7. November fort, dann bekam die Luft ihre völlige Reinheit und wundervolle Durchsichtigkeit wieder, deren man in den tropischen Ländern sich erfreut.

Die Nacht vom 11. auf den 12. November war kühl und ausnehmend schön. Von halb drei Uhr des Morgens an zeigten sich am östlichen Himmel die außerordentlichsten leuchtenden Erscheinungen. Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen kamen bei vier Stunden lang abwechselnd zum Vorschein und nahmen regelmäßig ihre Richtung von Norden nach Süden, indem sie auf eine Ausdehnung von 60° größere oder kleinere Bogen bildeten. Der Feuerkugeln waren eigentlich nur wenige, aber von so verschiedener Größe, daß man Sternschnuppen und Kugeln nicht unterscheiden konnte. Im Fallen ließen sie, wie dies in heißen Ländern gewöhnlich, lange Lichtstreifen hinter sich. Mehrere hatten einen deutlichen Kern, von welchen ungemein hellleuchtende Funken ausgingen. Die Feuerkugeln schienen wie durch Entladung zu zerspringen; die größten verschwanden jedoch ohne Funkelung und ließen glänzende Streifen hinter sich. Das Licht dieser Meteore war weißlich und nicht röthlich, vermuthlich wegen der großen Reinheit der Atmosphäre. Fast alle Einwohner von Cumana waren Zeugen dieser Erscheinung, da sie ihre Häuser von vier Uhr Morgens zu verlassen pflegen, um der Frühmesse beizuwohnen. Viele wurden ängstlich, da die

Digitized by Google

ältesten Leute sich erinnerten, daß den Erderschütterungen im Jahre 1766 ähnliche Erscheinungen vorangegangen waren. Die Fischer hatten das Feuerwerk, wie sie es nannten, schon um ein Uhr gesehen. — Auf unserer späteren Reise von Caracas nach dem Rio Negro erfuhren wir, daß die Erscheinung überall beobachtet war. Einige Mönche hatten sich den Tag in ihrem Meßbuche bemerkt. Bei meiner Rückkehr nach Europa vernahm ich zu meinem Erstaunen, daß dies große Feuerwerk auch in den nordamerikanischen Freistaaten, auf Labradon und in Deutschland gesehen worden war. *)

Zweiter Abschnitt.

Am 18. November Abends acht Uhr gingen wir auf einem Handelsfahrzeug nach Guayra, dem Hafen von Caracas, unter Segel. Die über 60 Meilen lange Fahrt wird gewöhnlich in 36 bis 40 Stunden gemacht, wenn Wind und Strömung sie be-

*) In Nordamerika beobachtete man in der Nacht vom 12. bis 13. November 1833 eine ähnliche mächtige Stromentwickelung von Sternschnuppenschwärmen. Dieselben waren an einem Orte wie Schneeflocken zusammengedrängt, und es fielen während neun Stunden wenigstens 240,000. Dies leitete auf die Idee einer periodischen Wiederkehr der Erscheinung an denselben Tagen, was sich auch bestätigte. Außer dem alljährlich stattfindenden November-Phänomen (12—14. November) beobachtete man noch ein entsprechendes vom 9—14. August, schon in einem alten Kirchen-Kalender bei Gelegenheit des heiligen Laurentius-Festes als seine „feurigen Thränen" bezeichnet. Dazu kam, daß man den stehenden Quellpunkt des November-Stromes im γ des Löwen-Sternbildes und den des Laurentius-Stromes in einem Punkte zwischen dem Perseus und dem Stier auffand. Jeden, dieser beiden verschiedenen Meteorströme hat man sich nun vorzustellen als einen aus Myriaden kleiner Weltkörper zusammengesetzten, abgeschlossenen, die Sonne umkreisenden Ring, der unsere Erdbahn schneidet, wo dann beim Durchgang die kleinen Körper, deren Höhe man auf 4 bis 35 Meilen berechnet hat, von der Erde angezogen werden und auf dieselbe niederfallen. Die Ungleichheit in der Masse der niederfallenden Sternschnuppen erklärt man daraus, daß die Ring-Atmosphäre bald stärker, bald schwächer mit Körpertheilen, die sich aus der einst weit ausgedehnteren Sonnen-Atmospäre ausgeschieden, angefüllt ist, auch selbst Lücken enthalten kann.

Digitized by Google

günstigen. Schnell fuhren wir den kleinen Fluß Manzanares hinab, dessen Ufer von Kokosbäumen, wie bei uns von Pappeln und Weiden, beschattet werden. Die Blätter der Stachelgewächse, die am Tage nur bedeckt sind, erschienen jetzt in dem röthlich schimmernden Lichte einer glänzenden Insekten-Illumination. Mit der Fluth überwanden wir den Flußriegel (die Sandbank) an der Mündung. Der abendliche Seewind warf nur mäßige Wellen im Golfe von Cariaco. Noch war der Mond nicht aufgegangen, aber der Theil der Milchstraße, welcher sich von den Füßen des Centauren bis zum Sternbilde des Schützen ausdehnt, warf ein silberfarbenes Licht auf die Meeresfläche. Von Zeit zu Zeit zeigte sich zwischen den Baumwipfeln des Ufers der weiße Fels, auf dem das Castell St. Anton steht. Bald erkannten wir die Küste nur noch an den Lichtern der Fischer. In diesem Augenblicke fühlten wir doppelt den Reiz der Landschaft und den Schmerz der Entfernung. Fünf Monate zuvor hatten wir diese Küste wie ein neu entdecktes Land betreten; jetzt entschwand sie unseren Blicken unter Erinnerungen an viele frohe Augenblicke des Lebens, die einen weiten Zeitraum zu umfassen schienen. — Schaaren von Meerschweinen begleiteten unser Fahrzeug. Funfzehn oder sechzehn dieser kleinen Thiere schwammen in gleichmäßigen Entfernungen. Wenn sie im Umwenden mit ihren breiten Flossen auf die Wasserfläche schlugen, verbreiteten sie einen Lichtglanz, gleich Flammen, die aus dem Grunde des Meeres emporschlagen. Jede Schaar derselben ließ beim Durchschneiden der Wasserfläche einen Lichtstreifen hinter sich zurück. Es war dies um so auffallender, als die übrigen Wellen kein Phosphorlicht zeigten und der Schlag der Ruder nur schwache Funken hervorbrachte. Man darf daher annehmen, daß das Leuchten in der Umgebung der Meerschweine nicht blos von ihren Flossen bewirkt worden sei, sondern auch durch den gallertartigen Ueberzug ihres Körpers, der vom Wellenschlage abgespült wird. — Um Mitternacht erblickten wir die Gruppe der drei Caracas- und acht Chimanas-Inseln. Der Mond stand über dem Horizonte und übergoß mit seinem magischen Lichte diese seltsam gestalteten zerklüfteten unfruchtbaren Felsen, die gleichsam als Trümmer der vormaligen Küste ein

Digitized by Google

Denkmal des zerschmetterten Urgebirges darstellen. Die Inseln sind klein und gegenwärtig alle unbewohnt. Auf einer der Caracas halten sich wilde Ziegen auf, die ein überaus schmackhaftes Fleisch haben. Hier wohnte vor dreißig Jahren eine Familie weißer Menschen, die Mais und Maniok bauten. Der Vater überlebte die Seinigen und kaufte sich zur Arbeit zwei schwarze Sclaven. Diese aber ermordeten ihn und entflohen. Die Culturpflanzen gingen aus, die Ziegen aber vermehrten sich. Die Mörder entzogen sich lange dem Arm der Gerechtigkeit, bis der eine den andern angab und dafür in Cumana Scharfrichter ward, welches Amt er, abscheulicher Weise, mit der Hinrichtung seines Mitschuldigen antrat. Nachdem wir einige Stunden auf der Rhede von Neu-Barcelona an dem mit Krokodilen angefüllten Rio Neveri geankert, gingen wir am 19. November Mittags wieder unter Segel und fuhren an den flachen Piritu-Inseln vorüber. Sie sind nur acht bis neun Zoll über den mittleren Wasserstand erhoben und ihre vollkommen glatte Oberfläche ist mit Gras bewachsen, so daß man einen nordischen Wiesengrund zu sehen glaubt. Die Scheibe der untergehenden Sonne sah aus wie eine über der Savanne aufgehängte Feuerkugel, deren letzte Strahlen die im Seewind hin und her sich bewegenden Grasspitzen beleuchteten. Wo in niedrigen Gegenden dieser Zonen auch Gräser und Binsen den Anblick von Wiesen oder Rasen gewähren, da fehlt ihnen jedoch immer eine Hauptzierde, nämlich die Mannigfaltigkeit wilder Wiesenblumen, die sich gleichförmig auf dem grünen Grunde erheben und wie ein Teppich ausbreiten. In den Tropenländern werden vielmehr auch die kleinsten Pflanzen zu Sträuchern und die mit den Gräsern vermengten Liliengewächse vertreten die Stelle unserer Wiesenblumen. Sie schmücken die Savannen allerdings durch die Mannigfaltigkeit und den Glanz ihrer Farben; aber ihre beträchtliche Höhe stört die Harmonie des Ganzen. — Als wir uns dem Kap Cordera näherten, ward die See unruhig und unser Schiffer legte daher am folgenden Morgen in dem kleinen Hafen von Higuerote an. Das Ufer ist mit dichtem Gebüsch der Wurzel- oder Mangle-Bäume (Rhizophora mangle) besetzt. Diese werden 30 bis 50 Fuß hoch, haben eine dicke rostrothe Rinde und

Digitized by Google

breiten nach allen Seiten knotige krumme Aeste aus, welche Wurzeln fallen lassen und eine undurchdringliche Waldung bilden. Das sonst weiße Holz wird im Wasser röthlich und man schreibt demselben die Bewirkung einer ungesunden Luft zu. In der That kam uns, als wir in den Hafen einsegelten, ein schaler süßlicher Geruch entgegen, und das Wasser in der Nähe der Wurzeln dieser Bäume sah braungelb aus. Die spätere Untersuchung des Holzes ergab indeß keine ungesunden Bestandtheile. Die bösen Dünste rühren vielmehr daher, daß zwischen den Geflechten der stark wuchernden Wurzeln und Zweige sich viele Seethiere nebst Schlamm anhäufen und verfaulen. — Am 21. November umschifften wir bei Sonnenaufgang das Kap Codera. Von hier an bietet die hohe felsige Küste wilde und sehr malerische Ansichten. Die Berge sind überall in einer Höhe von 3 bis 4000 Fuß senkrecht abgeschnitten und werfen riesige Schatten über das feuchte grünende Erdreich, das sich bis zum Strand des Meeres ausbreitet. Dies schöne Küstenland ist sehr fruchtbar und erzeugt den größten Theil jener tropischen Früchte, die man im Ueberfluß auf den Märkten von Caracas antrifft. Gegen Abend gingen wir im Hafen von Guayra vor Anker und ich reiste sogleich nach Caracas, wo ich vier Tage früher ankam als Herr Bonpland, der von dem kleinen Hafen Higuerote aus des Botanisirens wegen zu Lande gereist war.

La Guayra ist unter den acht Häfen des Staates Venezuela der wichtigste und hat den ausländischen Handel fast allein in Händen. Kaffee, Cacao, Indigo und Tabak sind die Hauptausfuhrartikel. Guayra ist bei alledem mehr nur eine Rhede, als ein Hafen zu nennen. Die See ist daselbst ziemlich stürmisch, und die Schiffe haben gleichzeitig von Windstößen, schlechtem Ankergrunde, Sandbänken und den Pfahlwürmern (Teredo navalis) zu leiden. Letztere bohren sich zu Millionen in das Holz der Dammpfähle und der Schiffe und durchlöchern dasselbe so sehr, daß überall das Wasser eindringt, wodurch die Dämme einstürzen und die Schiffe untersinken. Ueberdies können die Schiffe hier wegen der hochgehenden Wellen nur mit Mühe geladen werden. Die Neger und Mulatten, welche die Waaren in die Schiffe tragen, sind Menschen von außerordentlicher Körper-

Digitized by Google

stärke. Sie gehen bis zur Hälfte des Leibes im Wasser und haben merkwürdiger Weise von den häufigen im Hafen befindlichen Haifischen nichts zu besorgen. Die Haifische bestätigen hier eine Thatsache, die man auch an Krokodilen und Affen beobachtet hat, daß nämlich dieselben Thierarten in verschiedenen Gegenden ein ganz entgegengesetztes Naturell offenbaren. Die Indianer am Orinoco und Amazonenfluß, welche Affen zum Verkauf einfangen, wissen gar sehr wohl, daß diejenigen dieser Thiere, welche auf gewissen Inseln wohnen, sehr leicht gezähmt werden können, während die auf dem Festlande eingefangenen Affen gleicher Art, sobald sie sich in der Gewalt des Menschen fühlen, aus Wuth oder Furcht dahinsterben. Die Krokodile in einigen Seen der Llanos (Ebenen) sind feig, in andern kühn und gefährlich. Daher die verschiedenen Behauptungen glaubwürdiger Naturforscher, von denen der eine die Krokodile als die furchtbarsten Thiere schildert, der andere als zahme unschädliche Eidechsen, zwischen welchen man so, wie zwischen unseren Fröschen, umhergehen kann. Die Haifische sind ebenfalls blutgierig und gefährlich auf den Caracas gegenüberliegenden Eilanden, während sie die Schwimmer im Hafen von Santa Martha und Guayra nicht angreifen. — Die Lage von Guayra ist ganz außerordentlich und läßt sich nur mit der von Santa Cruz auf Teneriffa vergleichen. Die Bergkette von Caracas grenzt fast unmittelbar an's Meer, und die aus zwei parallelen Straßen bestehenden Häuser der Stadt sind steilen Felsen angebaut, weshalb hier eine erstickende Hitze herrscht, und dieser Punkt gehört, eben so, wie Cumana, die Havannah und Vera Cruz, zu den heißesten Orten der Erde. Athmet man in der warmen Jahreszeit die glühende Luft von Guayra ein, wo das gelbe Fieber sich eingebürgert, so ist es dagegen ein überraschender Gedanke, zu denken, daß in einer Entfernung von drei Meilen eine Bevölkerung von 50,000 Seelen in einem engen Thale die Kühle des Frühlings genießt. Caracas liegt 2591 Fuß hoch. Der Weg dahin führt an einem sehr steilen Felsabhang hinauf. Auf dem Gipfel steht die Venta grande (das große Gasthaus), berühmt durch seine ausnehmend schöne Lage. Sowohl das Meer als die benachbarten Küsten breiten sich von dort vor den Augen

Digitized by Google

des Beschauers aus. Bei der Uebersicht eines Horizontes von mehr als zwei und zwanzig Meilen Umfang fühlt man sich durch die von dem weißen Küstensande zurückprallenden Sonnenstrahlen geblendet. Zu seinen Füßen sieht man, wie von einem Thurm herab, das Kap Blanc, das Dorf Maiquetia mit seinen Kokospalmen, Guayra und die in seinem Hafen einlaufenden Schiffe. Dieser Anblick wird noch gehoben, wenn bei etwas bedecktem Himmel erleuchtete Wolken gleich schwimmenden Eilanden auf der Meeresfläche dahinzuschweben scheinen. Auch werden durch zerreißende Nebelschichten von Zeit zu Zeit Bäume und Wohnungen sichtbar, und man glaubt alsdann durch die Oeffnungen die Gegenstände in noch größerer Tiefe zu sehen, als sie sich bei vollkommener Heiterkeit dem Auge darstellen. Von dem Gasthause hat man noch 900 Fuß bis Guayaco anzusteigen, wo ungefähr der höchste Punkt der Straße von 4550 Fuß Höhe ist. Von hier kommt man durch ein ziemlich ebenes, mit Alpenpflanzen bedecktes Hochthal. Etwas höher noch liegen die Mehlmagazine der Hauptstadt, die in diesem vorzüglich kühlen Punkt erbaut wurden, und auf diesem Wege erblickt man zum ersten Mal die 1800 Fuß tiefer liegende Hauptstadt (der jetzigen Republik Venezuela) Caracas, in einem schönen, mit Kaffee- und europäischen Fruchtbäumen bepflanzten Thale sich ausbreitend.

Der Boden, auf welchem Caracas liegt, ist sehr ungleich. Drei kleine Gebirgsflüsse, deren Bette tief ausgeschluchtet ist, fließen von Norden nach Süden durch die Stadt. Die Straßen sind, wie in allen von den Spaniern angelegten amerikanischen Städten, gerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln. In den Wintermonaten hat Caracas, eingeklemmt zwischen den Bergen Silla (sj) und Avila, ein melancholisches Ansehn, da der Gesichtskreis, bei der geringen Ausdehnung des Thales beschränkt ist. Die heiteren Morgen sind alsdann sehr angenehm. Gegen Abend aber erfüllt sich die Luft mit Dünsten; graue Streifen und Laken werden an den ewig grünen Bergwänden aufgehängt, fließen allmählig in einander und senken sich, mit einem dicken Nebeltuch alles verschleiernd, in's Thal herab. In den Sommermonaten verlieren sich diese Nebel, die Nächte sind anmuthig

Digitized by Google

und heiter, die Atmosphäre bekommt jene reine Durchsichtigkeit, welche allen Hochthälern und Bergebenen dieser Zonen ununterbrochen eigen ist, so lange die Winde keine ungleich erwärmten Luftschichten durch einander mengen. Dann entfalten sich alle Reize der Landschaft. Die beiden Gipfel der Silla stellen sich dem Auge beinah unter gleichem Höhenwinkel dar. Die untere Hälfte des Berges ist mit Rasen bedeckt; darnach folgt der Gürtel immergrüner Gesträuche, welche in der Blüthenzeit der Befaria, der südamerikanischen Alpenrose, von purpurfarbenem Wiederscheine geröthet sind; über den Waldgürtel erheben sich zwei domförmige nackte Felsenmassen. Mit diesem erhabenen Anblick der Silla und dem mannigfaltigen Wechsel der Landschaft nordwärts der Stadt bilden die angebaute Thalgegend und die benachbarten heiteren Ebenen einen lieblichen Contrast. Das Thal von Caracas ist schon öfter eine Wohnstätte des ewigen Frühlings genannt worden. Dies gilt aber von allen 3 bis 5000 Fuß hoch liegenden Gebirgsthälern der tropischen Gegenden, wenn sie sich nicht zu weiten Ebenen ausdehnen und unfruchtbaren Boden haben. Was ist wohl angenehmer als eine Temperatur, die sich den Tag über auf 16° bis 20° R. und die Nacht durch auf 13° bis 15° R. hält! Eine Temperatur, in welcher gleichmäßig der Pisang, der Pomeranzenbaum, der Kaffeestrauch, der Apfelbaum, die Aprikose und der Weizen gedeiht! So sieht man es um Caracas. Indeß ist dies milde Klima an allen Orten, die sich auf den kleinen Hochebenen der Cordilleren oder am Abhange derselben befinden, sehr unbeständig und einem oft plötzlichen Wechsel unterworfen, gegen den die Bewohner sehr empfindlich sind. Ununterbrochene Heiterkeit einen Theil des Jahres hindurch trifft man nur in einer tiefen mit der Meeresfläche wagerecht liegenden Landschaft oder auf sehr großen Höhen einer ausgedehnten Bergebene. Das Zuckerrohr gedeiht im Thale von Caracas noch ausnehmend gut; man pflanzt jedoch lieber den Kaffeestrauch an, der in dem trockenen steinigen Boden zwar keine reichen, aber sehr vorzügliche Ernten liefert. Zur Blüthenzeit giebt der weiße Schmuck der Tausende von Gesträuchen einen festlichen Anblick. Von Pisang baut man diejenigen Arten, die weniger Wärme erfordern.

Digitized by Google

Neben diesen tropischen Producten lachen dem europäischen Reisenden seine heimathlichen Erdbeeren, Weinreben und fast alle Fruchtbäume der gemäßigten Zone entgegen. Pfirsiche und die besten Apfelsorten kommen am westlichen Thalende vor. Der Quittenbaum ist so gemein, daß er beinah wild wächst. Eingemachtes von Aepfeln und Quitten ist hier überaus beliebt, zumal da man glaubt, um Wasser zu trinken, müsse man erst durch Zucker den Durst reizen. Birnbäume wollen hier nicht recht gedeihen und Kirschen fehlen ganz.

In der Frühe des 3. Januars 1800 machten wir uns auf, um die Ostspitze der Silla, als des höchsten Berges, zu besteigen. Wir waren unser achtzehn Personen, welche alle, einer nach dem andern, auf einem schmalen Fußsteig einhergingen. Der Morgen war hell und kühl. Gegen sieben Uhr hatten wir einen Hügel erklommen, welcher eine Art Vorgebirg der Silla bildet und wanderten von da über einen schmalen, mit Rasen bedeckten Felsendamm der Spitze des hohen Berges zu. Man schaut von hier in zwei Thäler hinab, die vielmehr mit üppigem Pflanzenwuchs überkleidete Felsenspalten heißen könnten. Zur Linken übersieht man die Schlucht von Chacaito, deren reiche Gewässer bei einer Meierei vorüberfließen. Man hört das Geräusch eines Wasserfalles, ohne den Bergstrom zu sehen, welcher sich unter dicken Gebüschen und indianischen Feigenbäumen verbirgt. Aber in einem Erdstrich, wo so viele Gewächse mit großen glänzenden Blättern vorkommen, machen die tief unten befindlichen und durch fast senkrechte Sonnenstrahlen erleuchteten Baumwipfel eine höchst malerische Wirkung. Von dem Felsendamme an wird der Weg immer steiler, und da der dicke Rasen durch die anhaltende Dürre glatt und schlüpfrig geworden war, so mußten wir oft die Hände zu Hülfe nehmen, um fortzukommen. Dieses mühsame Bergsteigen schreckte die uns begleitenden Städter ab und sie kehrten alsbald heim, so daß uns nur unsere schwarzen mit dem Mundvorrath und den Instrumenten belasteten Neger blieben. Der Himmel fing inzwischen an, sich zu umwölken, und schon stieg der Nebel, gleich dem allenthalben hervorbrechenden Rauch eines Waldbrandes, aus dem Buschwerk hervor, welches die Savannen über unseren Häuptern

Digitized by Google

einfaßte. Vom Fuße des Wasserfalles von Chacaito bis zu einer Höhe von 6000 Fuß findet man lauter Savannen. Zwei kleine Liliengewächse mit gelben Blüthen erheben sich allein über die Gräser des Rasens, der den Felsen deckt. Die Jamaika'sche Brombeerstaude erinnert an europäische Pflanzenformen. Nach wilden Rosen sahen wir uns vergebens um und fanden dieselben auch nachher nirgends in ganz Südamerika; nur auf den mexicanischen Bergen erfreute uns die sogenannte Rose des Montezuma. Von Zeit zu Zeit hüllten uns Nebel ein, und um so schwieriger wurde das Auffinden eines Pfades. An einer Stelle entdeckten wir einen Gang Porzellanerde, welche für diese Gegenden einmal wichtig werden kann. Wir befanden uns jetzt auf einer Höhe von 5640 Fuß; demungeachtet sahen wir ostwärts auf gleicher Linie in einer Felsenschlucht nicht etwa einzelne Palmbäume, sondern ein ganzes Palmenwäldchen. Es war die butterartige Kokospalme *). Auf einer Höhe von 6000 Fuß gehen die Savannen in die aus niedrigen Bäumen und Sträuchen bestehende Paramos- oder Puna-Vegetation über **), wo der Abhang des Berges sanfter wird. Diese Sträuche sind Staudengewächse und ausgezeichnet durch ihren Wuchs, ihre krummen Aeste, ihre zähen Blätter, so wie durch die Schönheit und Größe ihrer Purpurblumen. Dazwischen zeigen sich mehrere Pflanzen aus der Familie der Alpenrosen. Besonders erfreute uns die Befaria (B. ledifolia), welche sich mit der europäischen Alpenrose (Rhododendrum) vergleichen läßt. Ihr Stamm zertheilt sich vom Boden an in zahlreiche fast quirlförmige Aeste. Die Blätter sind eiförmig, unten graugrün und am Rand eingerollt. Die ganze Pflanze ist mit langen klebrigen Haaren besetzt und hat einen sehr angenehmen Harzgeruch. Die dicht stehenden, fast einen Zoll im Durchmesser haltenden Purpur-

*) Diese Palme (Cocos butyracea; Palma real s. dulce) wird größer, als die gemeine, die Frucht aber kleiner und saftiger. Die zerschlagene Schale sammt dem Kern wirft man in's Wasser, worauf das Oel ausschwitzt, das sich butterartig verhärtet. Aus dem Saft des Stammes bereitet man Wein.

**) Ein bergiger, windiger, feuchtkalter und mit verkrüppelten Bäumen bedeckter Ort heißt auf den Cordilleren Paramos, peruanisch Puna.

Digitized by Google

blumen werden von den Bienen häufig besucht. Ein anderes 10 bis 15 Fuß hohes Dolden-Staudengewächs, Weihrauch genannt, dient zur Bereitung eines angenehmen Riechwassers. Die zähen und gekerbten Blätter sind gleich den Spitzen der Zweige mit einer Art harziger Wolle bewachsen, die einen lieblichen Storaxgeruch hat. — Die beiden Gipfel werden von einander durch eine Einsenkung oder einen Sattel (Silla) getrennt, wovon der Berg den Namen führt. Dieses Thal mußten wir passiren, konnten aber wegen des ungemein mächtigen Pflanzenwuchses nur mit großer Mühe hindurchkommen. Das dichte Gebüsch besteht aus Gruppen einer 14 bis 15 Fuß hohen Banane, deren saftige Zweige nahe beisammen stehen. Die Neger gingen daher mit ihren langen krummen Messern voran, um einen Steig zu bahnen. Von Zeit zu Zeit ward uns die östliche Spitze, auf welche wir lossteuerten, durch eine Wolkenöffnung sichtbar. Plötzlich aber hüllte uns ein so dichter Nebel ein, daß wir kaum eine Hand vor uns sehen konnten. Nur mittelst des Compasses konnten wir die Richtung verfolgen. Wir liefen jedoch jeden Augenblick Gefahr, an den Rand der ungeheuren Felsenmauern zu gerathen, welche fast senkrecht 6000 Fuß tief abstürzen. Das Gerathenste schien, abzuwarten bis die Nebelwolke sich verzogen und dem Auge den Paß frei gegeben hätte. Unser Nachtrab mit dem Mundvorrath traf inzwischen ein, brachte aber weiter nichts, als ein wenig Brot und Oliven. Dies frugale Mahl stärkte uns, nachdem wir den größten Theil der vergangenen Nacht zum Behuf astronomischer Beobachtungen durchwacht und darauf neun Stunden lang hinter einander gewandert. Es war zwei Uhr Nachmittags, und noch konnten wir hoffen, vor Sonnenuntergang die Ostspitze zu erreichen, um von dort wieder hinab in's Sattelthal zu gelangen, wo wir dann die Nacht bei einem Feuer zuzubringen gedachten. Zu dem Ende entließen wir die Hälfte unserer Neger, die uns am anderen Morgen mit frischer kräftiger Speise versorgen sollten. Kaum waren diese Anstalten getroffen, so begann der Wind mit Ungestüm vom Meere her zu wehen. Nicht zwei Minuten, und aller Nebel war verschwunden. Die beiden Spitzen der Silla stellten sich in überraschender Nähe dar, und wir verfolgten nun in grader

Digitized by Google

Linie unser Ziel. Wir mußten uns an einem sich nach der Küste zu senkenden Abhang halten und hatten nur Vorsicht nöthig bei Betretung der lang gestreckten Felsblöcke, die sich oft schräg über den Abgrund hinaus legten, wie große, über einem Schlund hängende Lasten. Nach drei Viertelstunden waren wir glücklich auf der Ostspitze angelangt und genossen eines hellen Himmels, freilich nur einige Minuten lang. Desto mehr waren wir darauf bedacht, uns an der weiten Fernsicht zu ergötzen. Nordwärts sahen wir über das Meer, südwärts über das lebensvolle Thal von Caracas. Wir standen auf einer Höhe von 8100 Fuß, und das Auge umfaßt hier eine Sehfläche von 36 Meilen im Durchmesser. Von allen bekannten Bergen unterscheidet sich die Silla durch den jähen Absturz gegen die See. Die Küste bildet nur einen schmalen Streif zwischen der Felsmauer und der See, und wenn man auf der andern Seite von der Spitze der Pyramide auf die Häuser von Caracas hinabsieht, so hält man in Folge optischer Täuschung die Mauer für beinah senkrecht. Beim Ueberschauen der spiegelglatten Meeresfläche vermischte sich dieselbe mit den angrenzenden Luftschichten und gewährte den außerordentlichen Anblick, daß wir den Horizont in gleicher Linie mit dem Auge zu sehen glaubten. — Während ich auf dem Felsen saß und mit Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel beschäftigt war, wurden meine Hände auf einmal von einer Art kleiner behaarter Bienen überdeckt, die nicht völlig so groß sind, als die Honigbiene des nördlichen Europa. Diese Insekten nisten in der Erde. Sie fliegen nur selten aus, und das Volk nennt sie „Engelein" (Angelitos), da sie einen nur schmalen Stachel haben und sich ihrer Angriffswaffe nur bedienen, wenn man sie reizt. — Ein dichter aus der Ebene emporsteigender Nebel mahnte zum Aufbruch. Es war halb fünf Uhr Nachmittags, als wir die steilen, mit glattem schlüpfrigen Rasen bedeckten Abhänge wieder hinabstiegen. Die Dämmerung ist so kurz unter den Wendekreisen, daß man beinah plötzlich von der Nacht überrascht wird. Das geschah auch heute. Aber der Mond stand über dem Horizont, und so setzten wir muthig unsern Weg fort, um die am Fuße der Silla gelegenen Pflanzungen zu erreichen. Dann und wann wurde die

Digitized by Google

Mondscheibe mit dicken, von dem kalten Winde getriebenen Wolken bedeckt. Die steilen Abhänge waren bald beschattet, bald beleuchtet, und erschienen dem Auge als tiefe Abgründe. Wir gingen in einer langen Reihe nach einander und boten uns die Hände, um beim etwanigen Fallen nicht in die Tiefe zu rollen. Nach und nach war der Nebel im Thalgrund verschwunden und wir bemerkten unter uns zerstreute Lichter. Während des sechsstündigen Niedersteigens glaubten wir dem Meierhofe am Fuße der Silla immer gleich nahe zu sein. Wir unterschieden sowohl Menschenstimmen, als die schneidenden Guitarrentöne. Der Schall pflanzt sich überhaupt besser von unten nach oben als umgekehrt fort. Gay-Lussac erlebte davon 1805 bei einer Luftfahrt in Frankreich ein auffallendes Beispiel, indem er noch in einer Höhe von 18,000 Fuß das Bellen der Hunde hörte. Um den Weg abzukürzen, wollten die Führer einen Fußpfad einschlagen, verfehlten ihn aber und kamen dadurch auf einen Absturz, den steilsten von allen, in der Nähe der Bergschlucht von Chacaito. Die wilde Musik der rauschenden Wasserfälle erhöhte die Erhabenheit der Nachtscene. Um zehn Uhr Abends trafen wir nach einem funfzehnstündigen Marsche durstig und ermattet in dem Meierhof ein, wo wir übernachteten. Man hatte uns von Caracas aus mit Fernröhren auf der Silla-Spitze beobachtet. Ueberhaupt nahm die Stadt an der Ersteigung des noch nicht erstiegenen Berges regen Antheil; nur fühlte man sich unangenehm enttäuscht, da die Messung der Silla nicht höher ausgefallen war, die man bisher über die höchste Pyrenäenspitze gestellt hatte.

Das Land, wovon Caracas die Hauptstadt ist, entspricht der Größe von Peru. Es wird durch drei abgesonderte, von Osten nach Westen sich ausdehnende Erdstriche gebildet. Zuerst zeigen sich längs der Küste und ihrer Gebirgskette angebaute Ländereien, hernach kommen Savannen oder Viehweiden, endlich jenseit des Orinoco Waldungen, die nur auf den sie durchfließenden Gewässern zugänglich sind. Nirgends in Amerika tritt diese Abtheilung der drei Erdstriche nach Waldungen, Viehweiden und Ackerland entschiedener hervor als in Venezuela. Lebten die von den Missionaren zur Gesittung herangezogenen Ein-

Digitized by Google

geborenen der Wälder ausschließlich von der Jagd, so könnte man sagen, es stellten sich hier die drei ursprünglichen Lebensarten der Völker dar: in den Wäldern der herumstreifende listige Jäger; in den Savannen der gastfreie, dabei aber in seiner Vereinzelung rauh abgeschlossene Hirt; an den Küsten der für die Cultur zugängliche Landbauer und der verfeinerte Kaufmann.

Unser Aufenthalt in Caracas dauerte zwei Monate, und wir bewohnten ein beinah frei auf dem höchsten Punkte der Stadt stehendes Haus, wohlgeeignet zu Himmelsbeobachtungen. Von der Terrasse aus übersahen wir gleichzeitig den Gipfel der Silla, den ausgezackten Rücken des Galipano und das anmuthige Thal von Guayra. Es war die trockene Jahreszeit vorhanden, und zur Verbesserung der Weiden wird der Rasen der Savannen an den Abhängen angezündet. Diese ausgedehnten Feuerbrände gewähren überraschende Beleuchtungen. Sie erscheinen des Nachts da, wo die Savannen den wellenförmig absteigenden Felsen folgen, wie Lavaströme. Ihr helles und ruhiges Licht nimmt eine röthliche Farbe an, wenn der von der Silla herabkommende Wind in den tieferen Gegenden Nebel sammelt. Bisweilen wird der Anblick noch prachtvoller, wenn die von dichten Wolken verhüllten Feuer nur in einzelnen Wolkenrissen und Zwischenöffnungen sichtbar werden und den Saum der sich emporhebenden Wolken hellglänzend machen. — Wir erfreuten uns in Caracas einer sehr zuvorkommenden Aufnahme und fühlten uns sehr zum Dank gegen die gastfreien Bewohner verpflichtet. Vergleiche ich das Leben in den Hauptstädten des ehemals spanischen Amerika, welche ich besucht, mit einander, so möchte ich sagen: in Mexico und Santa Fé de Bogota herrschen unter den Gebildeten wissenschaftliche Forschungen vor, in Quito und Lima mehr Neigung zu leichten schönen Wissenschaften und Künsten, in der Havannah und Caracas aber Einsichten in das Staats- und Weltleben. Letzteres eine Folge des vielfachen Handelsverkehrs. Die Erinnerung an das alte Caracas mit seinen freundlichen Bewohnern, mit seinen Kirchen und Klöstern und dem unbedeckten Schauspielsaal, wo man im Parterre gleichzeitig die Aufführung des Stückes und den Sternenhimmel beobachten konnte, ist jetzt doppelt schmerzhaft für mich, denn viele meiner dortigen Freunde

Digitized by Google

sind nach der Zeit in den blutigen Umwälzungen der bürgerlichen Verhältnisse umgekommen, und schreckliche Erdbeben haben die Oberfläche des Bodens umgekehrt.

Es war am 26. März 1812, als Caracas durch ein Erdbeben in weniger als einer halben Minute in einen Schutthaufen verwandelt wurde, und in der Provinz Venezuela fanden fast in demselben Augenblicke über 20,000 Menschen ihren Tod. Dies zerstörende Ereigniß hing mit dem Ausbruche eines Vulkans auf St. Vincent, einer der Antillen, zusammen, und es scheint ein großer unterirdischer Feuerheerd von den Azoren an sich über Westindien nach Amerika hin zu erstrecken, wie folgende Umstände wahrscheinlich machen. Am 30. Januar 1811 nahm ein Vulkan auf dem Meeresgrunde in der Nähe der Azoren seinen Ausbruch und trieb an einer Stelle, wo der Grund 300 Fuß tief war, einen Felsen aus dem Wasser empor, welcher sich in Folge eines neuen, sechs Tage lang anhaltenden Ausbruches vom 15. Juni an bis auf 200 Fuß über die Meeresfläche hob. Ein brittischer Schiffscapitain nahm Besitz von der kleinen Insel und nannte sie Sabrina. Der Ocean nahm sie indeß alsbald wieder in seinen Schooß auf. Schon früher war diese Insel ein paarmal zum Vorschein gekommen und wieder verschwunden. Man glaubt nun in diesem Spiel der unterseeischen Vulkane eine gewisse Regelmäßigkeit wahrzunehmen, so daß die Insel allemal nach Verlauf von 91 oder 92 Jahren wieder sichtbar werde. Zu derselben Zeit aber, als 1517 die Insel Sabrina erschien, erlitten die 800 Meilen weit entfernten kleinen Antillen heftige Erschütterungen. Auf der Insel St. Vincent wurden vom Mai 1811 bis April 1812 über zweihundert Erdstöße verspürt. Eben so befand sich die Erde in den Thälern des Missisippi, Arkansas und Ohio vom 16. December 1811 an fast in beständiger Bewegung. An einigen Stellen, z. B. bei Cincinnati, wurden die Stöße täglich, ja fast stündlich, Monate lang verspürt, und das dauerte bis in's Jahr 1813. Die Bewegungen schienen allmählig von Süden nach Norden vorzuschreiten, da Caracas im December 1811 den ersten Stoß erlitt. Wenn man sich überdies erinnert, daß das große Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 fast in dem nämlichen Augenblick auf den

Digitized by Google

schwedischen Küsten, am Ontario-See und auf Martinique verspürt wurde, so wird dadurch die Vermuthung begründet, daß das ganze Becken der Antillen von Cumana und Caracas bis in die Ebenen von Louisiana beinah gleichzeitig von demselben Mittelpunkt aus erschüttert werden konnte. Auf dem ganzen Festland ist übrigens die Ansicht verbreitet, daß die Erdbeben um so häufiger werden, wenn die elektrische Entladung in der Atmosphäre einige Jahre hindurch seltener stattgefunden hat. Auch der Zerstörung von Caracas ging ein völlig gewitterloses Jahr voran.

Im December 1811 ward Caracas zuerst aus seiner Sicherheit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt. Man beruhigte sich jedoch wieder, da beinah volle drei Monate bis zum Eintritt der furchtbaren Katastrophe ohne die geringste Erschütterung verflossen. Inzwischen litt die Insel St. Vincent, wahrscheinlich der Mittelpunkt des unterirdischen Feuerheerdes, und das Becken des Mississippi, namentlich am 7. und 8. Februar 1812, an fortwährenden Schwankungen. In Venezuela aber hatte durch fünf Monate eine solche Dürre geherrscht, daß während dieser Zeit kein Tropfen Regen gefallen war. Endlich ging am 26. März 1812 über Caracas eine heiße Sonne auf. Die Luft war ruhig, der Himmel wolkenlos. Es war der grüne Donnerstag, und das Volk strömte haufenweis zu den Gotteshäusern. Nichts schien den Betern ihr nahes Ende zu verkündigen. Es war vier Uhr Nachmittags. Plötzlich tönten die an diesem Tage verstummten Glocken; es war Gottes Hand, welche sie zum Grabgeläute zwang. Eine zweite, zehn bis zwölf Secunden dauernde Erschütterung schreckte das Volk, und während dem schien der wellenförmig bewegte Boden wie eine Flüssigkeit zu kochen. Schon glaubte man die Gefahr vorüber, als sich ein starkes unterirdisches Donnergerolle hören ließ. Unmittelbar darauf erfolgte eine senkrechte, drei bis vier Secunden anhaltende Bewegung, von einer horizontalen, wellenförmigen begleitet. Die Stöße gingen in entgegengesetzter Richtung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Diesen sich durchkreuzenden Schwingungen vermochte nichts zu widerstehen. In einer Viertelminute war Caracas ein Haufe von Trümmern,

Digitized by Google

unter denen 9 bis 10,000 Leichen begraben lagen. Die Kirchen der Dreifaltigkeit und Alla gratia, von mehr als 150 Fuß Höhe und im Schiff durch 12 bis 15 Fuß hohe Säulen getragen, wurden in ein Chaos von Schutt verwandelt, dessen Höhe nicht mehr als 5 bis 6 Fuß betrug, und die Zermalmung war so gewaltig, daß von den Pfeilern und Säulen auch keine Spur mehr kenntlich blieb. Die Caserne San Carlos war beinah verschwunden. Es stand darin ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich eben zu der beginnenden Prozession begeben sollte; davon retteten sich nur Einzelne. Neun Zehntheile der schönen Stadt wurden vom Schlage der Zerstörung betroffen. Die nicht zusammengestürzten Häuser waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Die Nordseite der Stadt zunächst dem Berge Avila und der Silla hatte am meisten gelitten. Etwas weniger verheerend zeigten sich die Wirkungen des Erdbeben im südlichen und westlichen Theil. Hier blieb die durch mächtige Strebepfeiler gestützte Kathedrale stehen*). — Diejenigen, welche plötzlich und unvermuthet, zum Theil in Andacht und Gebet begriffen, vom Tode überfallen wurden, hatten ein glücklicheres Loos, als eine Menge ihrer unglücklichen Mitbürger, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert, noch Monate lang zum Theil die Ihrigen überleben mußten und dann aus Mangel an Nahrung und Pflege dennoch umkamen. Die Nacht vom Gründonnerstag zum Charfreitag bot den Anblick eines grenzenlosen Elendes dar. Beim Zusammensturz der Stadt hatten sich dicke finstere Staubwolken erhoben und das Unglück wie mit einer Nebelkappe verhüllt. Gegen Abend schlug sich der Staub zu Boden und die Luft wurde wieder rein; die Erde stand wieder fest und ruhig; die Nacht war so still und schön, wie je zuvor. Der fast volle Mond beleuchtete die Kuppeln der Silla, und die ruhig heitere Gestalt des Himmels bildete einen furchtbaren Contrast gegen die mit Graus erfüllte Erde. Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arm, durch die Hoffnung getäuscht, sie wieder in's Leben zu

*) Durch ein späteres Erdbeben vom Jahre 1826 wurde diese herrlich gebaute Kathedrale sehr beschädigt.

Digitized by Google

bringen. Durch die Schutthaufen, die am Morgen noch eine reiche blühende belebte Stadt waren, zogen jammernde Familienglieder, um einen Bruder, einen Gatten, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war und den man im Gedränge verloren glauben konnte. Die unter den Trümmern begrabenen Verwundeten riefen die Vorübergehenden laut flehend um Hülfe an. Ueber 2000 wurden hervorgezogen. Nie hat wohl das Mitleid rührendere Anstrengungen gemacht, um den Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, zu Hülfe zu eilen. Bei dem Mangel an Werkzeugen, die mit verschüttet waren, mußte man sich der Hände zur Hervorgrabung der Unglücklichen bedienen. Die Verwundeten sowohl als die aus den Hospitälern Geretteten lagerte man unter dem Schatten der Bäume am Ufer des kleinen Guayrafluſſes. Es fehlte an Betten, Arzeneien, Leinwand zum Verbinden, genug an Allem, was Hülfsbedürftigkeit erfordert. In den ersten Tagen mangelten sogar Nahrungsmittel. Auch Trinkwasser war im Innern der Stadt schwer zu bekommen, da die Erdstöße die Brunnenleitungen zerschlagen und die Quellen verschüttet hatten. Um den Ausbruch von Seuchen zu verhüten, verbrannte man die Leichname auf Scheiterhaufen, und dies traurige Geschäft dauerte mehrere Tage. Das Volk aber vernachläſſigte nichts, um den Zorn des Himmels zu besänftigen. Einige stellten feierliche Prozessionen an, bei denen sie Leichengesänge ertönen ließen. Andere, von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Viele Ehen wurden von Personen geschlossen, die seit Jahren ohne Einsegnung mit einander verkehrt hatten; Eltern nahmen ihre früher verstoßenen Kinder wieder an; Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die Niemand eines Diebstahls beschuldigt hatte; Familien, die lange in Feindseligkeit mit einander gelebt hatten, reichten sich die Hand zur Versöhnung. Nur ganz schlechte Gemüther wurden härter und verstockter.

Die Wirkungen dieser schrecklichen Erderschütterung dehnten sich über die Bezirke von Venezuela, Varinas und Maracaibo aus. Viele Städte, als Guayra, St. Felipe und Merida wurden fast ganz zerstört. Zu Valecillo, wenige Meilen von Valencia, warf die zerrissene Erde eine solche Wassermenge aus,

Digitized by Google

daß sich ein neuer Strom bildete. Dagegen hatte sich der See von Maracaibo bedeutend vermindert, obgleich man in der an dem See gelegenen Stadt Coro keinerlei Bewegung verspürte. Dies ist merkwürdig; doch kommt es auch anderswo vor, daß ein Zwischenland von der allgemeinen Bewegung ausgeschlossen bleibt. Die Bewohner der Anden sagen von einem solchen Erdstrich, er bilde eine Brücke, d. h. die Bewegung pflanze sich unter ihm fort. Wahrscheinlich hängt diese Erscheinung von dem Streichen der Gebirgsschichten ab. In den Gegenden von Calabozo (südlich von Caracas) und am Flusse Apure empfand man von dem Erdbeben nichts, hörte aber ein Getöse, wie von dem Abfeuern groben Geschützes. An demselben Tage brach der Vulkan von St. Vincent los. Dieser fast 3000 Fuß hohe Berg hatte seit dem Jahre 1718 keine Lava ausgeworfen; man sah kaum einigen Rauch aus seinem Krater aufsteigen. Im Jahre 1811 verkündigten wiederholte Stöße, daß sich das innere Feuer neu entzündet habe. Der erste Ausbruch erfolgte jedoch nicht eher, als am 27. April 1812. Es war ein Aschenausbruch, von entsetzlichem Krachen begleitet. Am 30. April fing die Lava an zu fließen, wo sie nach vier Stunden das Meer erreichte. Das Getöse des Ausbruches glich dem Losbrennen von Kanonen groben Kalibers, abwechselnd mit Musketenfeuer, und, was bemerkenswerth ist, man fand dasselbe bisweilen stärker auf offener See, in großer Entfernung von der Insel, als im Angesicht des Landes ganz nahe bei dem brennenden Vulkan. —

Wir verließen Caracas am 7. Februar, um auf einem Umwege über Neu-Valencia, Calabozo und San Fernando am Apure unsere Wanderung nach dem Orinoco anzutreten. Wir gingen auf einer schönen, zum Theil in Felsen gehauenen Straße längs dem Flusse Guayra bis zum Dorfe Antimano. In der Nähe desselben standen alle Baumgärten voll blühender Pfirsichbäume, die wir als alte Bekannte in der Fremde begrüßten. Der Guayra-Fluß läuft hier in vielen Windungen fort, so daß man ihn zwischen Antimano und las Ajuntas siebenzehn Mal passiren muß. Der Fluß wird von einer schönen, bis dreißig Fuß hohen Grasart eingefaßt und um jede Hütte stehen gewaltige Persea-Stämme. Vor unserer Ankunft in las Ajuntas über-

Digitized by Google

nachteten wir in einer Zuckerpflanzung. Vierzig dazu gehörige Neger bewohnten ein viereckiges Haus. Sie lagerten auf Ochsenhäuten, die auf dem Boden ausgebreitet waren; in jedem Zimmer hatten vier Sclaven ihre Schlafstätte, und das Innere des Hauses glich einer Kaserne. Im Hofe brannten ein Dutzend Feuer, an denen gekocht ward. Die lärmende Fröhlichkeit der Schwarzen störte unseren Schlummer; ihr leichtes Blut giebt ihnen Ersatz für ihre sauren Mühen in den Plantagen. Man baut in der Gegend vielen Kaffee. Der Kaffeestrauch wird aus der Bohne gezogen, blüht jedoch erst im zweiten Jahr und zwar nur vier und zwanzig Stunden. Während der Blüthe sieht der Strauch wie mit Schnee bedeckt aus. Durchschnittlich rechnet man anderthalb bis zwei Pfund auf den Strauch; manche derselben liefern in einem Jahre sechzehn bis zwanzig Pfund Kaffee. Einzelne Pflanzungen zählen 100,000 Sträucher.

Am 8. Februar überschritten wir nahe bei las Ajuntas den Vereinigungspunkt zweier Flüßchen, die den Rio Guayra bilden. Unmittelbar vor uns lag die Berggruppe des Higuerote, und wir erstiegen nun einen steilen Abhang, der zur Bergebene von Buena-Vista führt. Wir befanden uns hier auf einem mehr als 5000 Fuß hohen, stark bereisten Bergpaß. Unaufhörlich begegneten uns lange Züge von Maulthieren und Ochsen. Die Landschaft ist wild und waldig. Beim Herabsteigen von der Hochebene trifft man eine feuchte Gegend, reich an Schlangen und allerlei merkwürdigen Pflanzen; unter andern wächst hier die Brownea (Zierburre), von den Einwohnern Bergrose oder Kreuzstock genannt. Sie trägt vier bis fünf hundert Purpurblumen in einem einzigen Strauße vereint; jede Blume hat regelmäßig eilf Staubgefäße. Der Stamm erreicht funfzig bis sechzig Fuß Höhe, und die ganze Pflanze bildet eine der prachtvollsten Zierden der heißen Zone. Der Boden war mit Ananas und mancherlei Beeren- und Rankengewächsen überzogen. An lichten Stellen erheben sich Palmen und Gruppen des silberblätterigen Trompetenbaums (Cecropia), dessen dünne Stämme gegen die Spitze zu schwarz und wie verbrannt aussehen. Bei einem Dorfe, das an der Abdachung des Higuerote in einem Becken gelegen ist, sahen wir neben einander den Pisang, die Kartoffel

Digitized by Google

und den Kaffeestrauch. An einem Abhang standen zwei Arten des Maguay oder der Agave (Baum-Aloe), aus deren zuckerartigem Gährungssaft Branntwein bereitet wird und deren junge Blätter man als Kohl ißt, während die zähen Fasern der alten Blätter zur Verfertigung von sehr dauerhaften Seilen dienen. Ein solches Maguay-Seil hatte am Uhrwerk der Kathedrale von Caracas seit funfzehn Jahren ein Gewicht von 350 Pfund getragen.

Verläßt man die Berge von Higuerote, so kommt man in eine reich bebaute Gegend, bedeckt mit Weilern und ausgedehnten Dorfschaften, die in Europa Städte heißen würden. So stehen in einer Entfernung von zwölf Meilen vier solche Ortschaften, in denen mehr als 28,000 Menschen wohnen. Es sind dies die Ebenen des Tuy auf der Ostgrenze der Thäler von Aragua. Als wir uns gegen Abend den Ufern des Tuy näherten, konnten wir in der mit Wohlgerüchen erfüllten Luft deutlich die köstliche Würze der Trichterglitzen (Pancratium undulatum) unterscheiden, deren Blumen acht bis neun Zoll lang sind. Wir verweilten zwei Tage lang auf dem Landgut des Don Jose de Manterola, eines sehr gebildeten Spaniers. Man baut hier vornehmlich Zuckerrohr und zwar alle drei Arten, nämlich das kreolische Rohr, das von Taïti und von Batavia. Das kreolische Rohr, das älteste, hat dunkelgrüne, dünne Stengel, nahe bei einanderstehende Knoten und liefert wenigen Saft. Es ward zuerst aus Ostindien nach Sicilien, den kanarischen Inseln und den Antillen gebracht. Das Zuckerrohr von Taïti unterscheidet sich durch ein helleres Grün; der Stengel ist höher, dicker und saftiger, das ganze Wachsthum üppiger. Cook und Forster haben es zuerst bekannt gemacht und es wurde erst später auf die Antillen verpflanzt. Es liefert um ein Drittel mehr Zuckersaft als das kreolische Rohr und wegen seiner Dicke auch ungleich mehr Brennmaterial. Das violette Zuckerrohr oder das von Batavia hat purpurfarbene Blätter und wird besonders zur Rumbereitung verwendet. — Als wir tiefer in's Thal kamen, fanden wir viele Bäume entblättert, wodurch die Landschaft ein fast winterliches Ansehen erhält. Dies verursacht die Trockenheit der Luft, welche im Gebirg durch die zahlreichen

Digitized by Google

Quellen gemildert wird. Wir bemerkten hier einen Sandbüchsen-Baum (Hura crepitans), dessen Länge 154 Fuß, der Durchmesser am Stammende acht Fuß, am obern Ende etwas über vier Fuß betrug. Viele amerikanische Feigenbäume waren am Grunde dadurch bis auf 20 und 22 Fuß Durchmesser verdickt, daß sich unten holzige Auswüchse in der Gestalt von Gräten und Rippen entwickelten. Bisweilen trennen sich diese Gräten acht Fuß hoch vom Stamme und verwandeln sich in runde, zwei Fuß dicke Wurzeln. Der Baum scheint alsdann wie von Strebepfeilern getragen. — Während unseres Aufenthalts in den Thälern des Tuy ergötzte uns vorzüglich die Erscheinung des Zodiacallichtes. Es besteht in einer Helle, welche meistens derjenigen der Milchstraße gleichkommt, und man sieht dasselbe namentlich zur Zeit der Nachtgleichen kurz vor und nach dem Sonnenuntergang. Es erstreckt sich als eine schräge Lichtpyramide, deren Grundfläche die Sonne ist, in der Richtung des Thierkreises durch den Himmel und ist so durchsichtig, daß es die kleinsten Sterne durchscheinen läßt. Wahrscheinlich ist es der feine leuchtende Dunstkreis der Sonne selbst. Am schönsten sahen wir das Zodiacallicht späterhin auf dem Rücken der Cordilleren. Die Milchstraße schien vor seinem Glanze zu erblassen, und wenn zerstreute bläuliche Wölkchen sich gegen Westen gesammelt hatten, schien es, als wollte der Mond aufgehen.

Am 11. Februar verließen wir die Pflanzung von Manterola und setzten unsern Weg nach Vittoria längs der anmuthigen Ufer des Tuy fort. In der Nähe einer Meierei saß vor einer kleinen, aus Erde und Rohr aufgeführten Hütte eine mehr als hundertjährige Negerin. Man kannte ihr Alter, und sie schien noch sehr gesund zu sein. Ihr Enkel war bei ihr. „Ich halte sie", sagte er, „an der Sonne; die Wärme erhält ihr das Leben." Rührend war dieser schöne Zug der Kindesliebe. Die Strahlen fallen hier senkrecht auf; aber sie befand sich wohl dabei. Die Völkerstämme mit schwarzer und rother Haut, die Neger und Indianer, erreichen unter der heißen Zone oft ein hohes Alter. In Peru trafen wir nachher einen Eingeborenen, der im hundert und dreiundvierzigsten Jahre starb, nachdem er neunzig Jahre im Ehestande gelebt. — Gegen Vittoria zu wird

Digitized by Google

das Land flach, und man erkennt darin das Becken eines abgelaufenen Sees. Benachbarte Kalkberge mit senkrecht abstürzenden Wänden bezeichnen die Ufer des vormaligen Sees. In Vittoria fanden wir bei Familien, mit denen wir schon in Caracas Freundschaft geschlossen, die herzlichste Aufnahme. Der Ort war damals noch ein Dorf mit 7000 Einwohnern, schönen Gebäuden und einer durch dorische Säulen schön verzierten Kirche. Das bebaute Land umher liegt nur 1800 Fuß über der Meeresfläche; dennoch sieht man zwischen den Pflanzungen des Pisang, des Kaffee's und des Zuckerrohrs ausgedehnte Felder von Getreide, welches sonst in den spanischen Colonial-Ländern nur auf viel höher gelegenen Flächen gedeiht. So steigen die Getreidefelder Mexico's nicht unter 2400 Fuß hinab. Das Gelingen des Getreidebaues hängt von der Trockenheit der Luft und von der Vertheilung des Regens ab. In den feuchten Tropenländern bildet die Pflanze vor Ueppigkeit keine Aehren. Um Vittoria ist der Ertrag des Weizens, so wie bei Buenos-Ayres, zwei bis dreimal so groß als in den gemäßigten Ländern des Nordens, und man erntet gewöhnlich das sechzehnte Korn, während wir, selbst in Ungarn, durchschnittlich nur die sechs- bis siebenfache Aussaat gewinnen. Siebenzig bis fünfundsiebenzig Tage nach der Aussaat ist die Ernte da, und die Körner sind groß, weiß und mehlreich. — Bei Sonnenuntergang erstiegen wir den Calvarienberg, der eine herrliche Aussicht gewährt. Westwärts übersieht man die anmuthigen Thäler von Aragua, diesen Garten Amerika's, dessen Boden mit mannigfaltigen Pflanzungen, wilden Baumgruppen, Landgütern und Weilern bedeckt ist. Den Süden und Südosten begrenzen, so weit das Auge reicht, hohe Gebirgsketten, hinter denen die unermeßlichen Ebenen von Calabozo liegen. Diese Gebirge sind immer mit jenem leichten Dunst oder Sommerrauch überzogen, welcher in heißen Klimaten den entfernten Gegenständen eine hellblaue Färbung ertheilt und ihre Umrisse keineswegs verhüllt, sondern ihnen vielmehr einen kräftigeren Ausdruck giebt. Vittoria liegt unter 10° 13′ N. Br.

San Matteo, Trumero und Maracay sind reizende Dörfer, wo Alles den größten Wohlstand verräth. Man glaubt sich

Digitized by Google

plötzlich nach Europa in den gewerbfleißigsten Theil von Catalonien versetzt. In Matteo sahen wir die letzten Weizenfelder, und man erwartete davon eine zwanzigfache Ernte. Wenn man aus Turmero heraustritt, so entdeckt man in meilenweiter Entfernung einen Gegenstand, der sich am Horizonte wie ein abgerundeter bewachsener Hügel darstellt. Es ist aber in der That nur ein einziger Baum, in der ganzen Provinz unter dem Namen Zamang del Guayre durch die Ausdehnung seiner Zweige berühmt. Sein halbkugelförmiger Gipfel bildet einen Umfang von 576 Fuß. Dieser Zamang ist eine Mimosenart, deren schön gewundene Zweige sich gabelförmig theilen. Sein Stamm hat zwar nicht mehr als sechzig Fuß Höhe und neun Fuß Durchmesser, aber seine eigentliche Schönheit besteht in der harmonischen Form des Gipfels. Die Aeste dehnen sich äußerst regelmäßig wie ein weit gewölbter Sonnenschirm aus und neigen sich überall dem Boden zu, von welchem sie gleichmäßig zwölf bis funfzehn Fuß entfernt bleiben. Der Durchmesser des Gipfels bildet nach allen Seiten hin eine Linie von 186 bis 192 Fuß. Schon die ersten Entdecker Amerika's bewunderten diesen Baum. Er hat sich seitdem weder an Größe noch Gestalt viel verändert. Man hält ihn heilig, und wer einen Zweig davon abgeschnitten, wird von den Gerichten zu einer Strafe verurtheilt.

Je mehr man sich dem nördlichen Ufer des Valencia-Sees nähert, desto angebauter und bevölkerter wird das Land. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Indigopflanzungen dieser Gegend im höchsten Flor standen, war der Flecken Maracay mit einer Bevölkerung von 6000 Seelen der Mittelpunkt derselben. Die Häuser sind alle gemauert, aus jedem Hofraum ragen Kokospalmen über die Dächer hervor, und Alles zeugt von Wohlstand. Doch hat sich jetzt die Cultur des Indigo's*)

*) Die gemeine Indigopflanze (Indigofera tinctoria, Anil.), welche jene berühmte Farbe liefert, die sowohl zum Blaufärben der Linnen, als auch zu Gemälden gebraucht wird, wird mit dem Rosmarin verglichen. Sie wächst drei Fuß hoch, in fettem Boden höher, hat einen einfachen zierlichen Stengel, der, fingerdick, rund, rothbraun und grün geschäckt, sich in strohhalmdicke Zweige ausdehnt, wovon Blattstiele mit sechs bis acht Paar genau gegenüber-

Digitized by Google

sehr verringert, da derselbe, wie alle Färbepflanzen, das Land mehr als jede andere Pflanze erschöpft, wenn er fortwährend auf demselben gebaut wird. — Hinter Maracay sendet das Küstengebirg einen Arm in die Thalebene, wodurch ein schmaler Engpaß entsteht, der als das Thor von Valencia und den Ebenen in den neueren Stürmen der Revolution vielfach mit Menschenblut gedüngt ist. Von Zeit zu Zeit zeigte sich uns der Spiegel des Sees von Valencia, und wir verweilten an seinem Ufer in dem Gartenhause eines Meierhofs, Hacienda de Cura genannt. Sieben Tage lang führten wir hier das Leben der wohlhabenden Landesbewohner, indem wir innerhalb je 24 Stunden zwei Bäder nahmen, drei Mahlzeiten hielten und dreimal schliefen. Wir badeten öfter in einem aus den Granitbergen hervorkommenden Flußbett. Beim Einsteigen in dieses Bad mußten wir uns jedoch vor den durch den Wind herbeigeführten kleinen röthlichen Haaren in Acht nehmen, womit die Schoten der indischen Heilbohne (Dolichos pruriens) besetzt sind und die auf der Haut ein äußerst brennendes Jucken verursachen; man fühlt sich wie von Insekten gestochen, ohne zu wissen, woher *). In der Nähe von Cura war man beschäftigt, einen Boden für neue Baumwollenpflanzungen urbar zu machen. Wir trafen Pflanzungen, die jährlich 70,000 Pfund Wolle erzeugten. Im ganzen ehemaligen spanischen Südamerika liefern die Gegenden um Valencia, Cariaco, Maracaibo und Carthagena die meiste

---

stehender, abgerundeter, zarter und glatter Blättchen. In jeder Blattachsel steht eine ährenförmige rosenrothe Blüthentraube, wie Wicken, aber kleiner. Die längere Zeit in Wasser eingeweichten Blätter stinken. Daher ist die Bereitung der Farbe ein ekelhaftes Geschäft. Um den Färbestoff auszuziehen, trocknet man die bläulichen Blätter (denn die grünen sind noch unreif) an der Sonne, legt sie dann in steinerne, mit Wasser gefüllte Küpen und seihet den Bodensatz durch ein grobes Tuch; das ist der reine Indigo, der aber gewöhnlich noch mit blauer Erde vermengt wird. Die Chinesen lassen den ganzen Stock sammt der Wurzel durch Wasser ausziehen.

*) Man gebraucht diese Heilbohne in Amerika wohl zu allerhand dummen Späßen, indem man die feinen Haare von den Hülsen schabt und in Büchsen, Bambus- oder Papierdüten aufbewahrt, um sie gelegentlich Jemandem in die Kleider zu blasen oder in's Bett zu streuen.

Digitized by Google

Baumwolle. Namentlich ist die Baumwolle der Thäler von Aragua so schön, daß ihr nur die brasilianische vorgezogen wird.

Die berühmten Thäler von Aragua, ausgezeichnet durch ihren reichen Anbau und die bewundernswertheste Fruchtbarkeit, werden ringsum von Granit- und Kalkbergen eingeschlossen. Vermöge dieser Abschließung bilden die in den umliegenden Bergen entspringenden kleinen Flüsse, zwölf bis vierzehn an der Zahl, ein eigenes System und sammeln sich in dem gemeinsamen Becken eines Landsees, dessen verdunstetes Wasser in der Atmosphäre wieder als Thau und Regen niedergeschlagen wird. Auf dem Dasein dieser Flüsse beruht demnach die Fruchtbarkeit dieser anmuthigsten Thäler der Erde, über welche die gütige Hand Gottes die Fülle aller natürlichen Schätze so zauberisch schön ausgegossen hat. Unwillkürlich möchte man in diesem abgeschlossenen Weltwinkel an die Ufer des Valencia-Sees das Paradies mit seiner Unschuldswelt versetzen, wenn der Mensch in der Wildheit seiner Leidenschaften nicht auch hier das friedensreiche Heiligthum der Natur entweihete. Die Sammlung der Bergflüsse dieser Thäler bildet den See von Valencia, den Indianern als See von Tacarigua bekannt, 1332 Fuß über der Meeresfläche. Zufolge der Beobachtungen eines halben Jahrhunderts scheint er die Weise des freigebigen Zeitalters angenommen zu haben, da seine Ausgabe an Wasser die Einnahme übersteigt, so daß man fürchten möchte, er könne am Ende wohl gar austrocknen und verschwinden. Der Valencia-See ist zehn Meilen lang, in seiner größten Ausweitung vier bis fünf Meilen meistens jedoch nur zwei bis drei Meilen breit. Er hat die Gestalt des Genfer See's. Seine einander gegenüberstehenden Ufer bieten einen auffallenden Contrast dar. Die Berge der Südseite sind nackt, öde, wild und fast unbewohnt. Diese einförmigen Kuppen und starrenden Felsen haben zwar nicht die ernste Erhabenheit der Savoyer Alpen am Genfer See; aber die mit Pisanggebüschen, Mimosen und Baum-Ampfer (Triplaris) dicht bewachsenen Ufer übertreffen auch an malerischer Schönheit alle Weingärten des Waadtlandes. Auf der Nordseite ist Alles voll reicher Zuckerrohr-, Kaffee- und Baumwollen-Pflanzungen, die ihre mannigfachen Farben in den Gewässern spiegeln.

Digitized by Google

Pfade mit immerblühenden Sträuchern eingefaßt, durchziehen die Ebene und verbinden die Wohnungen fleißiger Pflanzer. Jedes Haus ist von prachtvollen Baumgruppen umschattet. Der Wollbaum (Ceiba s. Bombax hybiscifolius) mit großen gelben Blumen ertheilt der Landschaft, indem seine Zweige von denen der purpurfarbigen Korallenbohne (Erythrina) durchflochten werden, einen eigenthümlichen Charakter. Ueber den mannigfaltigsten Farbenglanz der Erde ist hoch oben der einförmige blaue Teppich des wolkenlosen Himmels ausgebreitet. Hin und wieder ragen Granitfelsen aus dem angebauten Boden hervor, und mitten im Thale erheben sich plötzlich gewaltige zerspaltene Steinmassen mit einigen Saftpflanzen, welche künftigen Jahrhunderten Dammerde bereiten. Diese gleich Thürmen aus der Ebene hervorragenden Felsenmassen werden nicht selten von einem ungeheuren Feigenbaum oder einer fleischblätterigen Strauchdrute (Clusia) gekrönt und erhöhen dann das Romantische der Umgegend. Die Gestalt dieser Felsenhügel verräth ihre Herkunft; denn einst, als das ganze Thal noch unter Wasser stand, waren es kleine Eilande. Die Abnahme der Wassermasse des Sees rührt wohl hauptsächlich von der Verminderung der Wälder her. Die Bäume verhindern nämlich die zu starke Ausdünstung des Bodens, die in den tropischen Ländern besonders groß ist. Außerdem geht dem See dadurch viel Wasser verloren, daß die ihm zuströmenden kleinen Bergflüsse großentheils zur Bewässerung der Pflanzungen gebraucht werden. Einer dieser Flüsse ist zu dem Ende ganz abgeleitet, so daß er jetzt seine Gewässer zu dem Apure, der dem Orinoco-Gebiet angehört, entsendet. Was hier seit einem Jahrhundert durch Menschenhände ausgeführt wurde, das bewirkt endlich auch oft die Natur durch Bergstürze und Erdbeben. Die mittlere Tiefe des Valencia-Sees beträgt 12 bis 15 Klafter, die größte 35 bis 40 Klafter. Viele kleine vegetationsreiche Eilande schmücken den See. Ein kleines Krokodil lebt in diesen Gewässern und trägt viel zur Vertilgung der zahlreichen Fische bei; im Uebrigen hält man dies Thier für ganz unschädlich. Die großen gefährlichen Kaimans, die in den Zuflüssen des Orinoco und des Meeres gefunden werden, kommen hier nicht vor. Eins der Eilande hebt sich 200 Fuß über

Digitized by Google

die Wasserfläche empor. Von dort aus hat man eine weite Aussicht über den See und seine Thäler. Sie wird zumal entzückend, wenn des Abends nach Sonnenuntergang Tausende von Reihern, Flamingo's und wilden Enten nach den Inseln zur Nachtherberge fliegen und wenn dann der breite Gürtel der den Horizont begrenzenden Berge in Feuerflammen erglüht, sofern man nämlich, wie bereits erwähnt wurde, die dürren Weiden abbrennt, um frischeres und feineres Gras zu erhalten. Die oft gegen tausend Klafter langen Feuerbrände gleichen Lavaströmen, die von den Berggräten herabfließen, und der röthliche Flammenschein in den an's Ufer schlagenden Wellen giebt ein ergötzliches Schauspiel, dessen Genuß durch die herrliche Fläche des Wasserspiegels und die ringsum herrschende Ruhe der Natur in der milden Kühle der Luft erhöht wird, bei deren Säuseln sich prächtige Liliengewächse am Ufer wiegen.

Am 21. Februar verließen wir unseren Meierhof und brachen nach Neu-Valencia auf. Der Tagesgluth wegen reisten wir bei Nacht. Der Weg ist von großen Zamang- oder Mimosen-Bäumen eingefaßt, deren Stamm eine Höhe von 60 Fuß hat und deren wagerechte Aeste sich auf mehr als 150 Fuß Entfernung ausdehnen, das dichteste und schönste grüne Gewölbe bildend. Die Nacht war finster. Mitunter stellten sich gezackte Felsmauern von Ferne dar, entweder vom Brande der Savannen erleuchtet, oder in röthlichen Rauch eingehüllt. Von Zeit zu Zeit zeigte sich im dichtesten Labyrinth der Gesträuche ein Jaguar oder amerikanischer Tiger, der uns ganz in der Nähe folgte. Schon drei Jahre lang hatte er in dieser Gegend sein Räuberhandwerk getrieben und sich schlau den Nachstellungen der kühnsten Jäger zu entziehen gewußt. Bis dahin hatte er nur Pferde und Maulthiere zu seinem Fraße gewählt, aber noch nie Menschen angefallen. Er macht es indeß wie der europäische Wolf, den Wanderer begleitend, auch wenn er ihn nicht angreifen will. — Von dem indianischen Dorfe Guacara führt nach Mocundo eine Allee der prachtvollen Carolineen, die zu den ersten Zierden der großen Treibhäuser in Schönbrunn gehören. Mocundo ist eine Plantage, wo damals 230 Neger mit dem Anbau des Zuckerrohrs beschäftigt waren. Es wird in diesen Ge-

Digitized by Google

genden aber so viel Zucker verbraucht, daß wenig ausgeführt werden kann. Die ärmsten Leute essen den unreinen Zucker hier täglich, wie bei uns den Käse. Behufs des Zuckertransportes nach den Quetschmühlen hat man in Venezuela Kameele eingeführt, und wir sahen mehrere dieser Thiere. — Am 22. Februar setzten wir unseren Weg über dürren Boden nach Neu-Valencia fort. Man kommt zuerst durch ein kleines Gehölz von Palmen, deren Blattstiele zum Flechten der Hüte gebraucht werden, welche unsern Strohhüten ähneln. Dies Palmengehölz, deren ausgedörrte Blätter beim leisesten Windhauch rascheln, diese in der Ebene weidenden Kameele, diese wellenförmige Bewegung der Dünste auf der Oberfläche eines verbrannten Bodens geben der Landschaft einen afrikanischen Anstrich. Die Dürre des Bodens nimmt bei der Annäherung gegen die Stadt zu, wo man am Westende des See's einen vom Wasser verlassenen Thonboden durchwandert. Die benachbarten Hügel bestehen aus weißem Tuff, welcher durch Zurückwerfen der Sonnenstrahlen die Hitze erhöht. Alles erscheint unfruchtbar und öde; kaum finden sich am Ufer des Valencia-Flusses einige Stämme des Cacao-Baumes.

Die Stadt Neu-Valencia nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein, obwohl die Bevölkerung nur 6 bis 7000 Seelen beträgt. Die Straßen sind sehr breit, die Häuser sehr niedrig, der Marktplatz hat eine übermäßige Größe. Die Leere wird dadurch noch vermehrt, daß viele Weiße, besonders die Aermeren, ihre Häuser verlassen, um die meiste Zeit des Jahres auf ihren kleinen Indigo- und Baumwollen-Pflanzungen zu leben. Valencia leidet sehr an der in heißen Ländern gewöhnlichen Plage der Ameisen. Sie sind auf dem Erdreich der Stadt in so ungeheurer Anzahl vorhanden, daß ihre Aushöhlungen unterirdischen Kanälen gleichen, die sich zur Regenzeit mit Wasser füllen und den Gebäuden sehr gefährlich werden. — An Valencia knüpft sich die geschichtliche Erinnerung des großen Ueberfalls der Kariben vom Orinoco in den Jahren 1578 und 1580. Diese Menschenfresserhorde war an den Gestaden des Guarico herauf über die Llanos gekommen. Sie ward glücklich zurückgetrieben durch die Tapferkeit von Garci Gonzalez, dessen Name noch jetzt in diesen Thälern

Digitized by Google

sehr geehrt wird. Die Nachkommen eben dieser Kariben leben nun in den Missionen als friedliche Pflanzer. — Auf einem Ausfluge in die Umgegend besuchten wir die warmen Quellen von Trinchera und machten bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Kuhbaum, dessen Saft eine süße und nährende Milch enthält. Die Neger trinken diese Pflanzenmilch in Menge und halten sie für eine eben so angenehme als gesunde Nahrung; auch wird sie von ihnen mit Maisbrot und Maniok gegessen. Der Baum heißt in der Pflanzenkunde die milchige Nußfeige (Brosimum atile). Er trägt Früchte wie Wallnüsse und erwächst zu der ungeheuren Höhe von 200 Fuß. Werden in den Stamm Einschnitte gemacht, so fließt eine ziemlich dicke, klebrige Milch von balsamischem Geruch in ansehnlicher Quantität heraus. Man reichte uns dieselbe in Kürbisflaschen, und wir tranken reichlich davon sowohl beim Schlafengehen, als auch zum Frühstück, ohne irgend eine nachtheilge Wirkung zu verspüren. Setzt man diese Milch der freien Luft aus, so bilden sich auf der Oberfläche gelbliche faserige Häute, die eine käseartige Masse enthalten. Die Häute sind elastisch wie das Federharz. Durch Kochen scheidet sich eine gelblichweiße harzige und wachsartige Masse ab, aus der man Lichter macht. Durch Scheidewasser erhält man Federharz (Gummi elasticum, Kautschuk). Wenige Dinge haben einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht, als der Anblick dieses Kuhbaums. Wir sind gewohnt, uns die Milch nur in Brüsten und Eutern vorzustellen; hier aber sehen wir eine ganz andere Einrichtung der Natur. Am dürren Abhang eines Felsen wächst der Baum mit dürren zähen Blättern. Seine dicken holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befeuchtet ihn kein erquickender Regen. Die Aeste scheinen dann abgestorben und verdorrt. Bohrt man nun aber diesen Baum an, so entfließt ihm eine milde nährende Milch. Bei Sonnenaufgang giebt er das reichste Maß. Es kommen alsdann von allen Seiten her Neger und Eingeborene mit großen Näpfen. Die Einen trinken den duftenden Saft gleich aus, die Andern bringen ihn heim, um damit ihre Kinder zu erquicken. Man glaubt den Haushalt des Hirten zu sehen, der die Milch seiner Heerde

Digitized by Google

vertheilt. Der Melonenbaum und der Federharzbaum haben einen der Milch des Kuhbaums ähnlichen Saft, allein so rein thierisch ist wohl kein anderer Saft als der des Kuhbaums. Er vergegenwärtigt uns recht, wie die Güte des Schöpfers die Trägheit des Menschen in den Tropenländern begünstigt. In Afrika wächst der Butterbaum. Der Pisang- und der Sagobaum sind eben so gut Brotbäume wie der eigentliche Brotbaum der Südseeinseln. Die Früchte des Kürbisbaumes (Crescentia) und des Büchsenbaums (Lecythis ollaria; die holzige Frucht ist so groß wie ein Kinderkopf) dienen unmittelbar als Gefäße. Die Blumenscheiden der Palmbäume und Baumrinden liefern Mützen und Gewänder ohne Nähte. Die Scheidewände in den Bambusröhren dienen zu Leitersprossen. — Bei unserer Rückkehr nach Valencia wunderten wir uns, nirgends den wilden Cacaobaum anzutreffen. Er wächst jenseits der Wässerfälle des Orinoco bei Atures und Maypures: ein vielästiger dicklaubiger Baum mit überaus kleiner Frucht. Der zahme Cacaobaum (Theobroma cacao) macht den größten Reichthum der Thäler von Aragua aus. Dieser funfzehn bis zwanzig Fuß hohe Baum gleicht ziemlich einem Kirschbaum und seine vielrippigen Früchte den Gurken; sie werden dunkelroth und sind reif mit gelben Punkten bedeckt. Darin befinden sich 25 bis 40 in einem weißlichen, angenehm säuerlichen Muß gehüllte Kerne: der eigentliche Cacao. Man trocknet die Cacaobohnen an der Sonne und bereitet daraus die bekannte Chocolade, indem man sie zerreibt, die zerriebene Masse röstet, mit Zucker, häufig auch mit Vanille und Zimmet vermengt und in Tafeln formt. Die Vanille (Vanilla aromatica) ist eine Schmarotzerpflanze, welche, wie Epheu, auf die höchsten Bäume klettert. Die spannenlange braune Schote enthält ein braunes aromatisches Muß voll schwarzer Samen. Auf der feuchten und fieberhaften Küste westlich von Caracas erreichen die Schoten eine Länge von 11 bis 12 Zoll.

Am 6. März vor Sonnenaufgang verließen wir die Thäler von Aragua und durchwanderten eine wohlangebaute Ebene auf der Westseite des Valencia-Sees, um über eine Bergkette in das südlich gelegene große Becken der Savannen oder Llanos von Caracas zu gelangen. In der Nähe einer Baumgruppe

Digitized by Google

sahen wir zahlreiche Araguaden- oder Brüll-Affen (Simia ursina), die mit Geheul den Aufgang der Sonne verkündeten. Sie stiegen in einer langen Prozession von einem Baume zum andern. Einem Männchen folgten viele Weibchen, und mehrere der letzteren trugen ihre Jungen auf den Achseln. Man bewundert die Gleichförmigkeit, mit welcher diese Affen ihre Wanderung fortsetzen. Reichen die Bäume nicht an einander mit ihren Zweigen, so hängt sich das Männchen mit dem schwieligen Theile seines Schwanzes an einem Ast auf und schwingt sich so lange, bis es einen andern Ast erreicht. Daß sie sich kettenartig an einander hängen, um so sich schwingend von einem Baume zum andern über Flüsse und Schluchten zu gelangen, gehört in's Reich der Sage. Wir haben in fünf Jahren Tausende dieser Thiere gesehen, ohne je dergleichen zu bemerken.

Nachdem wir in einem Dorfe übernachtet, erstiegen wir die Berge, und vor uns eröffnete sich nun eine ganz neue Welt. Wir kamen aus einer bevölkerten, durch Anbau verschönerten Landschaft und standen jetzt vor einer Einöde. An Felsen und schattige Thalgründe gewöhnt, betrachtet der Wanderer mit Befremden diese baumlosen Savannen, diese unabsehbaren Ebenen, die seinen Horizont begrenzen. Man unterscheidet in Südamerika drei große Ebenen, nämlich die von Caracas oder Varinas, welche wir jetzt durchwandern wollten, die Waldebenen des Amazonenstromes und die Pampas von Buenos-Ayres. Die Ausdehnung dieses Flachlandes reicht so weit, daß es nördlich durch Palmgebüsche begrenzt wird, während es mit seinen südlichsten Spitzen fast die Regionen des ewigen Eises berührt. Die dreitheilige Scheidung dieses Flachlandes wird durch drei Gebirgsketten vermittelt, welche keine arbeitenden Vulkane wie die Anden haben; keiner der Gipfel ersteigt die Schneegrenze. Die daran liegenden Ebenen können als ehemalige Meerbusen betrachtet werden. Höbe sich das Meer an der Mündung des Orinoco oder des La Plata 300 Fuß, an der Mündung des Amazonenstromes 1200 Fuß, so würde es 5 bis 600 Meilen nach Westen vordringen und den Fuß der Anden bespülen. — Die Llanos am Orinoco enthalten 12 bis 13,000 Quadratmeilen.

Digitized by Google

Bei unserm Eintritt in das Becken der Llanos stand die Sonne beinah im Scheitelpunkt. Der Boden zeigte überall, wo er öde und vom Pflanzenwuchs entblößt war, eine Temperatur von 38° bis 40° R. Kein Windhauch ward auf der Höhe, wo wir mit unseren Maulthieren hielten, verspürt; aber mitten in dieser scheinbaren Ruhe bildeten sich fortwährend Staubwirbel durch jene kleinen Luftströmungen, welche nur über die Oberfläche des Bodens hinstreichen und ihren Grund in der ungleichen Wärme des nackten Sandes und des beraseten Erdreichs haben. Diese Sandwirbel erhöhen noch die erstickende Gluth der Atmosphäre, da jedes Quarzkörnchen, das heißer ist als die umgebende Luft, nach allen Seiten hin Wärme ausstrahlt. Rings umher scheinen die Ebenen zum Himmel anzusteigen, und diese weit ausgedehnte stille Fläche stellt sich als ein mit Tang bedeckter Ocean dar. Mitten durch die Dunstschichten erblickt man fernhin Stämme von Palmen. Ihres Blätterschmuckes und der grünen Wipfel beraubt, sehen diese Stämme den Masten der Schiffe gleich, die das scharfe Auge am Horizont entdeckt. Wie der Ocean erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Doch freundlich zugleich lächelt der klare Meeresspiegel, über dem sich die leicht bewegliche sanft aufschäumende Welle kräuselt. Todt und starr dagegen liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten. Es liegt etwas Ergreifendes und Düster-Melancholisches in dem Anblick dieser regungslosen Flächen, wo alles Leben erstarrt ist und wo nur selten der Schatten eines Wölkchens gesehen werden mag, das durch den Scheitelpunkt geht, um die Nähe der Regenzeit zu verkündigen. Ich hatte die Ebenen der spanischen Mancha und die Haiden gesehen, welche sich vom Ausgange Jütlands durch Lüneburg und Westphalen erstrecken; allein dieses Flachland des westlichen und nördlichen Europa giebt nur ein schwaches Miniaturbild der unermeßlichen Llanos in Südamerika.

Man hat wohl eigenthümliche Charakterzüge der verschiedenen Welttheile zu zeichnen geglaubt, wenn man von dem europäischen Haidelande, von den asiatischen Steppen, von Afrika's Wüsten und von den Savannen Amerika's sprach. Naturgemäß stellt sich jedoch nur ein Unterschied zwischen Wüsten,

Digitized by Google

Savannen und Steppen heraus. Wüsten sind nacktes Land ohne Graswuchs, Savannen grasreiche, mit Gräsern und Stengelgewächsen bedeckte Ebenen; die Steppen aber bekommen zur Regenzeit das Ansehn der Savannen, zur Zeit der Trockenheit werden sie in staubige Wüsten verwandelt. Asien besitzt alles Pflanzenwuchses ermangelnde Wüsten in Arabien, Gobi und Persien, Afrika vornehmlich in der östlichen und westlichen Sahara. Hier finden wir das Bild eines Sandmeeres oder eines riesenmäßigen, mit ungeheuren Steinplatten belegten Todtenhofes; dort sind es mit Kies und Rollsteinen besäete Flächen. Innerhalb der Wendekreise benetzt kein Thau, kein Regen diese Einöden, um im glühenden Schooß der Erde die Keime des Pflanzenlebens zu entwickeln. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Dergleichen kommen in der neuen Welt beinah gar nicht vor. Ich habe solche einzig nur in den tieferen Thälern von Peru und an den Gestaden des großen Oceans in geringer Ausdehnung angetroffen. Der Felsgrund liegt überall zwischen dem beweglichen Sande zu Tage, und wie die Sahara nordwärts von Timbuctu, so bietet auch die peruanische Wüste von Huaura eine reiche Steinsalzgrube dar. Im südöstlichen Theile unseres Festlandes, in Ungarn zwischen der Donau und Theiß, in Rußland zwischen dem Dniepr, dem Don und der Wolga, trifft man große ausgedehnte Viehweiden an, ein grünes Meer von Rasen, ganz entsprechend den Savannen am Missouri, in denen der zottige Bison und der langhörnige Moschusstier umherschwärmt. Die Haideländer des nördlichen Europa, die von einem einzigen, Alles verdrängenden Pflanzenteppich überzogen sind, kann man als Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügelicher Oberfläche betrachten, von denen der Mensch seit Jahrhunderten nur kleine Theile dem Ackerbau zu unterwerfen vermocht hat. Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Altai und Mustag, von der chinesischen Mauer bis gegen den Aral-See breiten sich die höchsten Steppen der Welt aus; einige sind Grasebenen, andere mit saftigen, immergrünen Kalipflanzen geschmückt; viele nehmen auch den ständigen Charakter der Wüste an als fernleuchtend von flechtenartig auf-

Digitized by Google

sprießendem Salze, das ungleich wie frisch gefallener Schnee den lettigen Boden deckt. Ihre Lage bedingt jene großen Landseen ohne Abfluß, jene kleinen Gebiete von Flüssen, die sich im Sande oder durch Einsickern verlieren. Die Llanos von Cumana, von Caracas und von Meta sind dagegen östlich und südlich eingesenkt, und ihre Flüsse strömen dem Orinoco zu. Der Fall der Gewässer ist aber ausnehmend gering, oft fast unmerklich, und schon der schwächste Wind oder der hohe Wasserstand des Orinoco kann die Fluthen rückwärts drängen. Auffallend ist hier der gänzliche Mangel an Hügeln und Unebenheiten. Oft stellt der Boden auf dreißig Quadratmeilen kein Fuß hohes Hügelchen dar. Die vollkommene Wagerechtigkeit des Bodens ist ununterbrochen vorherrschend von den Mündungen des Orinoco bis zur Villa de Araure und nach Ospinos auf einer Breite von 180 Meilen und von San Carlos bis an die Savannen von Caqueta auf einer Meridian-Länge von 200 Meilen. Es giebt jedoch zwei Unebenheiten in den Llanos, Bänke und Tafeln genannt. Die Bänke sind zerbrochene Sandsteine oder dichte Kalksteinlager, welche vier bis fünf Fuß emporstehen, bisweilen drei bis vier Meilen lang sind und eine völlig ebene Oberfläche haben. Dahin retten sich die Heerden zur Zeit der Ueberschwemmungen. Die Tafeln sind kleine gewölbte Erhabenheiten, die ganz unmerklich auf einige Klafter Höhe ansteigen; man erkennt sie nur aus dem Lauf der Flüsse. Trotz ihrer geringen Erhabenheit bilden sie doch die Wasserscheide zwischen dem Orinoco und der Nordküste des Festlandes. Außerdem finden sich in den Ebenen von Varinas kegelförmige Hügel, die durch Menschenhände aufgeführt wurden, wahrscheinlich Grabhügel. Auch zeigt sich zwischen Varinas und Canagua eine längst vor der spanischen Eroberung erbaute, fünf Meilen lange schöne Kunststraße, welche, um funfzehn Fuß erhöht, über eine öfteren Ueberschwemmungen ausgesetzte Ebene geht. Sie beurkundet sich uns als Denkmal von dem Kunstfleiß eines untergegangenen civilisirten Volkes, das vielleicht aus den Bergen von Trujillo und Merida herabgestiegen war. Vermöge des durch Gewässer befruchteten Bodens und der verhältnißmäßig geringeren Breite in einer Gegend, wo die Hitze des Klima's durch die beständig

Digitized by Google

von der See her wehenden Ostwinde gemildert wird, boten sich die Llanos den angrenzenden Völkern zu Wohnplätzen dar. Indeß waren sie keine Schutzwehren der Gesittung und Freiheit. Die Völker des unteren Orinoco stiegen die Flüsse an, um die civilisirteren Völker zu überfallen. Hätten die amerikanischen Steppenbewohner milchreiche Heerden gehabt, durch deren Besitz das Zwischenglied zwischen den Ackerbauern und Jägervölkern ausgefüllt wird, so würden sich unstreitig hier, eben so wie in Asien, kriegerische und erobernde Hirtenvölker gebildet haben. Durch die Europäer wurden Stier und Roß eingeführt. Seitdem hat die Viehzucht überall Platz gefaßt. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, mit Riemen zusammengeflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen dazwischen umher. Die ungeheure Vermehrung dieser aus der alten Welt stammenden Thiere ist um so bewunderungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen sowohl zur Zeit der Dürre, als zur Zeit des strömenden Regens zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfällt, so klafft der erhärtete Boden in vielfachen Spalten und Rissen auf. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme und pflanzt sich die kreisende Bewegung fort, so wirbelt der Sand dampfartig in trichterförmigen Wolken empor, deren Spitzen die Erde berühren und die nicht weniger gefürchtet werden, als von den Schiffern die Wasserhosen auf dem Meer. Die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke wirft ein trübes strohfarbiges Halblicht auf die verödete Flur. Der Horizont tritt dem Auge näher und beengt das Gemüth des Wanderers. Durch das heiße staubige Erdreich, das in dem nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, wird die erstickende Luftwärme noch vermehrt. Statt der Kühlung führt der über den lang erhitzten Boden hinwehende Ostwind neue Gluth herbei. Allmählig verschwinden die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodil und die Boaschlange

Digitized by Google

tief vergraben im trockenen Letten. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langestrecktem Halse hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Bedächtiger sucht das Maulthier den Melonen-Cactus auf, schlägt mit dem Vorderhuf die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern, um den kühlen Distelsaft zu trinken. Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, eiternde Wunden erregend, in denen eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Sonnengluth das Wasser auf dem Erdboden verlechzt. — Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene. Das tiefe Blau des Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer des magellanischen Nebelfleckes verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder starkem Lichte. Nebelartig schwimmen Dünste in der Luft, und im Süden zeigt sich einzelnes Gewölk wie ein entlegenes Gebirge. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner. — Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die Steppe mit den mannigfaltigsten Gräsern. Krautartige Mimosen entfalten die schlummernden Blätter und begrüßen zugleich mit den sich öffnenden Blüthenkelchen der Wasserpflanzen und dem Frühgesang der Vögel die aufgehende Sonne. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens; doch im hochaufschießenden Grase lauert versteckt der schön gefleckte Jaguar und erhascht im leichten Katzensprung die vorüberziehenden Thiere. Bisweilen sieht man, wie die Eingeborenen erzählen, an den Rändern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich schollenweis langsam erheben, dann plötzlich mit heftigem Getös, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, die auf-

Digitized by Google

gewühlte Erde wolkenartig auffliegen. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigt aus der Gruft empor, durch den ersten Regenguß vom Scheintod erweckt. — Schwellen allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein ausgebreiteter Binnen-See. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange inselförmig über den Wasserspiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der Grasrispe, die aus den braungefärbten gährenden Fluthen hervorsieht. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Auch bemerkt man nicht selten Pferde und Rinder, die, den Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen. Dieser Anblick erinnert den Beobachter an die Schmiegsamkeit, womit die Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind auch Stier und Roß vom Ganges bis an den La Platastrom, von den Küsten Afrika's bis zu den Hochebenen der Cordilleren ausgebreitet. Hier ist es die nordische Birke, dort die Dattelpalme, welche den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne schützt. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmel von den Angriffen der Tiger und Krokodile bedroht! — —

Zwei Nächte brachten wir zu Pferde in den Llanos zu und ruhten am Tage unter den Gebüschen der Moritz-Palme. Die dritte Nacht schliefen wir in der Meierei el Kayman (zum Krokodil). Es ist ein einzelnes Haus in der Steppe, und umher stehen etliche mit Rohr und Häuten bedeckte Hütten. Die dazu gehörigen Ochsen, Pferde und Maulthiere werden nicht eingepfercht, sondern schweifen auf dem Raum mehrerer Quadratmeilen umher. Männer, bis an den Gürtel nackt und mit einer

Digitized by Google

Lanze bewaffnet, reiten durch die Fluren, um die Thiere zu besichtigen; diejenigen, welche sich allzuweit von den Weiden entfernt haben, zurückzuführen, und das Jungvieh, welches noch kein Zeichen des Eigenthümers hatte, mit einem glühenden Eisen zu brennen. Diese reitenden Hirten sind farbige Menschen, theils Freie, theils Sclaven. Sie kommen fast gar nicht vom Pferde herunter, und kein anderer Stamm könnte sich der tropischen Sonne so andauernd aussetzen. An der Luft gedörrtes, nur wenig gesalzenes Fleisch dient ihnen, oft auch ihren Pferden zur Nahrung. — Wir trafen in der Meierei einen alten Negersclaven, der die Stelle des abwesenden Herrn vertrat. Vergeblich baten wir um eine Schale Milch, da man das Rindvieh hier nicht zur Milch benutzt. Man brachte uns in einer Kürbisschale gelbliches stinkendes Schlammwasser, das aus einer benachbarten Lache geschöpft war. Um den thonigen Schlamm einigermaßen abzuhalten, legten wir ein linnenes Tuch über das Trinkgefäß, und in der Folge mußten wir oft Monate lang auf solche Weise unsern Durst löschen, da das Wasser des Orinoco ebenfalls viel schlammige Theile enthält. Die Trägheit der Landesbewohner ist so groß, daß man sich keine Brunnen gräbt, obgleich in einer Tiefe von zehn Fuß überall schönes frisches Wasser getroffen wird. — Nachdem wir unsere Maulthiere abgepackt, wurden sie frei gelassen, um sich Wasser zu suchen. Es giebt kleine Teiche und Lachen, und die Thiere finden dieselben durch ihren Instinkt. Mit weit geöffneten Nüstern wittern sie die feuchten Luftzüge, die aus den Wasserbehältern aufsteigen und eilen denselben wiehernd entgegen. Wir folgten ihrer Richtung und fanden einen großen, mit Palmen umgebenen Tümpel. Von Schweiß, Sand und Staub bedeckt, konnten wir der Lust nach einem Bade nicht widerstehen. Kaum waren wir jedoch in das schlammige Wasser gestiegen, so hörten wir ein Geräusch und Geplätscher. Es war der Hausherr des Tümpels, der im Sinne zu haben schien, die europäischen Gäste nach seiner Weise zu empfangen: ein tüchtiges Krokodil. Wir zogen uns möglichst schnell an's Ufer zurück. Der Meierhof mochte eine Viertelmeile von uns entfernt liegen. Doch verfehlten wir die Richtung dahin. Fast zwei Stunden irrten wir umher, ohne das

Digitized by Google

gewünschte Ziel zu erreichen. Oefter glaubten wir Feuer am Horizonte zu sehen; es waren aber aufgehende Sterne, deren Bild durch die Dünste vergrößert erschien. Unter diesen Umständen setzten wir uns an einem trockenen Platz auf den Stamm einer Palme nieder, mehr in Furcht vor giftigen Wasserschlangen, als vor den Jaguaren. Nach einer Weile hörten wir Pferdegewieher. Ein reitender Hirt machte seine Runde. Anfangs befremdete ihn der Anblick zweier einsamer Weißen. Nur mit Mühe gelang es uns, ihm Vertrauen einzuflößen, und er brachte uns nach dem Meierhofe zum Krokodil. Unsere Führer dort hatten bereits angefangen für uns besorgt zu werden und erzählten uns viele Beispiele von verirrten Reisenden, die in gänzlicher Erschöpfung von Räubern geplündert und an Palmstämme gebunden waren angetroffen worden.

Schon um zwei Uhr Morgens brachen wir auf und hofften, zu Mittag Calabozo, eine kleine Handelsstadt zu erreichen. So wie die Sonne höher stieg und die Erde mit ihren über einander gelagerten Luftschichten ungleiche Wärme annahm, stellte sich uns auch die Erscheinung der Luftspiegelung dar. Die kleinen Luftströmungen, welche über den Boden hintreiben, besaßen eine so abwechselnde Temperatur, daß unter einer Heerde wilder Ochsen die einen Thiere mit den Füßen in der Luft zu schweben schienen, während die andern mit den ihrigen auf dem Boden standen. Zuweilen zeigten sich am Horizont Hügel und Thürme. Die Einöden gewannen ein sehr belebtes Ansehn durch die Menge weidender Heerden. Die aus Spanien stammenden Stiere haben hier einen milderen Charakter angenommen, als in den wilderen Landschaften der Cordillera, wo der Reisende öfter von Hornvieh verfolgt wird. Wir sahen sogar Rudel von Rehen, welche friedlich unter den übrigen Heerden graseten. Sie sind etwas größer als unsere Rehe und gleichen mit ihrem glatten braunfarbenen und weißgetupften Haar den Dammhirschen; mehrere waren weiß. Die Gräser hatten hier nicht über neun Zoll Höhe. Am Apure werden sie gegen vier Fuß hoch, so daß der Jaguar sich bequem darin bergen kann. Den Gräsern sind Malvengewächse beigemischt und kleine Sinnpflanzen mit reizenden Blättern, welche dem Hornvieh eine herrliche

Digitized by Google

Nahrung gewähren. Am ergiebigsten sind die Weiden in der Nähe von Flüssen und in der Nähe von Palmengruppen. Am häufigsten kommt die Llanos- oder Dachpalme (Palma de Cobija) vor. Sie wächst sehr langsam, wird 20 bis 24 Fuß hoch und der schlanke, unten acht bis zehn Zoll dicke Stamm liefert Bauholz von solcher Härte, daß man kaum einen Nagel hineinschlagen kann. Auffallend war uns, daß Tausende der mit olivenfarbigen Früchten beladenen Stämme eine ziemlich gleiche Höhe hatten. Die wenigen fächerartigen Blätter werden zu Dächern gebraucht, die zwanzig Jahre dauern. Wichtiger noch ist in der Steppe die Moritzpalme (Mauritia flexuosa), die man auch wohl als Lebensbaum bezeichnet hat. Sie giebt, wie Plinius sagt, victum et amictum: Mehl, Wein, Fasern für Hängematten, Körbe, Netze und Kleider. Die tannenzapfenförmigen schuppigen Früchte sind bei völliger Reife von innen gelb, von außen roth und haben Etwas vom Geschmack der Aepfel. Daraus bereiten die fast ganz darauf angewiesenen Guaranier ein sehr kühlendes säuerliches Getränk. Auch zur Zeit der größten Dürre behält das schöne Grün der glänzenden fächerförmig gefalteten Blätter ein frisches Ansehn, und so sticht der Baum angenehm ab gegen die traurige Gestalt der Dachpalme, deren Blätter immer grau und staubig sind.

Mit Schweiß und Staub bedeckt kamen wir in Calabozo an. Diese Stadt zählte damals 5000 Einwohner. Der Reichthum derselben besteht, wie derjenige der Patriarchen, in Rindern, Mauleseln und Pferden. Die Heerden werden von einzeln wohnenden Pächtern versehen, und es sollen sich auf den umliegenden Weiden gegen 95,000 Stück befinden. Man rechnete damals von den Mündungen des Orinoco bis zum Maracaibo-See eine Million 200,000 Rinder, 90,000 Maulthiere und drei Millionen Pferde. Schafe giebt es in den Llanos nicht, wohl aber Ziegen. — Die sumpfigen Flüsse und Seen der Umgegend von Calabozo sind reich an Zitteraalen, auch Gymnoten genannt (Tremblador, Gymnotus electricus); doch konnten wir keinen lebendig in's Haus bekommen, obgleich wir zwei Piaster für's Stück boten. Wir entschlossen uns daher, selbst eine Fischerei anzustellen. Am 19. März begaben wir uns nach dem

Digitized by Google

kleinen Dorfe Rastro de Abajo. Von da führten uns die Indianer zu einem baumumschatteten schlammigen Wasserbehälter. Da es sehr schwer hält, die Aale ihrer außerordentlichen Behendigkeit wegen in Netzen zu fangen, und da man sie durch in's Wasser geworfene Betäubungsmittel nicht in ihrer Kraft lähmen wollte, so ward, wie man es hier nennt, mit Pferden gefischt. Unsere Indianer trieben einen Haufen von etwa dreißig Pferden und Maulthieren zusammen und jagten diese in den Sumpf. Der Lärm und die Bewegung, welche dadurch im Wasser entsteht, lockt die Aale aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und es beginnt nun der seltsame Kampf zwischen Fischen und Pferden: ein höchst anziehendes Schauspiel. Die großen grüngelben Aale bewegen sich ringelnd, wie Schlangen, auf der Oberfläche des Wassers, drängen sich verschlagen unter den Bauch der Vierfüßler und lassen nun ihr elektrisches Feuer spielen. Die von gewaltigen Schlägen getroffenen Pferde und Maulthiere schlagen aus, wiehern und suchen sich durch die Flucht zu retten. Aber die Indianer, mit Bambusstäben und Harpunen bewaffnet, haben den Sumpf umzingelt; einige von ihnen sind auf die Bäume gestiegen, deren Aeste sich wagerecht über die Wasserfläche ausdehnen. Mit Geschrei und Schlägen treiben sie die Flüchtlinge in das Batterienfeuer der Schlacht zurück. Viele Pferde erliegen unter der Gewalt der unsichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten her an den empfindlichsten Organen des Lebens erhalten. Betäubt verschwinden sie unter dem Wasser. Mit gesträubten Mähnen, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, stehen andere wieder auf und suchen dem tobenden Ungewitter auszuweichen. Aber die Indianer treiben sie immer wieder vom Ufer in die Mitte der Lache zurück. Nur einzelnen gelingt es, dennoch zu entschlüpfen und das Land zu gewinnen. Diese straucheln bei jedem Schritte und strecken sich endlich erschöpft auf die Grasflur nieder. — Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen langer Ruhe und reichlicher Nahrung, um zu sammeln, was sie an elektrischer Kraft verloren haben. Die Thiere des Festlandes erholen sich; ihre Mähne sträubt sich nicht mehr; das angstvolle Funkeln der Augen

Digitized by Google

hört auf. Furchtsam nähern sich die Aale dem Ufer, wo sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen werden. Sind die Stricke völlig trocken, so empfinden die Indianer beim Emporheben des Fisches keine Erschütterung. In wenig Minuten besaßen wir auf diese Weise fünf große, nur leicht verwundete Aale, und eben so wurden noch mehrere am Abend gefangen. Einige waren 5 Fuß 3 Zoll lang, und es giebt noch weit größere. Einer von 3 Fuß und 10 Zoll Länge wog 12 Pfund. Der Querdurchschnitt des Körpers hielt 3 Zoll 5 Linien. Alle Gymnoten hatten eine schöne olivengrüne Farbe, einen gelben rothgefleckten Kopf und längs des Rückens zwei Reihen gelber Flecken. Man kennt noch sechs Arten elektrischer Fische, darunter vier Zitterrochen (Torpedo); aber der Gymnot ist der größte. — Es wäre verwegen, sich den ersten Schlägen eines ungeschwächten, stark gereizten Zitteraales auszusetzen. In diesem Falle erfolgt heftige Betäubung, verbunden mit Schmerzen. Als ich einst unvorsichtiger Weise beide Füße über einen erst eben aus dem Wasser gezogenen Zitteraal legte, fühlte ich den ganzen Tag hindurch in den Knieen und fast in allen Gelenken den empfindlichsten Schmerz. Die Berührung eines schon sehr ermatteten Fisches verursacht einen Schauer, und man glaubt innere Nervenschwingungen zu verspüren, die nach zwei bis drei Secunden in eine Betäubung übergehen, auf welche eine allgemeine Uebelkeit folgt. Man hat diese Aale, eben so wie die Zitterrochen, zur Heilung von Lähmungen, Gicht und Kopfschmerzen gebraucht. Die elektrische Wirksamkeit äußert sich übrigens nicht bei jeder Berührung, sondern hängt ganz allein von der Willkür des Fisches ab, indem er dieselbe entladen oder zurückhalten kann. Die Entladung geschieht auch nur an einem einzigen Punkt, da, wo das Thier sich am meisten gereizt glaubt. Wenn zwei Personen mit dem Finger den Bauch des Fisches einen Zoll weit von einander gleichzeitig berühren, so ist es bald die eine, bald die andere, welche den Schlag empfängt. Wir erhielten in Calabozo einen im Netze gefangenen unverletzten Zitteraal. Er fraß Fleisch. Wir brachten Frösche und kleine Schildkröten in den Wasserzuber, die sich auch ganz traulich auf seinen Rücken setzten. Allein bald empfan-

Digitized by Google

den sie zu ihrem nicht geringen Schreck die heftigsten Stöße und machten sich über Hals und Kopf aus dem Zuber davon. Nochmals in die Nähe des Fisches gebracht, entsetzten sie sich bei dem bloßen Anblick desselben. Man hat in Stockholm bei einem lange beobachteten Gymnoten bemerkt, daß er auch durch die Luft seine Schläge austheilen konnte, und wenn er sehr hungrig geworden war, tödtete er kleine Fische aus der Entfernung. Den Amerikanern sind diese Thiere ein Gegenstand der Furcht und des Abscheus. Ihre Muskeln geben zwar ein gutes Fleisch, aber der mit elektrischer Kraft angefüllte größere Theil ihres Körpers ist schwammig und schmeckt widrig. Das Dasein derselben in den Gewässern der Llanos wird als Ursache des Fischmangels angesehn; denn sie tödten vielmehr Fische als sie verzehren. In einer Gegend mußte sogar eine Landstraße verlegt werden, weil sich die elektrischen Aale eines Flusses so sehr vermehrt hatten, daß sie alljährlich eine große Anzahl Lastthiere, die den Fluß durchwaten mußten, todt schlugen.

Am 24. März verließen wir Calabozo. Je weiter wir in den Llanos gegen Süden vorrückten, desto kahler, vegetationsloser und staubiger wurde der Boden, der aus weiten Spalten gähnte. Die Palmen verschwanden nach und nach. Gegen vier Uhr Abends trafen wir ein etwa zwölfjähriges indianisches Mädchen. Es lag ganz nackt, von Müdigkeit und Durst erschöpft, auf dem Rücken. Augen, Nasenlöcher und Mund waren mit Staub verstopft, der Athem röchelnd, und auf unsere Fragen erhielten wir keine Antwort. Ein umgestürzter Krug, zur Hälfte mit Sand gefüllt, lag daneben. Durch Waschen des Gesichts und ein wenig Wein kehrte dem armen Geschöpf das Bewußtsein zurück. Anfangs schien sie über die vielen Leute erschrocken; allmählig ward sie ruhiger und redete mit unseren Führern. Nach dem Stand der Sonne zu urtheilen, glaubte sie mehrere Stunden im Todesschlummer gelegen zu haben. Sie hatte in einem benachbarten Meierhofe gedient, war wegen Schwächlichkeit verabschiedet worden und wollte sich in eine der Missionen bei Calabozo begeben. Wir füllten daher ihren Krug mit Wasser, und noch ehe wir die Pferde wieder bestiegen, sahen wir uns durch Staubwolken von ihr getrennt. — In der Nacht

Digitized by Google

gingen wir über den Fluß Uritucu durch eine Furth. Dieser Fluß enthält ein zahlreiches, durch seine Wildheit berüchtigtes Krokodilengeschlecht. Man rieth uns also, unsern Hund nicht von dem Wasser trinken zu lassen, weil es öfter geschieht, daß die Krokodile dadurch gelockt, an's Ufer kommen und die Hunde verfolgen. Unser Wirth in Calabozo hatte in einer Hütte, die man uns hier am Flusse zeigte, ein eigenes Abenteuer gehabt. In Gesellschaft mehrerer Freunde auf der Reise begriffen, brachte er daselbst, auf einer Ruhebank gelagert, die Nacht zu. Früh Morgens weckten ihn heftige Erdstöße. Es wurden Erdschollen bis mitten in die Hütte geschleudert. Endlich kam ein junges zwei bis drei Fuß langes Krokodil unter seinem Lager hervor, warf sich auf einen in der Nähe sitzenden Hund, verfehlte ihn jedoch und eilte dem Ufer zu. Diese Thatsache erklärt sich hinreichend aus dem Umstande, daß der Boden trockener Schlamm war, in welchem versenkt das Krokodil seinen Sommerschlaf gehalten hatte. Der Lärm der Menschen und Pferde, vielleicht auch der Geruch des Hundes hatte das Thier aus seinem Schlummer aufgestört. — Am folgenden Tage gelangten wir in den Theil der Steppen von Caracas, welcher Pfauentafel heißt. Hier wird keine Palme angetroffen. So weit das Auge reicht, erblickt man keinen, auch nur einige Zoll hohen Gegenstand. Die Luft war ausnehmend rein, die Farbe des Himmels dunkelblau. Am Horizont sah man den Wiederschein eines blassen Lichtes: die Wirkung des in der Atmosphäre schwebenden Sandes. Es begegneten uns Schwärme von schwarzen, in's Olivengrün spielende Vögel, die der Gattung der Madenfresser (Crotophaga) angehören. Sie nähren sich von Käfern, Heuschrecken, Würmern, selbst von Eidechsen, kleinen Schlangen, Früchten und Sämereien. Die Eingeborenen nennen sie Geierchen (Zamurito) und Zeckenfresser (Garapatero). Wir sahen sie oft auf dem Rücken des Hornviehs sitzen, um die Engerlinge und anderes Ungeziefer abzulesen. Sie scheuen die Nähe der Menschen keineswegs, und zuweilen werden sie sogar von Kindern mit der Hand gefangen. — Wir wanderten nun ohne Spur des Weges, und wurden endlich sehr angenehm durch einen einzelnen Meierhof überrascht, der mit Gärten und klaren Wasserbecken ver-

Digitized by Google

sehen ist. Nachdem wir über den Guarico gesetzt, übernachteten wir unter freiem Himmel in der Steppe, während dem, wie gewöhnlich, große Fledermäuse unsere Hängematten umschwärmten. Man glaubt jeden Augenblick, sie werden sich an's Gesicht anklammern. Am 27. März trafen wir in der Stadt San Fernando am Apure ein, welches der Hauptort der Kapuziner-Missionen in der Provinz Varinas ist. Hier war das Ziel unserer Landreise.

Dritter Abschnitt.

Wir treten jetzt in das wichtige Flußnetz ein, welches als Amerika's Hauptschlagader durch den Orinoco und Marañon(nson) oder Amazonenstrom gebildet wird. Diese zwei von ungeheuern Waldungen beschatteten Ströme, durch den Cassiquiare mit einander verbunden, nehmen eine Menge Zuflüsse auf, welche sich mit den größten Strömen der alten Welt messen können. Dazu gehört der Apure, Arauca, Payara und Meta, deren Namen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts kaum gehört wurden. Als die ersten spanischen Eroberer jenseits des Apure das Goldland suchten, kamen sie in diese Gegenden, aber sie versanken wieder in Vergessenheit. Zwei eingeborene Stämme bemächtigten sich dieser Landschaften, die Cabresen und Kariben vom Orinoco. Nur arme Mönche wagten sich zu ihnen, und mancher mußte diese Kühnheit mit dem Märtyrertode büßen. Nur langsam schritt die Civilisation unter den Arbeiten der Jesuiten und Kapuziner vorwärts, und so begreift man, wie die Stadt San Fernando am Apure erst 1789 gegründet werden konnte. Die Lage derselben nahe an einem Strom, der die ganze Provinz Varinas (jetzt Departement des Orinoco) durchfließt, ist dem Handel ausnehmend günstig. Alle Erzeugnisse dieser Provinz: Häute, Cacao, Baumwolle, Tabak und Indigo, gelangen durch diese Stadt an die Mündungen des Orinoco. Während der Regenzeit gehen große Fahrzeuge von San Thomas hier durch bis zum Hafen von Varinas. Dann wird das Land zwischen dem Arauca und Apure in einer Ausdehnung von vier hundert

Digitized by Google

Quadratmeilen überschwemmt. Die Steppe wird in diesem Becken zwölf bis vierzehn Fuß hoch mit Wasser bedeckt, über dessen Spiegel sich die auf erhöhten Sandpunkten erbauten Dörfer und Meiereien kaum zwei bis drei Fuß erheben. Hunderte von Leichnamen der untergegangenen Kühe, Pferde und ihrer Füllen schwimmen umher und locken eine große Menge Geier herbei. Die Bewohner aber fahren in Kähnen umher, wobei sie sorgfältig die Strombetten vermeiden, theils wegen der heftigen Strömungen, theils wegen der darin schwimmenden Baumstämme.

Die Breite des Apure bei San Fernando beträgt 1236 Fuß. Wir waren eben mit der Messung beschäftigt, als eine Donnerwolke den ersten Regen der Jahreszeit brachte. Kurz vor dem Ausbruch des Gewitters hob der Ostwind die Wasser des Stroms empor, worauf sich völlige Windstille einstellte. Sogleich kamen Delphine (Delphinus phocaena, kleiner Tümmler) den Fluß herauf. Sie zogen in langen Reihen auf der Oberfläche des Wassers spielend dahin. Die trägen Krokodile fürchteten sich vor ihnen und tauchten unter das Wasser, sobald sie den Lärm der Meerbewohner vernahmen. Es ist eine sonderbare Erscheinung, in dieser großen Entfernung vom Meere Thiere aus dem Geschlecht der Wallfische anzutreffen. Sie sind drei bis vier Fuß lang, und da sie den Schwanz gegen das Wasser stützen, so wird ein Theil des Rückens sichtbar.

Zu unserer Fahrt auf dem Apure mietheten wir eine sehr breite Pirogue (Lancha). Zur Führung derselben bedarf man eines Steuermanns und vier Indianer. Im Hintertheile wurde eine mit Palmblättern bedeckte Hütte errichtet. Sie war geräumig genug, um einen Tisch und Bänke zu fassen. Diese Geräthschaften wurden durch Ochsenhäute gebildet, die man straff über Rahmen gespannt hatte. Wir versahen uns auf einen Monat mit Lebensmitteln. Hühner, Eier, Pisangfrüchte, Maniokmehl und Cacao konnten wir hier im Ueberfluß bekommen. Unser Wirth versah uns mit Jerez-Wein, mit Orangen und Tamarinden, um kühlende Limonaden daraus zu bereiten. Bei unserer Verproviantirung rechneten die Indianer noch stark auf ihre Angeln, Netze und unsere Flinten. Letztere sind aber ober-

Digitized by Google

halb der Wasserfälle des Orinoco wegen der Feuchtigkeit der Luft nicht zu gebrauchen. Der Apure nährt sehr viele Fische, Seekühe und Schildkröten, deren Eier eine mehr nahrhafte, als angenehme Speise gewähren. Die Ufer wimmeln von Vögeln aller Art. Am meisten kamen uns davon zu statten die Pauji und Guacharaca, welche man die Truthühner und Fasanen dieser Gegend nennen könnte. Man fügte den Vorräthen als Tauschmittel mit den Indianern auch noch einige Fässer Branntwein hinzu. Dieses Gift rottet die Eingeborenen mehr aus, als alle anderen Unfälle.

Am 30. März um vier Uhr Abends ging die Fahrt vor sich. Die Hitze war ungemein groß. Unterhalb San Fernando sahen wir auf dem linken Ufer des Apure die aus Rohr und Palmblättern errichteten Hütten der Yaruro-Indianer, welche viele Jaguare erlegen und deren Felle in den europäischen Handel bringen. Am folgenden Tag sahen wir einen Theil der Zuckerrohrfelder durch Feuer zerstört, welches aus einem nahen Walde hinübergegriffen hatte. Die Nomaden-Indianer zünden nämlich da, wo sie im Walde übernachten, Bäume an, ohne die Flamme zu löschen. Wir kamen darauf in die eigentliche Wildniß, ein Land, welches nur von Tigern, Krokodilen und Chiguires oder Wasserschweinen (Cavia s. Hydrochoerus capybara) bewohnt wird. Letztere sind von der Größe unserer Schweine, leben zu funfzig bis sechzig an den Ufern der Ströme, haben keine Vertheidigungswaffen, laufen schlecht, schwimmen etwas besser, und werden zu Lande von Jaguaren, im Wasser von den Krokodilen verfolgt. Wir sahen ferner ungeheure Schwärme von Vögeln, die sich am Himmel gleich stets veränderlichen Wolken zusammengedrängt hatten. Der Fluß wird nun allmählig breiter. Zuweilen sind beide Ufer mit kolossalen Bäumen bewachsen, und dann bildet der Fluß einen geraden 900 Fuß breiten Kanal. Merkwürdig ist die Ordnung der Bäume. Zunächst stehen Gebüsche des Sauso (Hermesia castaneifolia), eine vier Fuß hohe, wie von Menschenhand beschnittene Hecke bildend. Dahinter erhebt sich ein Schlag Paternoster- (Cedrella), Blutholz-, und Lebensholzbäume. Palmen sind selten. Die größeren Thiere haben in den Sauso-Hecken Durchgänge gemacht, aus denen sie

Digitized by Google

hervorkommen, um aus dem Strom zu trinken. Dabei scheuen sie die Nähe eines Kahnes gar wenig, und es macht dem Europäer viel Vergnügen, sie eine Zeit lang am Ufer herumstreichen zu sehen, bis sie wieder im Walde verschwinden. Bald zeigt sich der schöne gelbe Panther oder der gefleckte Jaguar, bald das schwarz gefiederte Helmbaumhuhn (Hocco) mit behaubtem Kopfe, groß wie ein Truthahn. Wo die Sauso-Hecken weiter vom Ufer entfernt stehen, sieht man häufig acht bis zehn Krokodile auf dem Sande sich sonnen. Unbeweglich liegen sie da mit rechtwinklig geöffneten Kinnbacken. Ein todtes Krokodil, das der Strom an's Ufer geworfen, maß 16 Fuß 8 Zoll, ein anderes 22 Fuß 3 Zoll. Auch die im Apure, im Orinoco und im Magdalenenfluß vorkommende Art ist keineswegs ein Kaiman oder Alligator, sondern ein wirkliches Krokodil, denjenigen des Nil ganz ähnlich. Die Indianer in San Fernando versicherten, daß kein Jahr vergehe, wo nicht zwei oder drei erwachsene Personen, meistens Wasser schöpfende Weiber, diesen Fleischfressern zur Beute würden. Man erzählte uns von der Geistesgegenwart eines Mädchens, welches sich aus dem Rachen eines Krokodils rettete. Sobald es sich von dem Thiere gepackt fühlte, griff es nach den Augen des Unthiers und drückte dieselben mit den Fingern so gewaltsam, daß es, von Schmerz überwältigt, seine Beute, der es bereits einen Arm abgekneipt, fahren ließ. Des großen Blutverlustes ungeachtet gelangte die Indianerin durch Schwimmen mit der übrig gebliebenen Hand glücklich an's Ufer. — Tiefer hinunter erblickten wir in einer sehr wilden Gegend den größten Tiger, der uns auf unserer ganzen Reise vorgekommen war. Selbst die uns begleitenden Eingeborenen erstaunten über seine außerordentliche Länge. Das Thier lag im Schatten eines großen Zamang (einer Mimosenart) hingestreckt und stützte eine seiner Tatzen auf ein eben erst erlegtes Wasserschwein. Eine Menge Geier hatte sich um ihn versammelt, um das, was er von seiner Mahlzeit übrig ließ, zu verspeisen. Sie näherten sich dem Jaguar bis auf zwei Fuß; aber die mindeste Bewegung schreckte sie zurück. Um die Thiere genauer zu beobachten, setzten wir uns in einen kleinen Kahn, der unsere Pirogue begleitete, und fuhren näher heran. Bei dem Plätschern der

Digitized by Google

Ruderschläge stand der Tiger langsam von seinem Lager auf und zog sich hinter die Sauso-Gebüsche zurück. Die Geier wollten den Augenblick benutzen, um das Chiguire zu verzehren; allein der Tiger sprang mit aufgehobenem Schwanz, wie zornig, mitten unter sie und trug seinen Raub in den Wald.

Die Nacht zum 1. April brachten wir bei dem Besitzer einer Pflanzung zu, der sich besonders mit der Tigerjagd abgab. Er war beinah völlig nackt und braunschwärzlich, wie ein Zambo, rechnete sich jedoch zu den Weißen. Seine Frau und seine Tochter, die eben so nackt wie er selbst gingen, nannte er Donna Isabella und Donna Manuela. Ich hatte ein Wasserschwein mitgebracht und wollte dasselbe braten lassen. Unser Wirth meinte aber, weiße Leute, wie er und ich, wären nicht gemacht, um indianisches Wild zu speisen, und bot uns einen Hirsch an, den er Tags zuvor mit einem Pfeil erlegt hatte. Wir vermutheten, die Wohnung des auf seine Herkunft so stolzen Mannes würde im Gebüsch stehen. Doch hatte er sich nicht die Mühe gegeben, eine Hütte zu bauen. Er lud uns freundschaftlich ein, unsere Hängematten neben der seinigen zwischen zwei Bäumen aufzuhängen. Nach Mitternacht erhob sich ein heftiger Sturmwind, brachte Donner, Blitz und strömenden Regen, und wir wurden bis auf die Haut durchnäßt. Während des Gewitters fiel die Katze der Donna Isabella von einem Tamarindenbaum in die Hängematte eines unserer Begleiter. Verletzt von den Klauen derselben, erwachte er und schrie aus Leibeskräften, indem er sich von einem wilden Thier überfallen wähnte. Nur mit Mühe konnten wir ihn überzeugen, daß es blos eine Katze gewesen sei.

Mit Sonnenaufgang verabschiedeten wir uns bei Sennor Ignatio und der Sennora Isabella, seiner Gemahlin. Die Luft war abgekühlt, und eine Menge Baumstämme trieben den sehr geschlängelten Strom hinab. Wir kamen vor einem kleinen Eilande vorbei, das mit unzähligen Flamingo's, rosenfarbenen Löffelreihern, Fischreihern und Wasserhühnern in so gedrängter Menge bevölkert war, daß es schien, als könnten sie sich kaum unter einander bewegen. Das Eiland heißt daher auch die Vogelinsel. Die Nacht brachten wir an einer flachen unfruchtbaren

Digitized by Google

baren Uferstelle zu. Die Waldung war so dicht und unzugänglich, daß wir uns nur schwer etwas trockenes Holz zur Feuerung verschaffen konnten. Endlich brannte ein helllohderndes Feuer. Im Sande bemerkten wir die Spuren von drei Tigern, unter denen zwei Junge. Eine Schaar Krokodile lagerte umher, indem sie, wie alle Wasserthiere, vom Glanz des Feuers angezogen wurden. Unsere Hängematten befestigten wir an die in die Erde eingerammten Ruderstangen und begaben uns so zur Ruhe. Die Nacht war heiter und der Mond stieg über den Wald herauf. Bis eilf Uhr herrschte Stille umher. Dann erschallte der Wald von einer Menge Thierstimmen, deren disharmonisches Concert uns allen Schlaf verscheuchte. Die Indianer unterschieden die leisen Flötentöne der Wickelaffen (Sapajous), die Seufzer der Brüllaffen (Alouaten), das Geschrei des Tigers und des amerikanischen mähnenlosen Löwen oder Cuguars, des Bisamschweins, des Faulthiers, des Hocco und anderer Vögel aus dem Hühnergeschlecht. Kamen die Jaguars dem Saume des Waldes näher, so fing der Hund, der bis dahin gebellt hatte, an zu heulen und verkroch sich unter der Hängematte. Zuweilen trat eine Pause ein, dann aber stimmten die Tiger von den Bäumen herab das Concert auf's Neue an, worauf das anhaltend schneidende Pfeifen der Affen folgte, die der drohenden Gefahr zu entfliehen schienen. Diese Art Nachtmusik war uns jetzt noch neu; doch bald wurden wir derselben gewohnt. Fragt man die Eingeborenen, warum die Waldthiere einen so fürchterlichen Lärm bei Nacht machen, so lautet die Antwort: „Sie feiern den Vollmond". Allein auch wenn der Mond fehlt, hört man dies Leben in der Thierwelt. Der eigentliche Grund mag wohl in dem beständigen Kampfe der Thiere unter einander zu suchen sein. Besonders lebhaft ist dieser Lärm zur Zeit der Gewitter und heftigen Regengüsse.

Am 2. April gingen wir noch vor Sonnenaufgang unter Segel. Die Ufer waren mit Tauchervögeln besetzt. Einige setzten sich auf das Treibholz des Stroms, um die Fische selbst in der Mitte des Wassers zu überfallen. Wir stießen gegen die Spitze mehrerer Bäume, die sich seit Jahren schief gerichtet in den Stromgrund eingesenkt hatten. Oft füllen sie das Strom-

Digitized by Google

bett dermaßen an, daß dadurch Wirbel und Untiefen entstehen. Am Ufer fanden wir ein Nest voll junger Leguanen oder Kamm-Eidechsen, die nicht über vier Zoll lang waren. Diese schuppigen Thiere werden vier bis fünf Fuß lang und armsdick. Ihr weißes Fleisch dient in allen Ländern, die ein trockenes Klima haben, zur Speise. Gegen Abend regnete es. Schwalben flogen nahe an der Oberfläche des Wassers hin. Auch ein Zug Papageien kam vorüber, deren Gekreisch sich mit dem Pfeifen der Habichte mischte.

Am 3. April des Vormittags fingen die Indianer am Angelhaken einen Fisch, den man seiner Blutgierigkeit wegen Karibe nennt; denn er greift badende und schwimmende Menschen an und reißt ihnen Stücke Fleisch aus dem Körper. Sobald einige Blutstropfen in's Wasser fließen, sammeln sie sich bei Tausenden auf der Oberfläche. Sie haben nicht über vier bis fünf Zoll Länge, dreieckige spitze Zähne und ein weites dehnbares Maul. — Zu Mittag landeten wir in einer öden Gegend. Während das Mahl bereitet wurde, ging ich längs dem Ufer hin, um eine Gruppe Krokodile zu beobachten. Die graugrünen Thiere schliefen an der Sonne und waren zur Hälfte mit trockenem Schlamm überzogen. Ihrer Farbe und Unbeweglichkeit wegen konnte man sie für bronzene Bilder halten. Kleine schneeweiße Reiher traten ihnen auf den Rücken und Kopf, als spazierten sie über Baumstämme hin. Dies Schauspiel fesselte eine Zeit lang meine Aufmerksamkeit. Nun bückte ich mich, um einige Glimmerblätter aufzuheben. Da bemerkte ich im Sande die Fußstapfen eines großen Tigers. Er hatte seinen Weg nach dem Walde genommen, und als ich mich umsah, erblickte ich in der Entfernung von ungefähr achtzig Schritt einen Jaguar. Er lag unter dem dichten Laube der Eriba (Schatten-Effer) und jagte mir keinen geringen Schrecken ein. Ich blieb jedoch meiner hinlänglich mächtig, um mich zu benehmen, wie es am räthlichsten schien. Langsam schritt ich vorwärts, ohne die Arme zu bewegen. Je mehr ich mich aber von dem Raubthier entfernte, desto mehr beschleunigte ich meine Schritte und kam ganz außer Athem bei meiner Genossenschaft an. — Abends kamen wir vor der Mündung eines Flusses vorbei, in welchem jährlich viele Manati oder

Digitized by Google

Seekühe gefangen werden. Diese grasfressenden Thiere aus der Familie der Wallfische erreichen gewöhnlich eine Größe von zehn bis zwölf Fuß. Ihr walzenförmiger Körper hat vorn fünf Flossen, die den Händen gleichen und ihnen zum Kriechen, so wie zum Halten der Jungen dienen, weshalb sie eben Manaten, d. i. Fische mit Händen, heißen. Sie nähren sich von Gras und misten gleich den Kühen. Ihr schmackhaftes Fleisch hält die Mitte zwischen Schweine- und Rindfleisch. — In der Nacht ward unser Doggenhund von einer großen Fledermaus in die Schnauze gebissen. Er stieß laute Klagetöne aus, jedoch mehr aus Furcht vor den vielen ihn umflatternden Thieren; denn die kleine runde Wunde, welche sie machen, hat nichts zu bedeuten. Wir selbst hatten seit ein paar Tagen von der Plage dieser Gegenden durch unzählige Insectenstiche der Zacundo's, einer Art Schnaken, zu leiden. Sie kommen erst nach Sonnenuntergang zum Vorschein und ihr Saugerüssel ist so lang, daß sie durch den unteren Theil der Hängematte und dicke Kleider hindurch zu dringen vermögen.

Am 4. April entdeckten wir südwärts Hügelreihen; im Osten erhoben sich am Horizont die Granitfelsen von Cuiriquima, der Zuckerhut von Caycara und die Berge von Tyran. Wir waren nun an der Mündung des Apure angelangt und begrüßten nicht ohne freudige Bewegung zum ersten Mal die Gewässer des Orinoco. Mit der Einfahrt in diesen breiten Strom gewann die Landschaft ein völlig neues Ansehn. Die unermeßliche Wasserfläche lag wie ein See vor uns ausgebreitet. Schäumende Wellen wurden im Kampfe von Wind und Strömung mehrere Fuß hoch emporgehoben. Die ganze Natur hatte ein minder belebtes Ansehn. Die kreischende Stimme der Reiher, der Flamingo's und Löffelgänse, die von einem Ufer zum anderen hinüberfliegen, ließ sich nicht mehr in der Luft hören; vergeblich schauten wir uns nach Schwimmvögeln um, und nur selten erblickten wir zwischen den hohlen Wellen einzelne große Krokodile. Den Horizont begrenzte ein Kranz von Wäldern; allein nirgends dehnte sich der Baumwuchs bis zum Flußbette aus. Das sandige sonnenverbrannte Gestade, öde und unfruchtbar wie die Meeresküste, weit entfernt dem Strome Grenzen zu setzen, erschien im

Digitized by Google

wechselnden Spiele der Luftspiegelung bald näher, bald wieder entfernter. Einer angestellten Messung zufolge betrug die Breite des Stromes bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande über 11,000 Fuß, also etwa eine halbe Meile; dieselbe steigt aber zur Regenzeit auf das Dreifache.

Unsere Fahrt auf dem Orinoco ging stromaufwärts vorüber an einer Bergkette, welche aus ungeheuren zerspaltenen und über einander gehäuften Granitblöcken besteht. Der in diese Urgebirgstrümmer eingestreute höchst kräftige Pflanzenwuchs verschönert den Anblick. Man glaubt alte Schloßruinen mitten aus dem Walde hervorragen zu sehen. Wir steuerten in den Hafen von Encaramada bei Caycara, wo sich eine Mission befindet. Wir trafen in dem Hafen Kariben aus Panapana. Es war ein Kazike, der in seiner Pirogue den Orinoco hinauffuhr, um der Schildkröten-Eierlese beizuwohnen. Er saß unter einem Zelt, das gleich den Segeln aus Palmblättern gefertigt war. Sein kalter steifer Ernst und die Ehrerbietung seiner Begleiter deutete die Wichtigkeit seiner Person an, obgleich er keine andere Kleidung, als die seiner Indianer trug. Sie hatten sich nämlich alle mit rother Farbe ihre Montirung gemalt. Ihre Waffen bestanden aus Bogen und Pfeilen. Diese Kariben sind ein schöner Menschenschlag von fast athletischer Gestalt. Ihre glatten dichten Haare waren an der angenehm gewölbten Stirn abgeschnitten. Die sehr starken, aber ekelhaft schmutzigen Weiber trugen ihre Kinder auf dem Rücken.

Am 6. April fuhren wir den Orinoco weiter hinauf. Einige Meilen von Encaramada erhebt sich mitten in der Savanne ein Felsstück, der gemalte Fels genannt. Er ist mit Thierbildern und sinnbildlichen Schriftzügen geschmückt, denen ähnlich, die wir nachher auf der Rückfahrt bei der Stadt Caycara antrafen. Zwischen den Gestaden des Cassiquiare und des Orinoco kommen diese Hieroglyphen oftmals in großer Erhöhung an Felsenmauern vor. Fragt man die Ureinwohner, wie es möglich war, diese Bilder in den Felsen zu graben, so antworten sie: zur Zeit der großen Ueberschwemmung seien ihre Väter in Kähnen zu jener Höhe gelangt. — Ein frischer Nordost blähte unsere Segel, und so landeten wir Vormittags eilf Uhr auf einer mit-

Digitized by Google

ten im Strom gelegenen Insel, welche als Eigenthum der Mission von Uruana, am Ausflusse des Arauca, betrachtet wird. Sie ist berühmt durch die erwähnte jährliche Sammlung der Schildkröten-Eier, und wir trafen gerade zur rechten Zeit ein. Wir fanden bereits über dreihundert Indianer versammelt, welche unter Hütten von Palmblättern lagerten. Außer den Guamos und Otomaken von Aruana, die für besonders wilde Stämme gelten, waren auch Kariben und andere Stämme vom unteren Orinoco gekommen. Jeder Stamm lagerte abgesondert und zeichnete sich durch seine eigenthümliche Hautfarbe. Mitten unter diesen lärmenden Horden sah man Weiße, Krämer von St. Thomas, die von den Eingeborenen Schildkrötenöl einkaufen wollten. Ein Missionar, der gegenwärtig war, begrüßte uns als willkommene europäische Reisende, und in seiner Gesellschaft durchwanderten wir die Insel. Wir befanden uns in einer vollkommen flachen Sandebene. „So weit man hier sehen kann, liegen Schildkröten-Eier unter der Erdschicht", sagte der Missionar und zeigte uns dann mit einer langen Stange, die er in der Hand hielt, wie man den Grund untersucht. Sobald nämlich beim senkrechten Eindrücken der Stange in das Erdreich der Widerstand aufhört, ist man zu einer Eierschicht gelangt. Wegen der durchaus gleichmäßigen Vertheilung dieser Schichten berechnet man die Eier nach Quadratruthen. Da, wo der Boden ansteigt, fehlen die Eier. Die Indianer versicherten, daß man von der Mündung des Orinoco bis zum Ausflusse des Apure keine Insel und kein Gestade antreffe, wo es nicht Schildkröten-Eier in Menge gäbe. Man hat indeß drei Hauptplätze, wo die Eier gesammelt werden, und diese Insel liegt in der Mitte. Alle drei Plätze befinden sich zwischen der Einmündung des Apure und den Wasserfällen von Atures. Die Eier dieser Gegend stammen von der großen Schildkröte Arrau. Oberhalb der Wasserfälle kommt eine andere Schildkröte vor, die Terekay heißt. Die Arrau-Schildkröte gehört dem süßen Wasser an; sie hat einen sehr flachen Kopf, sieht oben schwärzlichgrau, unten orangengelb aus. An ihren sehr langen gelben Füßen hat sie starke Nägel und wiegt ausgewachsen 40 bis 50 Pfund. Ihre Eier, größer als Tauben- und kleiner als Hühnereier, sind mit einem kalkigen

Digitized by Google

Ueberzug von solcher Festigkeit versehen, daß die Kinder mit denselben Fangball spielen. Diese Thiere meiden alle bewohnten und viel besuchten Oerter; sie sind furchtsam und argwöhnisch, und bei dem geringsten Geräusch stecken sie den Kopf unter das Wasser. Die Terekay-Schildkröte ist kleiner als die Arrau. Sie hat nur vierzehn Zoll im Durchmesser, einen schwärzlich-grünen Rückenschild und auf dem Kopf zwei rothgelbe Flecken. Die Terekays legen ihre Eier nicht gemeinschaftlich und kommen im ganzen Flußgebiet des Orinoco vor. Die Arrau's legen ihre Eier zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, der vom Ende des Januar bis gegen Ende des März stattfindet. Sie gehen alsdann in Rotten aus dem Wasser hervor und wärmen sich auf dem Sande liegend an der Sonne. Mit dem Anfang des März ziehen sie schaarenweis auf die zum Eierlegen geeigneten Inseln und Küsten. Da lagern sie nun zu Tausenden im Wasser, den Kopf und Hals darüber hinausgestreckt, in langen Reihen geordnet und jede Gefahr von Menschen oder Jaguaren beachtend. Die Indianer stellen dann in einiger Entfernung von solchen Oertern Schildwachen auf, welche darauf sehen, daß die Schiffe mitten im Strome fahren, und Alles beseitigen, wodurch die so wichtige Eierlegung gestört werden kann. Das Eierlegen selbst geschieht immer zur Nachtzeit und beginnt gleich nach Sonnenuntergang. Das Thier gräbt mittelst seiner langen, mit gekrümmten Nägeln versehenen Hinterpfoten eine Grube von drei Fuß Durchmesser und zwei Fuß Tiefe. Bisweilen liegen Nester auf Nester. Manche Thiere werden beim Eierlegen vom Morgen übereilt, sind dann aber so eifrig im Graben der Nester oder im Legen der Eier oder im Zudecken derselben, daß sie sich eher greifen lassen, als daß sie von der unvollendeten Arbeit gehen.

Zu Ende des März oder zu Anfang des April beziehen die Indianer an den drei Hauptstationen ihre Lager. Das Eiersammeln geht unter Aufsicht der Missionare ordnungsmäßig vor sich. Der eierhaltende Boden wird nach der Anzahl der Volksstämme in verschiedene Theile gesondert. Sind die Abtheilungen gemacht, so werden sie abgeschätzt. Eine Fläche von 120 Fuß Länge und 30 Fuß Breite giebt 100 Schiffskrüge voll oder für

Digitized by Google

250 Thaler Oel. Die Indianer graben die Erde mit den Händen aus, legen die ausgehobenen Eier in kleine Körbe, werfen den Inhalt in lange hölzerne Tröge voll Wasser, zerstoßen die Eier darin mit Schaufeln und stellen den Brei an die Sonne. Das Gelbe, als der ölige Theil, setzt sich oben, wird abgeschöpft und auf einem starkem Feuer gekocht. Man erhält so ein klares geruchloses gelbliches Oel, das zum Brennen in den Lampen und zur Bereitung der Speisen dient. Viel Schildkrötenöl ist jedoch faulig, wovon die Ursache darin liegt, daß ein großer Theil der Eier schon angebrütet ist. — Die Insel, welche wir besuchten, liefert jährlich 25,000 Flaschen Oel, alle drei Hauptsammelplätze zusammen 125,000 Flaschen. Zwei hundert Eier füllen eine Flasche. Jedes Schildkrötenweibchen legt 100 bis 116 Eier; also füllen zwei eine Flasche mit Oel, und es sind demnach 250,000 eierlegende Schildkröten vorhanden. Man kann aber sicher eine halbe Million rechnen, sofern ein großer Theil der Eier beim Sammeln zerbrochen und zertreten oder anderweitig verdorben wird, während ein anderer Theil zur Erhaltung des Geschlechtes liegen bleibt. Die eben ausgekrochenen Arrau-Schildkröten sind einen Zoll breit, und wir sahen die Ufer der Insel davon wimmeln. Die Krokodile vertilgen viele kleine und große Schildkröten. Die Jaguare wenden sie um, und höhlen die Schalen so vortrefflich aus, als wäre es mit einem chirurgischen Messer geschehen. Nicht weniger verzehren sie jährlich eine große Menge Schildkröten-Eier, welche auch von Menschen, an der Sonne gedörrt oder leicht gesotten, vielfach genossen werden und nicht unangenehm schmecken.

Beim Absegeln von der Schildkröten-Insel wollte unser Steuermann sich vor den Indianern etwas sehen lassen, und machte mit seiner Pirogue eine sehr kühne Schwenkung; aber der Wind stieß so hart an die Segel, daß die Pirogue ganz auf die Seite gelegt wurde und in Gefahr war, unterzusinken. Das Wasser drang mit solcher Heftigkeit ein, daß es uns bald über die Kniee ging. Es überschwemmte das Tischchen, an welchem ich eben mit Schreiben beschäftigt war. Augenblicklich schwammen Papiere, Bücher und getrocknete Pflanzen im Wasser. Ein glücklicher Windstoß hob das Fahrzeug indeß wieder empor.

Digitized by Google

Nach einer halben Stunde war das Wasser ausgeschöpft und Alles in gehörigen Stand gesetzt. Als wir dem Steuermann Vorwürfe machten, erwiederte er mit indianischer Gemüthsruhe, die Weißen würden am Gestade Sonne genug finden, um sich und ihre Papiere zu trocknen. Wir hatten nur einen Theil eines botanischen Werkes eingebüßt, und da es in diesen Wildnissen keine Buchhandlungen giebt, so war uns der Verlust doch sehr empfindlich. Beim Eintritt der Nacht bivouaquirten wir auf einer öden Sandinsel mitten im Strom und nahmen, auf den umherliegenden Schildkrötenschalen sitzend, bei hellem Mondglanz unser Abendessen ein, erfreut darüber, daß wir Alle wie durch ein Wunder vom Tode errettet waren.

Am 7. April sahen wir rechts die Mündung des Arrauca, berühmt durch die Menge seiner Vögel, links die kleine Mission Uruana, durch Jesuiten aus Otomaken und Cabres-Indianern gestiftet. Diese Mission liegt am Fuße eines Granitberges, an welchem sich Hieroglyphen und gradlinige Zeichen, vielleicht Buchstaben finden. Der Orinoco war hier über 16,000 Fuß breit. Wir kamen darauf in eine Gegend, wo der Strom durch die Berge von Baraguan bis auf 5334 Fuß verengt wird. Die Uebereinanderhäufung der Granitblöcke bildet am Ufer öde, von aller Vegetation entblößte Berggruppen. Es war um Mittag. Auf den Steinen lagen dicht bei einander eine Menge großer Eidechsen (Leguanen und Gecko's), welche unbeweglich mit aufgerichtetem Kopf und aufgesperrtem Maul nach der heißen Luft zu schnappen schienen. Das Thermometer stieg am Felsen auf 40° R. Der Boden schien durch die Wirkung der Luftspiegelung in wellenförmiger Bewegung zu sein, ohne daß sich ein Windhauch spüren ließ. Die im Scheitelpunkt stehende Sonne spiegelte sich im Wasser, und ihr Bild contrastirte gegen den röthlichen Dunst, der alle in der Nähe befindlichen Gegenstände umhüllte. Es ist ein mächtiger Eindruck, welchen um die Mitte des Tages in diesen heißen Erdstrichen die Stille der Natur hervorbringt. Die Thiere des Waldes bergen sich im Dickicht, die Vögel im Laubwerk der Bäume oder in den Felsen. Sobald man indeß während dieser scheinbaren Stille mit aufmerksamem Ohr den durch die Luft herbeigeführten Tönen lauscht,

Digitized by Google

so vernimmt man ein dumpfes Rauschen, ein ununterbrochenes Geschwirr und Gesumme der Insekten, von denen alle Luftschichten erfüllt sind. Myriaden derselben kriechen am Boden und schwärmen um die von der Sonnenhitze verbrannten Pflanzen. Ein verwirrtes Gesause ertönt aus jedem Gebüsche, aus faulen Baumstämmen, aus Felsenspalten, aus dem von Eidechsen und Tausendfüßlern unterhöhlten Boden. Es sind diese Töne eben so viele Stimmen, die uns verkündigen, daß Alles in der Natur athmet, daß unter tausend verschiedenen Gestalten das Leben im staubigen, zerklüfteten und dürren Erdreich eben so allgemein verbreitet ist, wie im Schooße des Wassers und der uns umgebenden Luft.

Den 9. April erreichten wir die obere Station der Schildkröten-Eier, Pararuma genannt. Unter einem Baume fanden wir die Mönche von Carichana und den Wasserfällen des Orinoco auf dem Boden gelagert und aus langen Pfeifen rauchend im Kartenspiel begriffen. An ihren blauen weiten Kleidern, geschorenen Köpfen und langen Bärten hätte man sie eher für Morgenländer gehalten. Wir wurden von diesen Ordensmännern recht freundlich empfangen und sie gaben uns für unsere Reise alle nöthigen Aufschlüsse. Die Mönche waren schon seit drei Monaten mit Fieber behaftet, und ihr krankes Ansehen erschien uns fast wie eine Warnungstafel, auf welcher geschrieben stand, daß wir diese ungesunden Gegenden meiden möchten. Wir ließen uns dadurch nicht zurückschrecken. Unser Steuermann von San Fernando war nur bis hieher mit der Stromfahrt bekannt und wollte die Fahrt unter keiner Bedingung fortsetzen. Der Missionar von Carichana half uns jedoch aus der Verlegenheit und besorgte uns für einen mäßigen Preis eine Pirogue. Der Pater Bernardo Zea, Missionar von Atures und Maypures nahe bei den großen Wasserfällen, erbot sich, obgleich krank, uns bis an die Grenze Brasiliens zu begleiten.

Der Anblick der vielen bei Pararuma versammelten Indianer lenkte unsere Aufmerksamkeit auf das Rothmalen der Haut, welches ihnen statt aller Kleidung dient. Den gewöhnlichsten Schmuck der Kariben, Otomaken und Jaruros giebt das Onoto, ein Färbestoff, der aus dem Samen des Orleanbaums

Digitized by Google

(Bixa Orellana) bereitet wird. Es ist ein Strauch wie eine Haselstaude. Die braunrothen kastanienartigen Früchte enthalten dreißig bis vierzig von einem rothen Mus umgebene Samenkörner, die wie kleine Erbsen aussehen. Die Körner werden in eine mit Wasser gefüllte Kufe gethan und durch Umrühren gewinnt man ein Satzmehl, dessen Farbe ein dunkeles Ziegelroth ist. Das Mehl wird mit Schildenkrötenöl zusammengeknetet und daraus kleine Kuchen geformt. Dieses Färbestoffes bedienen sich die gemeinen Leute. Die Vornehmen haben einen kostbareren Stoff, den die Färber-Trompetenblume (Bignonia chica) liefert, ein Rankengewächs, welches die höchsten Bäume erklettert. Der Färbestoff sondert sich aus den im Wasser eingeweichten Blättern als ein sehr feiner Staub ab, aus dem man kleine Brötchen bäckt. Diese geben mit Oel abgerieben die rothe etwas lackartige Chica-Farbe. Ein Mann hat Mühe, sich mit seiner Arbeit in zwei Wochen so viel zu verdienen, als er bedarf, um sich mit Chica gehörig roth zu färben. Daher die Redensart bei den Orinoco-Indianern: „Dieser Mensch ist so arm, daß er sich nicht einmal am halben Leibe zu malen vermag.“ Mit dem Chica wird ein bedeutender Handel getrieben. Wir sahen, wie eine alte Otomaken-Indianerin sich von ihren beiden Töchtern anputzen ließ. Die Haare wurden mit Schildkrötenöl eingerieben, der Rücken mit Onoto und Caruto (eine schwarze ätzende Farbe) bemalt. Es war eine Art Gitterwerk kreuzweis gezogener schwarzer Striemen auf rothem Grunde; jedes der kleinen Vierecke hatte einen schwarzen Punkt. Das mühsame Geschäft erheischte mehrere Stunden. Man erstaunt um so mehr über diesen Aufwand der Eitelkeit, wenn man bedenkt, daß der Putz nicht wie das Tättowiren ein für allemal vollendet wird, sondern daß ein Platzregen, dem man sich unvorsichtig aussetzt, die ganze Arbeit zerstört. Auch die Kleider der Europäer ahmen die Indianer oft auf das Seltsamste nach und wir sahen hier solche, die sich eine blaue Jacke mit schwarzen Knöpfen hatten auf die Haut malen lassen. Andere machen am Körper mit Onoto breite Querstreifen, worauf sie Blätter mit silberfarbigem Glimmer befestigen. Bei festlichen Gelegenheiten denke man noch einen Kopfputz schöner Papageienfedern hinzu, und man wird

Digitized by Google

zugeben müssen, daß ein solcher nackter Mensch aus der Ferne gesehen, einen ganz stattlichen Anblick gewährt.

Unsere neue Pirogue bestand nur aus einem Baumstamme, den man durch Feuer und mit der Art ausgehöhlt hatte. Die Breite betrug drei Fuß, die Länge vierzig Fuß. Nur zwei Personen konnten darin neben einander sitzen. Man kann sich kaum einen Begriff von den vielen Beschwerlichkeiten machen, welche die Fahrt auf einem so elenden Fahrzeuge mit sich bringt; denn dasselbe ist so beweglich und erfordert eine so gleichförmig vertheilte Ladung, daß, wenn man nur aufstehen will, man den Ruderern schon zurufen muß, sie möchten auf der entgegengesetzten Seite niederdrücken, damit das Wasser nicht eindringe. — Am 10. April Morgens zehn Uhr gingen wir unter Segel und kamen uns in unserer engen Pirogue wie in einem Gefängniß vor. Man hatte uns hinten aus Sträuchern ein Laubdach gemacht, das, um Breite zu gewinnen, über das Fahrzeug wegging; allein man mußte entweder darin liegen oder gebückt sitzen. Das Dach war für vier Personen berechnet, aber die Füße ragten weit vor und wurden beim Regen naß. Das Liegen auf Ochsen- oder Tigerfellen, über Baumäste gebreitet, machte schmerzhafte Schwielen. Den Vordertheil der Pirogue nahmen die indianischen Ruderer ein, mit drei Fuß langen löffelartigen Rudern versehen. Sie sind völlig nackt, sitzen paarweis und rudern im harmonischen Tact. Ihre Gesänge sind traurig und eintönig, wie ihre Lage. An beiden Enden vertheilt befand sich unsere kleine, aus Vögeln und Affen bestehende Menagerie, die sich immer noch vermehrte. Wir hatten zuletzt vierzehn Affen bei uns. In jeder Nacht bildeten im Lager die Instrumente und die Menagerie den Mittelpunkt; ringsumher hingen unsere und der Indianer Hängematten; zuletzt schloß eine Reihe von Feuern den Kreis. Diese waren unentbehrlich, um die Jaguare zu verscheuchen. Gegen Morgen erwiederten die Affen im Käfig das Geschrei der Affen im Walde. Zu den Unbequemlichkeiten der Fahrt gesellte sich noch die Plage der Mosquito's und die entsetzliche Hitze der im Zenith stehenden Sonne, die durch das Blätterdach brannte. Wir versuchten jeden Augenblick unsere Lage zu verbessern. Während der Eine ein Tuch

Digitized by Google

zum Schutz gegen die Insektenstiche über das Gesicht breitete, verlangte der Andere, man solle grünes Holz anzünden, um die Mosquito's zu verscheuchen. Die brennende Hitze und der Augenschmerz verhinderte dies. Nur eine natürliche Munterkeit, wechselseitiges Wohlwollen und ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur ließ uns dies Alles mit Geduld ertragen.

Auf die Empfehlung eines Missionars wurden wir am 11. April im Pfarrhofe von Carichana gastfrei aufgenommen, nachdem wir seit vierzehn Tagen unter keinem Dache geschlafen. Carichana liegt sehr angenehm in einer mit Granitblöcken bestreuten Grasebene. Es wohnen daselbst Salivas-Indianer, ein sanftes geselliges Volk und große Musikfreunde. Sie bedienen sich seit uralten Zeiten der Trompeten aus gebranntem Thon, welche vier bis fünf Fuß lang sind und mehrere kugelförmige Bauchungen haben, die unter einander durch Röhren zusammenhängen. Diese Instrumente geben einen überaus kläglichen Ton. Die Jesuiten wußten jedoch die trefflichen Anlagen zu würdigen und richteten eine so schöne Kirchenmusik ein, daß ein Reisender nicht wenig verwundert war, von den Ureinwohnern die Violine, das Violoncell, den Triangel, die Guitarre und die Flöte mit Fertigkeit handhaben zu sehen.

Den 11. Nachmittags fuhren wir von Carichana ab. Das Strombette füllte sich mehr und mehr mit Granitblöcken, je höher wir den Fluß hinauf kamen. Heftiger Regen durchnäßte uns und wir wurden dadurch eine Zeit lang von den Mosquito's befreit, die uns oft so dicht umschwärmten, daß man weder sprechen, noch das Gesicht entblößen konnte, ohne Mund und Nase mit diesen Insekten angefüllt zu bekommen. Wir übernachteten auf einem Felsen im Fluß. Dieser Granitfelsen gehört zu denen, wo man öfters gegen Sonnenaufgang Orgeltöne hört, die an die Bildsäule des Memnon in Egypten erinnern. Wahrscheinlich rühren die Töne von den verschiedenen Wärmegraden in den Felsenspalten her. — Am 12. fanden wir den Strom 3600 Fuß lang ganz mit Granitblöcken angefüllt. Es ist dies das sogenannte Raudal de Cariven. Wir fuhren durch vier Fuß breite Kanäle, und zuweilen war die Pirogue zwischen zwei Granitblöcken eingeklemmt. Wo die Strömung allzu reißend

Digitized by Google

wird, da werfen sich die Ruderer in's Wasser und befestigen ein Tau an den Felsspitzen, um das Fahrzeug stromaufwärts zu ziehen. Dies ist eben so mühsam, als zeitraubend. Die Kanäle zwischen den Klippen haben oft eine Tiefe von zwei und zwanzig Ellen. Um neun Uhr gelangten wir zur Mündung des Meta, nach dem Guaviare der größte der in den Orinoco fallenden Ströme. Man kann ihn hinsichtlich der Wassermasse mit der Donau vergleichen. Die Vereinigung beider Ströme giebt einen imposanten Anblick. Vereinzelte Felsblöcke stehen am östlichen Gestade; übereinander liegende Granitblöcke sehen von fern wie zertrümmerte Schiffe aus; ausgedehnte Sandufer entfernen vom Strom die Grenze der Waldungen, aber mitten unter denselben erblickt man über dem Horizont einzelne die Berggipfel krönende und am Azur des Himmels sich zeichnende Palmen.

Wir näherten uns jetzt einem der erhabensten Natur-Schauspiele des neuen Continents. Der Orinoco wird in seinem Laufe von Süden nach Norden zweimal von Felsendämmen durchsetzt und bricht sich mit Wuth an denselben Bahn. Es sind die großen Stromschnellen (Raudalen) oder Wasserfälle von Atures und Mayppures, welche bei dem Durchbruch des Stroms durch das Gebirge von Parime gebildet werden. Ihre Entfernung von einander beträgt zehn Meilen. Sie theilen den Orinoco in den unteren, 200 Meilen lang, und in den oberen, 140 Meilen lang. Jenseits der Katarakten fängt ein unbekanntes Land an. Wir fanden daselbst nur drei christliche Niederlassungen mit sechs bis acht Weißen. Keiner der Missionare ist noch über den Raudal von Mayppures hinausgekommen. Die Landschaft ist theils gebirgig, theils flach. In der Nähe der Katarakten halten sich sehr viele Tiger auf. Vor ein paar Jahren hatte ein weiblicher Jaguar sich der Hütte eines Indianers bemächtigt und darin zwei Junge geworfen. Zwei Monate wohnte die Wöchnerin an dieser Stelle, und es bedurfte eines ernsten Kampfes von Seiten des Hausherrn, um wieder in den Besitz seines Eigenthums zu gelangen. Die Jaguare halten sich überhaupt gern in verfallenem Gemäuer und unbewohnten Hütten auf; für Reisende ist es daher immer rathsamer,

Digitized by Google

unter freiem Himmel zwischen zwei Feuern zu übernachten, als in solchen Hütten Schutz zu suchen.

Am 15. April während der Mittagsstunde ruhten unsere Leute sich aus und fingen mit Angeln so viel Fische, daß wir sie kaum fortzubringen vermochten. Spät Abends gelangten wir an den Fuß der Wasserfälle und wanderten von da nach dem drei Viertelmeilen entfernten Dorfe Atures, einer Niederlassung, welche den Jesuiten ihr Dasein verdankt. Von der früheren Zahl der 320 Indianer fanden wir nur noch sieben und vierzig. Eine große Sterblichkeit raffte Viele weg und veranlaßte Andere, in die Wälder zu ziehen und das wilde Leben wieder anzufangen. Für Europäer sind die Gegenden in der Nähe der Wasserfälle besonders gefährlich, da die daselbst beständig feuchte Luft in Verbindung mit der Hitze bösartige Fieber erzeugt. „Ich habe mein kleines Fieber erst seit acht Monaten", bemerkte der uns begleitende Missionar von Atures. Er sprach davon als von einer gewohnten, leicht zu ertragenden Mühseligkeit, und doch waren die Anfälle sehr heftig. Die Fieber werden auch den giftigen Ausdünstungen der schwarzen Granitfelsen in den Kataraften zugeschrieben. Die schwarze Rinde an diesen Felsen wird wahrscheinlich durch Niederschläge von gewissen Luftarten gebildet, welche Krankheitsstoffe enthalten. Selbst 3000 Fuß vom Strombett entfernte Felsen haben in dieser feuchten Atmosphäre die schwarze Farbe.

Die Landschaft der Mission von Atures vereinigt in sich das Große und Düstere der Natur mit offenen und lachenden ländlichen Gefilden. Die unseren Auen entsprechenden Savannen werden vom Strome überschwemmt, und die Einförmigkeit dieser ausgedehnten Ebenen wird durch Felsblöcke und zerstreute Gruppen ungeheurer Granitmassen unterbrochen. Zunächst den Ebenen befinden sich Schluchten, deren feuchter, mit Zehrwurz (Arum), Tafelbananen (Heliconien) und Schlinggewächsen überzogener Boden die üppigste Fruchtbarkeit verkündet. Ungeheure Granitplatten dehnen sich wagerecht aus, und wo auf ihnen Quellen hervorbrechen, bilden sich alsobald Pflanzen-Eilande von immergrünen und blühenden Sträuchern. Die ganze Lage der Landschaft, die in den Savannen zerstreuten Wäldchen kleiner

Digitized by Google

Bäume mit lederartigen glänzenden Blättern, die hellen Bäche, die abwechselnd durch fruchtbare Ebenen und über nackte Granitfelsen fließen: dies Alles erinnert an das Lieblichste und vorzugsweise Malerische, was unsere Gartenanlagen und Pflanzungen besitzen. Man glaubt menschlichen Kunstfleiß mitten in der Wildniß zu erkennen. Dazu kommt die Umgebung der abgerundeten Berge, welche zwar meist nur sieben bis acht hundert Fuß hoch über die Ebene emporragen, aber die lorbeerartigen Gesträuche und die Palmenwäldchen, welche ihre Gipfel zieren und deren wogende Kronen federbuschartig über der umliegenden Gegend schweben, erscheinen am dunkelblauen Gewölbe wie ein Wald, der über einen anderen Wald gepflanzt ist. Daneben erheben sich andere Berge von ganz verschiedenem Aussehn. Ihre Gräte ist mit nackten Felsen besetzt, deren säulenförmige Spitzen über Büsche und Bäume hervorstehen. Wo sich die Ecken dem Orinoco nähern, nisten auf ihren Gipfeln Flamingo's und Soldados (Soldaten): große weiße Reiher, welche wie Menschen als Schildwachen ausgestellt zu sein scheinen. Die Aehnlichkeit ist zuweilen so täuschend, daß die Bewohner von St. Thomas einst durch ihre plötzliche Erscheinung auf einem benachbarten Berge in die größte Angst vor einem feindlichen Ueberfalle versetzt wurden. Das Volk konnte sich nicht eher beruhigen, als bis diese Wald-Indianer ihre Fittige erhoben und davon flogen. Endlich wird diese Gegend noch dadurch verschönert, daß die Bäume hier nicht zur Zeit der Dürre ihre Blätter verlieren und ein verbranntes Ansehn gewinnen. Bei den Katarakten schmückt vielmehr ewiges Grün die reizenden Fluren vermöge der feuchten Dünste, die der in Staub aufgelöste Strom durch die Atmosphäre verbreitet.

So die Landschaft von Atures. Nun zu den Stromschnellen, welche sich in einer Abtheilung des Thalgrundes befinden, wo das tief eingeschnittene Strombett fast unzugängliche Ufer hat. Auf eine mehr als fünf Meilen betragende Strecke wird der Orinoco von unzähligen Felsendämmen durchschnitten, welche eben so viele Schwellen oder natürliche Wehre bilden. Der Raum zwischen diesen Dämmen ist mit Eilanden verschiedener Größe angefüllt, wovon einige bergig, und in mehrere Hügel-

Digitized by Google

gruppen abgetheilt, zwölf bis achtzehn hundert Fuß Länge haben, während andere niedrig und klein oder bloße Klippen sind. Diese Eilande verursachen reißende und beim Anschlagen an Felsen schäumende Strömungen. Auf allen wachsen Palmen und erheben ihre mit federbuschartigem Blätterschmuck prangenden Häupter in stolzer Ruhe aus der tosenden Wasserfläche. Bei dem südlichsten Katarakt verweilten wir einige Stunden auf einer mitten darin liegenden Insel, wo bei dem niedrigen Wasserstande ein Theil des Strombettes trocken lag. Granitblöcke sind hier übereinander gehäuft. Ueberall stürzt sich der Strom in Höhlen. In einer dieser Höhlen hörten wir das Wasser gleichzeitig über unseren Häuptern und unter unseren Füßen wirbeln. Der Orinoco ist gleichsam in tausend Arme getheilt, von denen jeder sich Bahn zu brechen sucht. Man staunt über die geringe im Bette vorhandene Wassermenge, über die vielen unterirdischen Katarakte, über den Donner der schäumend an den Felsen anschlagenden Wellen.

Alles erbraus't vom Gewog'; vielfach ertosen die Berge;
Schneeig mit Schaumfluth deckt der ungebändigte Strom sich. *)

Wo die natürlichen Wehren oder Dämme nicht über zwei bis drei Fuß Höhe haben, wagen es die Indianer in ihren Kähnen über dieselben hinunter zu fahren. Beim Stromaufwärtsfahren befestigen sie ein Seil an eine Felsenspitze und ziehen damit die Barke über den Raudal herauf. Während dieser beschwerlichen Arbeit füllt sich die Barke öfter mit Wasser; zuweilen wird sie auch an den Felsen zertrümmert und die Indianer können sich nur mühsam mit zerquetschtem und blutigem Leibe vom Strudel frei machen, um schwimmend das nächste Gestade zu erreichen. Wo die Dämme sehr hoch sind und das Strombett völlig sperren, da werden die leichten Fahrzeuge an's Land gebracht und mittelst Baumzweigen, denen man Rollhölzer unterschiebt, bis zu den schiffbaren Stellen geschleift.

Die Wasserfälle haben einen sehr verschiedenen Charakter. Zuweilen ist es ein ganzer Strom, der sich von einer großen

*) Cuncta fremunt undis ac multo murmure montes;
Spumeis invictus canescit fluctibus amnis.

Digitized by Google

Höhe mit einem Falle herabstürzt und jede Schifffahrt unmöglich macht. So verhält sich's mit dem Niagara und dem Rhein. Anderswo folgen auf einander wenig erhöhte Steindämme, über welche sich die Gewässer in abgesonderten Fällen ergießen. So die Pongos im oberen Amazomenstrom bei San Borja. Noch anderswo stehen kleine Steindämme einander so nahe, daß sie auf Strecken von mehreren Meilen eine ununterbrochene Reihe von Wirbeln und Cascaden bilden. Das sind die sogenannten reißenden Gewässer (Raudales), wohin die des Zaire in Afrika, die des Missouri von drei Meilen Länge, so wie die von Atures und Mayppures gehören. Ein abgesonderter Katarakt stellt ein bewundernswerthes, aber einzelnes Bild dar, das nur mit der Veränderung des Standpunktes wechselt. Die Raudales hingegen verschönern die Landschaft, vorzüglich wenn sie mit hohen Bäumen umwachsen sind, auf mehrere Stunden weit. — Mit Befremden erfährt man aus den Messungen, daß die beiden großen Katarakte des Orinoco, deren Getöse man auf mehr als eine Meile Entfernung hört, nicht mehr als 28 Fuß senkrechte Höhe haben. Die Gewalt solcher Katarakte wird aber nicht blos durch die Höhe bedingt, sondern auch durch die Wassermasse, die Menge und Lage der Klippen, die Enge und Krümmung der Kanäle und Aehnliches. Zur Nachtzeit ist das Getöse hier dreimal stärker, eine Erscheinung, die sich in dieser menschenleeren Gegend nur dadurch erklären läßt, daß die Sonne auf die Fortpflanzung des Schalles nachtheilig einwirkt, indem die ungleichen Schwingungen der theilweis verschieden erwärmten Luftschichten den Schallstrahlen hindernd entgegentreten.

Die Indianer von Atures sind sanfte und durch ihre Trägheit an Entbehrungen aller Art gewöhnte Leute. Zur Zeit der Jesuiten wurden sie zur Arbeit angehalten und waren wohlhabend. Sie bauten Mais, Bohnen und europäische Gemüse, um das Dorf herum aber pflanzten sie Pomeranzen- und Tamarindenbäume. In den Savannen besaßen sie zwanzig bis dreißig tausend Stück Kühe und Pferde. Zur Besorgung der Heerden hielten sie viele Sclaven und Knechte. Jetzt ist ihr Wohlstand verschwunden; sie bauen nur noch etwas Maniok und Pisang. Die Tiger kommen in das Dorf, um die Schweine

Digitized by Google

der Bewohner zu verzehren. Man erzählte uns von einem jungen, ziemlich großen Jaguar, der vor ein paar Monaten in's Dorf gekommen war und sich daselbst mit einem Kinde in ein Spiel eingelassen hatte, welches er alsdann mit der Klaue verwundete. Ich selbst war zufällig Augenzeuge von folgendem Vorfall. Zwei indianische Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von acht bis neun Jahren, saßen nahe beim Dorf auf einer Savanne im Grase. Ein Jaguar trat aus dem Walde, näherte sich den Kindern und hüpfte um sie herum. Bald versteckte er sich im Grase, bald sprang er wieder auf mit niedergebücktem Kopf und gekrümmtem Rücken, nach Katzenart. Darauf versetzte das Thier mit seiner Tatze dem Knaben Schläge auf den Kopf, anfangs sanft, dann derber. Die scharfen Klauen verwundeten das Kind und das Blut floß reichlich. Jetzt ergriff das Mädchen einen Baumast und schlug die Bestie, welche entfloh. Das Schreien der Kinder rief die Indianer herbei, welche den in Sprüngen sich entfernenden Jaguar erkannten. Es scheint, als habe derselbe mit den Kindern, wie die Katze mit den Mäusen gespielt.

Wir verweilten in Atures zwei Tage. Bei allen Annehmlichkeiten der Gegend, sagte uns der Ort doch insofern wenig zu, als wir bei Tage von den Mosquito's und kleinen giftigen Kriechschnaken (Simulium), bei Nacht von den Zacundo's, einer großen Schnakenart, furchtbar gequält wurden. Unser guter Pater Zea, der Missionar der Katarakten, hatte auf einem Gerüste aus Palmstämmen eine kleine Wohnung errichtet, in die man des Abends auf Leitersprossen hinaufstieg und wo man freier athmen konnte. Die bösen Insekten halten sich nämlich besonders in den unteren Luftschichten bis zu einer Höhe von zwölf bis funfzehn Fuß auf. Die Indianer verlassen am Abend das Land, um auf den Eilanden inmitten der Wasserfälle zu schlafen, wo sie von den Stichen des Ungeziefers weniger auszustehen haben. Die Otomaken bereiten Flore aus den Fasern der Moritzpalme, um sich zu schützen, und am Magdalenenflusse begraben sich die Eingeborenen des Nachts im Sande, indem sie den Kopf mit einem Tuche verhüllen. Die Indianer am oberen Orinoco und Cassiquiare bauen sich kleine Gemächer,

Digitized by Google

Oefen (hornitos) genannt, die weder Thüren noch Fenster haben und in welche man durch eine ganz niedrige Oeffnung auf dem Bauche kriecht. Sind mittelst eines Feuers von grünem Buschwerk die Insekten vertrieben, so wird die Oeffnung des Ofens verschlossen. Statt der Mosquito's hat man aber nun von der ausnehmenden Hitze der unbewegten Luft und von dem Rauch der den Raum erleuchtenden Fackeln zu leiden. Man kann jedoch sagen, daß diese Insektenplage keineswegs in der heißen Zone so allgemein ist, als man sich gewöhnlich vorstellt. Auf den Hochebenen trifft man nicht mehr Schnaken an als in Europa. Die Flüsse südwärs von den Katarakten des Orinoco, deren schwarze Gewässer etwas kühler sind als die weißen Gewässer, haben keine giftigen Insekten, obgleich sie durch dichte Wälder fließen. Es giebt aber vielleicht kein Land der Erde, wo der Mensch zur Regenzeit grausamere Qualen von Insektenstichen zu erdulden hätte, als bei den Katarakten von Atures und Maypures. Die Insekten-Wolken, die auf diesen sonst so gesegneten Gegenden ruhen, tragen nicht wenig dazu bei, daß sie nur dünn bevölkert sind. Die niederen Luftschichten werden von giftigen Insekten wie mit einem Dunst erfüllt. Diese blutgierigen Thiere bedecken Hände und Gesicht, sie dringen mit ihren langen Saugerüsseln selbst durch die Kleider, fliegen in Nase und Mund, so daß man beim Sprechen im Freien allezeit niesen und husten muß. Die Mückenqual ist daher beständiger Gegenstand des Gesprächs. Wenn sich am Morgen zwei Personen begegnen, so lautet die erste Frage: „Wie haben sich die Zacundo's in der Nacht verhalten? Wie stehen wir heute mit den Mosquito's?" Ein Salira-Indianer bemerkte zu einem Missionar: „Im Monde muß gut leben sein; er sieht so schön und hell aus; gewiß giebt es dort keine Mosquito's." Einst begegnete uns ein alter Missionar, der mit trauriger Miene sagte, er habe nun seine zwanzig Mosquito-Jahre in Amerika zugebracht. Er zeigte uns seine Beine, damit wir in Europa erzählen möchten, was ein armer Missionar jenseits des Oceans zu erdulden habe. Da jeder Stich einen kleinen braunschwarzen Punkt hinterläßt, so waren seine Beine dermaßen getigert, daß man Mühe hatte, die weiße Haut unter der Menge Flecken

Digitized by Google

von geronnenem Blut zu erkennen. — Man wird während der verschiedenen Tageszeiten nicht immer von einerlei Insekten gestochen, sondern es wechseln zu verschiedenen Stunden verschiedene Arten mit einander ab. So lange also, bis die eine Art abzieht und die andere kommt oder, wie man sich scherzhaft ausdrückt, auf die Wache zieht, erfreut man sich einige Minuten oder gar eine Viertelstunde hindurch einer angenehmen Ruhe. Von halb sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends ist die Luft mit Mosquito's erfüllt, welche kleinen Fliegen gleichen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang werden die Mosquito's durch eine Art kleiner Schnaken ersetzt, welche Temperanero's (Zeitfliegen) heißen. Ihre Gegenwart dauert nicht über anderthalb Stunden und sie erscheinen auch wieder bei Sonnenaufgang. Sie verschwinden des Abends zwischen sechs und sieben Uhr. Nach etlichen Minuten Ruhe ziehen die Zacundo's auf. Sie haben ein grünbraunes Bruststück mit weißem Ringe, lange braunschwarze Füße. Der Zacundo, dessen Rüssel ein stechendes Saugewerkzeug birgt, verursacht die heftigsten Schmerzen und ein wochenlang dauerndes Anschwellen der Haut. Er summt, wie unsere Schnaken, aber stärker und anhaltender. Die Indianer unterscheiden am Gesumse die Temperanero's von den Zacundo's; erstere sind Dämmerungs-, letztere Nacht-Insekten. So wechseln die verschiedenen Quälgeister zu verschiedenen Zeiten ab, so daß ein Blinder am Stich und am Gesumse der Insekten unterscheiden kann, in welcher Zeit des Tages oder der Nacht er sich befinde. — Als eine Landplage der tropischen Gegenden erwähnen wir noch der Termiten oder weißen Ameisen, welche ungeachtet ihrer Kleinheit mit furchtbarer Schnelligkeit Alles verzehren, was ihnen vorkommt: Papier, Pappendeckel, Pergament, Wolle, Leder, Fleisch; selbst Balken zernagen sie. Außer Stein und Metall giebt es nichts, was sie verschonten. Die von ihnen gebauten Erdhaufen werden oft so groß, daß sie von fern wie Hütten aussehen. —

Den 17. April setzten wir unsere Fahrt fort. Am Uferfelsen fanden wir auf 180 Fuß Höhe Auswaschungen, die nur einem vormals hohen Stande der Gewässer zugeschrieben werden konnten. — Des folgenden Tags hatten unsere Indianer mit

Digitized by Google

den Stromschnellen der Guahibos zu kämpfen. Während man unsere Pirogue an einem Seile in die Höhe zog, verweilten wir auf einem Felsblock, wo uns mitten im Wasser heftiger Durst befiel. Der Block enthielt eine Menge ausgehöhlter Löcher, und in einem derselben bereiteten wir uns aus Orinocowasser, Zucker und dem Safte der Citronen und Grenadillen eine angenehme Limonade. Die Grenadillen sind die Früchte der in Europa hinlänglich bekannten Passionsblume. Nach gelöschtem Durst badeten wir uns noch sehr vergnüglich in einer kleinen Bucht inmitten der Stromschnellen. Nachdem wir unsere Pirogue wieder bestiegen, begann eine sehr gefahrvolle Schifffahrt, indem wir querüber fahren mußten an einer Stelle, wo der Strom wegen der Nähe des Wassersturzes einen starken Zug nach unten hat. Es kam noch ein Gewitter hinzu, jedoch glücklicher Weise ohne Wind, aber der Regen fiel in Strömen. Mit einbrechender Nacht langten wir im Hafen von Mayppures an. Um das Dorf zu erreichen, mußten wir in völlig durchnäßten Kleidern noch drei Stunden weit gehen.

Um einen Ueberblick über die Raudales zu gewinnen, muß man den Hügel von Manimi besteigen. Vom Gipfel desselben übersieht das Auge mit einmal ein Schaumbecken, dessen Umfang eine Meile beträgt. Gewaltige Felsstücke, schwarz wie Eisen, ragen daraus hervor. Die einen sind Warzenstein, Basalthügeln ähnlich; andere gleichen Thürmen, festen Schlössern, zertrümmerten Gebäuden. Ihre dunkele Färbung sticht grell ab gegen den Silberglanz der weißen Strudel und die grüne Vegetation. Jedes Felsstück und jedes Eiland ist mit kleinen Wäldchen bewachsen. Weit umher schwebt ein dichter Rauch über dem Strom, und mitten aus dem hellen Nebel stehen die kugelichen Büschel hoher Palmen fast kerzengerade zum Himmel empor. Zu jeder Tagesstunde stellt sich die ungeheure Schaummasse in wechselnder Gestaltung dar. Bald werfen die gethürmten Eilande und die Palmen ihre langen Schatten, bald brechen die Strahlen der untersinkenden Sonne sich in dem feuchten Nebel, der den breiten Wasserfall deckt. Farbige Bogen entstehen, verschwinden und kommen wieder zum Vorschein im leichten Spiel der Lüfte. Und mit der stürmischen Bewegung der Gewässer bildet die Ruhe

Digitized by Google

der Atmosphäre einen diesen Endstrichen eigenen Contrast. Kein Windhauch bewegt das Laub, kein Wölkchen trübt den reinen Glanz des azurnen Gewölbes; eine große Lichtmasse ist ausgebreitet über die mit glänzendem Laubwerk bedeckte Erde, über das endlos sich ausdehnende Strombett.

Die Indianer von Maypures sind ein sanftes nüchternes und durch Reinlichkeit ausgezeichnetes Volk. Seit uralten Zeiten beschäftigen sie sich damit, Töpfe und große Gefäße aus Thon zu brennen. Die Neigung für dieses Erzeugniß scheint vormals in beiden Amerika's verbreitet gewesen zu sein. Ueberall, wo man nachgräbt, selbst in den tiefsten Wäldern, trifft man Bruchstücke von bemalter Töpferarbeit an. Auffallend ist dabei die Aehnlichkeit der Verzierungen. Vor unseren Augen wurden dieselben Figuren und Verzierungen auf die Gefäße gemalt, wie man sie auf den Todtenurnen in der Höhle von Ataruipe findet. Der Thon zu diesen Gefäßen wird durch öfteres Waschen gereinigt und in Walzenform geknetet, wo man sodann mit der Hand selbst die größten Gefäße verfertigt. Das Töpferrad ist hier so unbekannt, wie auf der Halbinsel Araya.

Nach einem dritthalbtägigen Aufenthalt in Maypures fuhren wir weiter und traten bei der Ausmündung des Rio Zama in ein merkwürdiges Stromgebiet. Der Zama und alle Flüsse bis zum Guainia, der tiefer herab den Negro bildet, führen nämlich sogenanntes schwarzes Wasser, das schwarzgrünlich oder kaffeebraun und ganz durchsichtig ist. Die Krokodile und Mosquitos meiden die Flüsse mit diesem Wasser, das sehr angenehm schmeckt. Unterhalb der Katarakten haben die Flüsse, wie der Orinoco selbst, weißes Wasser mit schwarzen Felsen, wogegen die Felsen der schwarzen Flüsse weiß aussehen. — Eine Fahrt von drei Tagen brachte uns an die Mündung des Guaviare. Bei dunkler Nacht fuhren wir ein und erreichten nach Mitternacht die Mission von San Fernando de Atabapo, woselbst uns der Missionar mit liebenswürdiger Gastfreundschaft empfing. „Ihr werdet", bemerkt er uns, „wenn ihr zum Rio Negro auf der Grenze von Brasilien wollt, zuerst den Atabapo hinauffahren, hernach den Temi, zuletzt den Tuamini. Da, wo die strömende Gewalt der schwarzen Gewässer das Weiterkommen unmöglich macht,

Digitized by Google

wird man euch alsdann außer dem Strombett durch überschwemmte Wälder weiter schaffen. In diesen Wildnissen zwischen dem Orinoco und dem Rio Negro sind nur zwei Missionare angesiedelt. In Javita wird man euch Mittel an die Hand geben, um euren Kahn vier Tagereisen weit über Land zum Canno Pimichin zu schleppen. Kommt der Kahn unversehrt an, so könnt ihr ungehindert den Rio Negro von Nordost gegen Südost bis zur Grenzfestung San Carlos hinunterfahren. Nachher schifft ihr den Cassiquiare von Süden nach Norden hinauf, und nach Ablauf eines Monats kommt ihr den Ober-Orinoco herab und nach San Fernando zurück." Diesen Plan führten wir, freilich unter großen Beschwerden, innerhalb drei und dreißig Tagen aus. *)

*) Wir übergehen die genauere Beschreibung dieser Fahrt. — Nachdem die Reisenden den Temi verlassen, schifften sie durch einen überschwemmten, aus Riesenbäumen bestehenden Wald, durch dessen Gebüsch Wasserbahnen geöffnet waren. Es hielt oft sehr schwer, in diesem Labyrinth die rechten Wege zu finden; doch erreichte man am 1. Mai glücklich die Missionsstation Javita am Tuamini. Von da bis zum Canno Pimichin wurde die Pirogue auf Rollbäumen eine Strecke von 36,000 Fuß gezogen, womit drei und zwanzig Indianer vier Tage lang beschäftigt waren. Die Gegend wimmelte von Schlangen. Der Pimichin wird als kleiner Fluß Canno, d. i. Bach, genannt, obgleich er die Breite der Seine bei Paris hat. Darauf schiffte man in den Rio Negro, einen Nebenfluß des Maranon von der Länge der Donau. Die Eingeborenen essen einen wie butterbestrichene Brotkrume schmeckenden weißen und schwarzgefleckten Kuchen, bereitet aus Maniokmehl und gedörrten großen Ameisen, deren weißer Hintertheil einem Fettknäuel gleicht. Am 7. Mai erreichte man die an der brasilianischen Grenze gelegene Festung San Carlos. Dann fuhr man in die Mündung des von Menschenfressern umwohnten Cassiquiare, der den Rio Negro mit dem Orinoco verbindet. Gegenüber der Gabeltheilung des Orinoco, wo derselbe durch Entsendung eines Armes zwei große Stromgebiete einigt, erhebt sich ein 8000 Fuß hoher Vulkan, an dessen Fuß sehr reizend die Mission von Esmeralda liegt, berühmt wegen des aus Schlingpflanzen bereiteten gelben Giftsaftes Curare, welche zur Bestreichung der Jagdpfeile und als Arzneimittel dient. Unter den rothen Indianern fanden sich einige ganz weiße von unverkümmerter Körperbildung. Bei dem Erntefest tractirten sich die Indianer mit großen, durch die herumlodernde Flamme pechschwarz gewordenen Affenbraten. Hier wächst der funfzig Fuß hohe Hemdenbaum, dessen Stamm man in cylindrische Stücke von zwei Fuß Durchmesser zerschneidet, und die davon abgelöste Rinde giebt dann einen

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Am 31. Mai kamen wir abermals bei den Stromschnellen der Guahibos vorüber und landeten kurz vor Sonnenuntergang am östlichen Ufer des Orinoco bei Puerta de la Expedition in der Absicht, die Höhle von Ataruipe zu besuchen. Mühsam und nicht ohne einige Gefahr ersteigt man einen schroffen und völlig nackten Granitfels. Auf der glatten und stark geneigten Oberfläche könnte sich der Fuß fast unmöglich festhalten, wenn nicht große hervorragende Feldspath-Krystalle Stützpunkte darböten. Auf dem Gipfel überraschte die Aussicht: hier das schäumende Wasserbett mit seinem palmenbewachsenen Insel-Archipel, dort am linken Ufer ausgedehnte Savannen; das Ganze, ein Meer vom schönsten Grün, dessen Nebel-Horizont in den Strahlen der untergehenden, über der Ebene schwebenden Feuerkugel leuchtete. Ueber einen schmalen Kamm gelangten wir auf einen benachbarten Berg, dessen abgerundete Kuppe ungeheure Granitblöcke trug. Ihre Massen haben vierzig bis funfzig Fuß Durchmesser und ihre Form ist so kugelrund, daß sie den Boden kaum zu berühren scheinen. Daneben breitet sich ein Thal aus, dessen Hintergrund mit dichter Waldung besetzt ist. In dieser schattigen einsamen Gegend am steilen Abhange eines Berges öffnet sich die Höhle von Ataruipe. Es ist aber nicht sowohl eine Höhle, als vielmehr ein vorstehender Fels, in dem die Wasser eine Vertiefung eingegraben haben, als sie in der Urzeit unseres Planeten eine solche Höhe erreichten. Vor uns lag die Grabstätte einer verschwundenen Völkerschaft, und wir zählten in kurzem über 500 wohlerhaltene, regelmäßig geordnete Gerippe. Jedes Gerippe liegt in einer Art von Körben, welche aus Palmenblätter-Stielen geflochten sind und die Gestalt eines vierecki-

---

nahtlosen Sack, in den zwei Oeffnungen für die Hände gemacht werden. Auch schüttelt man bei Esmeralda von einigen Palmen Hauben, indem die Blumenscheiden derselben ein gegen die Sonne schützendes Gewebe als Kopfbedeckung liefern. Am 29. Mai waren die Reisenden wieder in San Fernando de Atabapo, wo sie einen Tag verweilten und dann ihre Reise nach der Mündung des Orinoco fortsetzten.

Digitized by Google

gen Sackes haben. Ihre Größe richtet sich nach dem Alter der Leichen; wir sahen sie von zehn Zoll bis auf drei Fuß vier Zoll Länge. Alle diese in sich selbst gekrümmten Skelette sind dermaßen vollständig, daß ihnen keine Rippe und kein Glied fehlt. Die Knochen sind entweder an Luft und Sonne gebleicht, oder mit Onoto roth gefärbt oder mumienartig mit wohlriechenden Harzen überzogen und in Tafel-Pisang-Blätter gewickelt. Die Indianer erzählten: „Die Leichen werden zuerst behufs Zersetzung der fleischigen Theile in feuchten Boden gelegt, nach einigen Monaten aber wieder ausgegraben, um die noch an den Knochen haftenden weichen Theile mit gewetzten Steinen vollends abzuschaben." In der Nähe der Körbe, Mapires genannt, stehen halbgebrannte Thongefäße, welche die Knochen einer ganzen Familie zu enthalten scheinen. Die größten dieser Todten-Urnen sind drei Fuß hoch und vier Fuß drei Zoll lang. Ihre Farbe ist graulichgrün, ihre Gestalt eirund. Die Henkel haben die Form von Krokodilen oder Schlangen; der Rand ist mit verschlungenen Figuren aus verschiedentlich zusammengesetzten graden Linien verziert. Solche Zeichnungen finden sich unter allen Zonen, und das Auge erfreut sich an dieser rythmischen Wiederholung der nämlichen Figuren, wie das Ohr an der taktmäßigen Wiederholung derselben Töne. Die meisten der Mapires und Töpfe scheinen nicht über ein Jahrhundert alt zu sein, doch mögen sie sich auch schon längere Zeit so vollkommen gut erhalten haben. Wir beluden uns mit mehreren Schädeln und Skeletten, und da wir den Abscheu der Eingeborenen vor Leichen kannten, so bewickelten wir dieselben mit frisch geflochtenen Matten. Diese Vorsicht bewies sich jedoch als unnütz; denn kaum daß wir mit unsern Maulthieren irgendwo Halt machten, so verrieth den Indianern ihr feiner Geruch den Inhalt, und sie verkündeten die nahe Einbuße des Saumviehs, das die Todten trüge.*) — Stillen Betrachtungen dahingegeben, verließen wir die Grotte. Es war eine ruhige und von mildem Glanz der Sterne funkelnde Tropennacht; zahllose Leucht-Insekten verbreiteten ein röthliches Licht in der Atmosphäre, und der dicht

*) Die ganze Sammlung ging nachher durch Schiffbruch verloren.

Digitized by Google

mit Gewächsen bekleidete Boden brannte in einem hellen beweglichen Feuer, als hätten die Gestirne des Firmaments sich auf die Savanne niedergelassen. Um die Schönheit dieser außerordentlichen Landschaft zu genießen, blieben wir mehrmals am Ausgang der Grotte stehen, die von wohlriechenden Vanillen und den Schlingästen der Bigonia umrankt war; über ihr auf dem Gipfel des Hügels wogten zitternde Palmenschafte. Wir stiegen am Strom hinunter und trafen ziemlich spät in der Mission ein. — Ueberall, wo die Granitfelsen keine so großen Höhlen, wie die von Ataruipe darbieten, vertrauen die Indianer ihre Leichen der Erde an, indem sie solche in die netzförmig gebildeten Hängematten einhüllen.

In Atures verweilten wir nur so lange, als nöthig war, die Pirogue durch die Katarakten zu bringen. Wir besuchten dieselben noch einmal. Brausend stürzt das Wasser über die Dämme hinab und inwendig stürzt es mit dumpfem Getose rückwärts. Wir fanden einen ansehnlichen Theil des Orinoco trocken, weil sich der Wogendrang unterirdische Kanäle geöffnet hatte. Hier nistet der goldgefiederte meisenartige Manakin, einer der schönsten Tropenvögel. Wir stiegen in eine der Höhlen hinab, und jetzt rollte der Strom seine Gewässer über unsere Häupter. Es war wie ein gegen die Felswand brausendes Meer. Am Eingang der Grotte konnte man unter dem niederstürzenden Wasserbogen trocken stehen. — Wir mußten bei den Katarakten länger bleiben, als uns lieb war. Die Pirogue hatte nämlich einen weiten Umweg zu machen, um uns einzuholen. Anderthalb Stunden hatten wir bereits vergeblich gewartet und glaubten daher das Fahrzeug sei zerschellt. Zudem brach ein heftiges Gewitter los und die Nacht kam herbei. Schon wollte Herr Bonpland sich in die Wogen werfen, um in der Mission Hülfe zu suchen. Allein ich hielt ihn wegen der furchtbaren Brandungen zurück. Auch überzeugte er sich bald selbst von dem Bedenklichen des Wagestücks. Bei dem Donner und Blitz fingen nämlich unsere auf einer Insel ausgeschifften Affen zu heulen an, und sogleich stellten sich, dadurch angelockt, zwei große Krokodile ein, deren Bleifarbe ihr hohes Alter beurkundete. Wir sahen daraus, wie wenig man sich auf die Nachrichten der In-

Digitized by Google

dianer verlassen kann; denn diese hatten uns versichert, daß es in den Katarakten keine Krokodile gäbe, weshalb wir uns früher auch getrost darin badeten. Bei einbrechender Nacht kam endlich unsere Pirogue an, die sich in dem Labyrinthe der Felsen verirrt hatte.

In der Mission von Carichana erholten wir uns ein paar Tage. Ganz besonders erquickte uns die Milch, die man uns reichte. Kühe mit strotzenden Eutern weideten im Grase, und wir sahen daraus, daß die Kühe bei gutem Futter auch in den tropischen Ländern reichliche Milch geben. Die Eingeborenen sind aber gegen alle Milchspeisen und darum auch gegen die Kühe gleichgültig.

In zwei Tagen gelangten wir von Carichana nach der Mission Uruana. Diese Mission hat eine sehr malerische Lage, indem sie sich an einen Granitberg anlehnt. Aus dem Walde und über den höchsten Berggipfeln stehen die Granitsäulen wie Pfeiler empor. Nirgends hat der Orinoco ein majestätischeres Ansehen; seine Breite beträgt hier 15,600 Fuß, und da er seine Richtung im geraden Laufe nach Osten nimmt, so sieht er aus, wie ein von Giganten erbauter Kanal. Die Mission von Uruana wird von Otomaken bewohnt, welche zu den rohesten Eingeborenen gehören und sich dadurch auszeichnen, daß sie Erde essen. Sie verschlucken nämlich davon mehrere Monate lang im Jahr zur Stillung ihres Hungers täglich ansehnliche Portionen. Es sind häßliche Menschen, aber von festem Körperbau, wild, rachsüchtig und leidenschaftliche Liebhaber gegohrener Getränke, dabei Allesfresser. Man sagt, daß es nichts Ekelhaftes gebe, was ein Otomake nicht esse. So lange der Orinoco niedrig steht, nähren sie sich von Fischen und Schildkröten. Sie wissen die Fische, in dem Augenblick, wo sie sich an der Oberfläche des Wassers blicken lassen, sehr geschickt mit Pfeilen zu durchbohren. Der Fischfang hört aber auf zur Zeit der großen Wasser, wo Alles weit und breit überschwemmt ist. Dann machen die Otomaken sich über ihre Erdklöße her. Wir fanden in ihren Hütten drei bis vier Fuß hohe Pyramiden solcher aufgeschichteter Klöße, jeder Kloß ungefähr von der Größe einer Kegelkugel. Es ist ein sorgfältig ausgewählter, sehr feiner schmieriger Thon

Digitized by Google

von graugelber Farbe, der etwas am Feuer geröstet, ein röthliches Ansehn gewinnt. Die Masse wird weder mit Schildkrötenöl noch mit Krokodilenfett vermischt, wie man sonst wohl behauptet hat, sondern blos mit Wasser angefeuchtet. In der Regel verspeist ein Otomake täglich 3 bis 5 Viertelpfund solcher Erde, so lange der Fischfang schlecht geht, und genießt daneben selten eine Eidechse oder eine Farrenkrautwurzel. Auch den übrigen Speisen wird immer etwas Thonerde beigemischt. Der Genuß derselben ist auch der Gesundheit der Otomaken keineswegs nachtheilig; sie bekommen davon keinen aufgetriebenen harten Bauch, sind dabei im Gegentheil kräftig. — Die Neigung, fetten Thon zu essen, trifft man ziemlich allgemein in der heißen Zone an. Am Magdalenenstrom sahen wir Weiber mit Töpferarbeit beschäftigt, die beständig große Stücke Thon verschluckten. Die Neger an den afrikanischen Küsten von Guinea speisen eine gelbe Erde, Caouac genannt. Auf Java verkauft man kleine viereckige geröstete Thon-Brötchen meist an die Weiber, die dadurch mager bleiben wollen; denn Magerkeit gilt dort für Schönheit. Die Bewohner von Neu-Caledonien in Oceanien genießen den Topfstein, die Bewohner von Popayan und anderen Bergländern Peru's genießen Kalk mit den Blättern der Kau-Lenne (Erythroxylum), die man dort, wie die Indier den Betel, zur Erquickung und Stärkung den ganzen Tag über im Munde führt. Selbst in Deutschland pflegen die Arbeiter in den Sandsteingruben des Kiffhäuser sich einen feinen Thon, den sie Steinbutter nennen, auf's Brot zu streichen.*) Auch die Thiere verstehen die Kunst, durch erdige Stoffe den Hunger zu unterdrücken. Wölfe, Rennthiere und Rehe sollen Speckſteine

*) Westlich von Ochotsk in Sibirien holt man sich zur Nahrung aus den Bergen Steinmehl, das nach neueren Untersuchungen aus äußerst kleinen Würmern (vielleicht auch aus den Kieselschildern versteinerter Infusorien) bestehen soll. Daß der Genuß der gewöhnlichen Erde der Gesundheit schädlich sei, lehrt das Beispiel der Negersclaven in Brasilien, die sich dadurch aus Lebensüberdruß allmählig tödten. Sie werden dann bald sehr mager; die Haut wird aschgrau oder erdfahl und schrumpft zusammen; die Augen verlieren ihren Glanz, und so schwinden sie wie Schatten dahin. Sobald der Herr dies bemerkt, läßt er dem Sclaven einen Maulkorb von Eisenblech anlegen.

Digitized by Google

verschlucken; auch erzählt man, daß die Krokodile auf Jamaika beim Austrocknen der Gewässer kleine Steine und harte Holzstücke zu sich nehmen.

Die Verwaltung der Mission Uruana hat ihre Schwierigkeiten wegen des unruhigen leidenschaftlichen Charakters der Otomaken. Sie haben mehrere Mittel, um sich zu berauschen, als gegohrene Getränke aus Maniok und Mais, Palmenwein und ein eigenes Pulver, das halben Wahnsinn erzeugt. Letzteres wird aus den Samenhülsen einer Akazienart, der Acacia Niopo, bereitet, die man zerhackt und gähren läßt. Die daraus entstandene schwarze Masse knetet man zu einem Teig, den man, mit Maniokmehl und Muschelkalk vermischt, über dem Feuer röstet. Will man von diesem Kuchen genießen, so zerreibt man ihn zu Pulver, streut dies auf einen Teller und zieht es durch einen hohlen, sieben Zoll langen und oben mit zwei Löchern versehenen Vogelknochen in die Nase ein. Es erregt meistens entsetzliches Niesen, raubt für einige Stunden den Verstand und macht im Gefechte wüthend. Im Zustande der Berauschung bringen sich die Otomaken aber auch ohne Waffen um's Leben, indem sie den Nagel ihres Daumens durch Curare vergiften und sich damit verwunden. Als Mittel zur Stillung des Blutes bei Verwundungen haben die Otomaken den Ameisenzunder. Es ist eigentlich das Nest einer smaragdgrünen Ameise (Formica spinicollis), welche den zarten Flaum einer Krähen-Beere (Melastoma) sammelt. — Tabak wird unter allen eingeborenen Völkern am Orinoco seit undenklichen Zeiten gebaut und geraucht. Viele Bewohner von Guiana wickeln die Cigarren in Maisblätter. Die Spanier nahmen statt derselben Papier, und so entstanden die Papier-Cigarren.

Den 7. Juni verließen wir Uruana. Je mehr wir uns bei unserem weiteren Vorrücken der Mündung des Orinoco näherten, desto mehr fanden wir die Ufer von Weißen, Negern und Mischlingen, desto weniger aber von Indianern bewohnt. — Nach neuntägiger Fahrt begrüßten wir Angostura oder Santo Tomas (jetzt Hauptstadt von Neu-Guayana). Der Statthalter empfing uns sehr zuvorkommend und gab uns eine gute Wohnung. Wir bewunderten jetzt nach unserem langen Aufenthalt in den Wild-

Digitized by Google

nissen die vielen Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens, und fast alle Leute kamen uns geistreich vor. Besonders erfreute uns der wiedererlangte Genuß des Weizenbrotes. Neue Reisepläne verhinderte eine plötzliche Krankheit des Herrn Bonpland, welche drei Wochen lang dauerte. Bald erkrankte auch ich und ein von uns aus Cumana mitgenommener Bedienter, ein Mulatte, in gleicher Weise. Wahrscheinlich hatten wir den bösen Fieberstoff in den feuchten Wäldern des Cassiquiare eingesogen. Einen Theil unserer Krankheitsperiode brachten wir auf einer benachbarten Pflanzung zu.

Angostura zählte damals 6000 Seelen (jetzt 8500). Die Stadt hat schnurgrade Straßen, hohe schöne Häuser, aber einförmige Umgebungen. Nur der Anblick des Stromes ist großartig. Er bildet hier einen Engpaß und übertrifft dennoch bei einer Breite von zwei bis drei tausend Fuß um vier- bis fünfmal die Breite der Seine bei Paris. Sind die Gewässer hoch, so überschwemmen sie die Kais, und man hat um diese Zeit selbst in der Stadt die größte Vorsicht nöthig, wenn man nicht von den Krokodilen in seinem eigenen Hause gefressen werden will. Während unserer Anwesenheit ereignete sich folgender Vorfall. Ein Indianer wollte in einer nur drei Fuß tiefen Bucht sein Boot befestigen. Auf einmal packte ihn ein sehr großes Krokodil beim Bein und schwamm mit seiner Beute davon. Auf das Geschrei des Unglücklichen kam eine Menge Menschen herbeigelaufen. Man konnte sehen, wie der Indianer die Entschlossenheit hatte, in der Tasche seines Beinkleides nach einem Messer zu suchen. Als er es nicht fand, packte er das Unthier beim Kopf und drückte ihm die Finger in die Augen. Sogleich tauchte es unter, ertränkte den Menschen und kam nachher wieder mit dem Leichnam auf einer Insel zum Vorschein, wo es denselben ruhig verzehrte. Dergleichen Vorfälle sind durchaus nicht selten. Unvorsichtigkeit und die häufigen Ueberschwemmungen, welche diese bösen Gäste bis in die Dörfer führen, lassen jährlich viele Menschen ein Opfer der Blutgier dieser großen Eidechsen werden. Dieselben Krokodile halten sich gewöhnlich mehrere Jahre an demselben Orte auf und werden von Jahr zu Jahr kühner, besonders wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben.

Digitized by Google

Unterhalb Angostura bildet der Orinoco mit seinen zahlreichen Ausmündungen ein fruchtbares bebautes Sumpfland. Ganze Wälder der Mauritia-Palme bedecken die Inseln des Strom-Delta. Dieser wohlthätige Baum, dessen wir schon öfter erwähnten, liefert viel nahrhaftes Mehl, aus welchen ein schmackhaftes Brot bereitet wird. Zur Zeit der Ueberschwemmung scheinen diese Palmen im Wasser gewachsene Wälder zu sein. Auf denselben leben die Guaraonier, ein Völkerstamm, welcher auf Bäumen gleich Vögeln nistet, und man wird beim Durchfahren durch die Kanäle des Delta sehr überrascht, wenn man die Gipfel der Bäume durch große Feuer beleuchtet sieht. Die Guaraonier hängen nämlich große Matten an die Bäume, füllen sie mit Erde und zünden hier die nöthigen Feuer an. Dieser Lebensweise verdanken sie seit Jahrhunderten ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Sie allein sind auch im Stande, auf dem schlammigen Boden zur Zeit der Trockenheit fortzuwandeln ohne einzusinken. Diese Palmen und dieser weiche unsichere Grund ist ihr unbestrittenes Erbtheil. Jener Lebensbaum gewährt ihnen Wohnung und Schutz, in den Fibern seiner Blattstiel-Fasern, um Matten und Seile daraus zu verfertigen, endlich Nahrung in seinen schuppigen Früchten, in seinem mehligen Mark und in seinem an Zuckerstoff reichen Safte. So beruht das Dasein einer ganzen Völkerschaft auf einem einzigen Baume, gleich wie es Insekten giebt, die sich nur von einer Blume oder den einzelnen Theilen eines Gewächses nähren. — Die wichtigste Arzneipflanze dieser Gegenden ist der Cuspare-Baum (Cusparia trifoliata s. Bonplandia, 60 bis 80 Fuß hoch, mit grauer Rinde und gelblichem Holz), der die gegen Ruhr und Fieber so wirksame Angostura-Rinde liefert. — —

Am 10. Juli verließen wir Angostura und setzten über den Orinoco, um in der Nähe der Festung San Rafael zu übernachten und mit Tagesanbruch die Landreise durch die Steppen von Venezuela nach Cumana anzutreten und von da nach der Insel Cuba zu segeln. Wegen der mit unseren Sammlungen schwer beladenen Maulthiere konnten wir uns nur langsam vorwärts bewegen. Wir passirten einige angenehme Wäldchen der Mauritia-Palme, deren schöne rothe Früchte wie Tannzapfen

Digitized by Google

aussahen, wie überreife Aepfel schmeckten und für unsere Affen Leckerbissen waren. Am 13. Juli trafen wir in den Karaiben-Missionen von Cari ein, wo über 500 Karaiben wohnen. Ich habe nirgends schlankere und riesenartigere Gestalten gesehen. Alle hatten 5½ bis 6 Fuß Höhe. Die rothbemalten Männer gleichen bronzenen Bildsäulen. Die Frauen baten uns oft um Stecknadeln und befestigten solche, da ihnen eine Tasche fehlte, in der Unterlippe, den Knopf im Munde, die Spitze nach außen. Bei den wild umher schweifenden Karaiben herrscht die eigenthümliche Sitte, daß die Jünglinge, welche sich verheirathen wollen, außerordentlichen Kasteiungen unterworfen werden. Man giebt ihnen die Frucht einiger Euphorbien (Wolfsmilch-Gewächse) zum Abführen ein, bringt sie in einen Schwitzkasten und läßt sie einen ermuthigenden Trank genießen, welchen ihre Priester bereiten. Dies Volk hat auch eine doppelte Sprache, eine Männer- und eine Weibersprache. Der Grund ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß sie auf ihren verheerenden Kriegszügen stets die männlichen Gefangenen tödteten, die weiblichen aber als Sclavinnen behielten. So bildeten sich denn die zusammengebrachten Frauen eine eigene Sprache, die den Männern fremd blieb. Wir wohnten in Cari mehreren Gemeindeversammlungen bei und hörten mit Bewunderung die oft stundenlangen Reden der Vorsteher. Die Betonung, die ernste Haltung und die Geberden, welche die Rede begleiteten, alles zeigte, daß die Karaiben ein Volk von vielen Anlagen sind.

Auf unserer weiteren Reise fanden wir überall das Gleiche: kleine aus Rohrstämmen erbaute und mit Thierfellen bedeckte Hütten; berittene, mit Lanzen bewaffnete Männer, die ihre Heerden hüteten; halbwilde Rindviehheerden, fast durchweg gleichfarbig, unter die Rinder Pferde und Maulthiere gemischt, aber keine Schafe und Ziegen, die sich gegen die Jaguare nicht behaupten könnten. Je mehr wir uns auf der Wanderung durch die Steppen Neu-Barcelona näherten, desto heller ward der Himmel, desto staubiger der Boden, desto brennender die Luft. Des Nachts durften wir zur Vermeidung der Hitze nicht unterwegs sein, da die Llanos damals von Räubern wimmelten. — Mit eigenthümlichen Gefühlen sagten wir zwei Tagereisen vor

Digitized by Google

Neu-Barcelona den Llanos Lebewohl, als uns die Bergkette von Cumana zu Gesicht kam, welche, wie man hier sagt, das große Meer des grünen Grases von den Küsten des Antillenmeeres trennt. Zuerst zeigte sich eine Nebelschicht am Horizont; allmählig schien sich die Dunstwolke zu vergrößern, zu verdichten, und alle Erscheinungen, welche sich dem Seefahrer bei Annäherung der Küsten darbieten, sind ebenfalls zu bemerken, wenn man aus der Steppe kommt. Endlich schien das Himmelsgewölbe nicht mehr auf den Ebenen zu ruhen, sondern gegen Norden begrenzt zu werden. Dem Llanero oder Bewohner der Llanos ist wohl zu Muth, wenn er die dichten Wälder und Berge verläßt und rings umher mit freiem Blick in die Weite schauen kann. Wir selbst theilten dies angenehme Gefühl, als wir aus den finstern Wäldern des Orinoco auftauchten, und ohne Zweifel liegt etwas Erhabenes in dem Anblick eines Horizontes, der sich, so weit das Auge reichen mag, ausdehnt. Wir bewundern dies Schauspiel, sei es auf dem Gipfel der Anden, sei es mitten auf dem Meer oder in der Steppe. Es ergreift uns das Gefühl von der Unendlichkeit des Raumes und erhebt die Seele zu den Begriffen einer höheren Ordnung. An jedem Ort hat dieser Genuß seinen eigenen Reiz. Vom hohen Berggipfel herab erfreut uns der Blick auf die Mannigfaltigkeit des menschlichen Treibens; auf der See kürzt uns die belebte und bewegliche Wasserfläche mit ihrem dunkelen Blau und ihrer Menge von Geschöpfen die lange Fahrt. Die einen großen Theil des Jahres hindurch staubige und zerrissene Steppe hingegen macht einen traurigen, leicht ermüdenden Eindruck, und ist man nach acht- bis zehntägiger Wanderung einmal an die Luftspiegelung und an das glänzende Grün der einzelnen Mauritia-Büsche gewöhnt, so fühlt man das Bedürfniß mannigfaltiger Eindrücke und freut sich herzlich, wieder in Gegenden zu gelangen, wo die großen Bäume der Tropenländer, die stürzenden Ströme und die fleißig angebauten Küsten das trübselige Einerlei in uns verwischen.

Den 23. Juli trafen wir in Neu-Barcelona ein, einer Stadt von 16,000 Einwohnern, und fanden daselbst die freundlichste Aufnahme. — Der Krieg, der damals zwischen England und Spanien geführt wurde, spielte auch nach den amerikanischen

Digitized by Google

Colonien hinüber und machte uns bei unseren ferneren Reiseplänen bedeutende Querstriche. Nachdem wir einen Monat in Barcelona verweilt, schifften wir auf einem Boote, nicht ohne Belästigungen durch englische Kreuzer, nach Cumana über. Mit Rührung erkannten wir das Ufer wieder, wo wir die ersten amerikanischen Blumen pflückten. Mit großer Freude bewillkommneten uns unsere alten Bekannten, und das um so mehr, da sich das Gerücht verbreitet hatte, wir wären am Orinoco zu Tode gekommen. — Während unseres Aufenthalts wurde der Hafen von Cumana immer enger von englischen Schiffen eingeschlossen, und wir mußten hier drittehalb Monat verweilen, weil sich uns keine passende Gelegenheit nach Cuba darbot. Endlich benutzten wir ein nordamerikanisches Fahrzeug, das in Neu-Barcelona Pökelfleisch einnahm und es nach Cuba bringen wollte. Wir nahmen also Abschied von unseren Freunden in Cumana und begaben uns abermals nach Barcelona.

Am 24. November um neun Uhr Abends gingen wir nach Cuba unter Segel. Die Luft war kühl und angenehm, die Fahrt viel reizender, als auf dem Orinoco, da die Mosquitos fehlten. Am 26. November trat eine völlige Windstille ein, was um so unerwarteter kam, als die Ostwinde zu Anfang dieses Monats hier gewöhnlich sehr frisch wehen. Gegen neun Uhr Morgens bildete sich um die Sonne ein schöner Ring, welcher die prachtvollsten Regenbogenfarben zeigte, während das Innere tief azurblau erschien. Den folgenden Tag näherten wir uns der Insel Orchita. Sie ist acht Meilen lang und kaum drei Meilen breit, aber unbewohnt geblieben, obgleich die herrliche Vegetation wohl Ansiedler herbeilocken konnte. Diese Erscheinung wiederholt sich bei vielen Inseln in der Nähe des Festlandes, da sie derselben Regierung, wie das Festland, angehören und Niemand sich gern auf beschränkten Inseln niederläßt, wo er auf dem Festlande Platz genug findet, um sich auszubreiten. Bei Sonnenuntergang bemerkten wir zwei aus dem Wasser hervorragende Felsspitzen, die sich wie Thürme erhoben. Am 30. November sahen wir in der Entfernung einer Meile sich Wasserhosen bilden, die sich schnell von NNO. nach NNW. bewegten. Gegen Abend

Digitized by Google

brach durch Unvorsichtigkeit des Schiffskochs Feuer aus, welches jedoch glücklicher Weise bald gedämpft wurde. Am 2. December, eine halbe Stunde nach Mitternacht, bemerkte ich zur Seite des sehr hoch stehenden Vollmondes die plötzliche Bildung eines etwas blassen Bogens, der in allen Farben des Regenbogens spielte, obgleich der Himmel ganz rein war, und dies Phänomen, das vollkommen einem Mondregenbogen glich, stellte sich doch nicht dem Monde gegenüber dar. Der Bogen stand bis zehn Minuten still, dann fing er an, sich sehr schnell zu bewegen, und zu senken, bis er unter dem Horizont verschwand. Mir bleibt dies unerklärlich. In der folgenden Nacht sah Herr Bonpland und mehrere Passagiere eine Viertelmeile weit entfernt auf dem Meere eine Flamme, welche sich gegen SW. bewegte und die Atmosphäre erleuchtete. Es mag ein aus der Fäulniß von Weichthieren entstandener Phosphorglanz gewesen sein. Vom 4. bis 6. December wurde die Witterung schlimm und die Stoßwinde von NNW. immer heftiger. Der Donner rollte mächtig, der Regen ergoß sich stromweis, und in der Nacht befanden wir uns in der Nähe von Klippen, die sich durch das Geräusch der Brandung bemerkbar machten; doch brachte uns eine glückliche Wendung des Schiffes bald außer aller Gefahr. Das Wetter erhielt sich auch in den folgenden Tagen stürmisch, und der üble Geruch des gedörrten Fleisches belästigte uns sehr. Um so mehr freuten wir uns, als sich bereits in einer Entfernung von drei Meilen die Nähe von Cuba durch einen lieblichen Duft ankündigte, welchen die gewürzreiche Vegetation dieser Insel aushaucht. Durch eine Strömung von SSO. getrieben, rückte das Schiff schnell vorwärts. Diese Strömung gehört zu den Wirkungen des Golfstromes.

Der merkwürdige Golfstrom hat seine Ursache in der Aequinoctialströmung oder in der Bewegung der Meergewässer unter den Wendekreisen, welche durch die Passat-Winde getrieben, von Ost nach West grade auf die Antillen zu geht. Hier stoßen die Gewässer, deren Geschwindigkeit im atlantischen Ocean 9 bis 10 Meilen in 24 Stunden beträgt, mit beschleunigtem Lauf an die Mosquito-Küste an, und weil sie den Damm, der sich ihnen entgegenstellt, nicht durchbrechen können, so schießen sie am Fest-

Digitized by Google

lande entlang und dringen in den mexicanischen Golf ein. Nun rollen sie an der ganzen Krümmung der mexicanischen Küsten hin bis zum Mississippi, und von da um die Südspitze von Florida herum in den Bahama-Kanal. Durch den fortwährenden Widerstand wüthend gemacht, hat sich ihre Schnelligkeit so vermehrt, daß sie 80 Meilen in 24 Stunden beträgt. Hier empfängt diese Strömung den Namen Golfstrom. Dieser wendet sich nun nordöstlich und durchfließt mit der Schnelligkeit eines Waldstroms oft 5 Meilen in einer Stunde. An diesem reißenden Zug, an dem größeren Salzgehalt, an der Wärme und tiefblauen Farbe, so wie an der Menge des darin schwimmenden Meergrases macht sich der Golfstrom bemerklich. Mit dem Fortschritt gegen Norden und Nordosten nimmt die Schnelligkeit und Wärme ab, die Breite zu. Diese beträgt bei der Bank von Bahama 15 Meilen, unterm 32° schon 40 bis 50 Meilen. Auf der Ostseite der Bank von Neu-Foundland wird der Golfstrom von einer Polarströmung getroffen und wendet sich nun südöstlich bis zu den Azoren, wo er in einer Breite von 160 Meilen fließt, und nach der Meerenge von Gibraltar zu, wo die Gewässer der Tiefe eine entgegengesetzte Strömung von Osten nach Westen haben. Einzelne Arme entsendet der Golfstrom, zumal wenn er bei großer Wasserfülle über seine Ufer tritt, gegen die europäischen Küsten von Portugal, Spanien, Frankreich und den brittischen Inseln. Seine Fluth bringt aus den tropischen Gegenden Baumstämme, Früchte, Samen, Schildkröten und Schiffstrümmer mit sich. Auf diese Weise trug er zur Entdeckung des neuen Continents bei. —

Am Morgen des 19. December erblickten wir den Leuchtthurm von La Havannah (span. Havaña), der wichtigsten und merkwürdigsten Stadt in ganz Westindien. Wir erreichten die lange schmale Einfahrt des Hafens, welche sich zu einem großen Becken erweitert, fähig an tausend Kriegsschiffe aufzunehmen, und fuhren dicht unter den Kanonen und an den Felsen des Moro-Castells vorbei. Hoch über den steinernen Wällen und Batterien wehte die goldene und rothe spanische Flagge, und eine Menge lustiger Wimpeln flatterte von nicht weniger als vier Signalstangen, die große Zahl von Schiffen verkün-

Digitized by Google

digend, die zu diesem reichen Weltmarktplatz gekommen waren. An der entgegengesetzten Seite vom Eingange des Hafens liegt das Castell de la Punta (der Landspitze), und indem wir aufwärts fuhren, sahen wir auf beiden Seiten des langen Hafen-Einganges eine Batterie über der andern, hinter denselben aber die Mauern der Stadt selbst. Ueber die Mauern ragten zusammengedrängt die freundlichen Gebäude der Stadt empor: weiße Häuser mit dunkelrothen Dächern, Pfeiler und Zinnen, Terrassen und Balcons, Thürme und Kuppeln, alles gar lieblich mit Bäumen untermischt. Von den Kirchen hallte grade bei unserer Ankunft weit hinaus in die Ferne feierliches Glockengeläut. Unmittelbar vor uns ankerten mehr als 200 Kauffahrteischiffe, und zahlreiche Boote, mit bunter Zeltleinwand überzogen und mit den köstlichsten Früchten aller Art belastet, näherten sich uns, als wir unter dem Moro beilegten. Kaum hatten wir den Kai nächst dem Zollhause betreten, als wir von der lärmendsten Geschäftigkeit umringt wurden. Ueberall sieht man Waaren und Mundvorräthe aufgestapelt. Gruppen von halbnackten Negersclaven sind singend mit Ein- und Ausladen beschäftigt. Schiffseigenthümer und Kaufleute stehen mit ihren breiträndrigen Banama-Hüten und in gestreiften linnenen Röcken truppweise beisammen, von Kaffee, Zucker und Mehl schwatzend. Links und rechts dampfen Cigarren. Ein stattlicher Mann erbot sich, uns zu dem spanischen Gouverneur zu begleiten, dem wir unsere Aufwartung machen wollten. Der Weg ging durch eine schmale Gasse, wo unsere Geruchswerkzeuge durch die Ausdünstungen von gedörrtem Rindfleisch und Fischen, den Nahrungsmitteln der Sclaven, ziemlich unangenehm berührt wurden. Dann kamen wir auf den Exercierplatz (Plaza de Armas). Ringsum standen hohe Gebäude mit Laubengängen (Verandos), an der Fronte und an den flachen Dächern mit Brustwehren, auf welchen Reihen von Blumenvasen prangten. Die Mitte des Platzes enthielt Spaziergänge zwischen blühenden Gesträuchen. Der Palast des Gouverneurs nimmt eine ganze Seite des Platzes ein. Der untere Theil wird von den Kaufleuten als Börse benutzt. Hier wurden wir von den in Blau und Silber gekleideten Schildwachen salutirt, stiegen dann eine breite Mar-

Digitized by Google

mortreppe hinauf und betraten eine Reihe von Gemächern, deren Wände im maurischen Stil gemalt und mit Blumenguirlanden geschmückt waren, an die Alhambra des spanischen Granada erinnernd. Eins der Zimmer enthielt außer den Bildnissen verschiedener Gouverneure von Havannah, zwei große Gemälde, von dem das eine die erste Landung des Columbus an der Küste von Cuba, das andere den Cortez darstellte, wie er seine Schiffe verbrennt. Hier fanden wir den Gouverneur, der uns höflich empfing und nach einer kurzen Unterhaltung eben so artig wieder entließ. — Noch an demselben Tage besuchten wir einen Kaufmann, an den wir Empfehlungsbriefe hatten und der auf dem Lande in der Nähe der Stadt wohnte. Wir ruderten zu dem Ende auf einem Boot quer über den Hafen nach Regla, einem Ort, der auf einem sumpfigen Küstenstrich liegt und wo Seeräuber, Sclavenhändler und Gesindel aller Art hausen. Wir bestiegen daselbst eine Volante und fuhren nach Guanabacoa, dem Sommeraufenthalt der vornehmen Welt der Havannah. Die Volante ist ein in ledernen Riemen hängender Kasten mit ungeheuren Rädern, so hoch wie der Kasten selbst. Unser Kutscher trug auf dem Kopf einen wohl drei Fuß hohen Strohhut, auf dem Leibe eine Husaren-Jacke mit goldenen Schnüren; die Beine staken in ein paar Courierstiefeln mit großen silbernen Sporen. Die engen Straßen und Wege in Cuba haben noch ganz ihren natürlichen ungepflasterten Zustand. An der einen Stelle hatte der Regen große Löcher hineingewühlt, eine andere war mit mächtigen Steinen bedeckt; aber mittelst unsrer Räder flogen wir leicht und sicher über alle diese Hindernisse hinweg. Das Land um die Hauptstadt ist jetzt nicht mehr wie vormals mit Pflanzungen bedeckt, da sich der alte Boden erschöpft hat und man nun Zucker- und Kaffee-Pflanzungen im frischen Erdreich des Innern angelegt hat. Wir sahen daher zu beiden Seiten der Straße nur hie und da einige Vegetation, zuweilen ein Stückchen Maisfeld oder eine Gruppe von Palmen. Guanabacoa liegt auf einer felsigen Höhe; die zweistöckigen weißübertünchten Häuser sind von gewöhnlicher Bauart. Bald erreichten wir unser Ziel, ein außerhalb der Vorstadt sehr anmuthig gelegenes Landhaus. Von der Höhe desselben genoß man einer weiten

Digitized by Google

Aussicht. Zur Rechten sah man das Castell Coremar, jenseits der Hauptstadt auf einer Anhöhe das stark befestigte Castell El Prinzipe, und auf einem Hügel zur äußersten Linken ein Kreuz, welches noch das von Colombus aufgerichtete sein soll. — Als wir am Abend durch die engen Straßen der Havannah heimkehrten, begegneten uns mehrere Sklaven, die der Vorschrift gemäß Laternen trugen, und einige mit Säbeln und Dolchen bewaffnete Herrn, die sich in der Mitte der Straße hielten und uns geschickt auswichen. Obgleich man viel von nächtlichen Mordthaten hört, so bemerkten wir doch weder Polizei noch Nachtwächter.

Am folgenden Tage stand ich zeitlich auf und besuchte die Kathedrale. Sie ist aus Quadersteinen aufgeführt. Der Giebel erhebt sich pyramidenförmig; auf der Spitze steht ein Kreuz, zu beiden Seiten Thürme. Das Innere imponirt durch einfache Größe. Die geschmackvolle Malerei ahmt sehr täuschend grauen Marmor nach. Vor dem prachtvoll verzierten Hochaltar breitet sich eine Marmorflur mit Mosaik aus; zu beiden Seiten erheben sich mit trefflichem Schnitzwerk die Sitze der hohen Geistlichkeit. Rechts steht das marmorne Denkmal des Columbus. Es stellt in einem Medaillon das Bildniß des Helden in halberhabener Arbeit dar; seine Linke hält einen Globus, auf welchem er mit dem Zeigefinger der Rechten Amerika andeutet. Unter dem Medaillon sieht man einen Anker, Compaß und andre Attribute des Seefahrers. In der Mitte darüber liest man die Inschrift:

Restos e Imagen del grande Colon!
Mil siglos durad guardados en la Urna
Y en la remembranza de nuestra Nacion!

(Reste und Bildniß des großen Columbus!
Tausend Jahrhunderte dauert, bewahrt in der Urne
Und im Gedächtniß unseres Volkes!)

Der Leichnam wurde 1506 zu Valladolid in Spanien beigesetzt, 1513 nach Sevilla, 1536 nach St. Domingo gebracht und endlich nach Abtretung der spanischen Besitzungen auf Haiti an die Franzosen 1795 in einem vergoldeten bleiernen Sarge nach der Havannah übergeführt. Die Beisetzung geschah mit pracht-

Digitized by Google

voller Feierlichkeit. — Ich hatte Gelegenheit, einer gewöhnlichen Beerdigungs-Feierlichkeit in der Havannah beizuwohnen. Sobald eine angesehene Person gestorben ist, wird in dem besten Zimmer des Hauses ein hohes mit schwarzem Tuch oder Seidenzeug überzogenes Gerüst aufgebaut. Oben steht der offene Sarg mit der festlich geschmückten Leiche. Rings umher brennen eine Menge Wachslichter. Nachdem die Volanten der Anverwandten und Freunde sich versammelt haben, wird die Bahre mit dem Sarge quer über einen solchen Kasten gesetzt, welcher eben so wie der Kutscher und die Pferde mit schwarzem Tuch bekleidet ist. Hinter der Leiche folgen die Sclaven in langen rothen Röcken, mit aufgekrempten goldbordirten Hüten auf dem Kopf und spanischen Rohren in der Hand. So zieht Alles in Prozession nach dem Begräbnißplatz. Nach Verrichtung der Gebete, nimmt man die Leiche aus dem Sarge, legt sie in das seichte Grab und bedeckt sie mit Erde; der Sarg wird für andere Leichen aufbewahrt. Das gelbe Fieber bevölkert die Kirchhöfe besonders mit Fremden und man kann annehmen, daß vielleicht vier Fünftel der europäischen Ankömmlinge ein Opfer dieser fürchterlichen Krankheit werden. — Die Kirchen stehen den ganzen Tag über offen. Die Altäre glänzen von Gold und Silber, und namentlich die Muttergottesbilder sind mit Seidenstoffen und Juwelen bedeckt, wie in Spanien. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnet sich aus das Arsenal, das Posthaus, die Tabakfactorei, das Stadttheater.

Die Häuser der Reichen haben zwei Stockwerke und bilden ein Viereck mit einem Hofraum in der Mitte, um welchen ringsum Gallerien laufen. Die Vorderseite besteht aus flachen Steinen mit weißem, blauem oder gelbem Anstrich. Die übrigen Gebäude haben nur ein Stockwerk, und vor den großen Fenstern sind eiserne Gitter angebracht. In dem jenseitigen Garten sieht man Gebüsch, Weinreben oder einen Marmor-Springbrunnen. Die Häuser in den Vorstädten und am Hafen sind fast alle in den nordamerikanischen Freistaaten gezimmert. Man bestellt sie dort nach beigefügter Zeichnung wie ein Geräth. Die Zahl der Gebäude außerhalb der Ringmauern ist fortwährend im Steigen und mit Einschluß der Vorstädte mag

Digitized by Google

die Havannah nahe an 230,000 Einwohner zählen. Auf die Stadt selbst rechnet man 130,000, darunter 41,000 Weiße, 55,000 Farbige und Schwarze. Das bunteste Gewühl herrscht auf dem großen Marktplatz, wo sich zahlreiche Volanten und große mit Zuckerkisten beladene Karren, von Ochsen gezogen, die an den Hörnern angeschirrt sind, durch die Menge drängen. Gruppen von Sclaven gehen und stehen umher, die Männer mit großen breiträndrigen Hüten von Stroh oder Baumblättern, die Weiber Früchte und Küchengewächse auf den Köpfen tragend, beide Geschlechter aber mit großer Behaglichkeit Cigarren rauchend. Die echten Königs-Cigarren werden hier das Tausend zu 20 Piaster verkauft, sind aber sehr schwer zu erhalten. Die Landleute reiten auf kleinen Pferden und tragen Strohhüte, Hemden und Beinkleider nebst einem langen Messer im Gürtel. Die Herren gehen in gestreiften Jacken umher, spanische Rohre mit goldenen Knöpfen tragend. Die Damen begeben sich zu Fuß oder reitend nach der Kirche, indem eine Sclavin mit einem Polster oder Teppich und einem Gebetbuch vorausgeht. Die schöne Welt zeigt sich allabendlich in ihrem Glanz auf der ein paar tausend Schritt von der Stadt entfernten Promenade, wo sich die Damen in ihren reich mit Silber verzierten Volanten im langsamen Zug vorüberbewegen. Sie sind sämmtlich weiß gekleidet und tragen keinen anderen Hauptschmuck als einen schön gearbeiteten großen Kamm von Schildkröt, dessen Form sich aber jeden Monat ändert. Das rabenschwarze Haar contrastirt mit der Gesichtsfarbe, die dem pariſchen Marmor gleicht. Wenn diese reizenden Gestalten an irgend einer bekannten Person vorüberfahren, so strahlt das dunkele Auge und mit einem freundlichen Winke des Fächers lispeln sie ihr anmuthiges A dios! (Gott befohlen!). Marmorne Springbrunnen verbreiten in den Baumgängen eine wohlthuende Kühle, und während die Luft sich mit Wohlgerüchen füllt, ergötzt eine Musikbande das Ohr mit angenehmen Tönen. —

Der Flächeninhalt der Insel Cuba (1845 mit 1,046,000 E.) beträgt 2050 Meilen. Gestalt und Größe ähneln auffallend der Insel Java. Vier Fünftel bestehen aus tiefen Niederungen. Am Südost-Ende hebt sich das Land zu einer Berggruppe, deren

Digitized by Google

höchster Punkt 7,200 Fuß hoch ist. Eben so zieht sich von O.S.O. nach W.N.W. eine Kalkhügel-Kette mit 900 Fuß hohen Nadeln hin. Erderschütterungen sind selten. Obschon man große Flüsse vermißt und die Fruchtbarkeit des Bodens sehr ungleich vertheilt ist, so entfaltet die Insel doch vermöge ihrer wellenförmigen Oberfläche und durch die Vertheilung ihrer Pflanzenformen die mannigfaltigsten und lieblichsten Landschaften. Zwei Bäume mit großen lederzähen glänzenden Blättern, der Mammey (Mammea) und der westindische Gummi-Apfel (Calophyllum calaba), verschönern die Fluren. Vor allen aber ist die prachtvolle Königspalme (Orodoxa regia) zu erwähnen. Ihr schlanker Schaft erwächst bis zu der Höhe von 70 bis 80 Fuß. Der obere glänzende, zart grüne Theil desselben bildet zu dem weißlichen zerrissenen unteren Theil einen scharf abgeschnittenen Gegensatz, so daß der ganze Stamm zwei auf einander gesetzten Säulen gleicht. Außerdem dienen kleine dicht zusammenblühende Gesträuche den Hügeln und Savannen zum Schmuck. Die feuchten Stellen des Bodens werden durch den schildförmigen Trompetenbaum (Cecropia peltata) bezeichnet. Man möchte glauben, die ganze Insel sei ursprünglich ein Wald von Palmen, wilden Orangen und Citronen mit kleinen Früchten gewesen. Letztere Bäume hält man in Amerika für einheimisch. Die wilden Orangen mit ganz kleinen Früchten waren vermuthlich auch schon vorhanden, ehe die Europäer landeten, welche die Orange der Gärten anpflanzten. Jetzt baut man besonders Tabak, Zucker, Kaffee und treibt zur Ausführung von Wachs Bienenzucht. — Außer Havannah giebt es auf Cuba noch 13 größere Städte, darunter zwei mit 20,000, eine (Baracoa, unweit der Ostspitze) mit mehr als 30,000 Einwohnern.

Cuba's Flächeninhalt beträgt fast die Hälfte von dem ganzen mittelamerikanischen Archipel oder Westindien, dessen Gesammt-Areal man auf 4350 Quadrat-Meilen mit 3,575,000 Seelen berechnet. Westindien zerfällt in drei verschiedene Gruppen: Die Bahama-Inseln, die großen Antillen und die kleinen Antillen. Die Bahamas bestehen aus vielen hundert niedrigen

Digitized by Google

flachen Korallen-Inseln und erheben sich alle auf den Rändern einer nördlich von Cuba und Haïti ausgedehnten Bank, welche eine unterseeische Verbindung mit Florida herstellen würde, wenn das tiefe oceanische Flußbett des reißenden Golfstroms nicht dazwischen läge. — Die großen Antillen enthalten Cuba, Jamaica, Haïti oder San Domingo und Porto Rico, sämmtlich hohe Gebirgsinseln mit der Eigenthümlichkeit einer doppelten Bergkette, deren Knotenpunkt in Haïti ist, und die sich hier spaltet, so daß der nördliche Zug nach Cuba, der südliche nach Jamaica hinstreift. Beide Reihen setzen sich bis zum Festlande fort, die ersteren bis zum Kap Gracios a Dios, die südliche bis zur Halbinsel Yucatan. Das blaue Gebirge auf Jamaica trägt den 7680 Fuß hohen Coldridge als höchsten Gipfel der westindischen Berge. — Die kleinen Antillen bestehen aus einer Bogen-Reihe hoher Inseln, die das karibische Meer von dem atlantischen Oceane trennen und deren Gipfel in der Regel die Krater theils erloschener, theils noch brennender Vulkane sind.

Die meisten westindischen Inseln gewähren das Bild reizender Gebirgslandschaften. Man sieht hier Landstriche, welche in noch unberührter Naturschönheit prangen mit nackten tief zerklüfteten Felsen, senkrechten Klippen, überhangenden Steinwänden, schauerlichen Abgründen, undurchdringlichen Waldungen, lieblichen Thälern und Auen. Dazu kommt die außerordentliche Durchsichtigkeit des Meerwassers. Wenn man zwischen den kleinen Inseln umherfährt, so schwimmt das Boot auf einem krystallhellen Spiegel und scheint in der Luft zu hängen. Auf dem reinen weißen Sande der Tiefe bemerkt das Auge tausenderlei Seesterne, Schnecken, Muscheln und bunte Fische. Man schwebt wie in einem Ballon über ganzen Feldern von Korallen und Seegewächsen, die von den Wellen, wie vom Odem des Windes, sanft hin- und herbewegt werden und durch mancherlei Farbenspiel ergötzen. Man glaubt die Pflanzen mit der Hand ergreifen zu können, und doch erreicht man sie kaum mit einem acht Fuß langen Ruder.

Die Flüsse Westindiens haben keine Bedeutung. Manche sind einige Meilen weit schiffbar; die größten finden sich auf Haïti. Die häufigen Salzseen werden theilweis zur Salzgewin-

Digitized by Google

nung benutzt. Der größte Salzsee ist Henriquello (Kelso) auf Haïti, 13 deutsche Meilen im Umfang. Man bemerkt in ihm Ebbe und Fluth, obgleich er 5 Meilen vom Meere entfernt liegt.

Mit Ausnahme der nördlichen Bahama's haben alle westindischen Inseln tropisches Klima. Die mittlere Wärme beträgt 35° R. In den kältesten Tagen fällt diese auf 31° R., in den heißesten steigt sie auf 40° R. Die Ostwinde mäßigen die Hitze, die am unangenehmsten in der Regenzeit wird, nämlich im Mai und October. Dann geht wegen der feuchten Luft ein todter Ochse binnen vier Tagen in Fäulniß über; das Fleisch verdirbt, wenn es über 24 Stunden liegt, die Früchte an den Bäumen verfaulen, das Brot schimmelt einen Tag nach dem Backen, der Wein wird sauer, die Degenklingen rosten in den Scheiden, das Räderwerk in den Uhren. Die Regentropfen bestehen aus salzigem Wasser, haben die Größe einer Haselnuß und zerschmettern oft die herrlichsten Pflanzungen. Mit den Octoberregen verbinden sich oft schreckliche Orkane. — Auf den Europäer wirkt die heiße feuchte Luft, zumal wenn er hitzige Getränke liebt, höchst verderblich; Farbigen schadet sie nichts. Man findet auch, daß Europäer, die sich mäßig im Essen und Trinken halten, sich fleißig baden und leicht kleiden, auf Anhöhen wohnen und die Nachtluft meiden, frisch und munter bleiben und ein hohes Alter erreichen.

Westindien ist arm an einheimischen Säugethieren, reicher an Vögeln, am zahlreichsten sind die Eidechsenarten. Die kropfige Eidechse zeigt sich so zahm, daß sie überall in den Zimmern auf Tischen und Bänken umherläuft. Die Spei-Eidechse vertheidigt sich mit einem schwarzen giftigen Speichel. Die gestreifte Eidechse, besonders auf den Bahamas häufig, zerbricht wie Glas. Die vielen und mannigfaltigen Fische der Gewässer prangen mit den schönsten Farben; das brennendste Roth, das reinste Blau, Grün und Gelb, Silber und Gold wechselt mit einander. Dagegen fehlt es nicht an lästigen Insekten. — Zur Zeit der Entdeckung waren die Inseln größtentheils mit Waldungen bedeckt. Jetzt sieht man fast überall Felder und Gärten, wo das Zuckerrohr, der Kaffeebaum und die Baumwollenstaude gedeiht. Von geringerer Bedeutung ist die Indigopflanze, der Cacao-

Digitized by Google

baum, der Tabak und die Gewürz-Myrte oder der Piment-Baum (Myrtus pimenta), ein dreißig Fuß hoher Baum mit lederigen glänzenden Blättern, der das englische Gewürz liefert; ein einziger Stamm trägt 150 Pfund Nägelein.

Westindien ist viel stärker als Nord- und Südamerika bevölkert. Die Bahamas gehören den Engländern, eben so Jamaica, wo Kingston mit 33,000 Einwohnern der Hauptort. Die Spanier besitzen das meiste Land, da ihnen außer Cuba auch noch Porto Rico gehört. — Den merkwürdigsten Wechselfällen ist Haïti oder San Domingo unterworfen gewesen. Columbus entdeckte die Insel den 6. December 1492 und nannte sie Hispaniola. Man führte gegen die Eingeborenen einen Vertilgungskrieg, so daß ihre Zahl in sechzig Jahren von einer Million auf 60,000 herabgesunken war. Die Spanier herrschten nun ungestört auf Haïti bis zum Jahr 1630, wo sich an der Nordwestküste die Flibustier oder Bukanier festsetzten. So bezeichnete man im 17. Jahrhundert eine gewisse Verbindung englischer und französischer Freibeuter. Nach der Ermordung Heinrichs IV. in Frankreich (1610) waren nämlich verschiedene Franzosen geflüchtet und hatten eine unabhängige Colonie auf St. Christoph oder St. Kitts gegründet. Von da vertrieben, gingen einige nach Haïti, andere nach der benachbarten kleinen Insel la Portue (Portuga). Mit den letzteren vereinigten sich viele gleichgesinnte Engländer. Die Flüchtlinge auf Haïti beschäftigten sich vorzugsweise mit der Jagd der in großen Heerden wild umherlaufenden Stiere. Das Fleisch rösteten sie nach Art der amerikanischen Wilden blos am Feuer; die Häute verkauften sie an die Seefahrer und erhielten von diesen den Namen Boukaniers (Stierjäger). Ohne Oberhaupt, ohne Gesetze und Weiber lebten diese Jäger im rohesten Naturzustande je zwei zusammen, jeglichen Unterhalt theilend, den sie theils durch die Jagd, theils durch Raub gewannen. Durch Ausrottung aller Stiere nöthigten die Spanier die Bukanier sich mit den Flibustiern auf Portue zu verbinden. Diese Abenteurer erhielten ihren Namen von einer Gattung kleiner Fahrzeuge, deren sie sich zuerst bedienten. Sie zeichneten sich bei ihren Seeräubereien durch tollkühnen Muth aus, indem sie die Schiffe enterten. Sie machten vorzüg-

Digitized by Google

lich auf die spanischen Fahrzeuge Jagd, welche mit Schätzen beladen nach Europa segelten. Auch an den Küsten landeten sie und plünderten die spanischen Städte. Bei der Vertheilung der Beute erhielten die Verwundeten den größten Antheil, die übrigen gleiche Theile. Der Antheil der Gebliebenen fiel deren Verwandten oder den Armen und den Kirchen zu. Die erworbenen Reichthümer wurden alsbald verschwelgt oder verspielt, indem man den Grundsatz hatte, nur dem Genuß des Augenblickes zu leben. — Nachdem durch kräftige Maßregeln der Engländer und Franzosen dieser Seeräuberstaat gegen Ende des 17. Jahrhunderts unterdrückt war, gingen daraus die französischen Niederlassungen auf der Westhälfte von Domingo hervor, die im Ryswiker Frieden an Frankreich abgetreten wurden. Bald blühte das französische Domingo herrlich auf, während das spanische immer mehr zurückkam. Zur Zeit der französischen Revolution brachen auch auf Domingo Unruhen aus. Die Weißen, Mulatten und Neger bekämpften sich unter einander. An der Spitze der letzteren stand bis 1802 der geniale und edelmüthige Neger Toussaint l'Ouverture. Der Kampf endete mit der Vertreibung der Weißen, als der eigentlichen Grundherren, und es bildeten sich auf der Insel zwei Staaten, eine mulattische Republik und ein Negerkönigreich. Letzteres vereinigte sich 1820 nach der Ermordung des Königs Christoph, der in Kap Henri residirte, mit der Mulattenrepublik, und der von den Spaniern besessene Theil der Insel, welcher sich ebenfalls frei machte, schloß sich dieser Republik an. Neuerlich hat sich der Präsident Soulouque als Faustin I. zum Kaiser von Haïti aufgeworfen. Ein Neu-Yorker Blatt entwirft folgende Schilderung von ihm und seiner Umgebung: „Soulouque oder Faustin I. ist ein schöner, sich etwas zur Dicke neigender Neger von 52 Jahren. Seine Physiognomie ist angenehm, und er lächelt voll Milde, selbst wenn er einen Mord befiehlt. Der Luxus, namentlich in der Toilette, ist seine Leidenschaft. Mehrmals am Tage wechselt er seine Kleidung oder Uniform. Seine Epouletten und Nestelschnüre sind von fabelhafter Größe. Im Reiten sucht er seines Gleichen. Er kann weder lesen noch schreiben, und betrachtet mit Argwohn Alle, die es verstehn, mit der Feder umzugehn. Den größten

Digitized by Google

Einfluß auf ihn hat ein gewisser Papulot, seines Handwerks ein Hexenmeister. Dieser und die Großpriesterin der Secte des Vaudon, einer Art afrikanischer Freimaurerei, sind die Seele der geheimen Berathungen, um die schauderhafteste Barbarei auszuüben. Der äußerst zahlreiche Generalstab der Armee ist ein fressender Krebs für die Finanzen des Landes. Man sieht Obersten, die den Pfriemen und den Knieriemen neben dem Säbel handhaben, und Generale, die in großer Uniform den Koch machen. Poyopo, der Commandant des Geniecorps, ist ein alter Neger aus Martinique, Schuhflicker seines Handwerks, den ein junger Farbiger Namens Richard buchstabiren und addiren gelehrt hat. Der Soldat bildet mehr eine Horde als eine Armee, ist fast stets in Lumpen und logirt, wo er kann. Man giebt ihm jährlich eine Uniform, die aber wegen der schlechten Beschaffenheit kaum einen Monat dauert. Die besondere Garde Soulouque's besteht aus einem Corps von Mörderveteranen. Man nennt sie die großen Stiefel, obgleich sie buchstäblich barfuß gehn." Wir lassen die Wahrheit dieser Schilderung dahingestellt sein und bemerken nur noch, daß die Hauptstadt Port au Prince 20,000 Einwohner zählt.

Die kleinen Antillen sind unter mehrere europäische Beherrscher getheilt. Den Dänen gehört St. Croix mit der Hauptstadt Christianstadt, St. Jean und St. Thomas; die Holländer besitzen St. Martin, St. Eustaz und Saba. Letztere ist ein steiler Fels, den man auf einem in Stein gehauenen, von Abgründen umgebenen, schmalen Stufenpfad ersteigen muß. Oben ist die Bodendecke fruchtbar, die Luft gesund. Das französische Westindien begreift Guadeloupe, Desirade, Maria Galante, Saintes und Martinique, letztere die größte Insel, deren Hauptstadt St. Pierre 30,000 Bewohner hat. Die meisten der kleinen Antillen befinden sich in den Händen der Engländer. Die wichtigste unter den nördlicheren, den Leeward-Inseln, ist Antigua mit der Hauptstadt St. Johns (16,000 Einw.). Aus den südlich davon gelegenen heben wir hervor: Dominica, St. Lucie, St. Vincent, Barbadoes, Tabago und Trinidad. Tabago hat nicht wie die übrigen Antillen schroffe Felsen und hohe Berge, sondern sanfte Hügel und fruchtbare Ebenen. Trinidad besitzt

Digitized by Google

mehrere schiffbare Flüsse und einen Erdpechsee von einer halben Stunde Länge und eben solcher Breite. Seine Tiefe beträgt zwei bis zehn Fuß. Man findet darin die Uebergänge von dem flüssigen Steinöl zu dem festen Erdharz. Auf mehreren von hartem Pech gebildeten Inseln wachsen Pflanzen, als die wilde Ananas. Der ganze Boden um den See ruhet auf Erdpech, welches sich bis zum Meerbusen von Jaria erstreckt. Daselbst fließt aus einem unterseeischen vulkanischen Schlunde zu Zeiten Erdöl. Im Osten trifft man einen anderen Schlund, der alljährlich im Mai und Juni einige donnernde Knalle hören läßt, begleitet von Rauch und Flammen, denen Erdpechstücke, schwarz und glänzend wie Achat, folgen.

Die Städte Westindiens tragen den verschiedenen Stempel der sie begründenden Völker. Gewöhnlich sind sie offen, die Häuser der Orkane wegen niedrig. In den spanischen Städten haben die Wohnungen gewöhnlich platte Dächer. Die Städte der Engländer zeichnen sich durch Nettigkeit, die der Holländer durch Reinlichkeit aus. Dörfer giebt es in Westindien nicht, sondern lauter zerstreute Güter oder Pflanzungen, auf denen die Herrenhäuser geschmackvoll gebaut sind. Die Hütten der Sclaven bestehen dagegen aus gezäunten, mit Lehm beworfenen Wänden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Westindien wollen wir nun einige dieser Inseln nach den Beobachtungen des englischen Wundarztes Waller, der von 1807 bis 1810, als England mit Frankreich Krieg führte, auf verschiedenen englischen Schiffen als Arzt diente, etwas näher kennen lernen.

Barbadoes.

Das Land gewährt auf der Südseite keinen anziehenden Fernblick, indem es dem Auge nur eine braune Oberfläche zeigt. Die Windmühlen und Pflanzungen der Anhöhen treten zuerst aus dem unbestimmten Braun hervor. Der Boden erhebt sich stufenförmig in mehreren seltsam gestalteten Hügelketten von der Seeküste bis zur Mitte der Insel. Das Grün der bebauten Ebenen sticht schön ab gegen die schwarzen schroffen Felswände, welche die Seiten der Terrassen bilden. Hin und wieder springen

Digitized by Google

kühne dunkellaubige Kaps vor, die über tiefe Schluchten hängen. Die hübsch gelegenen Häuser der Pflanzer sind von Kohlpalmen umschattet, so wie von Zuckermühlen und Negerhütten umgeben. — Bei der Einseglung in die Bai von Carlisle präsentiren sich angenehm die Kasernen und Spitäler. Im Hintergrunde der Bai liegt die Stadt Bridgetown (bridschtaun), die sich in einer zusammenhängenden Häuserreihe fast rund um den äußersten Rand der Bucht herumzieht. Kokosbäume am Strande unterbrechen die Einförmigkeit des Blickes. Ueber der Stadt erhebt sich amphitheatralisch das mit schönen Sommerhäusern geschmückte Land. Tritt man in die Stadt, so findet man alle Hauptstraßen mit Kaufläden, strotzend von europäischen Gegenständen aller Art, ausgestattet. Fast in allen Häusern dient das Erdgeschoß zu Handelszwecken. Die Gasthöfe werden alle von Mulattinnen gehalten, die den vielen Fremden die übertriebensten Preise für Speise und Trank, Wohnung und Wäsche abfordern und sich auf diese Weise leicht ein großes Vermögen sammeln. Man braucht täglich, wenn man mäßig lebt, etwa zehn Thaler. Allein angesehene Reisende bleiben selten lange in den Gasthäusern, da sich die wohlhabenden Einwohner beeifern, sie als Gäste bei sich zu beherbergen. Das Frühstück besteht hier gewöhnlich aus Fischen, Geflügel, Chocolade, Thee oder Kaffee. Dazu genießt man statt des Brotes geröstete Yams oder Pisangs mit Butter. Die Wurzelknollen der Yams röstet man in glühender Holzasche, nimmt das mehlreiche Innere heraus, und nachdem man ein Stückchen Butter hinzugethan, steckt man den Klumpen wieder hinein, legt die Masse aufs Feuer, bis sie von der Butter durchdrungen ist, und bringt sie so auf die Tafel. Die gurkenähnlichen Pisangs werden auf ähnliche Weise zubereitet, schmecken aber schlechter und beschweren den Magen. Außerdem ißt man auch häufig gebratene Kartoffeln zum Frühstück. Dies wird um acht Uhr eingenommen, das Mittagbrot um drei Uhr. Man ißt die Speisen stark gewürzt und trinkt Madeira dazu. Zum Nachtisch giebt's Früchte. Nach der Tafel fährt man spazieren. — Die geschmackvollen Landhäuser sind meistens aus Holz aufgeführt. Sie haben gewöhnlich eine sechs bis zwölf Fuß breite grün gemalte Gallerie, die statt der Fenster mit luftigen

Digitized by Google

Jalousien versehen ist. Die Dächer bestehen aus schieferartig gemalten Schindeln.

Auf den Spaziergängen durch die zahlreichen Alleen von Kokosbäumen und Cactushecken mit langen Reihen hoher Kohlpalmen belustigen den Naturfreund die vielen Eidechsen von jeder Farbe und Größe, die unaufhörlich an den Stämmen in windenförmigen Linien auf- und ablaufen. Die meisten sind grün mit himmelblauem Anflug und goldgelb. Man kann diese Thierchen ohne Mühe greifen. Sie pflegen gleich den Chamäleonen ihre Farbe zu wechseln. Erschreckt man sie, so werden sie fast schwarz. Unangenehm sind dagegen auf der Insel die Landkrabben, welche überall den Pfad des Wanderers durchkreuzen und aus einer Erdhöhlung in die andere schlüpfen. Da sie Leichen verzehren, so erregen sie unwillkürlich den Gedanken an den Tod. Nichts desto weniger werden sie gegessen und sogar für Leckerbissen gehalten*). Die erwähnte Kohlpalme dient besonders den Pflan-

*) Die gemeine Landkrabbe (Gecarcinus ruricola) wird handgroß, ist blutroth und gelb gefleckt mit einem Eindruck auf dem Rücken wie H. Man nennt sie in Südamerika auch die violette oder gemalte Krabbe. Diese Krebse sind besonders auf Jamaika häufig. Sie leben vornehmlich auf dem trockenen Lande, besuchen jedoch alljährlich das Meer, um ihre Eier zu legen. Gegen Ende Juli oder August verlieren sie ihre Schale. Dieses Vorgangs harrt jeder Krebs unbeweglich in seinem Loche. Während dem erzeugen sich im Leibe 2 bis 4 Steine, welche zunehmen und sich allmählich auflösen, bis die neue Schale vollkommen ausgebildet ist. Zur Zeit des Abwerfens der Schale ist der Krebs am reichsten an Saft, der etwas bitterlich ist und an Wohlgeschmack Alles übertrifft. Es giebt eine Menge Arten, aber nur zwei werden gegessen, die schwarze und die weiße. Die schwarze ist die beste und gilt für den feinsten Leckerbissen. Die weiße (oder vielmehr purpurrothe) ist größer und schmeckt wie unser Krebs. Sie werden häufig gekocht oder, wenn sie auf vornehme Tafeln kommen, gebraten. Fast jede Negerfamilie hat auf der Flur ein durchlöchertes Faß mit Krabben, welche mit Feigenblättern gefüttert werden. Die Neger suchen sie des Abends in den Wäldern mit Fackeln und Körben in ihren Löchern auf. Auf den Feldern suchen sie bei einer Gefahr schleunigst in ihre Löcher zu entwischen, wobei sie die beiden Scheeren aufthun und kneipen, was sie erreichen können. Zur Legezeit, besonders im Mai, bedecken sie auf ihrer Wanderung nach dem Meere zu die Erde zu Tausenden. Dann dringen sie in die Häuser und selbst in die Schlafzimmer, wo sie bald mit ihren großen Klauen kratzen, bald mit Geklapper durch die Gänge rasseln.

Digitized by Google

zerwohnungen zur Zierde. Sie wird 60, ja über 100 Fuß hoch, hat einen kegelförmigen Stamm und breitet sich oben mit ihren zwanzig Fuß langen Blättern zu einem schönen Sonnenschirm aus. Die zwischen den Blättern hängenden bläulichen Beeren gleichen den Oliven. Aus der Spitze des Stammes schneidet man den dicken weißen, aus zusammengeschlagenen zarten Blättern bestehenden Theil heraus und bringt ihn unter dem Namen Palmenkohl zu Markt. Dieser wird roh mit Pfeffer und Salz, oder in Butter geröstet gegessen.

Dem Fremden gewährt jede Streiferei ins Innere des Landes großen Genuß, aber nur zu Pferde. Auf langen Spaziergängen wird man jedesmal sehr abgemattet. Wir vereinigten uns unser vier zu einem Ausflug ins Land. Weite Hohlwege mit schroff abfallenden, fast unwegsamen Abhängen führten uns in tiefe finstere Schluchten, wohin kein Sonnenstrahl drang. Wir wanden uns durch mehrere solcher Schluchten und ritten dann eine steile sonnenglühende Anhöhe hinan. Auf dem Gipfel erquickte uns indeß der kühlende Hauch der Seeluft. Auf dieser Anhöhe lag ein Landhaus. Obwohl unser Besuch unerwartet kam, ward uns doch alsbald ein köstliches Frühstück vorgesetzt und zwar in einer offenen Gallerie, die eine weite Aussicht auf das Innere der Insel gewährte und vom Ostwind durchstrichen ward. Die zu den Landgütern gehörigen Gebäude liegen durchgängig auf den höchsten Punkten, wohl auch mit deshalb, um die Zuckermühlen durch den Wind treiben zu lassen. — Nach eingenommenem Frühstück begleitete uns unser Wirth und gab uns frische Pferde. Der Weg führte uns auf eine ansehnliche Höhe, von der man in dunkle Gründe und tiefe Schluchten, auf anmuthige Haine und bunte Savannen niederschaut. Hinter der Berghöhe gelangten wir in eine Gegend, wo viel Erdöl gefunden wird. Das Oel scheint zwischen dem Fels und der darauf ruhenden Erdrinde zu fließen. Daher die Erscheinung, daß bisweilen bedeutende Erdstrecken mit Gebäuden und Hainen von der Stelle rücken oder wohl gar im nächsten Thale zertrümmern. Man zeigte uns Kohlpalmen, die tausend Fuß herunter gerückt waren. Nach den bestehenden Gesetzen gehört alles Eigenthum, was auf diese Weise dem einen Herrn entrutscht und dem anderen

Digitized by Google

zufällt, dem letzteren, und zwar mit gutem Grunde, da der letztere doch sein von dem Rutschlande bedecktes Land verliert. Wir kehrten bei einem Pflanzer ein, der vierzig Jahr in seinem jetzigen Wohnorte ansässig, aber dreimal genöthigt gewesen war, sein Wohnhaus mit Nebengebäuden neu aufzuführen, weil sie gerutscht waren. Das Wohnhaus bestand aus einem Erdgeschoß mit niedrigem Dach, enthielt aber viele Zimmer. Der Pflanzer zeigte uns die Stellen seiner beiden früheren Wohnungen und die Bäume, die das Erdreich mit sich fortgeführt. Seine jetzigen Gebäude standen in einer Niederung und lehnten sich an eine große Felsmasse, deren natürliche Aushöhlungen dem Besitzer zu bequemen Vorrathshäusern dienten. Nicht weit davon befand sich in einem Kessel von zwei Fuß Durchmesser und einem Fuß Tiefe eine brennende Quelle. Das darüber schwebende Gas entzündet sich sogleich, wenn es mit einem brennenden Gegenstand in Berührung kommt. Die Flamme bleibt, bis sie ausgeblasen oder gedämpft wird. — Wir kehrten mit unserem Wirth nach seinem Landgut zum Mittagsmahle zurück. Auf diesem Ritt begleiteten uns mehrere Sclaven zu Fuß, und diese hielten sich, wenn wir scharf ritten, an die Schwänze unserer Pferde, um mitzukommen. Ein trauriger Anblick!

Um mich auf der Insel häuslich einzurichten, zog ich eine heimische Frau zu Rath. Diese meinte, ich müßte wenigstens zwölf bis vierzehn Sclaven halten, wobei sie bemerkte, daß sie selbst für sich, ihren Gatten und ihr Kind die möglichst geringe Zahl von achtzehn halte. Ich suchte mich so einzurichten, daß ich mit Einem Neger ganz bequem lebte. Die Eingeborenen aber, von Kindheit auf an's Befehlen gewöhnt, haben keinen Begriff davon, daß man Etwas selbst thun könne, und so wird ihnen Trägheit zur anderen Natur. Jeder, der es vermag, schickt ein farbiges Kind mit dem seinigen in die Schule, wo es von seinem jungen Gebieter beliebig gestoßen, gekniffen und auf alle Weise geplagt wird.

Was die Witterung betrifft, so kann man eigentlich nur feuchtes und trockenes Wetter unterscheiden. Nach der größten Hitze und Dürre im Juni tritt die Regenzeit ein. Die folgenden Monate bringen viele starke, oft vier und zwanzig Stunden

Digitized by Google

andauernde Gewitter. Ich erlebte ein Gewitter, wo von früh morgens um zwei Uhr bis nachmittags um zwei Uhr der Donner rollte und der Himmel fortwährend in Feuer stand. Nach dem Aufhören des Regens im August folgen Orkane. Einer der furchtbarsten wüthete am 10. October 1780 auf Barbadoes. Die ganze Insel ward verwüstet und die Hauptstadt Bridgetown der Erde gleich gemacht, so daß man kaum die Stellen der früheren Wohnhäuser wieder auffinden konnte, indem Alles viele Stunden lang von den hoch aufbrausenden Meeresfluthen überströmt wurde. Es verloren dabei 4326 Menschen das Leben. Während der Sturmzeit stellen sich allerlei Krankheiten und Seuchen ein, so daß man in der Stadt dann oft tagtäglich Leichenbegängnisse sieht. Mit dem December verschwinden die Stürme, die unregelmäßig aus allen Weltgegenden wehen; es setzt sich der kühle und stark wehende Nordost-Passatwind fest und verbreitet mit neu belebendem Hauch frische Gesundheit. Daher heißt hier mit Recht der December der Arzt. Ein paar Monate hindurch herrscht nun angenehmes Wetter. Zur Zeit der Frühlingsgleiche aber dreht sich der Wind nach Südost und bringt dörrende Gluth, bis die Regenzeit wiederkehrt.

St. Croix.

Die Insel gehört den Dänen, ist vortrefflich angebaut und wird mit Recht der Garten Westindiens genannt. Der Hauptort Christianstadt auf der Nordküste, hat einen sehr sichern Hafen. Man landet an einem großen, mit schönen Gebäuden umgebenen Kai, einem Schauplatze des lebhaftesten Verkehrs. Die Straßen der Stadt sind sämmtlich breit, lang und gradlinig. Man sieht überall große geschmackvolle Häuser, sämmtlich von Steinen oder Ziegeln erbaut und an der Front mit Vorgebälken versehen. Das Haus des Gouverneurs gleicht einem königlichen Palast. Kutschen mit prächtig gekleideten Bedienten rollen umher, und auf der ganzen Insel sind die Straßen so trefflich gehalten, daß man in diesen Kutschen überall hinreisen kann. Ein Theil der Stadt ist mit großen Muscheln gepflastert. Drei Kirchen erheben sich über die Häusermasse, unter denen besonders eine durch Schönheit der Bauart das Auge fesselt.

Digitized by Google

Bemerkenswerth auf dieser Insel ist noch Friedrichsstadt, im Hintergrunde einer Bai gelegen und von der See aus einen bezaubernden Anblick gewährend, weil hinter der Stadt senkrechte Berge emporsteigen, die bis zum Gipfel angebaut sind. Umher liegen zierliche Landhäuser mit Negerhütten, wie man sie nirgends so gut auf anderen westindischen Inseln findet. Die Sclaven der dänischen Inseln erfreuen sich überhaupt einer milden Behandlung und sind größtentheils durch Missionare zum Christenthum bekehrt. — Ich bestieg einen der Stadt benachbarten Berg von ungefähr 2000 Fuß Höhe und genoß eine überraschende Aussicht. Der ganze Kanal zwischen St. Croix und Porto Rico mit seinen zahlreichen Inselgruppen lag zu meinen Füßen und wurde von dem Purpur der eben untergehenden Sonne übergossen. Ein zwei bis drei Meilen entfernter Felsen hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Schiff. Die Matrosen nennen ihn daher den Segelfelsen, die Umwohner aber den Franzosenfelsen. Als nämlich im amerikanischen Freiheitskrieg eine französische Fregatte in diesen Gewässern kreuzte, traf sie des Nachts auf diesen Felsen, und da die Mannschaft ihn für ein Schiff hielt, rief sie den muthmaßlichen Gegner an. Der Ruf ward von dem Felsen durch ein lautes Echo wiederholt, worauf der französische Schiffscommandeur demselben eine volle Ladung beibrachte. Dieser gab nicht nur das Echo des Kanonendonners, sondern auch einige Kugeln zurück, die lothrecht an- und abprallten. Die Franzosen eröffneten nun die furchtbarste Kanonade, bis der Morgenstrahl sie belehrte, daß sie es mit einem steinernen Gegner zu thun gehabt.

Maria Galante.

Diese französische Insel hat auf der Westseite viel Aehnliches mit Barbadoes; doch je mehr man sich dem nördlichen Ende nähert, desto kühner wird der Charakter der Landschaft. Die Hügel erscheinen großartiger, die Wälder werden dichter, die hochstämmigen Bäume zahlreicher. Man sieht noch ausgedehnte Landstriche in jungfräulicher Naturfülle ruhen. Ein bedeutender See ist nur durch eine Sandbank vom Meere getrennt. Er hat eine Länge von zwei Meilen und windet sich in man-

Digitized by Google

nigfachen Krümmungen um mehrere Hügel herum. Bald zeigt sich ein breiter Wasserspiegel, bald nur ein schmaler Flußstreifen, bald verschwindet alles dem am Ufer Wandernden hinter Hügeln. Viele kleine Eilande erheben sich aus dem Wasserspiegel, und zwischen denselben bewegen sich Fischerboote. Manche Durchfahrten sind so eng, daß die Ruder an den Seiten nicht Raum finden, und dabei von Schlinggewächsen überwuchert, so daß die Boote unter grünen Gewölben wegfahren. — Im Westen von Maria Galante erblickt man Guadeloupe mit seinem 5000 Fuß hohen Vulkan le Soufrière oder Schwefelberg, aus dessen kraterlosem Gipfel bei Tage fortwährend Dampf emporwirbelt. Des Nachts erscheint die Rauchwolke, besonders in der Jahreszeit der Stürme als leuchtender Dunst. Von den Seitenwänden des Feuerspeiers stürzen während der Regenzeit viele Giesbäche in Katarakten herab und nehmen sich bei Sonnenaufgang wie Schleierstreifen aus, die lakenartig am Abhang niederhängen.

Ich erlebte auf Maria Galante als Hospital-Aufseher ein Erdbeben und einen Sturm. Das Erdbeben erfolgte abends um acht Uhr. Ich hatte mich eines Magenübels wegen in meine Hängematte gelegt und war fest eingeschlafen. Plötzlich wurde ich durch einen starken Ruck aus der Hängematte auf den Boden des Zimmers geschleudert. Mein Licht war umgeworfen und ausgelöscht; über meinem Haupte hörte ich ein furchtbares Getöse. Es däuchte mir, als ob alle Balken im Hause krachten. Ich versuchte aufzustehen, ward aber aufs neue zu Boden geworfen und die Hängematte schlug mir heftig in's Gesicht. Ich suchte am Boden mein Licht und eilte dann im Finstern nach dem Hospital, an welches mein Zimmer stieß. Dort fand ich Alles in der größten Verwirrung. Alle Kranke waren aus dem Hause gelaufen, ohne recht zu wissen, was vorgegangen sei. Ich trieb alle wieder in's Haus und ging nach dem Hospital der Genesenden. Hier fand ich eine der steinernen Seitenmauern von oben bis unten geborsten. Darauf begab ich mich in das Haus des Oberbefehlshabers. In diesem Hause schlief die Bootsmannschaft auf einer Dachstube, deren Fußboden verfault war. Unterhalb derselben saßen in einem Zimmer mehrere Bootsleute, während die anderen schon schliefen. Die Schlafenden wurden

Digitized by Google

aus den Hängematten geschleudert, und der schwerste von ihnen brach durch den Fußboden, so daß er grade auf den Tisch fiel, um welchen seine wach gebliebenen Cameraden saßen. Die Sitzenden hielten den durch die Zimmerdecke niederstürzenden Menschen für den leibhaftigen Teufel, liefen davon und verursachten in dem Hause die größte Verwirrung. — Noch schrecklicher als diese Erderschütterung war der Sturm, der an einem Sonntag Abend hereinbrach, als ich von einem Besuch auf dem Lande zurückkehrte. Während ich langsam am Strand hinritt, war die Luft todtenstill, die See schwoll und die Wogen brachen sich hohl am Strand. Ein Eingeborner, der mir begegnete und dem ich meine Freude über den schönen Abend zu erkennen gab, erwiederte seufzend: „Wollte Gott, er wäre erst glücklich vorüber!" und machte mir bemerklich, daß ein schwerer Sturm im Anzuge sei. „Sehen Sie," sagte er, „wie die Wogen schwellen ohne Wind, wie stark der Soufrière dampft, wie das Hornvieh umherläuft, die Vögel flattern, die Sterne mit ungemein großem Lichte flimmern! Hören Sie auch, wie es schon in der Ferne rauscht, obgleich kein Lüftchen weht!" Der Eingeborene verließ mich. Zu Hause traf ich fröhliche Gesellschaft, und vergaß bald die mir gegebene Warnung. Erst spät legte ich mich nieder. Aber kaum war ich etwa um ein Uhr eingeschlafen, als auf einmal meine Wohnung in ihren Fundamenten erbebte. In demselben Moment wurde das Dach mit lautem Getöse abgehoben und fortgeschleudert, und ich hörte nun unter dem dunklen Wolkenhimmel die ganze Wuth der brausenden und heulenden Windsbraut. Schnell raffte ich mich auf und stürzte in's Hospital. Als ich die Thür öffnen wollte, blies der Sturm mit solcher Heftigkeit die Treppe hinauf, daß ich sie mit aller Anstrengung nicht öffnen konnte. Dann flog sie von selbst auf und war mit keiner Gewalt wieder zu schließen. Beim Eintritt in das Hospital fand ich sämmtliche Fensterläden nebst einem Theile des Daches weggerissen. Gleichzeitig stieg das Meer, welches die Mauern des Hospitals bespülte, mit schaumgepeitschten Wogen bis vor den Eingang. Ueberall herrschte Furcht und Schrecken. Niemand wußte, wohin er flüchten sollte, da man in den Gebäuden Gefahr lief, verschüttet zu werden, außerhalb derselben aber

Digitized by Google

dem Sturm zur Beute zu dienen. Dazu war Alles in dichte Finsterniß gehüllt, so daß Keiner dem Andern Hülfe leisten konnte. Nur einzelne Blitze durchzuckten die schwarze Nacht und zeigten den Graus der Verwüstung. Während ich an dem einen Ende des Hospitals mit den Kranken zu thun hatte, um ihnen Trost einzusprechen, ließ sich am andern Ende ein furchtbares Krachen vernehmen. Ich lief dorthin und sah, wie die Meereswogen in das Erdgeschoß stürzten, nachdem sie einen Theil der Mauer zertrümmert hatten. Bald trieben Ruderstangen und Planken herein, und wir überzeugten uns, daß ein Schiff an's Land geworfen und grade gegen die Hospitalmauer geschmettert war. — Vier Stunden dauerte die Schreckensscene. Der Morgen enthüllte den angerichteten Schaden. Die kleineren Fahrzeuge im Hafen waren sämmtlich gescheitert, eine Menge Häuser abgedeckt, viele Bäume entwurzelt und die ganze Vegetation ihrer Blätter beraubt, so daß die Landschaft ein völlig winterliches Ansehen bekommen hatte. Am Strande lagen Haufen von Meergras, und der Boden war vielfach ausgewühlt oder emporgehoben. An der Ostküste der Insel hatte die tobende See ein Schiff mit eilf Mann über ein hohes Felsenriff geschleudert und mitten unter Bäumen niedergesetzt, so daß es sich des Morgens auf dem Trockenen befand. Eine Kriegsbrigg war mit Mann und Maus untergegangen.

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Georgetown

und eine

Fahrt auf dem Essequibo in's Innere von Brittisch-Guiana.

Nach

Richard Schomburgk.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die brittische Barke „Cleopatra" brachte uns nach einer vierwöchentlichen Fahrt aus der Mündung der Themse glücklich in die des Demerara. Eine Menge Boote, Fischerkähne, Schaluppen mit dreikantigen Segeln, Schooner und andere Fahrzeuge kamen uns entgegen, während die Colonieſtadt Georgetown (Dschordschtaun, Georgsſtadt) oder Demerara ihr Antlitz noch in den grünen Schleier einer undurchdringlichen tropischen Vegetation verhüllte; nur der majeſtätische Leuchtthurm zeigte ſein ſtolzes Haupt mit der luſtig wehenden rothen Flagge, und bald folgten die gewaltigen, den Siedehäuſern der am Weſtufer liegenden Zuckerplantagen angehörigen Schornſteine, umringt von Kohl- und Kokospalmen. Die unmittelbare Küſten- und Uferbeſäumung bildet der gemeine Wurzelbaum (Rhizophora Mangle), der ſchwarze Salzbaum (Avicennia nigra) und eine Laguncularia (L. racemosa), von denen die beiden letzteren in der Ferne ausſahen, als wären ſie zu dichten gleichmäßigen Hecken mit der Scheere beſchnitten. Hinter ihrem dunkelen vollſaftigen Grün blickten die freundlichen Gebäude der Plantagen durch, bis ſich endlich auf dem Oſtufer Georgetown, eingefaßt mit Hunderten von Maſten, vor uns ausbreitete. — Schon eilte die Sonne dem weſtlichen Horizont zu, als wir langſam an dem Fort William Frederick, dem ſich der Leuchtthurm anſchließt, durch die langen Reihen der Kauffahrteiſchiffe mit engliſchen und nordamerikaniſchen Flaggen, begrüßt vom Hurrah der auf den Decken verſammelten Matroſen, vorüberfuhren. Die Bemannung der Küſtenfahrer beſtand aus halbnackten Negern und Farbigen, die, mit dem Ausladen der Landesproducte beſchäftigt, ihre Arbeit unter einem eigenthümlichen Geſange förderten. Mit dem Eintritt des Abends erſcholl fröhlicher Scherz, Lärm und Geſang

Digitized by Google

von allen Schiffen, und dazwischen drangen einzelne grelle oder melodische Töne verschiedener Instrumente zu uns herüber. Ein dumpf donnernder Kanonenschuß des Forts verkündete den Zapfenstreich und fand in dem Glockengeläute der Kauffahrteischiffe und den tief dröhnenden gewaltigen Signalmuscheln der Küstenfahrer seinen Widerklang, bis auch dieser verstummte und die herrliche Musik des am Fort kasernirenden Militairs sanft und belebend im leichten Windhauch zu uns herüberschwebte. Der früheren ausgelassenen Lust auf den Verdecken folgte jetzt die tiefste Stille, die nur durch das Anschlagen der fluthgetriebenen Wellen an die Schiffsplanken oder durch den vereinzelten Ruf eines Capitains nach einem Boote, das ihn nach seinem Schiffe zurückbringen sollte, unterbrochen wurde.

Den anbrechenden Morgen verkündete wiederum ein Kanonenschuß, und die Reveille rief neue Thätigkeit in's Leben. Zahllose Kähne, beladen mit den Erzeugnissen der Plantagen, ruderten stromauf- und stromabwärts der Hauptstadt zu, um dieser die Früchte des Pisangs, Bananen, Mais, Gemüse, Apfelsinen, Federvieh und Fische zuzuführen. Dazwischen tönte lustig aus den dichtbelaubten Uferbäumen das Gezwitscher der größeren und kleineren Vögel, während sich der Ankerplatz mit lärmenden und kreischenden Negerinnen füllte, welche die Kähne erwarteten, um deren Inhalt zu kaufen. Entzückt von dem herrlichen Morgen, sprangen wir in den Kahn und landeten. Die breite Straße, der wir folgten, führte an dem Leuchtthurm vorüber. Wir stiegen sogleich bis zur Gallerie desselben auf 140 Stufen hinauf, um von dieser Höhe die Stadt zu überschauen. Ein überraschendes Rundgemälde lag vor uns. Weithin schweifte das Auge über das wogende brandende Meer bis zum fernen Himmelssaum. Schaukelnd tanzten die leichten Fischerkähne auf den sich kräuselnden Wogen, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden, während der gewichtige Küstenfahrer sie schäumend durchschnitt. Unten wehten die bunten Flaggen des Mastenwaldes, und im mannigfaltigsten Wechsel entfaltete die Stadt, wie eine reichgeputzte Schöne, ihre freundlichen hölzernen grellangestrichenen Häuser mit den sie überragenden Kirchen und öffentlichen Gebäuden, mit dem glänzenden Grün ihrer tausend schlan-

Digitized by Google

ken Palmen, mit ihren breiten belebten Straßen, mit ihren vielen Kanälen, wie Pulsadern den riesenmäßigen Körper durchschneidend, der von näheren oder ferneren Zuckerplantagen mit dampfenden Schloten, den Ausrufungszeichen der Neuzeit, eingeschlossen wurde. Weit im Westen bemerkten wir die dunkelbelaubten Ufer des Essequibo, indeß sich unter uns der vorüberrollende Demerara wie ein silbernes Band durch die lachende Ebene zog.

Als wir durch die breiten, von geräumigen Kanälen durchschnittenen Straßen gingen, begegneten uns Neger mit gewaltigen Lasten auf dem Kopf, Negerinnen, welche Eis feil boten, Knaben und Mädchen mit Flaschen oder Körbchen, Farbige von allen Schattirungen; dazu kamen Karren mit knarrenden Rädern und bespannt mit Maulthieren. Die meistentheils zweistöckigen Häuser werden fast durchweg von einem Garten umschlossen, den ein Graben oder Kanal von dem des Nachbars scheidet. Anmuthig sich windende Wandelwege findet man mit den herrlichsten Orangenbäumen besetzt, und auf den freundlichen Grünplätzen (Green's) hat man Gelegenheit, die reichste Flora zu bewundern in den mächtig wuchernden Balsaminen, malvenartigen Hibisken, Korallen-Bohnen (Erythrina), Centifolien und Monatsrosen, Jasmin und blühenden Oleandersträuchen, Flammenzetten (Ixora) ꝛc., so wie in den Passifloren und Trompetenblumen (Bignonia), welche die Stämme und Zweige der Bäume mit schwebenden Blumenbeeten verzieren.

Nachdem wir an Bord zurückgekehrt waren, bewirthete uns der Capitain mit einem trefflichen Frühstück von Orangen, Ananas und andern tropischen Früchten. Darauf bezog ich eine in der Stadt gemiethete Wohnung meines Bruders (Robert Schomburgk), der sich damals in Georgetown aufhielt. Nach Sonnenuntergang schwelgte ich in neuen Genüssen, als aus den gegenüberliegenden Gärten fast betäubende Balsamdüfte durch die geöffneten Fenster drangen, als das zirpende, schwirrende und schrillende Chor zahlloser Cicaden und Grillen herab- und heraufstönte, als der im Glanz des Mondes und des nicht weniger helle strahlenden Abendsterns erschimmernde Nebelduft tausend leuchtende Insekten wie durch einen halbdurchsichtigen Schleier erblicken ließ, während phantastisch gekleidete Spaziergänger mit

Digitized by Google

aufgespannten Schirmen, um sich vor den nachtheiligen Mondstrahlen und dem eben so gefährlichen Nachtthau zu schützen, die Straßen füllten oder fernher wild lärmende Musik und klagender Gesang tanzender Neger erscholl. Berauscht von allen diesen mächtigen Eindrücken, suchte ich erst spät meine Hängematte auf; aber hier schütteten Schwärme blutdürstiger Mosquito's, welche durch die geöffneten Fenster einpassiren konnten, mir das erste Gift in den Becher des Entzückens.

Die Colonien Berbice, Essequibo und Demerara, wozu Georgetown (früher Stabroek) gehört, wurden im Jahre 1812 von den Holländern an Großbritannien abgetreten und blühten seitdem sehr auf, bis die Freilassung der Sclaven 1838 den Plantagebesitzern einen empfindlichen Stoß versetzte, da der freie Neger von Natur zu träge ist, um mehr als einen oder zwei Tage in der Woche zu arbeiten, wo er bei dem sehr hoch gesteigerten Tagelohn so viel verdienen kann, um für die übrigen Wochentage gemächlich zu leben. Man hat den Ausfall an Arbeitskräften durch Einwanderer zu ersetzen gesucht; aber mit Ausnahme derer, die von Kindheit auf die tropische Sonne sahen, widerstanden nur die wenigsten der hierhergezogenen Canadier, Deutschen und selbst der Portugiesen aus Madeira dem Klima. Von vier hundert armen Rheinländern und Würtembergern, die sich in den Jahren 1839 bis Anfang 1841 hierher hatten verlocken lassen, waren bei meiner Abreise von Demerara (im Juni 1844) noch etwa zwanzig übrig. Wiewohl sie fast nur in den beschatteten Kaffeefeldern arbeiteten, so brach doch alsbald das gelbe Fieber unter ihnen aus, wozu bei einigen freilich der ungeregelte Genuß geistiger Getränke, namentlich des Rums, beitrug. In demselben Zeitraum schmolzen 10,000 Portugiesen bis auf 3000 zusammen. — Georgetown zählt dermalen 23,000 Einwohner, darunter 4000 Weiße, größtentheils Engländer, da nur sehr wenige der früher hier ansässigen Holländer zurückgeblieben sind. Wegen der Lage der Stadt unmittelbar an der Küste und auf einem aufgeschwemmten Boden sind die Häuser fast durchgängig aus hartem Holz auf drei bis vier Fuß über der Erde hervorstehenden Pfeilern aufgeführt und bis unter das Dach mit starken Brettern beschlagen, so wie mit Schindeln ge-

Digitized by Google

deckt und das Ganze mit einer dunkeleren oder helleren Oelfarbe angestrichen. Aus Mangel an süßem Wasser besitzt jedes Haus einen Behälter oder eine Cisterne zum Auffangen des Regenwassers, das aber bei großer Hitze schnell verdunstet. Man hat daher mit günstigem Erfolge viele artesische Brunnen gebohrt, und bei einzelnen derselben zeigt sich die Eigenthümlichkeit, daß die Höhe des Wasserstrahls genau durch die Ebbe und Fluth bedingt wird. — Die Straßen werden sehr reinlich gehalten, namentlich darf sich kein Schwein daselbst sehen lassen. Aus diesem Grunde finden fast täglich komische Scharmützel zwischen den Reinlichkeitsbeamten und den Eigenthümern statt. Gelingt es diesen, das kreischende und grunzende Ungethüm den Händen der beutegierigen Wächter zu entreißen und es über ihre Schwelle zu ziehen, so ist es gerettet und der Herr desselben straflos. Ein solcher Kampf, dem Hunderte von Negern zuschauen, ohne sich dabei zu bethätigen, was hart bestraft werden würde, läuft meistens am übelsten für den armen Zankapfel ab, da die Wächter große Waldmesser bei sich führen, um augenblicklich, sobald sich der Sieg auf die andere Seite neigt, dem Thier die Beine durchzuhauen oder es auf andere Weise zum Laufen unfähig zu machen. — Durch Reinlichkeit zeichnen sich auch die Krankenhäuser und großartigen Kasernen aus. In den letzteren befinden sich einige Compagnien des aus Schwarzen bestehenden ersten westindischen Regiments. In ihren rothen Uniformen und weißen Pantalons mit schwarzen Fäusten, schwarzen Gesichtern und wolligem Kraushaar nehmen sie sich schnurrig genug aus; aber durch die verschiedenen Stammzeichen, die ihnen in der frühesten Jugend auf Stirn, Schläfe, Backen oder am Munde eingebrannt wurden, wozu sich bei Einigen noch spitz gefeilte Vorderzähne gesellen, erhalten ihre Züge in der That etwas Furchtbares. Auffallend ist es, daß die größte Zahl aller Neger sich nicht sowohl zur bischöflichen Kirche, als vielmehr zum Katholicismus oder zu einer der kirchlichen Secten, namentlich zur Secte der Wiedertäufer, halten. Es giebt hier zwei Kathedralen, die der bischöflichen und der katholischen Kirche. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das riesige imposante neue Stadthaus aus. Auf dem großen schönen Platz vor demselben finden

Digitized by Google

alle öffentliche Executionen statt. In der Nähe des Stadthauses liegt auch der neue Marktplatz. Er wird in Betreff der Umgebungen gewiß nur von wenigen Plätzen Europa's übertroffen. Ihn begrenzen die elegantesten Kaufmannsgewölbe, denen sich die sauberen Fleischbänke anschließen. Diese ziehen sich wieder bis zu dem ausgedehnten, über den Fluß gebauten Schlachthause, in welchem alles Vieh geschlachtet und gereinigt werden muß. Alle Ueberbleibsel fallen unmittelbar in den darunter hinströmenden Fluß, und werden dort von der Fluth weggeschwemmt oder von den gierigen Rachen zahlloser Hai- und anderer Raubfische aufgefangen. Die Zahl dieser gefräßigen Ungethüme in der Nähe des Schlachthauses geht in das Unglaubliche, und wehe dem, der durch einen Fehltritt mit dem Wasser in Berührung kommt! Von einem Neger, welcher während meines Aufenthalts in den Fluß fiel, fand man bei der kaum eine halbe Stunde darauf eintretenden Ebbe nur noch einige abgenagte Knochen. Der Markt ist sehr reich mit Fleisch und Federvieh versehen; nichtsdestoweniger stehen beide in ungemein hohem Preise, da das Fleisch, wenn es nicht am Schlachttage verkauft wird, bereits am Abend in Fäulniß übergeht. Auch die schmackhaften Fische aus den Flüssen des Innern muß man entbehren, indem sie sich bei der feuchtheißen Temperatur kaum wenige Stunden eßbar erhalten. Das Federvieh wird nicht mehr in der früheren Masse gepflegt. Gänse und Truthühner liefert Nordamerika, eben so durchgängig die Butter, da die Kühe hier so wenig Milch geben, daß nur auf den größten Meiereien an Butterbereitung gedacht werden kann. Die gewöhnlichsten Fleisch- und Brotpreise sind nach unserem Gelde das Pfund Rindfleisch 10 Sgr., Hammelfleisch 18 Sgr.; Schweinefleisch 9 Sgr, Brot 4½ Sgr. Fische und Federvieh sind verhältnißmäßig noch theurer. An Miethzins bezahlten wir für einige kleine Räume monatlich 75 Thlr., und so wird erklärlich, daß Georgetown zu den Städten Südamerika's gehört, wo fast jede Stunde Aufenthalt mit Gold aufgewogen werden muß. Die Hauptnahrung der Aermeren besteht aus eingeführtem Pökelfleisch, dem sogenannten Salzfisch, einer Art Stockfisch aus Neufoundland, und einigen gerösteten oder gekochten Pisangfrüchten. Auf dem Frucht- und

Digitized by Google

Gemüsemarkt vereinigen sich die verschiedenartigsten tropischen Erzeugnisse mit denen der nördlichen Zone, namentlich Gurken, Bohnen und Spinat; doch vermißte ich unsere Traube, so wie Feigen, Erd-, Johannis-, Stachel- und Himbeeren. Dasselbe war mit den Erzeugnissen der Apfel-, Birn-, Pfirsich- und Aprikosenbäume der Fall, die ungeheuer wuchern, selten zur Blüthe gelangen und niemals Früchte tragen. Einer gleichen Ueberwucherung ist auch die Zwiebel unterworfen. Salat, Kohl und Blumenkohl werden nur als sogenannter Lattich verbraucht, indem die beiden ersteren keine Köpfe, der letztere keinen Blüthenstand bildet. Dagegen hat man den sehr beliebten Palmenkohl, der den feinsten europäischen Gemüsearten in nichts nachsteht und an Geschmack unserem Spargel ähnelt; freilich kostet eine ganz mäßige Portion davon jedesmal einer Palme das Leben, die umgehauen werden muß, um den zwischen den Wedelscheiden liegenden eßbaren Theil zu erhalten. An mächtige Kürbisse, Maiskolben und große Massen verschiedener Wurzelknollen und Brotbaumfrüchte schlossen sich Schichten von Kokosnüssen an, in deren viel gerühmter Milch ich widerlich süße Molken zu trinken glaubte, ferner Ananas und saftige Orangen, die Früchte des sauren Flaschenbaumes (Anona muricata), deren Saft die herrlichste Limonade giebt, und des süßen Flaschenbaumes (Anona squamosa), in der man fette Sahne mit Zimmet zu genießen glaubt, und wie sie sonst alle heißen mögen. Dazwischen denke man sich das Lärmen, Treiben und Kreischen der Negerinnen, das Rennen und Jagen der geschäftigen Einkäufer, während sich immer neue Colonnen von Negern und Farbigen aller Schattirungen mit gefüllten Körben auf dem Kopfe vom Flußufer heraudrängen, um mit ihrer Waare nicht zu spät zu kommen. — Die Läden in den Straßen bieten Alles dar, was ein an Luxus gewöhnter Europäer nur wünschen kann. Alle Welttheile wetteifern, um das zu liefern, was das Land selbst nicht besitzt. Nordamerika sendet Mehl, Kartoffeln, Federvieh und andere Nahrungsartikel, hauptsächlich aber Eis. In Boston allein bestehen sechzehn Gesellschaften um alle Welt damit zu versorgen. Das Eis wird vermittelst einer Maschine in viereckige Blöcke von wenigstens zwölf Zoll Dicke zersägt, und an Bord der Schiffe

Digitized by Google

mit Stroh und Heu in dünne luftdichte Holzkisten gepackt. Diese Eisschiffe werden dann zugleich zum Transport für frisches Fleisch, Butter ꝛc. benutzt. England bringt seine Manufacturwaaren, Frankreich, Spanien und Portugal ihre Weine. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Zucker, Kaffee, Rum, Syrup und etwas Cacao. Die früher ausgedehnte Erzeugung der Baumwolle ist seit Freilassung der Sclaven auf Null herabgesunken, da man nicht mit der durch Sklavenhände gewonnenen in Concurrenz treten konnte. Die hiesigen Handwerker und Künstler sind fast durchgängig Europäer; doch laufen ihnen häufig die Farbigen den Rang ab.

Die unbeschränkte Gastfreiheit Westindiens ist auch in Georgetown heimisch, und ich folgte besonders gern den Einladungen holländischer Familien, deren biedere Einfachheit, Herzlichkeit und Innigkeit mir in der Fremde äußerst wohl that. Die luxuriösen Zirkel der reichen Engländer haben dagegen viel Steifes und Gekünsteltes. Bei der inneren Einrichtung der europäischen vornehmen Häuser hat man sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dem Luftzug so viel als möglich Spielraum zu geben, den man durch das Oeffnen aller Fenster und Thüren noch zu unterstützen sucht. Jedes Fenster ist mit grünen Jalousien versehen, die beim Oeffnen der Glasfenster herabgelassen werden, und damit am Abend die Lichter ruhig brennen können, stellt man über dieselben große geschmackvoll geschliffene Glasglocken. Im Erdgeschoß nimmt durchgängig der Speisesaal die Mitte des Gebäudes ein. Daneben liegen zwei Seitenzimmer. Hinter diesen Gemächern führt eine Gallerie, in welcher sich die Treppe zu den oberen Stockwerken befindet und die Pottery, ein kleines Gemach zur Aufbewahrung der Tischgeräthe und der abgetragenen Speisen. Die Küchen sind durchgängig in den Nebengebäuden; Gewölbe, unterirdische Keller und Souterrains hat man nicht. Der Einrichtung des unteren Stockwerks entspricht die des oberen. Die steinernen Häuser sind in Verruf, da sie sich während der Regenzeit als dumpf und ungesund erwiesen haben. Die Wände der Zimmer und den Fußboden bekleidet das herrlichste Holzmosaik, das aber jetzt vielfach durch Tapeten verdrängt wird. Das Tafelwerk und den Fußboden reibt man wöchentlich einige-

Digitized by Google

mal mit Citronensaft oder mit der Pompelnuß, was nicht blos zur Säuberung dient, sondern auch die Luft erfrischt und angenehmen Geruch verbreitet. Die Betten der Schlafzimmer bestehen aus Matratzen mit einem leichten Federkopfkissen. Das große Himmelbett ist mit einer leichten Gaze umgeben, um die Mosquito's abzuhalten. Jedes erwachsene Familienglied besitzt seine eigenen Zimmer. — Sowohl bei dem männlichen als auch bei dem weiblichen Geschlecht aller Klassen findet man eine bleiche gelbliche Gesichtsfarbe, obgleich sich die höheren Stände, unter denen man viele reizende weibliche Gestalten bemerkt, nie den Strahlen der Morgen- oder Mittagssonne aussetzen. Auch die blühendste europäische Gesichtsfarbe ist bereits nach drei- bis viermonatlichem Aufenthalt spurlos verschwunden. In den vornehmeren Familien fand ich durchgehends einen hohen Grad von Bildung. Der gewöhnliche Zeitvertreib der Damen besteht in Lectüre. Aber Vergnügen! Vergnügen! ist das ewige Loosungswort dieser südlichen Schmetterlingsnaturen, und ein Ball bildet den Gipfel und Glanzpunkt der Luft bei allen Klassen bis zum ärmsten Neger herab. — Ich wohnte einem Privatballe bei, den der Krösus von Georgetown gab. Der Ball beginnt um zehn Uhr; die Herren müssen in schwarzer Kleidung erscheinen. Bei der Tafel waren die seltensten Gaben der Natur auf dem kleinsten Raume vereinigt. Vom Kap bis zum vaterländischen Rhein hatte die Rebe ihr feuriges Blut gespendet, das vorher in großen Eiskübeln abgekühlt war, der übrigen Speisen und Erfrischungen gar nicht zu gedenken. Wie überall, so trugen auch in dieser glänzenden Versammlung drei Kreolinnen den Preis der Schönheit davon. Früh vier Uhr war der Ball beendet. In weißen Pantalons und weißer Jacke, ein seidenes Halstuch nachlässig um den Hals geschlungen, eilt um eilf Uhr des Morgens der Mann der feinen Welt zu der Königin des Balles, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und auch wohl als Begünstigter bei ihr den Morgenimbiß (Lunch) in kalten Speisen, Früchten und Kuchen zu sich zu nehmen. Bei der Hauptmahlzeit, die am Abend eintritt, muß jeder im Leibrock und schwarzen Beinkleidern erscheinen. Sobald es fünf geschlagen eilt Alles, was auf irgend einen Vorzug Anspruch macht, zur Promenade, „Ring"

Digitized by Google

genannt. Man bedient sich dabei des Gig, eines leichten zweiräderigen Fuhrwerks oder eines Phaëton. Die jüngeren reichen Damen springen auch wohl auf ihre Zelter und begleiten, umschwärmt von tadelhaften und untadelhaften Rittern, ihre im Wagen sitzende Mutter. Der „Ring", zugleich die öffentliche Straße, wird durch eine Allee der reizenden Kohlpalme (Oreodoxa oleracea) gebildet, die sich am Westende der Stadt eine Stunde den Fluß entlang zieht. Dieser Baum hat in der That etwas Zauberisches durch das eigenthümliche Rauschen der Wedel in der bewegten Luft, so wie durch die plötzliche Entfaltung der großen Blüthenbüschel, die, nachdem sie ihre Hülle vernehmbar gesprengt einen förmlichen Blüthenstaubregen durch die mit Wohlgerüchen erfüllte Atmosphäre ausstreuen.

Die Europäer bilden auch hier, wie in allen andern Colonien, die eigentliche Aristokratie und halten sich streng von allen übrigen Misch-Racen abgesondert, wie denn wiederum jedes den Europäern näher stehende Geschlecht mit Verachtung auf die anderen herabschaut. Unter „Kreolen" versteht man alle die, welche von Einwanderern in Brittisch-Guiana geboren sind, die Eltern mögen nun Europäer, Ostindier oder Afrikaner sein. Der Name „Farbige" begreift alle verschiedene Schattirungen in sich, die aus der Vermischung von Europäern mit Afrikanern und Indianern entstehen. Die aus der Vermischung von Europäern mit Negerinnen entstandene Race wird „Mulatte" genannt. Der schönste Menschenschlag ist unstreitig der aus der Vermischung eines Europäers mit einer Mulattin hervorgegangene, in den spanischen Besitzungen „Quarterons" genannt. Die verschiedenen Abstufungen in der Färbung der Misch-Race kann man ziemlich genau ganz einfach mit einem Glas Portwein und einem Glas Wasser darstellen, indem man von beiden die Hälfte in ein drittes leeres Glas gießt. Diese Mischung zeigt die Mulattenfarbe. Füllt man von dieser Mischung ein anderes Glas um die Hälfte und gießt dann wieder gleich viel Wasser hinzu, so erhält man die nächste Generation. Nachdem man dies zehnmal wiederholt hat, ist endlich jede Beimischung der Farbe des Portweins verschwunden und man hat wieder das reine Weiß. Die Farbigen suchen in ihren Gesellschaften und

Digitized by Google

auf ihren Bällen den Europäern möglichst nachzuahmen; aber durch unmäßigen Weingenuß werden die anfänglich beobachteten Formen der feinen Lebensart alsbald durchbrochen und die mit allem Glanz begonnenen Vergnügungen endigen dann in blutigen Köpfen und zerrissenen Kleidern. — Den wilden Tänzen der Neger habe ich oftmals beigewohnt. Die Hauptrolle dabei spielt die Trommel in Form eines Fasses oder hohlen Baumstammes, über welche die Haut einer Kuh, eines Ochsen, einer Ziege oder eines Schafes gezogen ist. Im langsamen Tempo bewegen sich die in weißen Mousselin gekleideten, mit gewaltigen rothen Korallenketten behängten Tänzerinnen mit den Tänzern im Kreise vor- und rückwärts. Aber allmählig steigert sich der Eifer der Musiker. Die Schläge der Trommel, zu der sich meist noch ein Triangel oder eine Violine gesellt, werden immer schneller und heftiger, und in gleichem Maße werden die Tänzer zur ausgelassensten bacchantischen Lust fortgerissen, in der sie unter fürchterlichen Sprüngen, Verschlingungen und Verdrehungen Furien gleichen, bis sie endlich in Schweiß gebadet und den Mund mit weißem Schaum bedeckt zu Boden sinken, damit andere Tänzer das von Beifall-Geheul und Geklatsch der dicht im Kreis gedrängten Zuschauer begleitete Schauspiel erneuern. Der für den Europäer so unangenehme Geruch, welcher sich in der Nähe des einzelnen Negers schon auf fünf bis sechs Schritt verräth, wird bei einer solchen Versammlung zur erstickenden Atmosphäre, in der sich der ganze Olymp sammt den Helden der Vergangenheit und Gegenwart erlustigt. Cicero tanzt mit der Proserpina, Merkur mit der Cleopatra, Nelson schüttelt dem Neptun die Hand, Nero fällt Napoleon in die Arme und Hamlet scherzt mit der Aurora, während Romulus und Remus, Blücher und Wellington dem Jubel zueilen, oder Merkur dem L'hombre, dem Whist und der Spadille sammt der Venus und der Helena zuruft, nach Hause zu kommen. Diese auffallenden Namen schreiben sich noch von der früheren Zeit her, wo es den Besitzern oder Aufsehern der Sclaven oblag, ihren neugeborenen Kindern Namen zu geben, die dann meist aus irgend welcher Erinnerung oder von der gerade vorliegenden Beschäftigung hergenommen wurden. — Noch höher als der Tanz stehen dem Neger die Hahnenkämpfe und

Digitized by Google

die Pferderennen, wobei er seine Wettlust nicht weniger, als die höheren Stände an den Tag legt. Damit verbindet sich die Streitlust und ohne blutige Schlägereien läuft ein solches Schauspiel nie ab. Ich sah in Georgetown ein Pferderennen, dem wenigstens 10 bis 12,000 Neger beiwohnten, welche die gesammte Polizeimacht nicht im Zügel zu halten vermochte. Besänftigende Worte sind bei solchen Gelegenheiten für die Ruhestörer leerer Dunst; besser wirken die anderthalb Fuß langen, an dem einen Ende mit Blei ausgegossenen Stäbe der Polizeidiener, mit denen im Dreiachtel-Tact auf die erhitzten Köpfe losgeschlagen wird. Denn in der Leidenschaft gleicht der Neger dem wuthentbrannten Stier, der blind auf seinen Gegner losrennt. Da unsere Wohnung größtentheils von Negerhäusern umgeben war, so hatte ich Gelegenheit sie vielfach zu beobachten. Es machte mir immer viel Spaß, wenn ich von der Gallerie unseres Hauses herab unsere Nachbaren, denen man am Wochentag gern drei Schritt aus dem Wege geht, des Sonntags in weißseidenen oder mousselinenen Kleidern, duftend wie wandelnde Rosen- oder Jasminstöcke, zur Kirche eilen sah, während sie noch eine Stunde vorher mit dem dampfenden thönernen Pfeifenstummel im Munde, sich nach dem Wetter umsahen. Dies war die komische Seite ihrer Eitelkeit. Aber wahrhaft tragisch wurden die Scenen, wenn ich sehen mußte, wie schrecklich eine entmenschte Mutter oder ein unbarmherziger Vater ihren Sohn oder ihre Tochter mißhandelten, indem sie denselben in blinder Wuth die Kleider vom Leibe rissen, sie bei den Haaren packten, zur Erde warfen und wie ein wüthendes Thier auf dem sich krümmenden und stöhnenden Kinde herumtrampelten, oder indem sie dasselbe an Händen und Füßen gebunden aufhingen und nun mit drei- und vierfach geflochtenem Stricke ohne Wahl geifernd und heulend darauf losschlugen, bis das Blut aus Wunden, Mund und Nase schoß. Noch entsetzlicher sind meist die Prügeleien und ehelichen Zwiste zwischen Mann und Frau oder zwischen zwei eifersüchtigen Nebenbuhlerinnen. Ich habe Kämpfe unter mir auskämpfen sehen, in denen sich die beiden streitenden Furien vollkommen wie zwei wüthende Bulldogs in einander verbissen hatten, und nur dadurch auseinander gebracht werden konnten, daß jede den eingebissenen

Digitized by Google

Muskel der anderen im bluttriefenden Munde behielt, während ein andermal die Tochter der Mutter den Zeigefinger abgebissen und diese jener einen Theil der Brust mit den Zähnen abgebissen hatte. — Die Bewohner des eigentlichen Innern erscheinen nur höchst selten in der Stadt und vermitteln ihren Tauschhandel in der Regel durch die verderbten Küstenstämme, welche gegen Vögel, gezähmte Säugethiere, Hängematten, geflochtene Körbe, Töpferwaaren, Federschmuck, Früchte, Harze ꝛc., europäische Artikel, als Messer, Scheeren, Beile, Aexte, Pulver, Schrot, Kattun, Perlen ꝛc. eintauschen. Leider sind diese handelnden Küstenstämme alle dem Trunke sehr ergeben, so daß sie oft den größten Theil des gelösten Geldes zur Befriedigung ihrer Gier nach Branntwein verwenden. Die diebischen Neger pflegen solch einer Indianergesellschaft, die sich in der Stadt blicken läßt, wohl nachzufolgen, wie der Schakal oder der Geier einer Karavane in der Wüste, und lassen sie nicht aus den Augen, um sich, sobald die Wirkungen des unmäßig genossenen Rums oder Branntweins beginnen, durch List oder auf andere Weise, in den Besitz des übrig gebliebenen Geldes oder der bereits gekauften Tauschartikel zu setzen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt innerhalb der Stadt trieb es mich mit Gewalt hinaus in die näheren und ferneren Umgebungen. Freilich durften meine ersten Ausflüge nur kurz sein, da es mir von meinem Bruder und allen neuen Bekannten zur heiligsten Pflicht gemacht war, mich nicht gleich anfangs den auf den neuangekommenen Europäer so schädlich einwirkenden Sonnenstrahlen auszusetzen. Meine Ausflüge waren daher auf die Dauer von sechs Uhr, wo der Tag anbricht, bis acht Uhr Morgens beschränkt, wo ich jederzeit wieder unter das schützende Dach zurückeilen sollte, um den drohenden Gefahren zu entgehen. Nichts desto weniger mußte ich doch unter allen Passagiren der Cleopatra am frühesten dem gelben Fieber anheimfallen, und die geistige Erregung, in die mich der erste Blick in die neue Welt versetzt hatte, wurde nur zu bald bedeutend gedämpft durch die unsäglichen Qualen und Schmerzen jener schauerlichen Krankheit, der ich in einem Grade verfiel, wie ihn sich die Aerzte seit lange nicht entsinnen konnten. — Mein Bruder

Digitized by Google

und ich hatten den Abend vor dem Ausbruch der Krankheit im Kreise von Bekannten zugebracht. Wohl und munter legte ich mich schlafen. Gegen Morgen weckte mich ein dumpfer drückender Kopfschmerz. Ich hoffte, daß es nach einem Ausflug in's Freie besser damit werden würde. Eitle Täuschung! Kaum mochte ich etwa eine Stunde von Hause abwesend sein, als mein Kopfschmerz sich immer mehr steigerte, wozu sich noch Rückenschmerzen gesellten, während meine Kräfte schwanden. Mühsam schleppte ich mich heim und warf mich in meine Hängematte, wo mich der Bruder bereits halb besinnungslos in der fürchterlichsten Fieberhitze fand. Sogleich wurde der Arzt gerufen. Man verheimlichte mir den eigentlichen Namen meiner Krankheit und versicherte mich, es sei das gewöhnliche Klimafieber, welches ich bald überstanden haben würde. Ich mußte alle zwei Stunden zwanzig Gran Chinin und Calomel als Pulver oder Pillen einnehmen. Mein Bewußtsein schwand indeß schnell dahin und für die folgenden drei Tage fehlte mir nachher jede Erinnerung. Schon am nächsten Morgen hatte man mir den Kopf geschoren und den ganzen Hintertheil desselben, so wie den Nacken in ein großes spanisches Fliegenpflaster gehüllt. Alle Mittel halfen nichts. Das Fieber steigerte sich immer höher und um meine gänzlich aufgeriebenen Kräfte wenigstens noch in Spannung zu erhalten, wandte man die kräftigsten Reizmittel an; ja während des stärksten Fiebers hatte man mir sogar innerhalb zwei Stunden zwei Flaschen Champagner eingeflößt, den ganzen Körper in Eis eingepackt und mit in Eiswasser eingetauchten Tüchern umwickelt. Nichts desto weniger war am Nachmittag des vierten Tages bereits das anhaltende schwarze Erbrechen eingetreten, das in einer kaffeesatzartigen Ausleerung besteht und wodurch sich die beginnende gänzliche Zersetzung der inneren Theile ankündigt. Die Aerzte gaben mich nun als rettungslos auf. Da kehrt einer der Aerzte nochmals zurück, legt mir nochmals die Hand auf's Herz, beugt nochmals das Gesicht zum Munde und findet, daß noch Athem in mir ist. Die medicinischen Mittel werden auf's Neue angewandt, und plötzlich stürzt mir das Blut in einem solchen Grade aus Mund und Nase, daß es erst nach sechs Stunden gelingt, dasselbe zu

Digitized by Google

stillen. „Ueberlebt Ihr Bruder Mitternacht, so können Sie hoffen", so tröstete einer der Aerzte meinen Bruder nach der Stillung des Blutes. Ich überlebte Mitternacht, und war so nach zwanzig Jahren in Georgetown der erste Fall, daß ein vom gelben Fieber bis zum schwarzen Erbrechen Befallener gerettet wurde. — Als ich nachher den ersten Blick in den Spiegel that, erkannte ich mich selber nicht wieder; nein, das konnte ich nicht sein, sondern ein citronengelber hohläugiger Kahlkopf schaute mir in die staunenden glanzlosen Augen; sogar das Weiße des Auges hatte die gelbe Färbung angenommen. Die Genesung steht hier in gleichem Verhältniß mit der schnellen Krankheitsentwickelung. Ungeachtet ich in der ersten Zeit nicht einmal den Arm von der einen Seite zur anderen bewegen konnte und vollkommen wieder gehen lernen mußte, war ich doch nach vier Wochen wieder ziemlich zu Kräften gekommen, wozu neben meiner starken Constitution gewiß auch das Bewußtsein der allgemeinen mir erwiesenen Theilnahme Bekannter und Unbekannter beitragen mochte. Jeden Morgen prangten meine Zimmer mit dem auserlesensten Blumenflor; die saftigsten Früchte lachten mir von allen Tischen in sauber geflochtenen Körbchen entgegen, und kaum war ich so weit hergestellt, als auch jeden Abend die Equipage des Gouverneurs, bei dem ich früher gern gesehen war, vor meinem Hause hielt, um anzufragen, ob ich ausfahren dürfe; — kurz, Alles hatte sich vereint, mich in meiner Krankheit den fremden Himmel vergessen zu machen.

Es war am 23. December 1840, als wir behufs einer Reise in's Innere von Guiana auf einem Dampfboot die etwa vier Meilen breite Halbinsel umfuhren, welche den Demerara vom Essequibo trennt. Erst gegen Mitternacht erreichten wir die sechs Meilen weiter aufwärts auf einem Hügel gelegene Station Ampa, von wo das Dampfboot nach Georgetown zurückkehrte. Von dem Hügel öffnet sich eine sehr anmuthige Aussicht über den Essequibo, die noch erhöht wird durch die gegenüberliegende Landzunge Bartica-Grove, deren freundliche Häuser aus dem Schatten der Palmen und Pisangs in heiteren

Digitized by Google

Farben hervorleuchten. — Als ich am Morgen erwachte, bemerkte ich an zwei Ziegen und mehreren Hühnern blutende Wunden, welche von den vielen in dem alten Stationshause eingenisteten Vampyren herrührten. Ich sah daselbst fast von jedem Balken des morschen Daches mit den Füßen fest angeklammert drei bis vier dieser Thiere herabhängen, die ihren Blutdurst so listig stillen, indem sie während des Aderlasses mit den Flügeln wehen und ihre Opfer dadurch in tiefem Schlaf erhalten. Auch einer unserer Leute wurde davon überfallen und hatte am großen Zehen eine dreieckige Wunde, deren Blut nur mit Mühe gestillt werden konnte. Eigenthümlich ist es, daß die Thiere bei den Menschen fast durchgängig die Zehen ansaugen. — Etwas nördlich vom Stationshause mündet in den Essequibo der kleine Fluß Ampa, an dessen Ufern wir den Schlangennußbaum (Ophiocaryon paradoxum) fanden. Der Kern der wallnußgroßen Nuß gleicht nämlich vollkommen einer zusammengerollten Schlange; selbst der Kopf und die Augen treten deutlich hervor.

Am Christabend gedachte ich lebhaft der lieben Heimath. Während dort vielleicht eine ungestüme Windsbraut den Schnee durch die Straßen trieb, dessen aber die Kleinen kaum achten, wenn die Mütter die vom Christbaum hell erleuchtete Stube öffnen, — saß ich bei der scheidenden Sonne noch spät unter einem blüthenschneeigen Mandel-Ahorn (Pekea) und schaute den letzten Strahlen nach, die ihre reichste Sommerfülle über das Land ausgossen. Wie sich kein Thüringer das Weihnachtsfest ohne den rosingespickten Wecken denken kann, so wenig vermag dies der Engländer ohne den Plumpudding. Einer unserer englischen Begleiter hatte vorsorglich alle Zuthaten dazu aus der Stadt mitgenommen und bereitete den Plumpudding auf's Trefflichste, wodurch er die Eifersucht unseres Koches, eines Negers mit Namen Hamlet, in nicht geringem Grade erregte.

Am folgenden Morgen langte mein Bruder mit den unserer Mannschaft noch fehlenden Steuer- und Bootsleuten an, da man diese bei dem Befahren des Essequibo oberhalb der ersten Stromschnellen und Katarakte nur unter den Anwohnern des Flusses wählen darf, welche nicht allein das Bett des Stromes mit seinen zahllosen labyrinthartigen Kanälen genau kennen, son-

Digitized by Google

dern unter allen Indianern auch allein mit dieser Schifffahrt vertraut sind. Sogleich begannen wir nun, unsere Sachen in die Boote zu vertheilen. Die Instrumente und andere werthvolle Sachen wurden der „Luise", die übrigen Vorräthe, als Mehl, Reis, Schinken, Butter, Zucker, Kaffee, Wein, Branntwein und die Reiseapotheke, der „Victoria", die Fässer mit Pökelfleisch, Salzfisch und Handwerkszeug zwei kleinen Booten anvertraut; die „Elisabeth" enthielt die zum Verpacken meiner Sammlungen nöthigen Gegenstände und Kästchen, mit Tauschartikeln. — Unter dem Abfeuern der Kanonen der Station verließen wir das Ufer mit wehenden Flaggen, unter denen sich vom Stern der Elisabeth lustig die weiße und schwarze Flagge Preußens *) entfaltete, und fuhren den Essequibo aufwärts. Nachdem man Bartica-Grove passirt, wendet sich der Strom bis zur Landzunge Sacarura ungefähr eine Strecke von anderthalb Meilen gegen S. S. O. und verläuft dann zwölf Meilen hindurch ununterbrochen nach S. und S. S. W. Je weiter wir vordrangen, desto üppiger wurde auch die Vegetation des westlichen Ufers, dem wir entlang fuhren, während es sich zugleich an einzelnen Stellen beträchtlich erhöhete. Auf diesen Anhöhen zeigten sich überall freundliche Ansiedelungen Farbiger unter dichten Baumgruppen. Bald aber verschwanden auch diese Niederlassungen, und nur vereinzelt leuchtete uns noch hie und da aus dem saftig grünen Urwald die Wohnung eines Holzhändlers entgegen. Am folgenden Morgen erreichten wir die Landspitze Osterbecke, und damit zugleich die erste zusammenhängende Hügelkette, die hier den Strom bis auf 100 Yards (274 Fuß) zusammendrängt. Zwei große Corials, die am Ufer lagen, gehörten dem Missionar Herrn Youd, der sich uns bald darauf anschloß, um in Pirara seine von den Brasilianern wegen anglicanischer Ketzerei zerstreute Heerde unter dem Schutze von Militairmacht, die ihm vom Gouverneur in Georgetown zugesagt war, wieder zu sammeln.

Bis hieher hatten wir unsere Fahrt auf dem Essequibo

*) Man erinnere sich, daß Herrn Richard Schomburgk's Reise im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen ausgeführt wurde.

Digitized by Google

rasch und ungehindert fortgesetzt; jetzt aber näherten wir uns den Stromschnellen von Aritaka, 6° 9′ N. Br., die wir in einer Strecke von mehr als einer Meile zu überfahren hatten. Unzählige Klippen, riesige Granit- und Gneisblöcke eines über 200 Fuß hohen Hügelzuges durchschneiden hier den Strom, der sich durch die bald engen, bald weiteren Zwischenräume und Spalten des Gesteins mit sinnenbetäubendem Getöse einen Weg bahnt. Eine Menge kleiner Inseln umsäumen diese gefahrvollen Stellen und viele Aeste hieher geschwemmter gewaltiger Bäume ragen nach allen Richtungen über den aufgeregten Wasserspiegel empor. Zahlreiche Gesellschaften von Scharben oder Cormoranen und einzelne schneeweiße Reiher haben diese erstorbenen Bäume zu ihrem Ruheort gewählt, und starren uns mit neugierigen Augen an, bis sie sich unter die großen Schaaren der uns schreiend umschwärmenden Schwalben mischen. An einer der kleinen Inseln legten wir an, um unsere Kähne einzeln und zum Theil mit Hülfe von Seilen über die ersten Schnellen hinweg zu bringen. Als Zeichen für meinen in der Nähe verweilenden Bruder lösten wir unsere kleinen Böller, deren Echo tausendstimmig zwischen den Klippen und aus dem Walde widerhallte. Die bisher so ruhige Insel wird schnell in einen belebten Tummelplatz verwandelt. Die Rationen werden vertheilt; ein reicher Kranz von Feuern beleuchtet die dichte Belaubung; die gewaltigen Schläge der Aexte und Waldmesser dröhnen dumpf durch den Forst und verrathen, daß man sich beeilt, einen Platz zur Befestigung der Hängematten zu ebenen. Kleine angezündete Feuer werfen ihre Schlaglichter auf das zitternde Laub riesiger, von Schlinggewächsen umrankter Stämme, während der weiße Rauch, gleich niedrigen Alabastersäulen, das Laubdach zu stützen scheint. Das mannigfaltigste Leben in diesem malerischen Bild entfaltet sich jedoch um die großen Feuer des Strandes, an denen die gewaltigen Kochtöpfe stehen, die in ewigem Wechsel von den schwarzen nackten Gestalten umkreis't und von Vampyren, die der grelle Schein angezogen, umschwärmt werden. Endlich ist es in unserm Bivouak ruhiger geworden, als auf einer nahe liegenden Insel ebenfalls Feuer auflodert. Es ist Herr Youd mit seiner Truppe, der uns hier erreicht. Tiefer

Digitized by Google

Schlaf senkt sich auf unsere Augenlider; aber schon nach einigen Stunden wecken uns gewaltige Regentropfen und treiben uns wieder aus den Hängematten heraus. Hamlet muß sich bequemen Kaffee zu kochen, der uns erwärmt und erheitert.

Nachdem wir unsere Fahrt fortgesetzt, haben wir eine neue Felsenschranke zu überwinden, und gegen Abend drohte uns im Hintergrunde des Stroms von neuem eine wild aufgeregte schäumende Wassermasse entgegen. Es gilt, eine weite Strecke zu bekämpfen, und es giebt hier Punkte, an deren Ueberwindung selbst der Unerschrockenste verzweifeln möchte. Zu den gefährlichsten Stellen gehört namentlich der Katarakt von Itaballi, ausgezeichnet durch seine Höhe und die reiche Zahl seiner Felsblöcke. Uns bleibt nur die Wahl, entweder die Fahrzeuge auszuladen und das Gepäck auf dem Rücken über die meilenweit aufgethürmten riesigen Steintrümmer zu tragen, was wegen der außerordentlichen Glätte und Ungleichheit der Blöcke eben so schwierig als gefahrvoll ist, oder die Fahrzeuge an Seilen über den Fall hinwegzuziehen. Der letztere Weg wird gewählt. Bei so bedeutenden Fällen bildet die über die dunkele Klippe niedersteigende Wassermasse unten an der Basis gewaltige Strudel- und Wirbelbecken, in denen das entfesselte Element mit wilden Wogen aufbraust und Alles, was es nur fassen kann, verschlingt. Ein breiter Saum des weißen Schaumes bezeichnet die Grenze des verderbendrohenden Aufruhrs der Wogen. Noch schaukelt sich sanft das Boot außerhalb des tückischen Kreises auf der ruhig dahinrollenden Wasserfläche; schon hat es die Mannschaft verlassen; nur der Steuermann steht ruhig und fest, mit kräftiger Faust das Steuer haltend, mit kundigem Blick die empörte Masse überschauend und nochmals den Knoten prüfend, mit dem ein starkes Seil am Schnabel des Bootes befestigt ist, dessen anderes Ende die besten Schwimmer in der Hand halten. Plötzlich springen diese an der äußeren Umsäumung des Wirbels in die Fluthen, tauchen wieder auf und verschwinden, von einer Seitenströmung erfaßt, abermals, bis sie nach langem Kampfe einen über dem Wasser hervorragenden Felsen erreichen. Doch der eigentliche feste Punkt, den sie gewinnen müssen, liegt noch weiter oberhalb; der gefährliche Sprung muß noch einmal

Digitized by Google

gewagt werden. Endlich ist das Ziel erreicht, und ein lautes Geschrei verkündet: Sieg! Jetzt richtet der Steuermann den Schnabel des Fahrzeuges unmittelbar auf den wildesten Strudel und bietet, während die Schwimmer das Seil mit aller Kraft anziehen, all seine Gewandtheit auf, um das Boot in dieser zu erhalten: es ist gelungen, der Scheitel erreicht. Zitternd bewegt sich das Boot noch hin und her: da lenkt es der Steuermann aus dem eigentlichen Sturz und legt es an die Klippe, auf welcher die kühnen Springer stehen. Diese springen blitzschnell hinein, setzen die Ruder mit aller Kraft an und suchen den pfeilschnellen Strom zu durchkreuzen. Auch dies gelingt, und das Fahrzeug mit Allem, was es enthält, ist gerettet. Wehe aber, wenn beim Hinaufziehen des Fahrzeuges der Steuermann dasselbe nicht in gerader Richtung erhalten, wenn beim Durchschneiden des Stromes die Kraft der Ruderer der Strömung nicht zu widerstehen vermochte! Rettungslos fliegt es der Breite nach den Fall hinab, und einzelne jenseits des Wirbelbeckens auftauchende Trümmerstücke verkünden seinen Untergang. Oben auf dem Scheitel des Sturzes steht das Boot im Kampf auf Leben und Tod oft minutenlang fest, wie eingewurzelt, und schon ringt sich der Verzweiflungsschrei aus der angsterfüllten Brust; schon treten alle Muskeln der Kämpfenden durch die übermenschliche Kraftanstrengung sichtbar hervor; starr haftet das Auge des Zuschauers auf dem drohenden Felsen, — erfaßt die sich überstürzende Fluth das Fahrzeug an dem Rande, reißt sie es auch nur einen Zoll breit mit sich dem Sturze zu: keine Macht ist dann im Stande, es vom Untergang zu retten! — Frei aber athmet die beklemmte Brust wieder auf, die Ruderer haben gesiegt, und der Kahn wiegt sich im sicheren Fahrwasser! — — Solche qualvolle Minuten, die über Leben und Tod entscheiden, gingen an diesem Tage nur zu oft drohend an mir vorüber. Und doch hatte dieses rege Treiben, dieser wilde Kampf auch wieder seine höchst anziehenden Seiten. Hier sieht man die braunen schwarzhaarigen Köpfe der Schwimmenden, die auf Augenblicke in den schäumenden Wogen verschwinden und endlich in ein helles Gelächter ausbrechen, wenn ihnen der schlüpfrige Fels die Erklimmung unmöglich zu machen scheint; dort haben Andere bereits

Digitized by Google

eine entferntere Klippe erreicht, wohin ihnen das Seil zugeworfen wird; Andere aber singen unter der schweren Last des Gepäckes, das sie schleppen, und begleiten jeden Fehltritt auf dem Wege über die zahllos zertrümmerten Felsstücke mit Lachen. In dies rege Leben donnert das betäubende Getöse des zornigen Stromes; die heiße Sonne der Tropen steht glühend über diesem wilden großartigen Schauspiel und läßt tausend Regenbogen auf den spritzenden kochenden Wogen erscheinen, während die im Zickzack fliegenden Schaaren neckender Schwalben, die bunten Züge lärmender Arra's und Papageien, so wie die Kolibri's, welche gleich funkelnden Thautropfen in den Blüthenkelchen der zwischen den Felsenspalten wuchernden Haar-Ananas (Tillandsia) und Strauchdruten (Clusia) sitzen, über das Bild einen zauberhaften Reiz verbreiten. Wo sich Spalten oder Risse befinden, die nur eine ungewöhnlich hohe Fluth erreichen kann, da entwickelt sich in der angeflutheten Erde eine üppige Flora. Hunderte von brennend gelben Vochysien und zahllose scharlachrothe Blüthen der rankenden Schlauchküren (Norantea guianensis) umkränzen die düsteren Felsen. In der Nähe dieser Stromschnellen fand ich auch die so allgemein gefürchtete giftige Apfellorsche (Hippomane Manicella) reich mit gelben apfelartigen Früchten beladen, deren Genuß unvermeidlich den Tod herbeiführt; selbst der milchige Saft dieses Giftbaumes ist so stark, daß er schon auf der äußeren Haut Blasen zieht. — Ohne allen Verlust blieben wir übrigens bei dem Uebersteigen der Fälle von Itaballi nicht; denn gerade das letzte, wenn gleich kleinste aller Fahrzeuge, verlangte der Strom mit dem darin enthaltenen Proviant als Opfer; der Steuermann, ein vollendeter Schwimmer, konnte sich indeß noch glücklich retten. Die Fälle von Aharo, mit denen die erste Reihe der Essequibo-Stromschnellen schließt, passirten wir ohne Unfall. Für den erlittenen Verlust an Proviant fanden wir einigen Ersatz durch eine zahllose Menge des Pacu, des schmackhaftesten Flußfisches von Guiana, den die Indianer zwischen den Felsen, wo Netze nicht gebraucht werden können, sehr geschickt, sobald er an der Oberfläche des Wassers erscheint, mit Pfeilen zu schießen wußten.

Bis zu den ersten Stromschnellen waren wir oft von Regen-

Digitized by Google

schauern überströmt worden, jene schienen jedoch die meteorologische Wetterscheide zu sein; denn seitdem fiel kein Tropfen Regen mehr und das schönste Wetter begünstigte ununterbrochen unsere Reise auf dem Essequibo, welcher uns oberhalb der Fälle ruhig seine Wellen entgegen führte. Statt der zahllosen kleinen Inseln, welche ihn unterwärts bedeckten, sahen wir nun überall eine Menge größerer oder kleinerer Sandbänke. Die Indianer begrüßten diese mit Jubel und sprangen, ehe noch die Kähne landeten, ungeduldig in's Wasser, worauf sie nach einer der Sandbänke schwammen, dort im Sande zu scharren begannen und eine Menge Eier von Schildkröten, deren Legezeit grade begonnen, zum Vorschein brachten. Eine leichte wellenförmige Erhöhung der Sandfläche verräth die Stelle des Nestes. Die Eier sind eine wahre Delicatesse. Das Eiweis, welches beim Kochen nicht hart wird, sondern flüssig bleibt, läßt man auslaufen und genießt nur die wohlschmeckende nahrhafte Dotter. Die rohen Dotter mit Zucker und etwas Rum vermischt, ähnelten dem feinsten Marzipan. Außerdem entdeckten unsere Indianer auch hin und wieder in der Nähe des Waldsaumes einige Nester der schmackhaften gemeinen Kamm-Eidechse (Iguana tuberculosa), deren Eier im Geschmack noch die der Schildkröten übertreffen und zu den gesuchtesten Leckerbissen der Colonie gehören. — Da, wo hinter der Kataraktenreihe der Tipuri sich mit dem Essequibo verbindet, erreichen die steilen lehmigen Ufer durchgängig eine Höhe von 10 bis 12 Fuß. Ihr Aeußeres zeigte die durchlöcherte Fläche eines Durchschlags, indem Tausende von runden Löchern die ebene Wand unterbrachen, und ich vernahm von den Indianern, daß sich daselbst die Nester des unter dem Namen Königsfischer bekannten Eisvogels (Alcedo) befänden. Das ununterbrochene Aus- und Einfliegen der Alten ließ vermuthen, daß sie bereits ihre Jungen nährten.

Regelmäßig um vier Uhr pflegten wir auf einer Sandbank einen bequemen Lagerplatz zu suchen. Nachdem die Fahrzeuge befestigt, die Bemannung ausgestiegen war, folgte Jeder seiner Beschäftigung. Die Einen eilten dem Ufer entlang, um Pfähle für die Zelte zu hauen, Andere suchten trocknes Holz für Hamlets Küche, die Jäger nahmen ihre Gewehre, die Fischer theils

Digitized by Google

Bogen und Pfeile, theils Angelschnüre. Plötzlich erklang dann der runde volle Ton des Signalhorns; die dazu gewählten Leute eilten mit Trinkschalen, Töpfen und Schüsseln nach dem Boote, um die Rationen an Reis, Rum ꝛc. zu empfangen; der Koch der Bootsleute kehrte mit seinen ihm dienstbaren Geistern nach seinem großen Kessel zurück, unter dem bereits ein mächtiges Feuer loderte, bis seine gewaltige Stentorstimme, wenn das Essen bereit war, die zerstreuten Farbigen um sich sammelte, damit sie ihren Antheil in Empfang nähmen. Späterhin, als uns Indianer verschiedener Stämme begleiteten, die immer abgesondert von einander ihr Lager aufschlagen, sahen wir des Abends die lodernden Feuer sich nach allen Richtungen hin unter den irdenen Töpfen ausbreiten, die bald eine Kamm-Eidechse, bald ein Fisch, bald ein Affe füllte. War das Wetter gut, so begnügten sich Indianer und Farbige, Pfähle auf der Sandbank zu befestigen und an diese oder an die Bäume des Waldsaumes ihre Hängematten aufzuhängen; wenn aber Regen zu drohen schien, so wuchsen im Nu eine Menge kleiner, mit großen Blättern bedeckter, Hütten empor. Zu diesem regen Treiben der Menschen denke man sich die wilde Großartigkeit der Natur, das ernste Dunkel der Nacht und das freundliche Licht der Sterne. Die Schönheit dieses Gemäldes wird noch gehoben, wenn bei etwas bewölktem Himmel der Mond durch die dunkeln Wolken sein magisches Licht über die Landschaft wirft, den Strom versilbernd und das Walddunkel der düstern Ufer scharf hervorhebend, zu deren Schatten die durch den Rauch roth aufwirbelnden Flammen mit den auftauchenden und wieder verschwindenden Indianergestalten einen grellen Contrast bilden. — Eine solche Scenerie breitete sich am letzten Abend des Jahres vor meinen Blicken aus. Die lebhaften Stimmen, der helle Gesang der Farbigen, ihr ausgelassenes Gelächter verstummte, die regen Gestalten verschwanden, die Feuer erloschen und tiefe Stille trat im Lager an die Stelle des früheren Lebens. Da wurden in meiner Nähe andere Stimmen wach. Dem heiteren Jubel folgten die stöhnenden Klagetöne der verschiedenartigen Ziegenmelker, die auf den emporragenden Zweigen der in den Fluß versunkenen Baumstämme saßen und in denen die Eingeborenen

Digitized by Google

Diener eines bösen Geistes oder Urkunden eines Todesfalles innerhalb des Hauses erblicken. Die mannigfaltigen Stimmen dieser Vögel ließen bald ein schmerzliches „Ha-ha-ha-ha-ha-ha-ha“ ertönen, welches mit hellem vollen Ton beginnt und allmählig bis zum ersterbenden Seufzer hinabsinkt, bald das mit ängstlicher Hast ausgestoßene: „Who-are-you, who-who-who-are-you?“ (Wer bist du, wer, wer, wer bist du?!), bald wieder das dumpf befehlende: „Work-away, work-work-work-away!“ (Arbeite-hinweg, arbeite, arbeite, arbeite-hinweg!), während mich im nächsten Augenblick eine vom tiefsten Lebensüberdruß erfüllte Stimme anflehte: „Willy-come-go, Willy-Willy-Willy-come-go!“ (Wilhelm, komm, laß uns gehn, Wilhelm-Wilhelm-Wilhelm, komm, laß uns gehn!) und eine fünfte seufzte: „Whip-poor-Will! Whip-whip-whip-whip-poor-Will!“ (Schläge, armer Wilhelm, Schläge-Schläge-Schläge-Schläge, armer Wilhelm!) bis plötzlich das kreischende Geschrei eines Affen, der im Schlaf gestört oder von einer Tigerkatze überfallen war, aus dem düstern Wald herübertönte. Durch den Schrei des Affen gewarnt, stimmten alle seine Nachbarn in den Angstruf ein, und der ganze Wald gerieth in Aufruhr; man hörte das Springen der aufgeschreckten Heerden von Baum zu Baum, bis auch dieses Geräusch in der Stille der Nacht erstarb. Bisher hatte ich ruhig allen diesen Tönen gelauscht, dem Fluge über den Wasserspiegel hinschwebender Eulen und Vampyre zugeschaut; jetzt aber schreckte mich ein andauerndes unheimliches Knurren aus meinen Träumereien auf, und ich weckte, da ich in jener Stimme die Nähe eines auf Raub ausgehenden Jaguars zu erkennen glaubte, meinen Nachbar. Als auf meinen Ruf eine Menge unserer Schläfer aus ihren Hängematten sprang, bestätigte das furchtbar im Walde wiederhallende Gebrüll meine Vermuthung. Der Neujahrsmorgen zeigte uns in deutlichen Spuren, auf wie vielfachen Wegen das gefürchtete Thier unser Lager umschlichen haben mochte. Wir begannen den Tag mit Gottesdienst, wobei uns Herr Youd eine treffliche Predigt hielt; die übrige Zeit wurde mit Fischen und Jagen verbracht. Am 2. Januar setzten wir unsere Flußreise fort.

Die Ueppigkeit der Urwald-Vegetation erregte, als wir

Digitized by Google

uns den Arissaro-Bergen näherten, meine höchste Bewunderung. Welche wechselnde grüne Tinten der Belaubung! Welche Pracht des Colorits in den mannigfachen Schattirungen des blauen, gelben und rothen Blüthenschmuckes! Auf den überhängenden Zweigen der gewaltigen Bäume saßen verschiedene goldgrünglänzende Luftspechte (Galbula, Goldvogel) in stille Betrachtung versunken, bis sie mit Gedankenschnelligkeit auf ein sich unvorsichtig nahendes Insect losschossen und dann mit ihrer Beute zu dem früheren Ort zurückflogen, während die rothköpfige Prachtmeise (Tanagra gularis) paarweise, geschäftig und munter durch das über die Wasserfläche hängende Gesträuch hüpfte. Je weniger sich die Goldvögel durch die Nähe der Menschen stören ließen, um so vorsichtiger war der Schlangenvogel (Plotus Anhinga, eine Pelican-Art), der seinen Sitz gewöhnlich auf weit über das Wasser hinausragenden Uferbäumen nimmt, und von da Alles überschauend, lange vorher entflieht, ehe man in Bereich der Schußweite gekommen ist. Geht er beim Schwimmen seiner Nahrung nach, so ragt nur der dünne schlangenähnliche kleine Kopf mit den glänzenden Augen über den Wasserspiegel empor, und er taucht augenblicklich unter, wenn ihm die Luft nicht ganz rein dünkt. Gleich geschickte Taucher sind die Scharben, und an dem unmittelbaren Flußsaum der Sandbänke fanden wir häufig ganze Heerden der Scheerenschnäbel (Rhynchops) vereint sitzen, oder in langen Reihen, mit dem Schnabel die Fläche durchfurchend, hinter einander über dem Wasser hinfliegend. Auch die Seeschwalbe kam häufig vor.

Den 5. Januar erreichten wir die 600 Fuß hohen granitischen Arissaro-Berge, welche sich von Ost nach West erstrecken. Dahinter liegt das bis zu einer Höhe von 1200 Fuß ansteigende Curamucu-Gebirg. Wie die Berg-Ketten dem Auge näher rückten, so dem Ohr der ununterbrochene Donner neuer Kataraкten-Reihen, die wir indeß ohne Verlust überschritten. Den gefährlichsten Fall, den von Waraputa, konnten wir glücklicherweise auf einem Nebenkanal umfahren und landeten so unter dem Gruß aller feuerungsfähigen Flinten an der Mission Waraputa, wo Herr Youd schon vorher eingetroffen war. Die Niederlassung zählt jetzt 30 Häuser und besitzt eine kleine, aus

Digitized by Google

Lehm erbaute und mit einem Thurm gezierte Kirche. Das zweistöckige Wohnhaus des Missionars stand auf dem Vorsprung eines Felsenhügels am Ufer. Unterhalb dieses Punktes drängte sich das tobende Element, weißen Flockenschaum umherspritzend und Verderben bringende Wirbel bildend, durch die rauhen Felsenblöcke und Klippen. Weiter aufwärts breitete ein dichtbewaldetes Insel-Labyrinth einen mit Silberstreifen durchwirkten grünen Teppich über das gesammte Flußbett. Das Haus selbst umgab ein reicher Frucht- und Gemüsegarten, in welchem die Ananas in einer wahren Riesengröße prangte, so daß die schwachen Stengel die mächtigen goldenen Früchte nicht zu tragen vermochten und gestützt werden mußten. Die Blätter der Ananas hatte sich die widerliche Vogelspinne (Mygale avicularia) zur Residenz gewählt und fast an jeder Pflanze sah man das kleine mousselinartige Gespinnst. Daß die Spinne selbst Kolibris verzehrt, bezweifle ich, da ich in ihrem Raubschloß keine Spur davon, auch nicht einmal eine Feder fand. Herrn Youd's Gemeinde bestand aus Karaiben, Macusis, Paravilhanos, einzelnen flüchtigen brasilianischen Soldaten und Hirten vom Rio Branco, die sich hier niedergelassen. Das freundliche einladende Aeußere der Häuser, die musterhafte Ordnung und Sauberkeit, die in dem ganzen Dorfe herrschte, so wie alle die fröhlichen und zufriedenen Gesichter, alles dies machte auf uns einen ungemein wohlthuenden Eindruck, und welche Liebe Herr Youd hier genieße, verkündete die That lauter, als es das eitle Wort vermocht hätte. Die größte Zahl der Bewohner bestand aus Karaiben. Einige Macusi-Familien zeichneten sich vor jenen durch die eigenthümlichen Charaktere aus, womit sie ihren Körper bemalt hatten. Die Männer trugen das Haar kurz verschnitten, die Frauen lang herabhängend. Letztere hatten über den Knöcheln und Waden ihre Beine, über der Handwurzel und dem Ellenbogen ihre Arme handbreit mit blauen Perlenschnüren umwickelt. — Viele Freude machte mir der Schulunterricht. Herr Youd gab der Ueberzeugung anderer Missionare Beifall, daß es fast zu den Unmöglichkeiten gehört, die älteren Indianer auf die Bahn der Gesittung zu führen und sie darin treu zu erhalten. Dagegen fand auch hier der ausgestreuete Same in

Digitized by Google

den Gemüthern des jugendlichen Alters einen fruchtbaren Boden und versprach die schönsten Früchte. Am Sonntag wohnten wir alle dem Gottesdienste bei, und es mußte ein den Körper sehr erschöpfender Tag für den braven Missionar sein, denn er hielt die Predigt zuerst für uns in englischer Sprache, dann für die Macusi-Indianer in ihrer Sprache und endlich noch für die Brasilianer und Kreolen im Kreol-Dutsch (einem Misch-Dialect, der aus Holländisch, Französisch, Englisch und Afrikanisch besteht). Ein Horn rief statt der Glocke die Gemeinde in's Gotteshaus; gespaltene Baumstämme bildeten die Bänke, die Fenster waren Oeffnungen ohne Glas und Laden. Nur wenige der Zuhörer waren ganz, der größte Theil kaum halb bekleidet. Ohne ihre Gesichtszüge im geringsten zu verändern, saßen alle gleich Bildsäulen, das Auge unverwandt auf den Missionar gerichtet, in der kleinen Kapelle. Da nach dem Gebrauch der englischen Hochkirche nur wenig gesungen wird, so wurden die häufigen Pausen in der Liturgie durch einen Leierkasten ausgefüllt, der mehrere Choralmelodien vortrug, bis der sanfte und melodische Gesang der Gemeinde wieder einfiel. Der Häuptling des Dorfes, ein Karaibe, Irai-i, der letzte Nachkomme eines einst sehr berüchtigten Kaziken, saß blau gekleidet auf einem Stuhl mitten in der Kirche; er besaß noch das goldene halbmondförmige Herrscherzeichen seiner gefürchteten Ahnen. Nach dem Gottesdienst besuchten wir die ausgedehnten Felder des Dorfes, die sich durch ungemeine Fruchtbarkeit auszeichneten; ein großes Stück wurde als Gemeingut zur Bestreitung der Ausgaben für die Mission von Allen gemeinschaftlich bebaut. — Am nächsten Morgen besuchten wir in einem Boote den großen Fall von Waraputa, merkwürdig nicht nur wegen seiner Großartigkeit, sondern auch wegen der bedeutenden Menge seiner in den Felsen eingehauenen Hieroglyphen und Bildwerke, die unverkennbar auf eine höhere Culturstufe der Eingeborenen in früherer Zeit hinweisen. Der Katarakt war unstreitig der großartigste, den wir bisher gesehen. Die Wassermasse stürzt sich eine zwölf Fuß hohe senkrechte Felsenwand hinab, und am Fuß des Falles ragen überall gewaltige Granitfelsen, ganz bedeckt mit wunderbaren Figuren und Zeichen, wie verirrte Schwimmer aus dem schwarzen Felsenkessel hervor.

Digitized by Google

Während unseres sechstägigen Aufenthaltes in Waraputa langte daselbst eine Anzahl fremder Macusi-Indianer an, die Tauschartikel nach der Colonieſtadt bringen wollten. Unter ihnen befand sich auch ein armer Knabe, der an der Waſſerſucht litt und hier ſtarb. Die Indianer betrachteten natürlich den Kanaima als die Urſache ſeines Todes. In dem Geiſterglauben der Macuſis, Akawais und anderer Indianer ſpielt dieſer Kanaima eine ganz beſondere Rolle, der als eine unſichtbare, böſe, auch in beſtimmten Perſonen ihren Sitz einnehmende Macht, immer aber als Rächer für eine bewußte oder unbewußte Beleidigung erſcheint. Die charakteriſtiſche Weiſe, daß der Indianer ſeinem Beleidiger nie offen, Auge gegen Auge, entgegentritt, ſondern dieſen ſtets aus dem Hinterhalt überfällt und auf Wegen der Liſt ſeinen Rachedurſt zu ſättigen ſucht, ſcheint mir die weſentlichſte Schöpferin jenes Trugbildes zu ſein, daß den Indianer unabläſſig begleitet, vor dem er ſeine Hütte bei einbrechender Dunkelheit verrammelt und deſſen Nahen er in jedem ungewöhnlichen nächtlichen Geräuſch zu erkennen glaubt. Jedes Gift, ausgenommen das Pfeilgift, iſt Kanaima, ein Name, den auch Jeder erhält, der in ſeinem Rechte gekränkt wurde. Zu den fürchterlichſten Giften gehört beſonders das Waſſy, welches man aus der Zwiebel einer Pflanze bereitet. Dieſe wird nämlich in dünne Scheibchen geſchnitten, welche man darauf an der Sonne trocknet und zu dem feinſten arſenikähnlichen Pulver ſtößt. Treibt den Indianer nun der oft bis zum Wahnſinn geſteigerte Rachedurſt, als Kanaima aufzutreten, ſo verfolgt er ſein Opfer wie die Schlange, die ſich unter dem Laube fortwindet, bis es ihm endlich gelingt, daſſelbe im Schlafe zu überraſchen. Jetzt ſtreut er ihm eine kleine Quantität des Pulvers auf die Lippen oder unter die Naſe, damit der Schlafende es einathme. Ein heftiges Brennen in den Eingeweiden, zehrendes Fieber, verbunden mit unauslöſchlichem Durſt, ſind die Zeichen der Vergiftung und binnen vier Wochen ſtirbt der zum Skelett abgezehrte Kranke unter den fürchterlichſten Qualen. Gelingt es dem Kanaima nicht, auf dieſe Weiſe ſeine Rache zu ſtillen, ſo verläßt er ſein Dorf und ruht und raſtet er nicht eher, bis er ſein Opfer erſchlagen oder mit einem vergifteten Pfeil ver-

Digitized by Google

wundet hat. Von dem Augenblick, wo er das Dorf verlaſſen hat, läßt er ſeine Abſicht offen hervortreten, indem er ſich mit einem Thierfell bekleidet und auf eigenthümliche Weiſe bemalt, iſt dadurch aber für die übrigen Indianer, von denen er ſich losgeſagt, vogelfrei, da es Jeder, der ihm im Walde begegnet, für ſeine Pflicht hält, ihn zu tödten. — Der in Waraputa geſtorbene Knabe war, nach der Vorausſetzung der Indianer auch durch einen Kanaima in den Tod gegangen. Um aber zu entdecken, in welcher Gegend der Kanaima lebt, haben ſie einen ſcheußlichen Gebrauch. Unter einem ſchauerlich eintönigen Trauergeſang wurde nämlich der Knabe nach einem freien Platze getragen, und ein Kreis um die Leiche geſchloſſen, worauf ihr der Vater an jeder Hand den Daumen und kleinen Finger, an jedem Fuße die große und kleine Zehe, ſo wie ein Stück von jeder Ferſe abſchnitt, und dieſe Glieder in einen waſſergefüllten Topf warf, den man auf ein Feuer ſetzte. Mit unverwandten Blicken ſtarrten nun die dämoniſchen kupferfarbenen Geſtalten auf die im Kochen auf und niedertanzenden Glieder, und in dem Augenblick, wo eins derſelben über den Rand des Topfs geſchleudert wurde, ließen ſie ein markdurchdringendes Geſchrei ertönen. Einer der Finger war nach der Gegend hin über den Rand gefallen, woher die Indianer gekommen waren. Daher ihre Meinung, der Kanaima müſſe in ihrem eigenen Dorfe leben. Der Knabe wurde nun, nachdem man ihm Rückgrat, Füße und Arme zerbrochen, wie eine Schlange zuſammengerollt in einen früher einmal eingetauſchten kleinen blechernen Kaſten gezwängt, deſſen Deckel man ſtark mit Wachs verklebte, und in den Wald getragen, wo die Indianer eine kleine Hütte bauten, die Kiſte auf ein Gerüſt in derſelben ſtellten und ein Feuer darunter anzündeten. In Jahresfriſt wollten ſie zurückkehren, um das Skelett abzuholen und in ihrem Dorfe zu begraben.

Von Waraputa aus begleitete uns ein Indianer, der früher (1839) mit meinem Bruder nach London gegangen und von da zu ſeinem Dorfe zurückgekehrt war. Seine Landsleute hatten ihn ſeitdem für einen verächtlichen Lügner gehalten; denn als er ihnen erzählte, daß es dort noch größere Thiere als Jaguare und Kühe gebe, namentlich, daß er eine ungemeine Langnaſe (Elephant) und einen

Digitized by Google

Langhals (Giraffe) von der Größe einer Hütte gesehen habe: da waren seine Freunde kopfschüttelnd aufgestanden und davon gegangen. — Im Laufe des ersten Tages unserer fortgesetzten Flußreise, wo es wieder Stromschnellen zu bekämpfen gab, zogen zwei ungeheure Granitblöcke, der eine von 95, der andere von 65 Fuß Umfang, meine Aufmerksamkeit auf sich. Es fand sich nämlich auf beiden Granitblöcken der täuschende Abdruck eines menschlichen Fußes in einer Stellung, als sei ein Mensch von dem einen Steine zu dem andern gesprungen; der Abdruck des ganzen Fußes, namentlich der fünf Zehen, war in der That überraschend. — Am 18. Januar erreichten wir das 1100 Fuß über den Flußspiegel sich erhebende Twasinki-Gebirge, dessen Ausläufer, der Taquiari oder Comuti, schon aus der Ferne unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Zwei aus der dichten Laubmasse hervorragende mächtige Granitsäulen hatten nämlich ganz das Ansehn zweier Warten einer alten Burgruine; ihre Höhe beträgt 160 Fuß, und an einer derselben finden sich sehr regelmäßige indianische Hieroglyphen. — Als wir eines Abends unseren Lagerplatz jenseits der langen Insel Tambicabo auf einer Sandbank aufgeschlagen hatten, wurde einer unserer Steuerleute beim Holzspalten von einem Scorpion in den Ballen der Hand gebissen. Die Geschwulst war nur unbedeutend, desto entzündeter aber die Wunde, und der arme Teufel klagte und jammerte die ganze Nacht hindurch über stechende Schmerzen in der Brust und in den Schultern. Wir ließen ihn die Wunde häufig mit Laudanum einreiben, worauf der Schmerz sich schon am Morgen legte und er die Hand bald wieder gebrauchen konnte.

Nachdem wir den großen Fall von Ouropocari glücklich hinter uns hatten, thürmten sich im SO. die Maccari-Berge, einzelne malerische Höhen, vor uns auf, und wir konnten das reizende landschaftliche Bild in weiter Aussicht überblicken, indem der breite Fluß wieder einmal einen ununterbrochenen Wasserspiegel bot, dessen Uferumsäumung von zahllosen Palmengruppen gebildet wurde. Wir schlugen am Strand unser Lager auf. Kaum hatten wir uns aber zum Schlafen niedergelegt, als wir erst durch ein unheimliches Rauschen, dem unmittelbar ein fürch-

Digitized by Google

terliches Knattern, wie das von zahllosen Flintenschüssen, und nach einiger Zeit die gewaltigsten Schläge folgten, aufgeschreckt wurden. Die Indianer belehrten uns, dies sei das Gedröhn, welches die zufällig umstürzenden Waldriesen hervorriefen. Wir sahen nun, daß eine kleine Strecke vor uns das Ufer vom Strom unterspült worden und eingestürzt war. Dadurch wurde die ganze dasselbe deckende Vegetation förmlich in wogende Bewegung gesetzt, und unter fürchterlichem Gekrache der zersplitternden und brechenden Aeste zogen die stürzenden gewaltigen Stämme alles, was in ihrer Nähe durch Lianen verbunden war, mit sich in das gräulich verworrene Chaos des Verderbens hinab. Kaum waren wir von unserem Lager aufgebrochen, als auch bereits wieder eine neue Stromschnelle, die von Orotoko, uns eine anstrengende Arbeit bereitete. Eine Menge großer weißer Kraniche wandelten auf den Firsten des Steinwalles umher und nahmen sich unter dem Schleier des Alles vergrößernden Morgennebels täuschend ähnlich wie eine Parthie Indianer aus. Der Morgen auf dem Fluß hat in der Nähe der Katarakten überhaupt einen eigenthümlichen Reiz. In tausend und aber tausend Thautropfen spiegelt sich der erste aufblitzende Sonnenstrahl an den Baumwipfeln, und kaum hebt sich die glühende Kugel über den Ufersaum, so beginnen auch die majestätischen Felsenblöcke gleich gewaltigen Kratern über die Wasserfläche ihre Dampfwolken hinzuwälzen, in denen jeder fern liegende Gegenstand wenigstens um das Sechsfache vergrößert erscheint.

Nach einigen Tagen hielten wir am Fuße der Fälle von Achra-mucra mit ihren wahrhaft großartigen Felsenzinnen und ihren brausenden strudelnden Wirbeln. Von diesen riesigen Granit- und Gneiszinnen, die sich bei einem Durchmesser von zehn Fuß meist vierzig bis funfzig Fuß über die Wasserfläche erheben, glänzten viele wie schwarzer polirter Marmor, und nach ihrem Scheitel zu waren sie in zahllose Zinken und Spitzen zerspalten. Während sie an der einen Stelle gleich einem versteinerten Riesenwalde ohne Aeste aus dem wilden Aufruhr der Wogen emporragen, sind sie an andern Punkten wieder in chaotischer Verwirrung über und aufeinander gethürmt, mit Orchideen, Tillandsien, Cactus, Elusien, niederen

Digitized by Google

Gesträuch und verkrüppelten Bäumen bedeckt. Auf einzelnen Trümmerhaufen bildeten zauberisch schöne Orchideen mit blendend dunkelvioletten Blüthen nebst dem scharlachrothen Epidendrum und anderen Gewächsen einen Kranz um die alternden Gesteine, der malerisch gegen ihre düstern Massen abstach. Die Achra-mucra ist ohne Zeifel einer der interessantesten Punkte des ganzen Essequibo.

Schon seit längerer Zeit waren wir von den Farbigen, wenn sie uns irgend eine schöne Landschaft bewundern hörten, auf eine Beleuchtung hingewiesen worden, die Alles übertreffen sollte, was wir bisher gesehen. So neugierig wir nun auch waren, so hatte immer ein dazu nöthiger Gegenstand gefehlt, nämlich eine etwas hohle Mora, ein Baum, dessen Holz bedeutend fetter ist, als das unserer Kiefer. Als wir nun unser Lager oberhalb der Achra-mucra unter dem Schirmdach riesiger Morabäume aufgeschlagen hatten, kam jubelnd einer der Farbigen herbeigesprungen, um uns zu verkünden, jetzt könnten sie uns die Illumination veranstalten, denn eben habe er eine treffliche Brandfackel gefunden, eine Mora von wenigstens 130 Fuß Höhe und 10 Fuß Durchmesser. Alsbald nach Sonnenuntergang wurde ein Feuer in der Oeffnung am Wurzelhalse des im innern Kern hohlen Baumes angezündet. Es war eine schöne Nacht: der wolkenlose Himmel funkelte in stiller Pracht; kein Lüftchen bewegte die Blätter des Waldes, und der Spiegel des stolzen Stromes glich da, wo der wuthentbrannte Wogenkampf gegen die ruhig auf sie niederschauenden Gesteinzinnen endete, der unbeweglichen, jeden Gegenstand reflectirenden Queckfilberfläche. Das angezündete Feuer mochte etwa eine halbe Stunde gebrannt und die inneren Wandungen der sich bis in den Baumgipfel hinaufziehenden Höhlung ergriffen haben, und gespannt auf den Ausbruch der im Innern lodernden Flamme, standen wir auf einer der höchsten Klippen, vor uns das schäumende Wogenspiel und die düsteren Felsen, neben uns die dunkelen Waldmassen, hinter uns die glatte Fläche des beruhigten Stromes. Jetzt drängte sich aus mehreren Oeffnungen am beginnenden Astwerk des Baumes ein dicker öliger schwarzer Rauch, der in langen gekrümmten Streifen über den Fluß hinzog. Plötzlich

Digitized by Google

fuhren durch die schwarzen Rauchsäulen einzelne zuckende Blitze. Diese wurden immer häufiger, bis sie sich endlich gedankenschnell in eine massige Feuergarbe verwandelten, die eine förmliche Wolke von sprühenden Funken inmitten eines dichten schwarzen Rauchwirbels vor sich her trieb und dann gleich der steigenden Rakete gen Himmel aufloderte. Dieser Moment war eben so überraschend, als großartig, und ein Ruf der Bewunderung lös'te sich aus Aller Brust. Die Wirkungen des grellen Schlaglichtes auf die uns umgebenden wildromantischen Felsenriffe, auf die dumpf tosenden schäumenden Wasserwirbel, dann wieder die grellen Lichtstreifen auf den dunkelbelaubten Riesenhäuptern der nächsten Umgebung, namentlich auf den weithin reichenden Aesten des Feuerschlunds, so wie das durch die Gluth hervorgebrachte zitternde Erbeben seiner Belaubung, das den feenhaft hellbeleuchteten Blüthen der an den Zweigen hängenden Orchideen und Tillandsien den nahen Tod zu verkünden schien, dazu das ruhige Bild der am östlichen Ufer im Wasser sich abspiegelnden Vegetation — kurz, alles, alles vereinigte sich, um hier ein Nachtstück sich entfalten zu lassen, dessen Schilderung nur einem tief poetischen Geiste annährend gelingen könnte. Nach und nach wirbelten von allen größeren Aesten, die ebenfalls hohl sein mußten, Rauchwolken auf, die sich wieder in Feuersäulen verwandelten, so daß die Beleuchtung immer prachtvoller wurde. Wahrlich ein vielarmiger wunderbarer Candelaber! — Endlich krachte ein Ast nach dem andern auf den Boden nieder, bis der Stamm noch allein wie ein gigantischer feuersprühender Schornstein dastand.

Nachdem wir auf dem Strome einige Meilen weiter gegen S.O. vorgedrungen waren, erreichten wir endlich die Fälle von Rappu. Damit waren die letzten Stromschnellen überstiegen, und es lag nun ein ununterbrochener glatter Wasserspiegel vor uns. Wir leerten in vollem Jubel eine Flasche Champagner. Doch in unseren Freudenbecher sollte noch ein bitterer Wermuthstropfen fallen! Eben wollte der Steuermann eines der Boote um eine Klippe herumbringen, beachtete aber einen vom Strom bedeckten Felsen nicht, und das Fahrzeug wurde von der Fluth umgeworfen. Auf den allgemeinen Angstschrei eilte Alles herbei,

Digitized by Google

um die gesunkene und schwimmende Bagage zu retten, was auch glücklich bis auf mehrere Pakete mit getrockneten Pflanzen und Fisch-Skeletten gelang, die der brandende Wirbel bereits verschlungen hatte. —

Am nächsten Morgen gelangten wir nach beinah vierwöchentlichem Kampf mit dem Strom und seinen Kataraften unter 3° 59′ N. Br. zur Mündung des gelblichen Rupununi, eines der Hauptnebenflüsse des Essequibo, der diesem von S.W. her zuströmt. Wir fuhren den Rupununi hinauf und entdeckten an seinem südlichen Ufer eine aus vier Hütten bestehende Karaiben-Niederlassung. In einer der Hütten, deren Boden sich vier Fuß über die Erde erhob, so daß man auf einer kleinen Leiter hinansteigen mußte, saß, mit Flechtarbeit beschäftigt, ein großer stämmiger, roth und weiß bemalter Karaibe. Ungeachtet unsere Parthie mehr als vierzig Köpfe zählte, die alle möglichen Farben an sich trugen und den freien Platz vor der Hütte ganz füllten, so widmete uns der Bewohner derselben auch nicht die geringste Aufmerksamkeit und arbeitete ungestört fort, als sei er der einzige Mensch hier. Als unsere Neger über einen im Hintergrunde sich zeigenden Trupp Frauen, die uns voll Verwunderung anglotzten, in ein Gelächter ausbrachen, warf der Mann einen verächtlichen Blick auf die Lacher und richtete sein Auge sogleich wieder auf die Arbeit. Da ließ ich eine Branntweinflasche holen und zeigte ihm dieselbe. Auf einmal sprang der düstere Gesell auf, wurde gesprächig, nannte uns seine Mattis (Freunde), ließ seine Arbeit liegen, befahl seinen Weibern Pisangfrüchte, Bananen, Yams zu bringen, Hühner zu fangen, die in Menge umherliefen, kurz, zeigte sich so gefällig, wie wir nur wünschen konnten. Als ich eben noch meine Betrachtung über diesen Naturmenschen anstellte, vernahm ich aus dem nahen Walde wunderbare Töne, wie wenn Jemand an mehrere harmonisch gestimmte Glasglocken schlüge. Mein Bruder sagte mir, daß dies die Stimme des Rachenvogels oder Bellbird (Chasmarhynchos carunculatus) sei. Da er sich immer auf die äußerste Gipfelspitze der Bäume außer Schußweite setzt, so konnte ich seiner leider nicht habhaft werden.

Mit der Einfahrt in den Rupununi begann wieder die

Digitized by Google

schreckliche Plage der blutgierigen Mosquitos, die uns seit den Stromschnellen des Essequibo verlassen hatten. Die äußerst zahlreichen Busen des Rupununi erweitern sich landeinwärts zu ansehnlichen Wasserbecken und sind die Tummel- und Leichplätze einer Menge Fische, Kaimans und Wasservögel. Auf den Uferbäumen fand ich eine eigene Art Ameisennester, welche ganz die Gestalt und Größe eines Kürbisses hatten und aus kleinen Blatttheilen nebst Thon gebaut waren. Tausende der kleinen dunkelen Bewohner saßen in einem Neste, das sich meistentheils in den Winkeln der Aeste am Stamme befand, und fielen bei der leisesten Bewegung des Baumes auf den darunter Hingehenden oder den Boden herab. — Bald erreichten wir wieder eine Niederlassung, die von Karaiben und einigen Macusis gemeinschaftlich bewohnt wurde. Die große Hütte der Macusis war eigenthümlich gebaut. Das Dach ruhte nämlich auf vier Lehmwänden, und die kleine Thür war der einzige Aus- und Eingang nicht allein für Menschen und Thiere, sondern auch für Rauch, Licht und Luft. Hätte in der Mitte nicht ein Feuer gebrannt, über dem auf einem kleinen Gerüst Fleisch und Fische ausgebreitet lagen, so würde darin eine egyptische Finsterniß geherrscht haben. — Bei unserer Abfahrt am Morgen sahen wir vor uns am Ufer eine Menge Indianer stehen, welche sich uns in ihrem schönsten Schmucke darstellten. Außer den wirklich malerischen Federmützen der Männer zogen meine Aufmerksamkeit besonders auf sich große Halsbänder von den Hauern des Bisam- oder Nabelschweines (Dicotyles), an denen lange Quasten aus Bälgen des Toucan oder Pfefferfressers den Rücken herabhingen, so wie ihre gewaltigen und zierlich gearbeiteten Kriegskeulen. Die Wunden, welche sie im Kampfe mit diesen Keulen einander beibringen, müssen fürchterlich sein. An dem Handgriff waren sie mit baumwollenen Fäden umwickelt, wie sich zugleich hier auch eine dicke Schleife befand, durch welche sie die Hand stecken, um es dem Gegner unmöglich zu machen, ihnen die Keule im Kampfe aus der Hand zu ringen. Lange baumwollene Quasten hingen als Schmuck herab.

Unseren nächsten Lagerplatz schlugen wir auf einer Sandbank auf, und um das Macusi-Dorf Haiowa bei Zeiten zu

Digitized by Google

erreichen, ließ ich bereits gegen Mitternacht den Steuerleuten das Signal zum Aufbruch geben. Sanft verbreitete der Mond sein magisches Licht, und außer den taktmäßigen Ruderschlägen störte nichts die Todtenstille der Natur. Schon mochten wir einige Stunden gefahren sein, als uns plötzlich durch die drückende Schwüle ein kühler Windzug entgegenwehte, den die Indianer als den erfrischenden Savannenwind willkommen hießen. Dieser oft ungemein heftige Wind ist im Innern ganz das, was an der Küste die kühle Seeluft, da er täglich aufspringt. Gewöhnlich erhebt er sich Abends acht Uhr als sanfter kühlender Nordost, der gegen Mitternacht in seiner größten Stärke als Windsbraut über die Savanne hinfegt, gegen Tagesanbruch allmählig abnimmt und mit Sonnenaufgang plötzlich nach Ost umspringt.

Endlich sollte nach fünf Wochen unser Auge frei und ungehindert über eine weite Fläche hinschweifen. Mit Ungeduld erwarteten wir den Tag, und sobald es anfing helle zu werden, wurde es auch um uns lebhafter. Die Theilnehmer des tausendstimmigen Concerts begannen ihre Stimmen zu versuchen. Das erste Zeichen gab uns das merkwürdig tiefe Brummen der Hokko-Hühner. Bald gesellten sich dazu Stimmen der ganzen Tonleiter aus uns bekannten und unbekannten Kehlen, zwischen denen das gellende Gekreisch und Gepfeife der Affenheerden die Hauptrollen übernommen hatte. Schon wurde die Umsäumung am linken Ufer immer lichter, der kühle erfrischende Wind immer stärker und labender: da verschwand auf einmal aller Baumwuchs, und die weite Savanne trat bis zum Ufer heran. Jetzt wurde gehalten. Rasch klimmten wir an dem steilen Ufer empor: aber unser Auge konnte nicht über die weite Fläche streifen, sondern wurde von dem mehr als sechs Fuß hohen Grase nur noch mehr beschränkt! Nur das isolirt aus der Ebene aufsteigende Makarapan-Gebirge, dessen Riffe und Gräte die aufgehende Sonne eben mit goldenen Reifen umgab, so wie einige andere im fernen Norden und Osten sich terrassenförmig übereinander aufthürmende Bergzüge konnten wir vor dem hohen dichten Grauswuchs wahrnehmen. Daß der erwärmende Sonnenstrahl eine erhöhte Lebensthätigkeit in den Pflanzen hervorruft, verkündete

Digitized by Google

uns bei unserer Rückkehr nach den Booten der balsamische Duft, der die ganze Atmosphäre erfüllt hatte.

Nachdem wir die Mündung des Taraqua (Rewa oder Quitaro der Karten) passirt, entfaltete sich vor uns ein neues, ungemein lebhaftes Bild. Ein Trupp Macusis wollte eben ihr Lager abbrechen und den Strom abwärts in drei Kähnen weiter fahren. Es war das bunte Leben einer Zigeunerhorde. Zwischen grünen Bäumen oder in die Erde getriebenen Pfählen hingen rothgefärbte Hängematten, in denen noch viele der gestrengen Hausherren lagen und aus ihnen gemächlich dem emsigen Treiben der Weiber zusahen, welche die übrigen Gegenstände nach den Booten schleppten. Hier zogen kleine Knaben einen widerspenstigen Affen an einem Beine nach den Kähnen, dort eilte ein kleines Mädchen mit einigen Papageien nach demselben Ziele, und Weiber mit Säuglingen, die in einer um die linke Schulter hängenden Binde saßen, trugen dunkel gefärbtes Kochgeschirr in den freien Händen nach den Fahrzeugen, auf deren Schnäbeln bissige Hunde saßen und uns mit heiserer Stimme entgegenbellten, während hie und da noch aus den Aschenhaufen ausgebrannter Feuer blaue Rauchwölkchen emporstiegen und zwischen der vom Morgenthau getränkten Belaubung des Ufers sich ausbreiteten. Als die Männer uns sahen, sprangen sie eiligst aus ihren Hängematten, setzten ihre schönen Federbarrets auf, kamen an's Ufer, starrten uns mit großen Augen an, und riefen uns ihr „Matti" zu, das wir herzlich erwiederten. Wie uns die Indianer, so staunte ich bald darauf eine Pflanze an, die mir aus einer kleinen Bucht entgegenleuchtete. Es war die prachtvolle Victoria regia mit ihren fünf bis sechs Fuß (!) im Durchmesser haltenden runden Blättern und ihren großen reizenden Blüthen, deren Blüthenblätter von dem äußeren Umkreis nach der Mitte zu aus dem Weiß mit den sanftesten Tinten in ein saftiges Rosenroth übergingen und mit ihren Wohlgerüchen die ganze Umgebung parfümirten. Schnell beugte ich mich über den Rand des Bootes, um eine solche Wunderblüthe zu brechen, doch wie von einer Tarantel gestochen, fuhren meine Hände schnell wieder zurück; denn die dreiviertel Zoll langen scharfen elastischen Stacheln straften meine unbesonnene Eile. Eine

Digitized by Google

Menge Wasserhühner, Enten und kleine Reiher liefen auf den tellerförmigen Blättern umher und machten Jagd auf die vielen Insekten, die sich daselbst versammelt hatten.

Ein schmaler waldiger Saum umzog von jetzt an das nördliche Ufer, dem sich unmittelbar die Savanne anschloß. Das nördliche Ufer dagegen blieb dicht bewaldet. Eben hatten wir eine scharfe Krümmung umfahren, als uns vom Fuße des südlichen, ziemlich dreißig Fuß hohen Ufers die Flagge meines Bruders, der vorausgefahren war, entgegenwehte und sich auf dem Scheitel der Anhöhe Haiowa erhob, wo wir einen Ruhepunkt machen wollten. Nachdem unsere Boote an der Landungsstelle angelegt und wir die Höhe erstiegen hatten, konnten wir die Savanne zum erstenmal überschauen. Zahlreiche Gruppen von Laubbäumen, Gebüschen oder Palmen stiegen hie und da in der ungeheueren gelbgrünlichen Grasfläche empor, gleich Inseln im Ocean, während mitten aus diesem lieblichen Bilde das mächtige isolirte 4000 Fuß hohe Makarapan-Gebirge sich aufthürmte und der Horizont durch die kahle Sierra Pacaraima begrenzt wurde. In der Niederlassung selbst herrschte das regste Leben. Eine Menge Indianer und Indianerinnen drängte sich um eine der Hütten. Es war die weitläufige, nach allen Seiten hin offene Fremdenhütte, in welcher mein Bruder eben damit beschäftigt war, die ihm gelieferten großen Quantitäten Cassadabrot, Pisangs, Yams, Bananen, Hühner, geräucherte Fische ꝛc. zu bezahlen. Gleich einem Tabulettkrämer auf dem Jahrmarkt eines Landstädtchens stand mein Bruder hinter seinem vielfächrigen Kasten, der mit Glasperlen aller Farben, Messern, Scheeren und dergleichen gefüllt war, mitten unter hellbraunen, schön gewachsenen Indianerinnen, die mit lüsternen Blicken die lockenden Perlen anschauten. Fast Alle forderten auch nur Perlen, welche den einzigen Schmuck des Weibes bilden, während der Mann sich mit den buntfarbigsten Federn aus allem Gefieder der Wälder schmückt.

Ohne Zweifel gehören die Macusis, welche die Savannen des Rupununi, Parima, so wie die Bergketten des Paracaima und Canuku bewohnen, zu den schönsten Stämmen Guianas.

Digitized by Google

Ihre Hautfarbe iſt ziemlich licht; ihre Züge haben etwas ungemein Mildes und Angenehmes; dabei ſind ſie ſchlank und wohl proportionirt. Die Männer tragen das Haar faſt durchgängig kurz, die Frauen dagegen entweder in langen Flechten auf dem Scheitel zuſammengewunden, oder ſauber geordnet über Nacken und Schulter herabhängend. Ihre ungemein wohlklingende Sprache hat viel Aehnlichkeit mit der franzöſiſchen, da ſich die größte Zahl ihrer Wörter auf ong, eng, ang endet. Daß ſie eben ſo harmlos und friedliebend, als gefällig, gaſtfreundlich und betriebſam ſind, zeigte ſich während unſeres längeren Aufenthaltes in ihren Niederlaſſungen. Auch zeichnen ſie ſich durch Ordnungsliebe und Reinlichkeit aus. Geſicht und Körper bemalen ſie ſtark mit dem Safte der Färber-Trompetenblume (Bignonia chica, ziegelroth färbend) und der gemeinen Obſtgadel (Genipa americana, ſchwarz färbend); namentlich thun dies die Weiber, welche auch ihr ſchönes, glänzendſchwarzes und ſauber gekämmtes Haar mit Crapöl ſalben. Ohrläppchen und bei den Männern auch die Naſenflügel waren durchbohrt und mit fingerlangen runden Hölzchen oder Rohrſtückchen ausſtaffirt. Bei beiden Geſchlechtern war durch eine Oeffnung der Unterlippen eine Nadel mit der Spitze nach außen geſteckt, wie bei den Karaiben. Der koſtbarſte Schmuck der Frauen beſtand in breiten Perlenſchnüren, welche ſie um Arme und Beine gewickelt tragen, und aus denen ſie ihren Schurz mit zierlichen eckigen Figuren geſtickt verfertigen. Eigenthümlich iſt es, daß ſich hier nur die Frauen mit Malereien auf Werkzeuge, Waffen ꝛc. beſchäftigen. Auch bemerkten die Indianer bei Gelegenheit der Bilderſchrift auf den Steinblöcken, daß dieſelbe vor langer Zeit von den Weibern eingegraben ſei. Die Niederlaſſung beſtand aus zwölf Hütten und etwa ſechzig Bewohnern. Erſtere glichen unſeren kleinen, mit Stroh bedeckten Bauernhäuſern; das runde Dach läuft in eine lange Spitze aus. Im Innern bemerkt man netzartig geflochtene Hängematten, kleine, aus einem Stück Holz in allerlei Thiergeſtalten roh gehauene Schemel, ausgehöhlte Kürbiſſe, die als Waſſerbehälter dienen, einige thönerne Kochgeſchirre und eine Menge geflochtener viereckiger Körbe, als Behälter für Schmuckſachen, etwaige Kleidungsſtücke und dergl. An der Hängematte

Digitized by Google

eines Jeden hängt ein mit Schminke gefülltes Bambusrohr, ein Kamm und ein kleiner Spiegel; letzteres kostbares Stück hat statt der europäischen Einrahmung eine viel dauerhaftere erhalten. Den Hauptbalken der Hütte zieren Rehgeweihe, Jaguarschädel, Adlerfänge und andere Jagdtrophäen, so wie auch die Kriegskeule, das Blaserohr zum Schießen vergifteter Pfeile und die Federmützen; auf den Querbalken liegen zahllose Pfeile und eine Menge Bogen. Alles dies war mit Sauberkeit und Accuratesse gearbeitet. Die gesammten hölzernen Geräthschaften waren zierlich polirt und bemalt, die Waffen mit bunten Federn geschmückt und ihre mit schwarzen oder rothen Zeichnungen ausgestattete Flechtarbeit zeigte die höchste Vollendung. Ueberhaupt trat mit dem Eindringen in das Innere ein regerer Kunstfleiß immer deutlicher und sichtbarer hervor; nur in der Bereitung der Töpferwaaren behaupten die Küstenstämme den Vorrang. In den Hütten brennen hie und da fortwährend, sei es zum Räuchern einer Jagdbeute, oder zum Kochen von Getränk und Fleisch, kleine Feuer; als treue Wächter umlagern diese Stellen knurrende Hunde.

Das Haus, welches man uns zur Wohnung eingeräumt, lag unmittelbar auf dem Scheitel des hohen Ufers und gewährte die unbeschränkteste Aussicht. Schon der nächste Morgen brachte neue Abwechselung in das bunt bewegte Leben unseres Aufenthaltes. Bald nach Sonnenaufgang kam nämlich eine kleine Flotte von Kähnen, bemannt mit Indianern in glänzendem Federschmuck, und diese statteten auf der Vorbeireise nach Georgetown, wohin sie allerhand Tauschartikel bringen wollten, den Bewohnern von Haiowa einen Besuch ab. Nachdem sie aus den Kähnen gestiegen waren, ordneten sie sich in den gewöhnlichen Zug, die Kriegskeule, den Bogen und Pfeile in der Hand, während viele noch ein langes Messer entweder im Gürtel oder an einer baumwollenen Halsschnur zu hängen hatten, klimmten das Ufer empor, gingen, ohne uns eines Blickes zu würdigen, an uns vorüber und auf das Fremdenhaus zu, wo der Häuptling sie bereits mit seinen Leuten erwartete. Man bewillkommte sich, wie dies auch bei anderen Indianern geschieht, durch das Reichen der Hand und den Ausruf: „Matti!“ nur führte man das Gespräch mit

Digitized by Google

abgewandtem Gesicht. Als ich nach der Ursache fragte, erhielt ich zur Antwort, daß sich wohl die Hunde einander ansähen, wenn sie zusammenträfen, aber nicht die Macusis. Kommt irgend ein Macusi im gewöhnlichen Verkehr zu einem andern, so sagt er: „Ich komme", worauf Jener erwiedert: „Bist Du da?" oder: „Kommst Du?" Wird aber ein feierlicher Besuch von Auswärtigen abgestattet, so muß der Besuchende zuerst angeredet werden. Der Häuptling oder Hausherr begrüßt die feierlich und langsam sich nähernden Gäste schon vor der Hausthür und heißt sie dann eintreten. Im Innern bringt die Hausfrau einen Schemel oder ein Stück Holz herbei und der Herr sagt: „Sei da!" worauf der Gast erwiedert: „Ich sage, ja", und Jener nun hinzufügt: „Da ist ein schlechter Schemel, setze Dich!" worauf der Gast fortfährt: „Er ist gut" und noch andere Lobeserhebungen hinzufügt. Diese Begrüßungen und Complimente erneuern sich bei jedem Angekommenen. Dieselben Entschuldigungen und Complimente wiederholen sich, wenn zuerst ein Körbchen mit Cassadabrot und ein Pfeffertopf zum Eintunken des Brotes vorgesetzt wird; eben so bei jedem neuen Gericht. Am Schluß der Mahlzeit sagt der fremde Häuptling, so wie jeder seiner Begleiter zu jedem der anwesenden Tischgenossen je nach Würde und Alter, daß er satt sei und aufhöre zu essen. Geht ein Gast einmal hinaus, so wird er bei seiner Rückkehr eben so bewillkommnet, als käme er eben erst an. Die Unterhaltung wird in einem singenden Tone geführt, und der Erzähler eines Abenteuers der Jagd, der Fischerei oder einer Reise nie unterbrochen. Die jüngeren Indianer geben nur Zuhörer ab und stellen sich, sollten sie die Sache auch schon zwanzigmal vernommen haben, gleich allen Uebrigen höchst verwundert über die erzählte Begebenheit.

Am nächsten Morgen brachten uns die Indianer außer einer Menge anderer Fische auch den im Süßwasser lebenden riesigen Raspelhäring (Sudis gigas). Das ungeheure Thier, welches beinah den ganzen Kahn füllte, maß vielleicht acht Fuß und war sicher gegen 200 Pfund schwer. Dieser Fisch soll auch im Rio Branco, Rio Negro und Amazonenstrom ziemlich häufig sein. Er wird sowohl mit der Angel gefangen, als auch mit

Digitized by Google

Pfeilen geschossen, indem er bei jedem Auftauchen von zahlreichen Bogenschützen eine neue Ladung Pfeile erhält, bis er endlich todt ist. Er hat einen der buntesten Schuppenpanzer, und nicht allein die Schuppen, sondern auch die Flossen schillern und glänzen in den verschiedensten Uebergängen von dunkelgrau, roth und carmoisin. — Wie der Tag voller Interesse begonnen hatte, so sollte er auch schließen. Gegen Abend sah ich vor unserer Hütte im fernen Nordwesten einzelne dunkele Rauchwolken aufsteigen, die ich anfangs wenig beachtete, bis man mich belehrte, daß dort die Jäger einer fernen Niederlassung die Savanne angezündet hätten, um die Rehe aus dem hohen Grase hervorzutreiben. Die Sonne begann eben zu verschwinden; schon färbten sich die schwarzen und an Ausdehnung wachsenden Wolken gelb und röthlich, und bald darauf entfaltete sich ein Nachtbild, das ich nur jenem an der Achra-mucra vergleichen kann. Mehrere Feuer-Colonnen vereinigten sich bald zu einer einzigen, welche sich grell an dem dunkelen Himmelssaum abgrenzte und vor sich die trüben Wolkenmassen, so wie die düsteren Makarapan- und Pacaraima-Gebirge mit graugelben Tinten übergoß, so daß diese wie bleiche Riesengespenster aus der dunkelen Atmosphäre auftauchten. Gleich den Wogen eines ebenmäßig bewegten rothflammigen Oceans, wälzte sich die ungeheure Feuermasse blitzschnell vor dem Winde her, bald an einem unbewaldeten Abhang emporwirbelnd und eben so schnell an der abgewandten Seite wieder verschwindend, bald sich plötzlich in eine Menge kleinerer Ströme zertheilend, die dann gleich gigantischen Irrlichtern umher zu tanzen schienen, während die schwarzen Stellen zwischen ihren Armen Sümpfe, Moräste, Bäche oder eine größere Baumgruppe vermuthen ließen. Doch die Trennung währte nicht lange. Bald hatten sich die zerstreuten Arme wieder vereinigt und setzten von neuem in einem breiten Gluthstrom ihren vernichtenden Lauf unaufhaltsam über Berg und Thal fort, bis sie endlich hinter einer größeren Gebirgsmasse verschwanden. Bisher hatte sich das schauerlich schöne Bild noch immer ziemlich entfernt von uns gehalten; doch auf einmal wälzte sich im Nu der rechte Flügel der mächtigen Lohe näher zu uns heran: die Schlaglichter und Schatten wurden greller, die schwarzen Rauch-

Digitized by Google

wolken schärfer abgegrenzt, damit aber auch ein dumpfes Brausen der in der Hitze zerplatzenden Gräser und Rohrarten hörbar, das sich mit jeder Secunde deutlicher in das betäubende Knallen eines Schlachtgetümmels verwandelte, bis das Ufer des Rupununi dem feindlichen Elemente eine unübersteigliche Schranke entgegensetzte. — Oede und traurig starrte uns mit der Helle des erwachenden Tages die weite Savanne entgegen. Ein schwarzes Leichentuch war über die gestern noch so freundliche gelbgrüne Fläche ausgebreitet, und die entlaubten schwarzen Aeste der Ufer- und Savannenbäume ragten düster in die heiße Luft hinein, während nach allen Seiten hin heftige Wirbelwinde schwarze Aschen- und Staubsäulen mit verkohlten oder halbverbrannten Pflanzenresten zum Himmel emportrieben und Hunderte von Raubvögeln laut krächzend umher kreisten, um die umgekommenen Säugethiere und Amphibien zu verzehren. — Kehrt der Wanderer nach vierzehntägiger Abwesenheit zu der Stätte der Verwüstung zurück, so ist wie durch Zauber das düstere Trauerkleid der Savanne verschwunden und hat sich in die lebensfrischen Farben des europäischen Frühlings verwandelt. Bäume, Sträucher und Grasfluren erscheinen mit einem neuen lieblichen Gewande geschmückt. Die unglaublich schnell Alles überfliegende Flamme hat nur das Laub, nur den Gras- und Rohrhalm vernichtet, nicht aber den Baum, noch auch die Graswurzel, und entsprechend der Schnelligkeit der Vernichtung keimt, knospet und treibt das junge Grün schon nach wenigen Tagen unter der düsteren Decke hervor und verwischt bald die letzte Spur des verheerenden Elementes.

Digitized by Google

Digitized by Google

III.

Reisen

in

Brasilien und den La Plata-Ländern.

Nach

Gardner, Prinz Maximilian von Neuwied, Darwin u. A.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Ich verließ Glasgow am 14. Mai 1836 und schiffte mich am 20. desselben Monats in Liverpool auf der nach Rio de Janeiro bestimmten Barke „Memnon" ein. Für die Reise über den atlantischen Ocean mag die Bemerkung genügen, daß es nicht an Windstillen und Windstößen, nicht an hellem Himmel und prächtigen Sonnenuntergängen, nicht an Haifischen, Wallfischen und fliegenden Fischen, so wie an phosphorleuchtenden Meereswellen fehlte.

Nach einer etwas langen, aber nicht unangenehmen Reise sahen wir mit dem Anbruch des 22. Juli im Nordosten fünf (deutsche) Meilen entfernt das Kap Frio vor uns, und an demselben Tage befanden wir uns im Angesicht von Brasiliens Hauptstadt Rio de Janeiro. Es war Nachmittags, als wir in die Bai von Rio einliefen. Bei der Einfahrt erheben sich auf beiden Seiten, gleich den Säulen eines Thores, kegelförmige Granitberge mit mancherlei sonderbar gestalteten Kuppen und Hörnern, von denen zwei gepaarte Spitzen die beiden Brüder, eine andere der Papageienschnabel genannt wird. Einer der Berge im Süden heißt wegen seiner Form der Zuckerhut (Pao d'Açucar), den Schiffern eine treffliche Landmark; es ist eine fast ganz nackte Granitmasse von ungefähr tausend Fuß Höhe. Gegenüber liegt das kleine, aber wohlbefestigte Fort St. Cruz. Nachdem man das breite Felsenthor passirt, erweitert sich die Bai, und nun eröffnet sich ein Amphitheater, welches an mannigfaltig imponirenden Reizen kaum seines Gleichen auf Erden finden möchte. Im Hintergrunde waldige an einander gekettete Kuppen und Spitzen, an den Ufern romantische Felsparthien mit malerisch zerstreuten Landsitzen und Häusergruppen, ferner die

Digitized by Google

üppige Vegetation der schlankstämmigen Kokospalmen, der Pinien, Aloeen und Cactus, dann, so weit das Auge reicht, grüne Eilande emportauchend aus dem Wasserspiegel, der von unzähligen Kähnen und Gondeln belebt wird, endlich der Hafen mit seiner reichen Mastendecoration und der prächtige Aquaduct der Hauptstadt; dazu die Beleuchtung der Abendsonne, welche zum Abschiedsgruß das azurene Firmament mit Purpurstreifen und die Häupter der Berge mit Rosenkränzen schmückte: gewiß Alles dies müßte selbst den rohesten Menschen mit Entzücken erfüllen. Wir waren eine halbe Stunde unterhalb der Stadt vor Anker gegangen; weiter einzulaufen, ehe die Zollbeamten uns visitirt hatten, war uns nicht vergönnt. Schnell kam die tausendäugig funkelnde Nacht: da stieg plötzlich ein weit ausgebreitetes Heer von Raketen und Schwärmern über der Stadt in die Lüfte, mit Knallen und Puffen zerplatzend; Donnerschläge weckten das Echo der Felsen; die hochgelegenen Klöster San Bento und San Antonio, die Tempel, die Häuser und Paläste entzündeten sich in grünen, blauen und rothen Feuern und Flämmchen — ein in der That feenartiger Anblick, dessen Zauber noch durch den Contrast des dahinter liegenden dunklen Gebirges erhöhet wurde. Musik und Jubel erscholl nah und fern von dem fröhlichen Volke, welches gerade ein Fest feierte. Der sich erhebende Landwind trug zur Erhöhung des Genusses bei, indem er würzigen Duft von Orangen und anderen blühenden Gewächsen über die See wehete, und erst spät bewältigte der Schlummer den Aufruhr wonniger Gefühle.

Am andern Morgen gingen wir an's Land. Die auf einer dreieckigen Landzunge in Westen der Bai gelegene Stadt mit ihrer Umgebung und ihren weißgetünchten Häusern und Kirchen hatte vom Schiffe aus ein anziehendes großartiges Ansehen, Wohlhäbigkeit und Sauberkeit versprechend: aber eine nähere Beschauung verscheuchte die Täuschung. Die langen engen Straßen sind mit Schmutz und afrikanischen Schwarzen angefüllt, welche wir schon überall auf den im Hafen schwimmenden Booten und Kanoes als Bemannung bemerkt hatten. Fast nackend, schwitzend unter ihrer Arbeit und ihren Lasten, verbreiten diese Tausende von Negern einen starken unerträglichen Geruch. Zu den dun-

Digitized by Google

kelen Gestalten der Neger und Mulatten, welche fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, bilden die übrigen gewöhnlich weiß gekleideten Bewohner den grellsten Gegensatz, und wenn die brennende Mittagssonne die letzteren verscheucht, so sieht man nur Schwarze. Die Häuser sind äußerst fest, meist von Granit aufgeführt, in der Regel zweistöckig und weiß angestrichen, mit flach gesenkten Dächern, Balconen und Bogengängen, unter denen die Waaren auf's Zierlichste zur Schau gestellt sind. Die Kaufläden, deren Thüren und Fenster den Tag über meist offen stehen, scheinen von Mulatten oder fast eben so dunkelfarbigen Portugiesen bedient zu sein. Besonders zahlreich sind die Venda's, wo man Lebensmittel verkauft. Die langen Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, so daß die Häuser große viereckige Massen bilden. Sie sind nicht nur enge und schmutzig, sondern auch schlecht erleuchtet und noch schlechter gepflastert, obgleich die Stadt von Gebirgen des herrlichsten Granits umgeben ist. Die Neustadt erstreckt sich in nordwestlicher Richtung und wird von der Altstadt durch einen sehr weit ausgedehnten Platz, den Campo de Santa Anna, geschieden. Außerdem giebt es noch zwei andere große Plätze, nämlich den Theater- und Landungsplatz, auf welchem der von den Vicekönigen bewohnte Palast liegt. Der jetzige kaiserliche Palast St. Christovao ist ein großes unregelmäßiges Gebäude, eine kleine Strecke jenseit der Neustadt. Unter mehreren schönen Kirchen ist eine der bedeutendsten Nossa Senhora da Gloria, welche auf einer gerundeten Höhe in die See ragt. Die kaiserliche Kapelle zeichnet sich durch Glanz aus. Bänke, Stühle und Kanzeln findet man in den Kirchen nicht, für die seltenen Predigten wird eine Eilkanzel aufgeschlagen. In der sogenannten Negerkirche steht ein schwarzer riesiger Götze, den die Neger anbeten. Von den Thürmen ist keiner bedeutend hoch. Zu den übrigen bemerkenswerthesten öffentlichen Gebäuden gehört die Münze, das Opernhaus, das Theater, die Bibliothek mit fast hunderttausend Bänden, das naturhistorische Museum *), das an der Campo de Santa Anna

*) Der interessanteste Theil desselben ist eine reichhaltige Mineraliensammlung, die Kleider und Waffen brasilianischer Urvölker, so wie einige Mumiensärge.

Digitized by Google

erbaute schöne Oberhaus (Camara dos Senadores), am Hafen das Kloster San Bento und die Abtei San Thereza auf einem Hügel neben der Wasserleitung, die eine gute deutsche Meile lang ist und nach der Stadt zu mit prächtigen Reihen doppelter Bogen endigt. Der sogenannte Schloßberg, Norro de Castello, mitten in der Stadt, gewährt eine reizende Aussicht auf diese selbst, so wie auf die Bai und das Gelände jenseits derselben mit der Stadt Nitherohy oder Praia Grande im Vordergrunde und dem hoch emporragenden Orgelgebirge zur Linken.

Rio ist die volkreichste Stadt Südamerika's und zählt 210,000 Einwohner. Diese scheinen angelegentlich darnach zu streben, ihrer Stadt einen europäischen Anstrich zu geben. Die früher gebräuchlichen sonderbaren Trachten sind verschwunden. Kamm und Mantille werden nur noch von einigen, meist farbigen alten Weibern getragen; auch der aufgestülpte Hut und die goldenen Schnallen sind abgelegt. Jetzt kleiden sich beide Geschlechter nach der neuesten Pariser Mode, und bei beiden bemerkt man eine bedeutende Vorliebe, sich mit Edelsteinen zu schmücken. Eine der schönsten Straßen ist die Rua d'Ouvidor, nicht weil sie breiter, reinlicher oder besser gepflastert wäre, als die andern, sondern weil die Kaufläden derselben hauptsächlich mit französischen Modehändlern, Juwelieren, Buchhändlern, Zuckerbäckern, Schneidern und andern Gewerksleuten besetzt und mit einer wahrhaft überraschenden Pracht ausgestattet sind. Es giebt treffliche Lehranstalten, und in einigen derselben wird auch das Deutsche getrieben. Mit Musik beschäftigt man sich sehr eifrig, und das Pianoforte findet man fast überall in den besseren Häusern. Früher war die Guitarre das Lieblingsinstrument, wie noch immer im ganzen Innern des Landes. Da Rio die Hauptstadt des Reiches ist, wo die meisten europäischen Staaten ihre Gesandten halten, so herrscht hier in der feinen Welt ein gländeres Leben, als man vermuthen möchte, und die Gesellschaften und Bälle, die Oper und das Theater nehmen die Aufmerksamkeit eben so sehr in Anspruch, als in anderen großen Städten. An heiteren Abenden findet man zahlreiche Spaziergänger auf der öffentlichen Promenade (Passeio publico), einem großen Garten mit schattigen Gängen. Auch der anderthalb Meilen

Digitized by Google

von der Stadt entfernte botanische Garten wird viel besucht. Die vom Eingang aus hinanführende Allee besteht aus fichtenartigen Keulenbäumen (Casuarina), welche ungeheuren Schachtelhalmen gleichen. In der Mitte des Gartens sieht man mehrere Gruppen von Bambusrohr mit ziemlich funfzig Fuß hohen Stämmen. Auch giebt es dort schon Zimmet- und Gewürznelkenbäume, so wie einige große Brotfruchtbäume. Auf einem Stücke Landes stehen die Theepflanzen, die von dem Großvater des jetzigen Kaisers aus China eingeführt wurden; doch entsprach der Erfolg nicht den Erwartungen. — Von den vielen hier ansässigen europäischen, namentlich englischen und deutschen, Kaufleuten bewohnen die meisten Landhäuser in den Vorstädten. Besonders bevorzugt ist in dieser Art der anmuthige, ein halb Stündchen entfernte Ort Botafogo, dessen Häuser an dem Ufer einer stillen, fast ganz von hohen Bergen umschlossenen Bucht liegen. Unmittelbar hinter den Häusern und fast darüber hangend erhebt sich der gegen zwei tausend Fuß hohe merkwürdige Berg Corcovado, von welchem zwei Drittel seiner östlichen Seite einen senkrechten Abhang bilden.

Rio's Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Portugiesen und ihren sowohl weißen als farbigen Abkömmlingen. Nur die im Lande Geborenen werden Brasilianer genannt, und seit das Land im Jahr 1820 ein unabhängiges Reich geworden ist, hat zwischen den Portugiesen und den Brasilianern, namentlich in den unteren Ständen, stets eine feindselige Gesinnung geherrscht, welche besonders in den inneren Provinzen schärfer hervortritt. Bei jedem Tumult des Innern fallen die armen Portugiesen immer als die ersten Opfer. Nichts desto weniger kommen sie alljährlich zu Hunderten, um ihr Glück in dem Lande zu versuchen, das einst die kostbarste Perle von Portugals Krone war. Die Bewohner Rio's sind im Allgemeinen von kleiner schmächtiger Gestalt und bilden einen auffallenden Gegensatz zu den großen schönen Bewohnern der Provinzen San Paulo und Minas Geraës. Der Brasilianer zeigt sich jederzeit höflich und in den weniger besuchten Landestheilen auch gastfrei. Er ist mäßiger im Trinken als im Essen und ein leidenschaftlicher Schnupfer und Raucher. Letzteres gilt wenigstens vom Militair und den

Digitized by Google

niedern Klassen, unter denen selbst die Weiber rauchen. Die Frauen sind meist klein und in der Jugend sehr anmuthig; später werden sie größtentheils sehr wohlbeleibt, da sie gut leben und sich wenig Bewegung machen. In den großen Städten kommen sie ohne Zurückhaltung zum Vorschein, wenn Fremde ihren Besuch abstatten. Im größten Theile des Innern ziehen sie sich dagegen schüchtern zurück, obgleich es ihnen nicht an Neugier fehlt. Ich habe eine Woche lang in einem Hause gewohnt und nie mehr von ihnen gesehn, als ihre dunkeln Augen, welche durch die Thürritzen der inneren Gemächer lugten.

Die Gesammtbevölkerung Brasiliens wird auf fünf Millionen geschätzt, so daß auf einen Weißen vier Farbige kommen. Mehr als die Hälfte der letzteren besteht aus Negern, die übrigen aus Mischlingen und eingeborenen Indianern. Die Abkömmlinge von Europäern und eingeborenen Indianern heißen in Brasilien Mameluken, die von Europäern und Negern Mulatten, die von Negern und Indianern Caboclos, die von Mulatten und Negern Cabras; Kreolen nennt man hier die Abkömmlinge von Negern. Die Sclaverei herrscht noch überall, und obgleich die Einführung neuer Sclaven durch ein Gesetz verboten ist, so fehlt es doch durchaus nicht an Zufuhr. Der bedeutende Marktpreis ist eine zu mächtige Versuchung. Auch weiß man, daß den Beamten derjenigen Bezirke, wo Sclaven gelandet werden, ein sicherer Gewinn als Lohn der Verschwiegenheit zufällt. Die Behandlung der Sclaven ist im Ganzen mild; auch übersieht der träge und lässige Brasilianer bei seinem Sclaven manchen Fehler, den Leute von lebendigerem und heftigerem Charakter streng bestrafen würden. Bei schwerem Verbrechen übergiebt man den Delinquenten dem öffentlichen Gerichte. Auf den meisten Pflanzungen werden die Sclaven gut versorgt, und ich sah hier des Morgens eine Schaar zufriedener Arbeiter aus ihren kleinen, häufig mit Gärten umgebenen Hütten kommen, wohin sie des Abends ganz behäbig zurückkehren, ohne von der Härte der Arbeit gebeugt zu sein. Die mit leichter Arbeit beschäftigten Hausclaven werden ohne Zweifel noch besser genährt und gekleidet. Auf Besitzungen, wo es an ärztlicher Pflege fehlte, habe ich in dem Krankenhause häufig die Gattin des

Digitized by Google

Eigenthümers als Pflegerin gesehen. Bei alledem muß man mit Sterne ausrufen: „Dennoch, Sclaverei, dennoch bist du ein bitterer Trank!“ Charakter und Fähigkeit der Neger ist bei den verschiedenen Stämmen sehr abweichend. Am edelsten sind die aus den nördlichen Theilen Afrika's, von denen viele arabisch lesen und schreiben. Daß es unter der sittlich verwahrlos'ten schwarzen Bevölkerung immer Einige giebt, die sich durch Bösartigkeit und Lasterhaftigkeit auszeichnen, kann nicht anders erwartet werden. Wie in andern Ländern, so geschehen auch hier in den großen Städten mehr Verbrechen, als in den Ackerbaubezirken. Die Ursache liegt hauptsächlich darin, daß in jenen viel leichter geistige Getränke zu haben sind; doch habe ich unter den zahlreichen Negern Rio's nur selten Betrunkene bemerkt.

Die Umgegend von Rio ist hauptsächlich granitisch. Die Gebirge laufen meist in Ketten ohne bestimmte Richtung, und ihre Spitzen erheben sich zwei bis drei tausend Fuß über den Meeresspiegel. Die höheren Berge, wie der Pik von Tejuca, der Corcovado und Gavea, sind auf der Südseite nackt und schroff, auf der Nordseite allmählig aufsteigend und bis zum Gipfel mit mächtigem Wald bedeckt, obgleich die auf dem Fels lagernde Humusschicht nur sehr dünne ist. Unter dem angeschwemmten Boden der Thäler, welche die Bergketten durchschneiden, liegt ein oft dreißig bis vierzig Fuß dickes Bett von rothfarbigem Thon, und in diesen Thälern hat der Ackerbau seine vorzüglichsten Sitze aufgeschlagen; einige davon, besonders nahe bei der Stadt, hegen zahlreiche Wohnungen, von Kaffee-, Orangen-, Bananen- und Mandiocca-Pflanzungen umgeben. Im Allgemeinen ist indeß der Boden um Rio nicht eben fruchtbar. Nichts desto weniger zeichnet sich die Vegetation durch große Ueppigkeit und Fülle aus, eine Folge von der Feuchtigkeit der Atmosphäre, die reichen Thau in der trockenen, strömenden Regen in der nassen Jahreszeit giebt, vereinigt mit tropischer Sonnengluth. Vor der Lichtung der benachbarten Wälder regnete es fast das ganze Jahr hindurch, und die Gewitter waren nicht nur häufiger, sondern auch heftiger. Jetzt hat sich die Feuchtigkeit so sehr verringert, daß die Stadt selbst eine Ab-

Digitized by Google

nahme an Wasserzufluß verspürt und die Regierung ein weiteres Ausrotten der Wälder nach den Quellen der Wasserleitung hin verboten hat. Vom Mai bis zum September, wo die trockene und die kühle Jahreszeit herrscht, ist das Klima gewöhnlich sehr angenehm.

Meine erste Wanderung unternahm ich längs des Aquaducts. Nachdem man das äußerste Ende des fast eine Stunde langen Laranjeiras-Thales erreicht hat, wird die Ansteigung ziemlich steil. Es war gegen neun Uhr Morgens, und die Sonne warf glühende Strahlen; eine kurze Strecke aber brachte uns in den kühlen Schatten eines dichten Waldes, dessen riesige Stämme von den Wurzeln bis zu den kleinsten Zweigen hinauf mit den buntesten Schmarotzerpflanzen überkleidet waren. Diese Waldreben laufen von Baum zu Baum, fallen von den Aesten auf den Boden herab, winden sich tausendfach verschlungen wieder empor und machen den Weg äußerst beschwerlich. Um Mittag erreichten wir die Fläche, auf welcher das Wasser des Aquaducts aus seiner Quelle geführt wird. An feuchten Stellen zur Seite fand sich die europäische Wasserkresse (Nasturtium officinale), und auf den Felsen wuchsen europäische Moose. Während ich einige Exemplare davon sammelte, entging ich noch früh genug dem Biß einer giftigen Schlange. Ich faßte sie, indem ich eine Handvoll Moos ergriff, das ich aber augenblicklich wieder wegwarf, als ich den gefährlichen Inhalt wahrnahm. — Man genießt von mehreren Punkten der Wasserstraße eine reizende Aussicht in das Unterland. Am Anziehendsten ist die auf den See Rodrigo Freitas. Man blickt gleichsam durch ein weit geöffnetes Thor. Zur Linken liegt der Corcovado, dicht eingehüllt in einen Waldmantel von buntfarbigem Laubwerk, zur Rechten zeigt ein anderer Berg seine schroff abfallende Stirn, bis zum Scheitel hinauf mit einigen Cactusarten und anderen saftigen Pflanzen behaart. Von hier aus erstreckt sich ein langes weites Thal, in dessen Grund der botanische Garten und der See liegt. An dem flachen Ufer des See's erblickt man mehrere von bebauten Feldern umgebene Hütten. Jenseits derselben schimmert der Ocean und sein Gestade mit dem breiten Gürtel von weißem Sand, an welchem sich eine stürmische Brandung

Digitized by Google

bricht. — Gegen sieben Uhr Abends kamen wir zu der Stelle zurück, wo wir unsere Diener, unsere Pferde und die nöthigen Bestandtheile einer Mahlzeit zurückgelassen hatten. Nachdem wir diese eingenommen, war es fast Nacht geworden, und wir warteten behufs der Fortsetzung unseres Wegs noch ein halb Stündchen auf den Mond. Während dem lauschten wir den Tönen der verschiedenen, um diese Zeit thätigen Thiere. Am lautesten macht sich der Grobschmied Frosch; jeder Ton desselben klingt wie der Schlag eines Hammers auf einen Ambos, und die Töne seiner Verwandtschaft haben auffallende Aehnlichkeit mit fernem Kuhgebrüll. Dazu kommt das Geschrei der Eule, der gellende Gesang der Heuschrecken und das Zirpen des Grashüpfers, die alle zusammen ein höchst unharmonisches Concert bilden, während die Atmosphäre von unzähligen Feuerfliegen flimmert. Nach dem Aufgang des Mondes brachen wir auf, doch ließen uns die dunkelen Schatten überhängender Bäume und die düsteren Wolken nicht viel von seinem Lichte zufließen. Als wir aus dem Walde auftauchten, sahen wir nach Norden hin eine gethürmte Masse der schwärzesten Wolken, aus denen flammende Blitze zuckten. Dies dauerte so fort, bis wir nach zehn Uhr in unserer Wohnung anlangten, und gleich darauf entlud sich das Ungewitter mit wüthendem Sturm und Regen.

Nahe am Meer, ungefähr drei Meilen von der Stadt entfernt, erhebt sich der Gavea oder Marssegel-Berg, sogenannt wegen seiner viereckigen Form und den englischen Seefahrern als „Lord Hood's Nase" bekannt. Er hat einen flachen Gipfel und erhebt sich zweitausend Fuß mit fast senkrechtem Abfall auf der Meeresseite. Wir besuchten einen Franzosen, der eine kleine Kaffeepflanzung besitzt. Der Weg windet sich um den Gavea und endet an einem kleinen Salzwassersee, über den wir in einem morschen Kahne hinüberfuhren. Von da ging es über ein flaches, zum Theil bebautes Wiesenland und an mehreren Hütten vorüber dem Hause zu. Am Fuße des Berges trafen wir auf eine wandernde Gesellschaft kleiner schwarzer Ameisen. Es war eine Heersäule von mehr als sechs Fuß Breite und ungefähr dreißig Ellen Länge, und man kann sich daraus einen Begriff von ihrer ungeheuren Anzahl machen. Ehe wir den

Digitized by Google

Berg erstiegen, sahen wir seitwärts vom Wege den Fall des Tijuca. Ein großer Bach ergießt sein krystallhelles Wasser über zwei sanft sich hinabsenkende, gegen hundert Fuß hohe Felsmassen und wird unten von einem weiten Becken aufgenommen. In der Dämmerung erreichten wir den Gipfel des Berges und übernachteten in dem Hause. — Am folgenden Morgen erstiegen wir einen andern gegenüberliegenden Berg, den Felsen Bonita. Auf dem Wege dahin sahen wir große Kaffeepflanzungen. Die Bäume stehen in Zwischenräumen von sechs bis acht Fuß. Man verpflanzt die Schößlinge, wenn sie ungefähr einen Fuß hoch sind, läßt sie aber nicht höher als zehn bis zwölf Fuß wachsen, so daß der Gipfel erreichbar bleibt. Man hält alljährlich drei Ernten und große gesunde Kaffeebäume können acht bis zwölf Pfund geben; der Durchschnittsertrag aber wechselt zwischen anderthalb bis drei Pfund. Die reifen Beeren sind von der Größe und Farbe der Kirschen. Man läßt sie an der Sonne trocknen und löst dann die gedörrte Schale entweder in Mühlen oder in großen hölzernen Mörsern. Es giebt nichts Schöneres als eine Kaffeepflanzung in voller Blüthe. Die Bäume blühen zu gleicher Zeit, aber nur vier und zwanzig Stunden. In der Ferne erscheint eine solche Pflanzung wie ein Schneefeld, und die Bäume verbreiten den köstlichsten Wohlgeruch. Eine bedeutende Strecke des aufsteigenden Weges war mit bitteren Orangenbäumen besetzt, deren Schatten nicht minder angenehm ist, als ihre Frucht erquicklich; denn ihr etwas bitterer Saft hat durchaus nichts Unangenehmes. Die Brasilianer nennen sie die wilde Orange; doch ist sie jedenfalls nicht einheimisch. Auf dem Gipfel des Bonita sahen wir eine Masse lilienartiger Gewächse und auf deren Zweigen eine allerliebste Schmarotzerpflanze (Epidendrum) mit rosenfarbigem Blumenwuchs. Außerdem fanden wir zwei Gattungen der Trichterfungen (Echites), die eine mit großen veilchenblauen, die andere mit gleich großen weißen trichterförmigen Blumen. Am Rande eines Abhangs prangte mit großen rosenrothen Blumen die prächtige Cattleya labiata. Später wurde der ganze Berg in Wolken gehüllt, und indem der Nordwind diese an uns vorüber trieb, sahen wir ganz deutlich die kleinen Bläschen, aus denen sie zusammengesetzt waren.

Digitized by Google

Einen weiteren Ausflug machte ich nach dem Orgel-Gebirge. Die Gipfel dieses Namens gehören zu einer ungefähr zwölf Meilen nördlich von Rio nach verschiedenen Richtungen hinstreichenden Gebirgskette, die sich von Bahia bis nach S. Catharina unter 29° S. Br. erstreckt. Der Name entstand aus der Aehnlichkeit der allmählig übereinander emporsteigenden Gipfel mit den Pfeifen einer Orgel. Ein Engländer Namens March besitzt hier eine Meierei für Pferde- und Maulthierzucht und einen großen Garten, der den Markt von Rio mit europäischen Küchengewächsen versorgt. Auf mehreren dort erbauten Hütten verleben englische Familien aus Rio die heißen Monate. Herr March nimmt auch Gäste in sein eigenes Haus. Man legt ein Drittel des Wegs zu Wasser zurück, den übrigen Theil auf Maulthieren, die von dem Grundbesitzthum (Fazenda) herabgesandt werden. Herr March, der zufällig in Rio Geschäfte gehabt, begleitete mich nebst einigen englischen Kaufleuten auf meiner Reise. Das Boot, in welchem wir uns einschifften, gehörte zur Klasse der Faluas, deren man sich zum Gütertransport und zu Lustfahrten bedient. Sie haben sechs Ruderer und einen Steuermann oder Patron, welcher gewöhnlich ein Portugiese ist. Die beiden Masten tragen ein großes Segel. Das Hintertheil ist überdeckt und mit Vorhängen verschlossen. Die rudernden Neger, meist kräftige Leute, erheben sich bei jedem Ruderschlage, während sie ihre Bewegungen mit einem melancholischen Gesange begleiten. Wir hatten einen entzückenden Tag gewählt und ein frischer Seewind wehte uns liebliche Kühlung zu. In Piedade bestiegen wir die uns erwartenden Maulthiere von Herrn March's Fazenda. Indem wir uns über eine flache sandige und stellenweis sumpfige Ebene bewegten, die mit niedrigen Bäumen und Blüthensträuchen bedeckt war, gelangten wir nach Mags, einer kleinen Stadt, die bedeutend viel Mandiocca-Mehl (Farinha de Mandiocca s. Cassava) nach Rio ausführt. Auf dem Wege von da nach Frechal, wo wir übernachteten, begegneten uns lange Züge von Maulthieren, die, mit allerlei Producten beladen, aus dem Inneren kamen. Die Ladung bedeckt man zum Schutz gegen die Witterung mit Ochsenhäuten. Frechal ist ein kleines, aus einigen vereinzelten Häusern bestehendes

Digitized by Google

Dorf. Wir nahmen unser Nachtquartier in einer Venda, wo das Gastgemach, da es ringsum mit Betten besetzt war, einem Saale in einem Krankenhause glich. Mit Tagesanbruch machten wir uns wieder auf. Etwa eine halbe Stunde von Frechal beginnt die Ersteigung des Gebirges. Der drittehalb Meilen weite Weg bis zu der ziemlich drei tausend Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Fazenda ist durchgängig schlecht und stellenweis äußerst steil, so daß man ihn eher dem Bette eines Bergstromes als einem Saumpfade vergleichen möchte. Es geht ununterbrochen durch einen prachtvollen Wald, der aus verschiedenen Arten von Palmen, Lorbeeren, Feigen, Cassien, Trompetenblumen (Bignonien), myrtenartigen und anderen blühenden Sträuchern bestand. Bei uns werden die Bäume durch gesellschaftlich beisammen wachsende Bäume gebildet; in tropischen Ländern sieht man dagegen nur selten zwei Bäume von einerlei Gattung bei einander: so groß ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Arten. Um viele Bäume winden sich Kletterpflanzen, deren Stengel häufig dicker sind, als die Stämme, welche sie umschlungen halten. Dies gilt besonders von einer Art wilder Feige. Sie läuft an einem Baum hinauf und streckt alle zehn Fuß auf jeder Seite eine dicke Ranke aus, welche sich fest um den Stamm schlingt. Da der Feigenbaum und seine Ranken mit der Zeit an Größe zunehmen, so wird der Druck endlich so groß, daß der stützende Stamm in der Umarmung des Schmarotzergewächses abstirbt. Mehrere Schlingpflanzen sind zusammengedreht und hängen wie große Seile von den Baumzweigen herab, andere wiederum sind flach und zusammengedrückt wie Bänder. Zwei der schönsten Kletterpflanzen sind die große trompetenblumige Solandra (grandiflora), welche die größten Waldriesen prachtvoll schmückt und eine Fuchsia (integrifolia), die häufig bis zu einer Höhe von sechzig bis hundert Fuß emporklettert und dann in den herrlichsten Guirlanden wieder herabfällt. Die verschiedenen Lorbeerarten blühen im April und Mai, wo sie die Luft mit dem Gewürzduft ihrer kleinen weißen Blüthen erfüllen. Wenn die großen Cassien sammt den Bäumen von der Melastoma-Gattung in Blüthe stehen, so bilden die Wälder in der Fülle dieser Blumen fast eine einzige Masse von Gelb und Purpurroth. Mitten

Digitized by Google

darunter erhebt sich eine Art Seidenwollenbaum (Chorisia speciosa), welcher mit den tausend großen fleischfarbigen Blumen seines kugeligen Wipfels im Gegensatz zu dem Grün, Gelb und Purpurroth der umstehenden Bäume einen herrlichen Anblick gewährt. In der Mitte des Gebirges giebt es reichlich Palmen und Baumfarren, letztere bis vierzig Fuß aufsteigend. In einer Höhe von etwa zwei tausend Fuß findet man eine große Bambusart. Die Stengel dieses ungeheuren Grases haben häufig achtzehn Zoll im Umfang und werden funfzig bis hundert Fuß hoch. Ihre Spitzen bilden eine anmuthige Krümmung nach unten.

Wir erreichten die Fazenda noch am frühen Vormittag. Das Klima ist hier weit kühler als in Rio. Während der Monate Januar und Februar giebt es fast täglich Gewitter. Sie kommen sehr regelmäßig in der vierten Nachmittagsstunde und lassen einen erquicklich kühlen Abend zurück. Die Berge bestehen aus Granit, und unter dem angeschwemmten Boden der Thäler liegt eisenhaltiger Thon, wie um Rio. Herrn March's Besitzthum ist größtentheils noch mit Urwald bedeckt. Der gelichtete Theil enthält Weideland und mehrere kleine Meiereien zum Anbau von Mais, wälschen Bohnen und Kartoffeln. In einem großen Garten neben dem Hause des Herrn March werden fast alle europäischen Früchte und Gewächse gezogen. Man sieht hier neben einander Weinreben, Pfirsiche, Oliven, Feigen-, Apfel-, Quitten-, Birn-, Orangen- und Paradiesfeigenbäume. Die Früchte der letzteren beiden Bäume kommen jedoch wegen der Kälte selten zur völligen Ausbildung. Außerdem gewinnt man reichliche Ernten von Blumenkohl, Kopfkohl, Spargel, Artischocken, Rüben, Erbsen, Zwiebeln, und bringt dergleichen wöchentlich nach der Hauptstadt. — Es war Christtag als wir ankamen, und wir fanden daher alle Sclaven der Besitzung, ungefähr hundert an der Zahl, mit neuen, am Tage vorher empfangenen Kleidern angethan und zu einem Feiertanz vor dem Hause versammelt. Des Abends wurden mehrere, die gut angeschrieben waren, in's Haus gelassen, wo ich ihre Tänze beobachten konnte. Am meisten gefiel uns eine Art Mimentanz. Ein junger Mann beginnt nämlich vor der Hausthür eines Padre (Geistlichen) zu tanzen und seine Viola, eine Art Guitarre, zu spielen. Der

Digitized by Google

Padre hört den Lärm und schickt alsbald einen Diener hinaus, um zu erfahren, was vorgeht. Dieser fragt den nach seiner eigenen Musik tanzenden Musikanten im Namen des Herrn, was diese Störung bedeuten solle. Der Musikant erwiedert, daß er durchaus keine Störung mache, sondern nur einen neuen Tanz aus Bahia probire. Der Diener fragt, ob es ein hübscher Tanz sei. „O sehr hübsch", entgegnet der Andere, „willst Du ihn nicht versuchen?" Der Diener klatscht in die Hände mit dem Ausruf: „Der Padre gehe schlafen!" und schließt sich augenblicklich dem Tanze an. Dasselbe wiederholt sich, bis des Padres sämmtliche Diener, Männer, Weiber und Kinder, gegen zwanzig Personen, alle zusammen sich vor dem Hause im Tanze drehen. Zuletzt erscheint der angebliche Padre in einem großen Poncho oder Oberkleid, einem breitrandigen schwarzen Strohhut und einer langbärtigen Maske und fragt, was das für ein Lärm sei, der ihn hindere, sein Abendbrot zu verzehren. Der Musikant tischt ihm seine Geschichte auf und weiß ihn nach vieler Ueberredung dahin zu bringen, daß auch er sich unter die Tanzenden mischt. Er tanzt ein Weilchen eifrig mit, aber die günstige Gelegenheit wahrnehmend, zieht er plötzlich eine Peitsche unter seinem Rocke hervor und peitscht die ganze Gesellschaft vom Platze fort.

Während meines Aufenthalts auf Herrn March's Fazenda besuchte ich in Gesellschaft eines Engländers einen Brasilianer Namens Joaquim Paulo, der zwei Meilen davon ein kleines Besitzthum hat. Da es ziemlich Mittag war, als wir ankamen, so wurden wir zu Tische geladen, und ich lernte bei dieser Gelegenheit die Haushaltung eines brasilianischen Landhauses kennen. Das Mittagsmahl war kräftig und sauber, doch hatte man die Gerichte nach Landessitte bedeutend mit Knoblauch gewürzt. Den Tisch bedeckte reines Linnen; an dem einen Ende desselben lag ein Haufen Mandioccamehl, an dem entgegengesetzten ein Haufen Maismehl. Auf einem dieser Haufen stand ein großes Gericht gekochter Bohnen mit einem Stück Schweinefleisch, auf dem andern ein Gericht von gebratenem Geflügel; auch hatten wir gebratenes Schweinefleisch und Blutwurst. Von diesen Gerichten und Haufen nahm sich Jeder selbst. Als Gemüse gab es ein Gericht der Kohlpalme, äußerst weich und fast wie

Digitized by Google

Spargel schmeckend. Während der Mahlzeit wurde Jedem von uns ein Becher portugiesischen Weins gereicht und zum Schluß verschiedenes Zuckerwerk aufgetragen. Außer uns selbst nahm nur der Wirth mit zwei Söhnen Theil am Mahl. Seine Frau und seine Töchter bekam ich erst zu sehen, nachdem ich das Haus mehrmals besucht. Die beiden Mädchen waren ziemlich hübsch, konnten aber weder lesen noch schreiben. Der Vater wollte dies nicht, weil er fürchtete, sie möchten Romane lesen und Liebesbriefe schreiben. Er selber war ein eingefleischter Jäger und trefflicher Schütze und hatte schon mehr Tapire erlegt, als irgend Jemand in der Umgegend. — Nach einem anderen vier Meilen weit entfernten Landgut wurde ich von der Besitzerin eingeladen, welche mich bat, ihre kleine Tochter zu sehen, die einige Tage vorher an Schlagfluß und Lähmung erkrankt war. Bei meiner Ankunft im Hause der Dame, vernahm ich, daß ihre Tochter bereits gestorben. Die Leiche lag in einem Sarge in einer hübschen, zu dem Besitzthum gehörigen Kapelle, wo das Kind begraben werden sollte, sobald der zehn Meilen entfernte Padre eingetroffen war, den man stündlich erwartete. Zur Tafel hatten sich viele Verwandte und Nachbarn versammelt. Ehe angerichtet war, schaukelte sich die älteste Tochter, ein ziemlich einfaches Mädchen, in einer Hängematte, die in einer Ecke des Speisezimmers hing. Als Beispiel, wie früh sich in Brasilien die Frauen verheirathen, will ich erwähnen, daß unsere Wirthin erzählte, sie sei in ihrem zehnten Jahre schon Gattin, in ihrem eilften schon Mutter gewesen. Sie hatte jetzt in ihrem fünf und vierzigsten Jahre fünf und zwanzig Entbindungen, darunter zehn Fehlgeburten gehabt.

Die Thiere, welche die ungeheuren Wälder des Orgelgebirges bewohnen, sind vielleicht eben so mannigfaltig als die Pflanzen. Dazu gehört der größte südamerikanische Vierfüßler, der Tapir, ein Rüsselthier, nicht größer als ein sechs Monate altes Kalb, aber mit kürzeren Füßen versehen. Der Jaguar war früher sehr gewöhnlich; doch gegenwärtig geschieht es nur selten, daß man bei Nacht sein Geschrei hört oder Rinder und Schafe von seiner Raubsucht leiden. Dagegen sind die Wälder reich an einer schönen Art der wilden Katze (Felis pardalis);

Digitized by Google

auch Affen giebt es im Ueberfluß. Zuweilen findet sich das Faulthier; obgleich träger in seinen Bewegungen als die meisten anderen Vierfüßler von derselben Größe, springt es doch sehr schnell von Zweig zu Zweig, sich dabei stets mit Beinen und Füßen anhängend. Ein hübscher kleiner Hirsch (Cervus nemorivagus) und das Bisamschwein sind das Wild, das die Jäger häufig in die Wälder lockt. Eine Art Beutelthier (Didelphis Azarae) ist eben solche Pest für die Hühnerställe wie bei uns der Fuchs. Es hat ein äußerst zähes Leben und steht wieder auf und läuft davon, wenn man ihm jeden Knochen zerschlagen zu haben glaubt. Unter den Vögeln werden besonders einige Wachtelarten, Rebhühner und fasanenartige Baumhühner (Jacu, Jacutinga u. a. m.) ihres Wohlgeschmackes wegen geschossen. Unzählig sind die Gattungen der Eidechsen, Kröten und Frösche. Diese findet man von der kleinen Laubgattung an, die nicht mehr als einen Zoll mißt, bis zu den Sumpffröschen, die fast groß genug sind, einen Hut zu füllen. Vor dem Beginn eines Regenwetters machen sie einen wahrhaft betäubenden Lärm. Den Tag über schwärmen prächtige Schmetterlinge in der Luft, und an den Aesten der Bäume hängen Wespennester. Wo der Wald sich lichtet, sind Blätter und Blumen der Büsche mit Diamantkäfern und ähnlichen Insekten besäet.

Eines Morgens machte ich mich in Begleitung von vier Negern auf, um die hohen Gipfel des Orgelgebirges kennen zu lernen. Eine Stunde Wegs brachte uns in den Wald. Es ging nur langsam vorwärts, da einer der Schwarzen erst durch den Bambus und das Gesträuch Bahn machen mußte. Einige Bambus hatten gegen sechs Zoll im Durchmesser und ihre Höhe konnte achtzig bis hundert Fuß betragen. Wir traten bei jedem Schritte hübsche krautartige Farren und schönblumige Begonien (Salatgurken) nieder. Die Stämme der großen Bäume waren mit Ananas-Arten, Stocklilien, Farren und einer Kletterart der Begonia bedeckt. Hier und da hing von Fels oder Baum eine mit hundertfachem Rosenroth geschmückte Cactusart (C. truncatus) herab. Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir eine Stelle an einem kleinen Flusse, wo ich zu übernachten beschloß. Während die Schwarzen Holz zum Feuer fäll-

Digitized by Google

ten und das Mahl bereiteten, wanderte ich noch eine Strecke am Ufer hinauf und fand hier in einer Höhe von 4500 Fuß eine reiche Ausbeute seltener und neuer Pflanzen. An einem kleinen Wasserfall gab es eine Fülle der schönen dunkelen rothblumigen Amaryllis. Es war dies ein äußerst anmuthiger Punkt. Das Wasser fiel über drei über einander geschichtete, mit Moos begrünte Granitsimse, von denen jeder etwa acht Fuß hoch war. Oberhalb des Wasserfalles lag eine baumlose Einöde von nacktem Gestein, auf dem nur niedriges Strauchwerk und krautartige Pflanzen wuchsen. Als es dunkelte, kehrte ich zu dem Lager zurück, wo ein hell loderndes Feuer brannte. Der Abend war so lieblich, daß ich die Errichtung einer Hütte für unnöthig hielt und in meinem Poncho gehüllt auf einigen Palmblättern einschlief. — Mit Tagesanbruch setzten wir unsern Weg fort und stiegen längs dem Flußbett an einem sanft sich abdachenden Granitfelsen hinan; an einigen Stellen mußten wir jedoch auf Händen und Füßen kriechen. Dann erreichten wir einen verhältnißmäßig flachen Raum und von hier aus kamen wir wieder in Wald, wo wir zahlreiche Tapirpfade fanden, und diese trugen nicht wenig zur Beschleunigung unseres Fortkommens bei, da wir, um uns einen guten Weg zu bahnen, nur die oberen Zweige abzuhäuen brauchten. Nachdem wir uns durch den Wald hindurch gearbeitet hatten, wanderten wir über ein schiefes Torfmoor. In einer Höhe von ungefähr 6000 Fuß begannen wir dann einen steilen, mit niedrigem Strauchwerk bedeckten Abhang zu erklimmen. Es ging eine halbe Stunde nur langsam vorwärts, bis wir endlich zu dem Gipfel gelangten, wo sich uns eine herrliche Aussicht über eine zahllose Menge kegelförmiger Berge öffnete. Rings um uns dehnte sich ein wahres Blumengärtchen aus. Ueber das nackte Gestein wand sich in voller Blüthe eine liebliche Fuchsia, in den Spalten wuchs eine schöne Amaryllis, und auf allen Seiten prangten Blumensträuche. Die Kühle der Luft und die Ruhe, welche hier oben herrschte, war äußerst erquicklich; kein Laut ließ sich vernehmen, und von der Thierwelt sahen wir nur einige kleine Vögel, die so zahm waren, daß sie uns ganz nahe herankommen ließen. Nur ein einziger Gipfel überragte unseren Standpunkt um drei

Digitized by Google

bis vier hundert Fuß. Allein es trennte uns von demselben eine dicht bewaldete Schlucht, und da bereits zwei Uhr Nachmittags vorüber war, so konnten wir für diesen Tag nicht mehr an eine Ersteigung denken. Ich beschloß daher zur Ausführung dieses Unternehmens hier zu übernachten. Meine Schwarzen wollten jedoch damit nicht übereinstimmen, da es auf dieser Höhe an Wasser mangelte. So mußte ich mich zur Rückkehr entschließen. Gerade als es dunkelte, befanden wir uns wieder auf dem Lagerplatz der vorigen Nacht und am folgenden Tage bei guter Zeit auf der Fazenda.

Eine Woche später besuchte ich die Stelle unseres Nachtlagers noch einmal zum Behuf des Botanisirens. Es war einer der angenehmsten Tage, die ich je genossen habe. Der Himmel zeigte sich ganz unbewölkt und frei von jenem Sommerrauch, der häufig selbst beim schönsten Wetter die fernsten Gegenstände verhüllt. Nachdem ich meine gesammelten Pflanzen in Papier gelegt hatte, streckte ich mich kurz nach sieben Uhr Abends neben dem Feuer auf mein Lager von Palmblättern. Aber kaum war ich in den Schlaf gesunken, als ein herabstürzender Regenstrom mich höchst unangenehm wieder weckte. Es entlud sich eines jener plötzlichen furchtbaren Gewitter, von denen man in den gemäßigten Himmelsstrichen kaum einen Begriff hat. Ich hatte solch ein Wetter noch nie unter freiem Himmel erlebt. Das Leuchten der Blitze, das Rollen des Donners mit tausendfachem Wiederhall im Gebirg unmittelbar über uns, das Brausen des Sturmes in den Bäumen mit dem Krachen morscher Aeste: alles vereinigte sich, eine grausige Scene zu schaffen. In wenig Augenblicken war unser großes Feuer erloschen, unser Lagerplatz überschwemmt. In einer halben Stunde war das kleine Flüßchen neben uns in einen schäumenden Katarakt verwandelt. Mein dicker Poncho gewährte einen nur schwachen Schutz für solche Nacht. Ueberdies umgab uns eine so pechschwarze Finsterniß, daß wir nicht daran denken konnten, unsere Lage zu verbessern. Von halb acht Uhr Abends bis drei Uhr Morgens saß ich in einem unaufhörlich niederströmenden Träufelbad. Gegen drei Uhr begann das Unwetter nachzulassen. Bebend vor Kälte und Nässe, machten wir vergebliche Versuche Feuer anzuzünden; denn

Digitized by Google

das Holz war zu naß. Auf einer Wurzel sitzend und mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, gelang es mir mehrmals, ein Weilchen einzuschlafen, aber vor schauernder Kälte wachte ich immer wieder auf. Wie glücklich fühlte ich mich, als die ersten Lichtstrahlen durch die Bäume drangen, und sobald wir sehen konnten, machten wir uns eiligst auf den Heimweg.

Ich verbrachte mehrere Monate in dieser Gebirgsgegend. Während dieser Zeit waren die Hütten meistens mit Gästen angefüllt, und es herrschte daher viel heitere Lebendigkeit. Selten verging ein Abend ohne gesellige Zusammenkunft, und wenn es das Wetter erlaubte, wurden ergötzliche Abendritte gemacht. So vergingen mir die Tage auf die angenehmste Weise, da ich mich außerdem mit meiner Lieblingsbestrebung, der Pflanzenkunde, auf einem ganz neuen Felde unablässig beschäftigte.

Im Anfang des April reiste ich von Rio aus mit einem Engländer nach der Besitzung desselben, die über zwanzig Meilen von der Hauptstadt und nördlich vom Kap Frio gelegen war. Unsere Gesellschaft belief sich auf sieben. Der Tag glühte, und als wir durch die Wälder kamen, erschien Alles bewegungslos mit Ausnahme großer glänzender Schmetterlinge, die träge umherflatterten. Um Mittag passirten wir Ithacaia. Dies kleine Dorf liegt auf einer Ebene, und ein mittleres größeres Haus ist von den Hütten der Neger umgeben. Ihre Gestalt und Lage erinnerte mich an die Zeichnungen, die ich von Hottentotten-Wohnungen gesehen. Als es dunkel wurde, kamen wir an einem kahlen steilen Granitberg vorüber, der lange Zeit von einigen entlaufenen Sclaven bewohnt wurde, die sich durch Bebauung einer Stelle nahe am Gipfel kärgliche Nahrung verschafften. Endlich wurden sie entdeckt und von ausgeschickten Soldaten sämmtlich gefangen genommen. Nur eine alte Frau wollte sich nicht in die Sclaverei zurückführen lassen und stürzte sich von der Spitze des Berges in die Tiefe. Hätte eine römische Matrone dies gethan, so würde man es als hohe Freiheitsliebe gepriesen haben. So war es nur die verstockte Widerspenstigkeit einer armen Negerin. — Beim Mondlicht ging der Marsch

Digitized by Google

durch eine einsame Wüste von Moorwiesen und Lagunen. Am Sumpf Marica schlugen wir unser Nachtlager auf. Bei dem matten Mondlicht war die Scene sehr öde. Einige Feuerfliegen flogen vorbei; die einsame Schnepfe ließ, wenn sie sich erhob, ihr klagendes Geschrei hören; kaum unterbrach das ferne dumpfe Rauschen des Meeres die Stille der Nacht. — Wir verließen unser elendes Lager vor Sonnenaufgang. Der Weg führte durch eine schmale Sand-Ebene, die zwischen der See und den inneren Salzlagunen lag. Die Menge fischender Vögel, wie Reiher und Kraniche, und die Saftpflanzen mit ihren phantastischen Formen verliehen allein der Landschaft Interesse. Zu Mittag aßen wir in Mandetiba. Die Venda daselbst gehörte zu den besten ihrer Klasse. Diese Wirthshäuser sind oft groß und von dicken aufrechtstehenden Pfosten erbaut, die mit Zweigen durchflochten und dann mit Lehm beworfen sind. Sie haben selten Dielen und nie Fenster, aber das Dach ist in der Regel ziemlich gut. Der vordere Theil steht gewöhnlich offen und bildet eine Art Vorhalle mit Tischen und Bänken. Die Schlafzimmer befinden sich auf beiden Seiten, und da kann es sich der Reisende auf einem hölzernen Schlafgestell mit einer dünnen Strohmatte bedeckt, so bequem als möglich machen. Bei unserer Ankunft entsattelten wir gewöhnlich unsere Pferde selbst und gaben ihnen Welschkorn. Darauf fragten wir den Senhor mit einer Verbeugung, ob er uns die Gunst erzeigen wolle, uns Etwas zu essen zu geben. „Alles, was Sie befehlen," lautete die gewöhnliche Antwort. Fragten wir nun weiter: „Können Sie uns die Gunst erzeigen, Fisch zu bringen?" so hieß es: „O nein, mein Herr." — „Haben Sie Dürrfleisch?" — „O nein, mein Herr." — Im glücklichsten Fall erhielten wir nach mehrstündigem Warten Hühner, Reis und Farinha. Nicht selten mußten wir uns mit Steinen das Geflügel zu unserem Abendessen todt werfen. Wünschten wir, von Müdigkeit und Hunger erschöpft, das Essen recht bald, so erhielten wir zur Antwort: „Es wird kommen, sobald es fertig ist." Die Häuser und Personen der Venda's sind oft sehr schmutzig, Gabel, Messer und Löffel fehlen häufig; auch beweisen sich die Wirthe sehr ungefällig und unmanierlich. In einer Venda lebten wir ganz herrlich; wir erhielten

Digitized by Google

Reis und Hühner, Zwieback, Wein und Branntwein zu Mittag, Kaffee am Abend, Fische mit Kaffee zum Frühstück, und alles dies kostete nur drittehalb Schilling (20 gGr.) für den Mann. Und doch antwortete der Wirth auf die Frage, ob er nichts von einer Peitsche wisse, die Jemand verloren? sehr mürrisch: „Wie sollte ich das wissen; warum geben Sie nicht Acht darauf; ich vermuthe, die Hunde haben sie gefressen." — Hinter Mandetiba kamen wir durch ein verworrenes Labyrinth von Seen. Dann verließen wir die Küste und betraten wieder den Wald, dessen hohe Bäume sich durch die weiße Farbe ihres Stammes auszeichneten. Auf einigen Strecken Weideland, durch welche wir ritten, bemerkte ich ungeheure kegelförmige Ameisenhaufen von beinah zwölf Fuß Höhe. Die Ameisen sind hier sehr zahlreich von verschiedener Art und Größe. Eine derselben wird fast einen Zoll lang und hat einen unverhältnißmäßig dicken Leib, der in manchen Gegenden, z. B. in Minas Geraes, geröstet gegessen wird.

Nach drei Tagen erreichten wir Socego, ein Landgut des Senhor Manuel Figuireda, der einem aus unserer Gesellschaft verwandt war. Das einfach gebaute Haus paßte gut für das Klima, sah aber wie eine Scheune aus. In dem Besuchzimmer machten vergoldete Sessel und Sophas einen seltsamen Contrast zu den weißgetünchten Mauern, lehmbeworfenen Decken und Fenstern ohne Glas. Das Haus mit den Scheunen, Ställen und Werkstätten der Neger, welche in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden, bildet ein rohes Viereck, in dessen Mitte ein großer Haufen Kaffee trocknete. Diese Gebäude stehen auf einem Hügel, der das bebaute Land übersieht und auf jeder Seite von dunkelgrünem üppigen Waldwuchs umgeben ist. Man baut hauptsächlich Kaffee und Mandiok. Jeder Theil dieser Pflanze wird genutzt. Die Blätter und Stengel dienen zu Pferdefutter, die gemahlenen Wurzeln geben die Farinha, das Hauptnahrungsmittel in Brasilien. Der ausgepreßte Saft der sehr nahrhaften Pflanze ist giftig. Vor einigen Jahren starb in dieser Fazenda eine Kuh, die Etwas davon getrunken hatte. Senhor Figuireda erzählte mir, daß er von Bohnen den achtzigfachen, von Reis den hundert und zwanzigfachen Ertrag geerntet habe.

Digitized by Google

Die Weide ernährt schönes Vieh, die Wälder enthalten viel Wild, so daß man in den letzten drei Tagen jedesmal einen Hirsch erlegt hatte. Dieser Ueberfluß an Nahrung zeigte sich beim Mittagsessen, wo sich die Tafel unter der Last der Speisen bog, und die Gäste seufzten, da man erwartet, daß sie von jedem Gerichte essen. Eines Tages glaubte ich genau berechnet zu haben, wie viel ich von jedem Gericht zu mir nehmen durfte, als nach abgeschlossener Rechnung zu meinem Schrecken noch ein gebratener Truthahn und ein Schwein nachfolgte. Während der Mahlzeit war ein Mann beschäftigt, verschiedenartige alte Hunde und ein Dutzend kleiner schwarzer Kinder hinauszutreiben, die bei jeder Gelegenheit hereinbrachen. Sobald man einen Fremden ankommen sieht, wird eine große Glocke geläutet und gewöhnlich auch eine kleine Kanone abgefeuert.

Von Socego ritten wir nach einem anderen Landgut am Rio Macae. Hier wurde ich beinah Zeuge eines jener grausamen Auftritte, die nur in einem Lande, wo Sclaverei herrscht, stattfinden können. Eines Streites und Processes halber war nämlich der Eigenthümer nahe daran, alle Weiber und Kinder von den Männern zu nehmen und sie getrennt auf dem Markt in Rio zu verkaufen. Interesse, aber keineswegs ein Gefühl des Mitleids, verhinderte es. Ich glaube in der That nicht, daß der Mann es für unmenschlich hielt, dreißig Familien zu trennen, die so manches Jahr zusammen gelebt hatten, und doch übertraf er die gewöhnlichen Menschen an Humanität und Gutmüthigkeit.

Bei unserer Rückkehr nach Socego war Senhor Manuel grade im Walde beschäftigt, einen 70 Fuß langen Kahn aus einem Stamme zu verfertigen, der ursprünglich 110 Fuß lang und ausnehmend dick gewesen war. Die Wälder sind hier mit der Kohlpalme geschmückt, einer der schönsten ihrer Familie; auf einem dünnen, mit zwei Händen zu umfassendem Schaft erhebt sie ihr zierliches Haupt 40 bis 50 Fuß hoch. Die holzartigen Schlingpflanzen, selbst wieder von anderen ihres Geschlechtes bedeckt, waren von großer Dicke; einige, die ich maß, hatten zwei Fuß im Umfang. Manche der älteren Bäume hatten ein eigenthümliches Ansehn durch Lianen-Gewinde, die von ihren Zweigen

Digitized by Google

herabhingen und Heubündeln ähnlich sahen. — Späterhin passirten wir das kleine Dorf Madre de Deos. Es geht hier eine der Hauptstraßenlinien Brasiliens; doch befand sich dieselbe im erbärmlichsten Zustande. Während unserer ganzen Reise trafen wir keine einzige steinerne Brücke, und die aus Holzstämmen gefertigten waren so verfallen, daß man sie vermeiden mußte. Alle Entfernungen sind nur sehr oberflächlich bekannt. Statt der Meilensteine sieht man Kreuze an Stellen, wo ein Mord begangen wurde. Gegen Ende des April kamen wir wieder in Rio an. —

Nahe bei Rio Janeiro ist ein Dörfchen, San Laurenzo, wo sich noch die Ueberreste der früher so volkreichen eingeborenen Stämme befinden. Um sie kennen zu lernen, machte ich in Begleitung einiger Freunde einen Ausflug dahin. Wir überschifften einen Theil des Busens von Janeiro, landeten unweit Laurenzo und erstiegen die mäßigen Höhen auf einem Pfade, welcher durch dunkele immergrüne Gebüsche der mit gelben und rosenrothen Blüthenköpfchen geschmückten Bergsalbeien (Lantana) führte. Auf der Höhe lagen die Wohnungen der Indianer zerstreut und umschattet von Orangen, Melonen, Bananen und anderen Bäumen. Die Wohnungen waren aus Gatterwerk von Stäben erbaut, die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt, und das Dach von Kokosblättern gefertigt. Rohrmatten, auf Pritschen von Stangen gelegt, bildeten ihre Betten, nur hin und wieder fanden wir noch die früher gebräuchlichen Schlafnetze von baumwollenen Schnuren geknüpft. In jedem Hause sahen wir die landesüblichen großen Wassertöpfe. Sie bestehen aus einem Thon, durch welchen das Wasser langsam hindurchsickert, und an den äußeren Wänden verdunstet es; dadurch wird das Wasser im Gefäß abgekühlt. Eine durchschnittene Kokosnuß mit einem hölzernen Stiel giebt den Schöpflöffel ab. Einige irdene Kochtöpfe und Kürbisschüsseln (Cuja's) machen nebst Flinten oder Bogen und Pfeil so ziemlich den ganzen Hausrath aus. Die Maniocca-Wurzel und den Mais, ihre Hauptnahrungsmittel, würzen sie sehr stark, besonders mit spanischem Pfeffer. Ihr Oel gewinnen sie aus den zu Brei gestampften und ausgekochten Samenkörnern des Wunderbaumes

Digitized by Google

(Ricinus). Wir fanden die Bewohner sämmtlich damit beschäftigt, irdene Geschirre aus einer dunkelgrauen Thonart zu verfertigen, die beim Brennen roth wird. Sie haben einen mittelgroßen wohlgebauten kräftigen Körper, eine röthlich- oder gelblichbraune Farbe, sehr starkes langes kohlschwarzes schlichtes Haar, ein breites stark ausgeprägtes Gesicht, oft schief gestellte Augen, meistens einen dicken Mund; Hände und Füße sind zierlich, der Bart der Männer gewöhnlich sehr dünn.

Man pflegt die Urvölker des östlichen Brasiliens in gesittete Indianer oder Indios mansos und in wilde oder Tapuya's einzutheilen. Erstere bewohnen die Seeküsten, und ihre zahlreichen Stämme unterscheiden sich wenig in Sprache und Sitte. Sonst pflegten sie ihre Kriegsgefangenen zu mästen, dann sie mittelst einer mit Federn geschmückten Keule zu erschlagen und aufzufressen. Ihre Sprache verlöscht immer mehr; alle sprechen portugiesisch. Die Tapuya's bilden dagegen verschiedene Stämme, welche meist durch das Band einer gemeinsamen Sprache mit einander verbunden sind. Sie leben noch im rohesten Naturzustande und haben zur Behauptung ihrer Freiheit beständige Fehden mit den Europäern.

Zweites Kapitel. *)

Der ganze Küstenstrich von Espirito-Santo bis zum Rio Doce bietet nichts Besonderes dar. Er wird von einigen Indianer-Familien bewohnt, welche sich in Sprache, Wohnung und

*) Am 15. September 1837 verließ Herr Gardner Rio, um nach Bahia zu segeln. Auf seiner Fahrt blieb ihm zur Linken Brasiliens Ostküste. Grade diese Strecke wurde schon früher in den Jahren 1815 bis 1817 von dem Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied durchforscht. Wir schalten daher im Folgenden eine Skizze aus seiner Reise ein. — Zwei junge Deutsche, Sellow und Freireiß, begleiteten den Prinzen. Sechzehn Maulthiere, jedes mit zwei hölzernen, mit roher Ochsenhaut überzogenen Kissen versehen, trugen die Schießvorräthe und alle zum Sammeln von Naturalien nöthigen Bedürfnisse. Zehn wohlbewaffnete Menschen bildeten die Begleitung theils als Jäger, theils zur Wartung der Thiere. — Da wir die Gegend bis nördlich vom Kap Frio bereits kennen gelernt haben, so versetzen wir den Leser sogleich an den Rio oder Fluß Espirito-Santo.

Digitized by Google

Lebensweise nicht von den Portugiesen unterscheiden. Hin und wieder finden sich auch einige Militärposten. Auf einem dieser Posten erhielten wir die ersten Nachrichten über den kriegerischen Indianerstamm der Botokuden, welche an den Ufern des Rio Doce umherstreifen und sich vor anderen Stämmen durch Hinterlist, Grausamkeit und Menschenfresserei auszeichnen, weshalb schon öfter gegen sie Ausrottungskriege mit vieler Erbitterung geführt wurden; doch wird nur durch Verkündigung des Evangeliums gegen die Barbaren etwas auszurichten sein. — Hinter einem Posten von sieben Soldaten mit einem Unterofficier mußten wir einen sehr beschwerlichen Weg von sieben Meilen in tiefem Sande bei glühender Decemberhitze machen und wären fast vor Durst verschmachtet, wenn wir nicht das zwischen den Ananasblättern befindliche Wasser gesammelt hätten. Es war zwar nicht eben rein, ja es fanden sich sogar junge Frösche und Froschlaich darin; doch gewährte es uns, durch ein Tuch geseiht und mit Zucker, Citronensaft und Branntwein vermischt, eine sehr angenehme Erquickung. — Erst in der Nacht erreichten wir den Rio Doce und erhielten Herberge in dem ziemlich geräumigen Hause des an demselben befindlichen Soldatenpostens. Am folgenden Morgen eilten wir an das Ufer des Flusses, des mächtigsten zwischen Rio Janeiro und Bahia, der sich an seinen ausgedehntesten Stellen noch einmal so breit wie der Rhein fortwälzte. Wir sahen ihn grade in der größten Fülle seines Wasserreichthums, während bei trockener Witterung überall in seinem Bette Sandbänke erscheinen, welche die Schifffahrt verhindern. Seine Ufer sind mit dichten Urwäldern bedeckt, in welchem man häufig den Tapir, das Nabelschwein, zwei Reharten und sieben Katzenarten findet. Unter letzteren ist die gefleckte Unze und besonders die schwarze Unze gefürchtet. Doch weit mehr noch hat man Ursache die Botokuden zu fürchten, welche diese Wälder durchstreifen.

Um den Schauplatz der Feindseligkeiten mit den Botokuden kennen zu lernen, schifften wir am 26. December auf einem langen Kanot den Doce hinauf. Sechs Mann schoben mit Ruderstangen das Kanot fort, und wir waren im Ganzen neun wohlbewaffnete Männer. Bald hatten wir uns an das Schau-

Digitized by Google

keln des schmalen Fahrzeuges gewöhnt und fuhren sicher durch die vielen waldigen Inseln des trüben gelbwogigen Flusses hindurch. Aus den Wäldern ertönte das Geschrei der Affen und das rabenartige Geschrei des großen Ara-Papageien (Psittacus Macao), dessen brennend rothes Gefieder im Sonnenglanze prächtig schimmerte. Auf den Sandbänken saß unbeweglich mit eingezogenem Halse der Verkehrtschnabel (Rhynchops nigra, ein storchartig gefärbter Schwimmvogel, dessen oberer, wie abgebrochen aussehender Schnabeltheil um einen Zoll kürzer ist als der untere). Wir übernachteten auf einer Insel, wo man sicher vor den Botokuden ist, die keine Kanots haben. Am nächsten Mittag erreichten wir Linhares, einige der wenigen Niederlassungen an diesem Flusse. Zum Schutz derselben und zur Förderung der Handelsverbindungen mit Minas Geraes hat man acht kleine mit Soldaten besetzte Waffenplätze angelegt. In jedem dieser Plätze hält man eine Anzahl von Panzerröcken, durch welche die zuerst Angreifenden gegen die Pfeile der Botokuden gesichert werden. Sie sind weit, aus baumwollenem Zeug gemacht und mit mehreren Lagen dicker Baumwolle durchsteppt, haben einen hohen Kragen, der den Hals deckt, und kurze Aermel, die den Oberarm schützen. Sie gehen bis zu den Knien herab und belästigen an heißen Tagen sehr wegen ihrer Schwere. Nicht leicht dringt, selbst in der Nähe geschossen, der kräftigste Pfeil in einen solchen Rock ein, und nie bleibt ihm so viel Kraft, den Körper bedeutend zu verwunden. Sogar starke Schrotkörner fallen, in sechzig Schritt Weite abgeschossen, platt von demselben herunter. — Am 30. December übernachteten wir in einem Waffenort, wo uns ein Soldat den großen, mit langen krummen Hörnern versehenen Herkuleskäfer, den größten in Südamerika, schenkte, dessen kleiner Kopf den Damen zum Schmuck dient. Von hier aus begleiteten uns zwei Soldaten nach der fünfzehn Meilen weit entfernten Stadt St. Matthäus. Bis dahin geht es durch eine menschenleere öde Wüste. Wir mußten an einer wasserleeren Stelle bivouakiren. Zum Glück trafen wir nicht weit von unserem Feuer eine Riesenschildkröte. — Am Neujahrstage gelangten wir an den mäßig großen angeschwollenen Matthäusfluß, in welchen der wallfischartige Manati

Digitized by Google

gefunden wird. Gegen sechs Meilen hinauf liegt die damals aus hundert Häusern bestehende Stadt St. Matthäus, deren Bezirk 3000 weiße und farbige Einwohner enthält. Auch diese Gegenden werden von mehreren freien Indianerstämmen beunruhigt. Alle fürchten sich jedoch sehr vor den Botokuden, gegen welche sie sich unter einander verbinden. Eine Fazenda weiter aufwärts am Flusse wurde häufig von den Botokuden beunruhigt; da ersann der Besitzer ein eigenes Mittel, um sich derselben zu entledigen. Ein enger Pfad führte zur Fazenda. In diesen stellte er eine mit gehacktem Blei und Eisen geladene Kanone, an welcher er ein Flintenschloß anbrachte. Dies setzte er in Verbindung mit einem in den Weg gelegten Stück Holz. Die Botokuden erschienen in der Dämmerung, traten auf das Holz, der Hahn wurde in Bewegung gesetzt, und die Kanone ging los. Laut heulend flohen die nicht getroffenen Indianer zurück, aber dreißig wurden getödtet und verstümmelt gefunden. Seitdem hatte die Fazenda Ruhe. Die Indianerhorden, die ein Vertheidigungs-Bündniß gegen die Botokuden geschlossen haben, scheinen in Sprache und Sitten verwandt zu sein. Sie durchbohren gewöhnlich ihre Unterlippe und stecken in diese Oeffnung ein kurzes dickes Rohrstäbchen, welches sie an dem einen Ende roth färben. Ihre Haare schneiden sie im Genick und über den Augen rund ab. Einige scheeren selbst den größten Theil des Hauptes. Den Körper bemalen sie mit rother und schwarzer Farbe. Sie glauben alle im Donner ein mächtiges Wesen zu vernehmen, das sie Tupan nennen.

Wir schifften uns auf einem kleinen Flusse ein, um nach dem Flecken Viçoza zu kommen, wo der Ouvidor (Oberamtmann) des Bezirks von Porto Seguro eine Fazenda besitzt. Der Flecken bestand aus hundert Häusern, unter denen wir gleich die durch Größe und Weiße hervorstechende Wohnung des Ouvidor erkannten. Wir fanden ihn in Gesellschaft einiger mit Aufnahme der Küste beschäftigten Schiffscapitaine. Sein Gefolge bestand aus einigen Portugiesen und Negersclaven, einem Machacali-Indianer und zehn bis zwölf jungen Botokuden. Letztere boten einen widerlichen Anblick dar. Ihre eigenthümlichen Gesichtszüge waren durch große Holzblöcke verzerrt, welche sie in

Digitized by Google

den Unterlippen und Ohrläppchen trugen. Die Lippe tritt dadurch weit hervor, und die Ohren hingen bei einigen wie große Flügel bis an die Schultern herab. Ihr brauner Körper war mit Schmutz bedeckt. Der Ouvidor ließ uns die Probe eines botokudischen Gesanges geben, das einem unarticulirten Geheule glich. Die meisten der jungen Indianer hatten die Pocken gehabt; doch war keiner aus dem Gefolge des Ouvidor daran gestorben, wie Tausende ihrer Brüder. Man hatte ihnen nichts als eine Menge von Branntwein dagegen gegeben.

Wir verweilten darauf längere Zeit am Flusse Mucuri, wo Alles mit Anlegung einer neuen Straße, so wie mit Einrichtung einer neuen Fazenda und eines Holzsägewerkes beschäftigt war. Freundlich empfing man uns in den Hütten der Fazenda, die am Südufer des ansehnlichen Arara-Sees angelegt wurde. Wir befanden uns hier in einer Wildniß, woselbst eine Gesellschaft Menschen einen einsamen Vorposten bildete, der zwar Ueberfluß an Wildpret, Fischen und trinkbarem Wasser hatte, aber fast ganz von der übrigen Welt abgeschlossen war, und wo man beständig vor den Barbaren der Wälder auf seiner Hut sein mußte. Patacho's und Botokuden umstreiften uns täglich, um die aus fünfzig bis sechzig streitbaren Männern bestehende Gesellschaft zu beobachten. Außer uns Weißen befanden sich darunter Neger, Kreolen, Mulatten, Küstenindianer, ein Botokude und mehrere andere Indianer. Täglich zogen vier und zwanzig Indianer in den Wald, um denselben zu lichten, und bereits lag am See ein großer Waldtheil in einem verworrenen Verhau übereinander gestürzt. Man gebrauchte theils Aexte, theils ein sichelartiges Werkzeug zum Abräumen des Unterholzes. Wenn ein Hauptstamm gefällt wurde, so zog dieser eine Menge anderer Bäume mit sich zur Erde, da sie mit einander durch die stärksten holzigen Schlingpflanzen verbunden waren. Manche Bäume brachen ab, und es blieben dann einzelne kolossale Pfeiler und Säulen stehen. Vier unserer Indianer, ausgezeichnet als Jäger und Fischer, gingen den ganzen Tag hinaus, um zu jagen, zu fischen und den Mundeo's oder Thürfallen nachzusehen. Letztere verstehen sie trefflich zu machen. Aus grünen Reisern errichtet man nahe am Flußufer im Walde einen drittehalb bis drei Fuß hohen

Digitized by Google

und gehörig langen Zaun, der rechtwinkelig an's Ufer gestellt wird. Alle 15 bis 20 Schritte wird in diesem Flechtzaun eine schmale Oeffnung gelassen, in welche drei starke Stücken Holz vermittelst verschiedener kleinerer Hölzer schräge zu einem Winkel zusammengepaßt werden. Das kleine Wildpret sucht einen Durchgang, wenn es seiner Gewohnheit nach längs des Flußufers wechselt, es findet eine Oeffnung unter den Schlagbäumen und tritt auf den aus Reisig geflochtenen Boden der Falle; die schweren Hölzer schnellen los, schlagen herab und tödten das Thier. Wir hatten gegen dreißig solcher Mundeo's in einer Linie angelegt und fingen, besonders nach dunkeln Nächten, fünf bis sechs Stück Wildpret auf einmal. Wir ließen des Tags mehrmals nachsehen, weil die Thiere bei der großen Hitze leicht in Fäulniß übergehen. — Die Wachsamkeit der Hunde schützte uns in mondhellen Nächten vor einem Ueberfall der Wilden. Oft machten diese die Stimmen der Eulen und anderer Vögel, besonders der Abendvögel nach; doch konnten unsere Indianer ihre Stimmen wohl unterscheiden. Unkundige würden es vielleicht versucht haben, diese Vögel zu beschleichen und würden dann unter den Pfeilen der versteckten Feinde gefallen sein. Wenn unsere Leute des Abends nach dem Klange der Viola tanzten und in die Hände klatschten, tönte das Händeklatschen der Wilden jenseits des Sees herüber. Alle unsere Bemühungen, die Wilden zu gewinnen, mißlangen. Oft rief ihnen der Ouvidor zu: Schamaniy! (Kamerad) oder Kapitam Ney! (großer Anführer); doch keiner kam zu uns. — Die neue Straße wurde mit unabläßigem Eifer über einen Bergrücken fortgeführt. Doch beständig lauerten die Wilden und ermordeten während unserer Anwesenheit fünf Menschen. Auch von der Colonie Linhares erhielten wir Nachricht, daß die Botokuden sich dort in Masse gezeigt, drei Soldaten getödtet und wahrscheinlich aufgefressen hatten. Man war zwar gegen sie ausgezogen, hatte aber nichts ausrichten können, da man in einem Tocaza oder befestigten Platz im Walde eine solche Menge mit angelegten Bogen fand, daß man es für rathsamer hielt, sich zurückzuziehen. — Der März brachte die Regenzeit. Wir hatten am Morgen oft große Hitze und gegen Mittag heftige Gewitter, die wohl einen bis

Digitized by Google

zwei Tage anhielten und Regenströme niedersendeten. Unaufhörlich stiegen dicke Nebel aus den Urwäldern, und die feuchte Witterung erzeugte bei Allen Fieber und Kopfschmerzen. Als Arzenei dagegen konnten wir nur die hier wachsende Chinarinde bekommen. Sie ist etwas harzig, giebt ein violettbraunes Pulver und schmeckt bitter, unangenehm und mehr zusammenziehend als die peruanische China. Den an das Klima gewöhnten Portugiesen half diese sehr magenstärkende Rinde. Uns nützte sie nichts, und da wir fortwährend an Fieberanfällen litten, so gingen wir nach Caravellas, der bedeutendsten, am gleichnamigen Fluß gelegenen Stadt des Bezirks von Porto Seguro, wo wir gesundere Luft fanden und bis zur Ankunft einer sehnlich erwarteten Sendung aus Rio Janeiro verweilten.

Am 23. Juli setzten wir unsere Reise an der Küste weiter nach Norden fort. Obgleich jetzt die kälteste Jahreszeit eingetreten war, so kam uns doch am Tage unserer Abreise die Hitze drückend vor. Von der Mündung des Caravellas an (18° S. Br.) ist der Seestrand flach und sandig. Landwärts begrenzen ihn niedrige Gebüsche, deren Blätter theilweis beim Zerbrechen milchen. Auf dem Strande selbst rankte eine schöne purpurrothe Glockenwinde (Ipomoea littoralis) und verband mit ihren strickartigen schwarzbraunen Zweigen den losen Sand. Des Abends mußten wir an einem geschwollenen Bache, der alten Mündung des Alcobaçafluſſes, Halt machen. Wir zündeten hinter einem umgefallenen Baumstamme ein großes Feuer an und legten uns auf Decken und Mäntel im Kreise umher. — Am anderen Morgen erreichten wir die kleine auf wüster Sandfläche gelegene Stadt Alcobaça mit 900 Einwohnern, welche Farinha nach Bahia in den Handel bringen. Der gleichnamige Fluß ist sehr fischreich. Die Urwälder an seinem Ufer werden von Patacho's und Machacali's bewohnt, die von hier an und weiter nördlich die Wohnplätze der Weißen friedlich besuchen, um gegen Wachs und eßbare Thiere andere Bedürfnisse einzutauschen. Vier Meilen weiter nördlich fällt der Rio da Prado oder Securucu in's Meer, an dessen sandigen Ufern das Städtchen da Prado mit 600 Einwohnern liegt. Das rosenfarbene Wintergrün (Vinea rosea) bildet eine Decke auf diesem heißen Boden.

Digitized by Google

Eine große Plage ist der Sandfloh (Pulex penetrans). Er dringt zwischen Haut und Fleisch an den Füßen in die Nähe der Sohlen, und an den Zehen zwischen die Nägel und das Fleisch ein. Man spürt seine Gegenwart an einem heftigen Jucken und muß ihn sogleich mit einer Nadel herausgraben, ohne seinen blasenartigen, mit Eiern angefüllten Leib zu verletzen. Um aller Entzündung vorzubeugen, reibt man die Wunde mit Schnupftabak ein. — Heftiges Regenwetter hielt uns in Prado einige Tage auf; doch hatten wir während dem die Freude, einen Trupp Patacho's in der Stadt zu sehen. Völlig nackt kamen sie, die Waffen in der Hand, daher gezogen. Sie brachten große Kugeln von schwarzem Wachs zum Verkauf. Wir tauschten von ihnen gegen Messer und rothe Schnupftücher eine Menge Bogen und Pfeile ein. Sie waren nicht bemalt; die meisten von mittlerer schlanker Gestalt mit starken Backenknochen und plumpen Zügen. Ihr eben nicht ausgezeichneter Anführer trug eine rothwollene Mütze und blaue Hosen. Sie fragten sogleich nach Nahrung. Man gab ihnen etwas Mehl und einige Kokosnüsse, welche sie mit einer kleinen Art öffneten und aus deren harter Schale sie die weiße Kernmasse herausbissen. Man steckte ihnen eine Kokosnuß auf eine vierzig Schritt enfernte Stange und ließ sie darnach schießen; nie verfehlten sie das Ziel. Ihre Bogen sind größer, als die der übrigen Indianer; einer hatte eine Länge von fast neun Fuß. Auf dem Rücken des braunrothen Körpers trug Jeder einen Sack von Bast, worin sich Kleinigkeiten befanden. Die Haare hängen natürlich um den Hals, blos im Genick und über den Augen abgeschnitten. Manche scheeren den ganzen Kopf und lassen blos vorn und hinten einen kleinen Busch stehen. Unterlippe und Ohren durchbohren Einige und tragen darin ein kurzes dünnes Rohrstäbchen. Die mit Kokosblättern gedeckten flachen Hütten der Patacho's sind sehr niedrig. Neben einer jeden steht ein Rost aus Stäben, um die erlegten Thiere darauf zu braten oder zu rösten. Menschenfleisch scheinen diese Wilden nicht zu essen, da sie ihre Gefangenen theils als Sclaven behandeln oder sie den Portugiesen zum Verkauf anbieten.

Hinter Prado nimmt die Küste eine andere Gestalt an.

Digitized by Google

Am Meere erheben sich hohe Wände von meist röthlich gefärbtem Thon, der auf buntem Sandstein ruht. Dieser wird von kleinen Flußthälern durchschnitten und dehnt sich oft mit Vorgebirgen in's Meer hinaus. Die Vorgebirge und Thaleinschnitte erschweren die Reise sehr, und zur Fluthzeit ritt ich zuweilen bis an den Sattel durch's Wasser. Neger aus den benachbarten Fazenda's ritten durch wilde Brandungen voran. Des Abends schwärmte häufig um uns der große Vampyr, der einige unserer Lastthiere so verwundete, daß sie stark bluteten. — Wir passirten die kleine Indianerstadt Francozo und Porto Seguro, welche Stadt damals 2000 Einwohner zählte. In der Mündung des Seguroflusses lagen vierzig Lancho's, kleine zweimastige Schiffe, die auf den Fang von zwei Seefischarten, Garupa und Maro, ausfahren. Jedes derselben bringt nach vier bis sechs Wochen 1500 bis 2000 eingesalzene Fische zurück, welche einen Theil des nicht unbedeutenden hiesigen Handels ausmachen. In der Nähe der vier Meilen nördlich vom Segurofluß gelegenen kleinen Stadt Santa Cruz fiel uns ein riesiger Feigenbaum auf, der seine mächtigen wagerechten Zweige weit hinaussandte und auf seinem kurzen dicken Stamme eine prachtvolle Krone trug, dazu eine Menge von Moosen, Flechten, Cactus, wilden Ananas und anderen Schlingpflanzen — kurz das Bild eines kleinen botanischen Gartens. Auch der Accajubaum (Anacardium occidentale) fand sich häufig. Er gehört zu den Balsamgewächsen, und seine Früchte sollen die Entwickelung des Verstandes und Gedächtnisses befördern. Es würde demnach nicht übel sein, wenn man alljährlich einige Schiffsladungen davon nach Europa zum Gebrauch in den Schulen kommen ließe. — Ueber eine sandige von Sümpfen unterbrochene Ebene ziehend, erreichten wir endlich den von einem Palmenhain umschatteten Flecken Belmonte, unter dessen Einwohnern sich christliche Indianer befinden. Diese sind theils Soldaten, theils Fischer, theils Pflanzer, in Handarbeiten sehr geschickt, indem sie Rohrmatten, Strohhüte, Körbe, Fischnetze verfertigen. Der Fluß Rio grande de Belmonte ist bedeutend, aber wegen seiner Sandbänke wenig schiffbar. Die Wälder um Belmonte machen den Hauptsitz der Botokuden aus, mit denen jedoch für diese Gegenden ein Friedensvertrag ge-

Digitized by Google

ſchloſſen iſt. Nur ein einziger Anführer am oberen Belmonte wollte von keinem Vertrage etwas wiſſen und ſetzte damals die alten Feindſeligkeiten noch fort.

Um den Belmontefluß und ſeine Umgebungen näher kennen zu lernen, ſchifften wir uns am 17. Auguſt auf zwei Kähnen ein. Auf einer Fazenda verſahen wir uns beſonders mit Zuckerbranntwein gegen das Fieber. Gegen Abend landeten wir auf einer Sandbank und erhielten von den zerſtreut umher wohnenden Manian-Indianern Schildkröteneier. Sie waren wenig größer als eine Kirſche und ſchmeckten ſehr angenehm. Mit dem Eintritt der Nacht fing es an zu regnen. Wir flüchteten daher in einige Fiſcherhütten, wo wir es jedoch wegen der Menge der Flöhe und Sandflöhe kaum aushalten konnten. Am Morgen brach zu unſerer Freude die Sonne wieder heiter durch die dichten Wolken. Auf den ebenen Stellen der Sandbänke ſaßen paarweiſe gelbſchnäbelige Meerſchwalben (Sterna flavirostris). Sie ſchweben in der Luft und ſtoßen ſenkrecht auf die Fiſche im Waſſer, auch auf Menſchen, die ſich ihrem Aufenthaltsorte nähern. Noch nie hatten wir ſo ſchöne Flußufer geſehen, als an dieſem Tage. Ein dem Trompetenbaum verwandter Strauch prangte mit großen hochrothen Blumen; überall umflochten rankende Gewächſe die hohen Urwaldſtämme mit maleriſchen Gewinden und im Uferſande wogten hohe Gebüſche der ſchilfartigen Blumenrohre (Canna brava). Papageien und Arras, in Schwärmen von zwanzig bis dreißig, durchflatterten mit ihrem in der Sonne prachtvoll ſchimmernden Gefieder das glänzend grüne Laub der mannigfaltigen Bäume oder kletterten geſchickt an den rankenden Schlingpflanzen umher und ließen ſtolz ihren langgeſchweiften Körper von allen Seiten ſchillern, kleine Sagui's (Jacchus penicillatus, eine Affenart) ſprangen wie Eichhörnchen vergnüglich in den hohen Baumkronen umher. — Am 21. ſchifften wir nach einer langen mit Urwald bedeckten Inſel. Ein Gewitter nöthigte uns anzuhalten. Das Grunzen von einem Rudel Schweine lud uns zur Jagd ein, und nach einer halben Stunde hatten wir ein Schwein erlegt. Im hohen Ufergras erhob ſich eine große Jararaca-Schlange, welche wir ſogleich tödteten. — Am 22. wurden die Sandbänke ſeltener, das Flußbette tiefer. Steine

Digitized by Google

und Felstrümmer verkündigten die Nähe von Urgebirgen. Wir kamen an die Insel Cachonirincha, auf der sich ein Militärposten von zwanzig Soldaten unter einem Fähndrich befindet. In der Nähe hielten sich viele Botokuden auf, welche aber weggezogen waren, weil der Unterofficier in der Abwesenheit des Fähndrichs einen Botokuden wegen einer Ungezogenheit hatte strafen lassen. Der Fähndrich ließ sie durch einige zurückgebliebene junge Botokuden zur Rückkehr auffordern, welcher Aufforderung sie auch folgten. Ich benutzte die Zeit der Entfernung der Botokuden, um ihre verlassenen Hütten näher kennen zu lernen. Sie bestanden blos aus Blättern von Kokospalmen, welche in einem Oval so eingesteckt waren, daß ihre Spitzen oben eine Wölbung bildeten. In den Hütten lagen nur einige große Steine zum Aufschlagen der Kokosnüsse. Nicht weit von einer Hütte sah man das Grab eines Mannes auf einem kleinen freien Raum unter alten hohen Urstämmen. Es war oben mit kurzen dicken Stücken Holz belegt. Die Grube selbst enthielt Erde, in welcher die Knochen einzeln lagen. An der weiteren Untersuchung wurden wir durch einen jungen Botokuden verhindert, der uns das Grab gezeigt hatte. Ich begab mich, mit meiner Flinte und einer Hacke versehen, nach einigen Tagen wieder dahin, um das Grab genauer zu untersuchen. Einige schöne Vögel hielten mich auf, und als ich eben einen geschossenen Vogel aufheben wollte, hörte ich hinter mir den kurzen unsanften Ton einer rauhen Stimme. Ich drehte mich um, und siehe da, hinter mir standen mehrere Botokuden, nackt und braun, mit starken Pflöcken von weißem Holz in den Ohren und in der Unterlippe, Bogen und Pfeile in der Hand. Ich trat ihnen entgegen und sagte ihnen, so viel ich von ihrer Sprache verstand, worauf sie mich nach Art der Portugiesen an die Brust drückten, mir auf die Schultern klopften und laute rauhe Töne entgegenschrieen. Bei Erblickung der beiden Röhre meiner Doppelflinte riefen sie wiederholt mit Verwunderung aus: Pun Uruhu! (mehrere Flinten). Einige mit schweren Säcken beladene Weiber kamen nun auch herbei und betrachteten mich mit gleicher Neugierde. Männer und Weiber waren völlig unbekleidet, mittelgroß, stark, musculös und wohlgebildet. Ihre Haare trugen sie abgeschoren, mit Ausnahme einer runden Krone

Digitized by Google

auf dem Scheitel. Alle hatten Holzpflöcke in den Ohren und in der Unterlippe, selbst die Kinder. Unter den Armen trugen sie Bündel von Bogen und Pfeilen, einige auch Wassergefäße. Einer unserer Leute, welcher hinzukam und die Sprache der Botokuden etwas verstand, unterhielt sich mit ihnen, wodurch sie sehr zutraulich wurden. Sie freuten sich sehr, als sie von ihm hörten, daß ihre nach Rio Janeiro geschickten Landsleute wieder zurückgekehrt wären. Dann verließen sie uns, und bald darauf trat mir auch ihr Anführer, Kapitam June, ein alter gutmüthiger Mann von rauhem Ansehn entgegen. Sein Aeußeres war noch auffallender als das der Uebrigen, da seine Ohr- und Mundblöcke über vier Zoll im Durchmesser hatten. Auch er war stark gebaut und sein Gesicht von tiefen Runzeln durchfurcht. — Als ich zum Feldposten zurückkam, fand ich in allen Zimmern des Hauses Botokuden nach ihrer Bequemlichkeit gelagert. Sie bewunderten die weiße Haut, die blonden Haare und die blauen Augen meiner Leute, durchkrochen alle Winkel des Hauses nach Lebensmitteln und erstiegen alle Fruchtbäume, deren Früchte sie selbst unreif theils gekocht, theils geröstet verzehrten. Mit großer Zärtlichkeit bewillkommten sie die jungen Botokuden, die in Rio Janeiro gewesen waren, und der alte Kapitam sang ein Freudenlied. Er hatte sich mit seinen Freunden in einem nach allen Seiten offenen Schuppen einquartirt. Hier zündeten sie ein großes Feuer an und lagen um dasselbe, eingehüllt von dickem Rauch, in der Asche, welche ihren Körper grau macht. Oft stand der Kapitam selbst auf, forderte barsch und rauh eine Art, um Brennholz zu holen, wagte zuweilen einen Angriff auf uns und die Portugiesen, um Mehl zu bekommen, oder rüttelte an den Melonenbäumen, um ihre Früchte abzuschütteln. Uebrigens konnte man sich ihnen ganz anvertrauen und selbst mit ihnen auf die Jagd gehen. Nur strengt das Jagen in ihrer Gesellschaft sehr an, da sie äußerst schnell in der größten Hitze bergauf, bergab gehen, die verwachsensten Wälder durchdringen und jeden Fluß durchschwimmen. Mit ihrer abgehärteten Haut, die weder Dornen, noch andere Verletzungen scheuet, schlüpfen sie durch die kleinsten Oeffnungen des Strauchwerks.

Ich fuhr den Strom hinan bis an die Wasserfälle, welche

Digitized by Google

gegen drei Viertel Stunden von der Insel des Feldpostens entfernt liegen. Die Wälder am Ufer erschienen jetzt mit der Farbe des Frühlings im größten Reize, theils mit jungem Laube bedeckt, theils aschgrau, dunkel oder hellgrün, gelbgrün, röthlichbraun oder rosenroth, theils mit weißen, hochgelben, violetten oder purpurfarbigen Blüthen prangend. An einer Stelle ist das Strombett mit Felsblöcken so angefüllt, daß nur in der Mitte ein schmaler Kanal für die Kanoes übrig bleibt. Der Strom schießt reißend hindurch und fällt nachher über die Felstafeln sanft hinab. Die Stelle wird Cachoeirinha oder der kleine Fall genannt. — Bei unserer Rückkehr zu dem Feldposten fanden wir Mangel an Lebensmitteln. Ich schickte fünf Schützen aus, welche nach anderthalb Tagen mit ein und zwanzig wilden Schweinen zurückkehrten. Die Botokuden schienen dieselben schon mit ihren Augen zu verschlingen und erboten sich, die Schweine zu sengen und zuzurichten, wenn wir ihnen etwas davon abgeben wollten. Sogleich legten Jung und Alt Hand an's Werk. Sie zündeten einige Feuer an, warfen die Schweine hinein, sengten ihnen schnell die Borsten ab, schabten sie rein, weideten sie aus und wuschen sie am Flusse. Für ihre Bemühungen erhielten sie den Kopf und die Eingeweide. Die Botokuden zogen darauf ebenfalls in den Wald auf die Jagd; auch borgten sie sich Aexte, um Holz zu neuen Bogen zu schlagen. Da ihnen jedoch die Verfertigung der Bogen aus einem harten zähen Holz viel Mühe macht, so suchen sie dieselben gern zu borgen oder gar zu entwenden. Auch der alte Kapitam borgte mir die von ihm eingetauschten Bogen und Pfeile ab und gab sie mir nicht eher wieder, bis ich sie, unterstützt vom Befehlshaber des Postens, ernstlich forderte. Er hatte sie im Walde versteckt.

Ich schiffte den Strom noch weiter hinauf bis zum zweiten Feldposten, zehn Meilen von dem ersten entfernt. Zur Wasserreise bedarf man wenigstens drei Tage. Auf einem leichten Kanoe fuhren wir gegen Mittag ab. Bis zum Abend kamen wir an den kleinen Wasserfall, über den wir mit Mühe hinüberschifften. Das Kanoe wurde theils mit Stangen fortgeschoben, theils an Seilen fortgezogen. Zwei der Ruderer wateten bis an die Hüften im Wasser; oft sprangen sie von Fels zu Fels, fielen auch wohl

Digitized by Google

bis an den Hals in's Wasser. Auf einer Sandbank oberhalb des Falles übernachteten wir bei heiterem Wetter an einem Feuer. Am anderen Tage wurden die Felsblöcke im Strom immer bedeutender; das früherhin oft trüb und gelb aussehende Stromwasser war jetzt klar und hell. Es soll hier schon Gold und Edelsteine enthalten. Mit vieler Anstrengung überwanden wir die folgenden Stromschnellen. An dem bedeutendsten Fall wird das Kanoe ausgeladen und über eine drei Fuß hohe Felsenstufe hinübergehoben. In der Nähe des zweiten Feldpostens muß wegen des hohen Wassersturzes das Gepäck ausgeschifft und in einem anderen Kanoe oberhalb wieder eingeladen werden. — Die Gebäude des zweiten Feldpostens fanden wir ganz mit Botokuden angefüllt, die sich mit kriegerischem Schmuck angethan. Bei einigen war das Gesicht glühendroth bis zum Munde mit Orlean bemalt; bei anderen war der ganze Körper schwarz außer dem Gesicht, den Händen und Füßen. Am nächsten Morgen wanderte ich nach dem Hauptwasserfall. Der sehr eingeengte Fluß stürzt tobend und schäumend die Felsen hinab, und über ihm schwebt die Wolke eines feinen Staubregens, der beim Sonnenglanz in den Farben des Regenbogens spielt. Die Rückfahrt ging glücklich und schnell. An einer Uferstelle sahen wir Botokuden beschäftigt, Fische mit Pfeilen zu erlegen. Einer von ihnen, der uns am nächsten war, gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir ihn abholen und ihm Etwas zu essen geben sollten. Um ihn näher zu betrachten und seine Waffen einzutauschen, steuerten wir auf ihn zu. Der Botokude wartete aber unsere Ankunft nicht ab, sondern, vom Hunger getrieben, stürzte er sich bis an den Hals in den Fluß und kam, theils schwimmend, theils watend, und die Waffen in die Höhe haltend, bis zu einem schon weit im Flusse liegenden Felsstück, wo er blieb und Zeichen roher Ungeduld gab. Als wir uns näherten, fanden wir in ihm einen großen starken Mann, der viele Wildheit verrieth, den Mund weit aufriß und „Nuncut!" (zu essen!) brüllte, worauf man ihm einige Hände voll Mehl in den weit geöffneten Mund warf. Einer unserer Leute sprang schnell an's Land, ergriff, während der Wilde mit dem Verschlingen beschäftigt war, seine Waffen und brachte sie zu uns in Sicherheit, weil dieser Botokude wegen

Digitized by Google

seiner Wildheit berüchtigt war. Zugleich schlug er ein Messer in die Spitze seines Ruders ein und reichte es dem Wilden hin, der zwar mit dem Tausche zufrieden zu sein schien, dessen Heißhunger aber noch nicht gesättigt war. Brüllend lief er eine lange Strecke am Ufer hin und hoffte, uns immer noch einzuholen, unser Kanoe aber fuhr schneller hinab. So erreichten wir wiederum den ersten Feldposten.

Von hier aus schifften wir der Jagd wegen nach einer Flußinsel. Meine Jäger sahen aus dem Wasser vier Füße eines Säugethiers blicken, das sie für ein Schwein hielten. Bei der Annährung überzeugten sie sich, daß eine große Schlange ein Flußschwein umschlungen hielt. Sie schossen zweimal nach derselben, und ein Botokude jagte ihr einen Pfeil durch den Leib. Sie ließ darauf ihre Beute augenblicklich fahren und eilte schnell davon. Es war eine Anacuda-Boa, die größte Schlange Südamerika's, welche zwanzig bis dreißig Fuß lang wird und sich in der Nähe der Flüsse aufhält. — Während unserer Abwesenheit hatte sich auf dem Feldposten eine Horde Botokuden eingefunden, deren Anführer Gipakeiu (der große Kapitain) hieß. Schon in der Frühe des Morgens klopften die angekommenen Botokuden heftig an meine verschlossene Thür und überhäuften mich, als ich öffnete, mit Freundschaftsbezeugungen. Besonders ihr Kapitam gab mir sein Wohlgefallen zu erkennen. Er war nur mittelgroß, aber stark und kräftig gebaut. Bis zum Munde herab hatte er sein Gesicht glühendroth bemalt; von einem Ohr bis zum andern ging unter der Nase eine schwarze Linie; die übrigen Körpertheile waren ungefärbt. Bei seinen Leuten stand er in großem Ansehn. Nach den ersten Begrüßungen machte er mir begreiflich, daß er großen Hunger habe. Ich befriedigte ihn mit Farinha, und sogleich begann ein Tauschhandel. Ich bekam von ihm unter Andern ein aus der Schwanzhaut des großen Gürtelthiers (Dasypus maximus) verfertigtes Sprachrohr, welches den Wilden zum Zusammenrufen im Walde dient.

Als der Kapitam Gipakeiu auf dem Feldposten eintraf, trug ein jeder seiner Horde ein paar lange Stangen, als Herausforderung gegen eine andere Horde. Nachdem er abgezogen,

Digitized by Google

kam diese feindliche Horde unter dem Kapitam Inparak. Sie wateten, Bogen und Pfeile in die Höhe haltend, mit solchem Geräusch durch den Fluß, daß man es weithin hörte. Alle trugen Bündel von sechs bis acht Fuß langen Stangen auf der Schulter, um sich mit den Horden des Kapitam June und Gipakeiu zu schlagen. Eifrig suchten sie in allen Zimmern der Gebäude nach, ob sie keinen ihrer Feinde finden könnten. Zum Zeichen ihrer Herausforderung ließen sie ihre Stangen stehen und schwärmten ab und zu. Endlich hatte der Kapitam June die Herausforderung angenommen und erschien mit seinen Leuten. Wir begleiteten sie zum Kampfplatz, Jeder mit Pistolen und Messern zur Sicherheit bewaffnet. Wir fanden die Wilden in einem Haufen zusammengedrängt, alle theils schwarz, theils roth im Gesicht bemalt und mit Stangen versehen. Der Streit nahm seinen Anfang. Zuerst stießen die beiden Parteien kurze rauhe Töne gegen einander aus, wobei sie um einander wie böse Hunde herumgingen, und legten ihre Stangen in Bereitschaft. Inparak ging mit weit geöffneten Augen, ernst und grade vor sich hinsehend, zwischen den Männern umher und sang mit zitternder Stimme ein langes Lied. Die Gegner erhitzten sich immer mehr. Plötzlich traten zwei von ihnen gegen einander auf, stießen sich wechselseitig mit dem Arm vor die Brust, daß sie zurücktaumelten, und griffen dann zu den Stangen, mit denen sie blindlings auf einander schlugen, so daß dicke Beulen aufliefen und die Spitzen der abgeschnittenen Aeste tiefe Wunden verursachten. Wenn sich ein Paar tüchtig durchbläuet hatte, trat ein anderes hervor. Zuweilen kämpften mehrere zugleich. Zuweilen traten Pausen ein, und während dem gingen sie nachdenkend mit dem Herausforderungston zwischen einander umher, bis wieder heroische Begeisterung sie ergriff. Die Botokudenweiber blieben nicht müßige Zuschauer, sondern fochten auch ritterlich, indem sie unter beständigem Weinen und Heulen einander bei den Haaren ergriffen, mit Fäusten schlugen, mit Nägeln zerkratzten und sich gegenseitig die Holzpflöcke aus den Lippen und Ohren herausrissen. Warf Eine die Andere zu Boden, so ergriff eine Dritte die Erstere beim Bein und warf sie ebenfalls hin, worauf sich alle auf dem Boden umherzerrten. Die Männer stießen die Weiber der

Digitized by Google

Gegenpartei mit den Füßen und dem Ende ihrer Streitstangen. Auf solche Weise wechselte der Streit etwa eine Stunde lang. Alle erschienen jetzt ermüdet und abgemattet; nur der Kapitam Inparak hielt bis zuletzt aus und hatte nicht Lust Frieden zu schließen, ließ sich jedoch zuletzt von uns besänftigen, als wir ihn auf die Schultern klopften und ihm sagten, daß er ein tapferer Krieger sei. Kapitam June hatte als ein alter Mann nicht mit geschlagen. Der Kampf war dadurch veranlaßt worden, daß June's Leute auf dem südlichen Flußufer gejagt hatten, was Inparak für eine große Beleidigung ansah, weil die verschiedenen Horden ihre bestimmten Jagdplätze haben. Während des Kampfes lehnten Bogen und Pfeile an den Bäumen. Zuweilen sollen die Botokuden aber auch zu diesen Waffen greifen. Als die Kämpfer sich nachher in den Räumen des Feldpostens versammelten, schien Keiner an seine Wunden zu denken; sie setzten sich vielmehr sogleich auf ihre zum Theil offenen Schmarren und ließen sich das ihnen gereichte Mehl wohl schmecken. —

Nachdem wir wieder in Belmonte eingetroffen, ging unsere Reise weiter nördlich an der Küste hinauf. Bald erreichten wir den schönen kleinen Hafen von Ilhoes (Insel), der von zwei mit Kokospalmen besetzten Hügeln gebildet wird. Ueber die Stadt ragt ein dunkelgrüner Waldberg hervor, auf dessen Spitze die Kirche Nossa Senhora da Vittoria liegt. Die Stadt selbst ist verfallen, und auf den mit Gras bewachsenen Straßen findet man nur an Sonn- und Festtagen Leben. Wir trafen es grade mit dem Feiertage eines Heiligen. Ein hoher Mastbaum war aufgerichtet und mit gemalten Flaggen geziert. Verkleidete Menschen zogen unter Trommelschlag und manchen Scherz treibend durch die Stadt, und häufig wurde geschossen. Am Abend führte das Volk Tänze auf, von der Guitarre und von Händeklatschen begleitet. Die Festtage der Heiligen gehören überhaupt zu den größten Lustfesten der Brasilianer. Die reicheren Einwohner bestreiten für die ärmeren die Unkosten dieser Feste, an denen man häufig die Geschichte der Heiligen durch Verkleidungen, Aufzüge und Gefechte vorzustellen pflegt. In Ilhoes spielte man die Rolle von zwei Parteien, welche einander bekriegten: Portugiesen und Mohren mit ihren Anführern. Eine Festung

Digitized by Google

von Zweigen ward in der Nähe der Kirche errichtet. Die Mohren eroberten das Heiligenbild und brachten es in ihre Festung bis am letzten Abend die andere Partei es wieder gewann und mit großem Gepränge in die Kirche zurückführte. Diese Vorstellung dauerte mehrere Tage, während das Volk in beständiger Bewegung und häufig in der Messe war, dabei aber blos seinen Vergnügungen nachging. — Der Handelsverkehr der Stadt ist unbedeutend und beschränkt sich größtentheils auf Reis und Waldhhölzer. Er wird mit wenigen Barken nach Bahia betrieben. Die Barken, welche wir auf der Fahrt dahin benutzten, sind kleine bedeckte Schiffe, deren Cajüte etwa zwanzig Menschen fassen kann, und die drei kleine Masten haben. Der Schiffer (Mestre) besitzt seine eigenen Sclaven, welche als Matrosen dienen, von denen man aber, da sie dazu gezwungen sind, im Fall der Gefahr wenig Hülfe zu erwarten hat.

Drittes Kapitel.

Am 28. September waren wir im Angesicht von Bahia und liefen des Nachmittags drei Uhr in die der Stadt gegenüberliegende, ungefähr eine Meile davon entfernte Bai. Der erste Anblick hat sehr viel Imposantes, da der größere Theil der Stadt auf dem Abhange eines Berges erbaut ist, der sich gegen 500 Fuß über das Meer erhebt, und alle Häuser, meist aus mehreren Stockwerken bestehend, weiß übertüncht sind. Das Bild gewinnt einen noch höheren Reiz durch die dazwischen stehenden Pisang-, Orangen- und Kokosbäume, deren dunkelgrünes Laub zu dieser weißen Farbe einen angenehmen und dem Auge erquicklichen Contrast bildet.

Bahia, mit vollständigem Namen San Salvador de Bahia de Todos os Santos (Bahia der Allerheiligenbai), ist die zweite Stadt des brasilianischen Reiches mit 185,000 Einwohnern. Sie dehnt sich von Norden nach Süden fast eine Meile weit aus und ist ziemlich unregelmäßig gebaut. Der untere Stadttheil liegt auf einem schmalen Landstreifen am Meer und besteht aus einer einzigen langen, engen, schlecht gepflasterten und schmutzigen

Digitized by Google

Straße, wo meistens Kaufleute wohnen. Anmuthiger macht sich der obere Stadttheil, obgleich er keine gepflasterten Straßen hat. Die Verbindungsstraßen zwischen beiden sind zu abschüssig, als daß man sie mit Wagen befahren könnte. Man bedient sich daher einer Art Tragsessel (Cadeiras), bequemer Stühle mit einem Baldachin und rundum mit Vorhängen umgeben, welche, an einem Tragbaum hangend, auf den Schultern zweier Neger ruhen. Ohne dieselben würde man bei der Steilheit der Wege weder in der Sonnengluth, noch bei nasser Witterung im Schmutz fortkommen können. Der obere Stadttheil enthält, außer dem Palast des Gouverneurs und des Erzbischofes, dem Stadthaus und der Citadelle, eine Menge von Klöstern und zum Theil prächtigen Kirchen. Die Nonnen beschäftigen sich damit, aus den Federn der verschiedenen lebhaft gefärbten Vogelarten des Landes künstliche Blumen zum Verkauf zu fertigen. Unter den Kirchen zeichnet sich die Jesuitenkirche aus, welche ganz aus europäischem Marmor aufgeführt und im Innern kostbar und geschmackvoll verziert ist. Auf den Schiffswerften werden aus den trefflichen brasilianischen Bauhölzern sehr gute Schiffe gebaut. Ein thätiger Handel belebt die Stadt, und im Hafen liegen Schiffe aller Nationen. Die Häuser sind meist massiv und zum Theil mit Balconen versehen; fast alle haben Glasfenster. Den Fremdling überrascht in Bahia die Erscheinung der Schwarzen. Es sind die schönsten im Lande und auch geistig nicht vernachlässigt; einige verstehen Arabisch. Sie stammen fast alle von der Goldküste, und da sie sehr zusammenhalten, so sind sie auch mehr zu aufrührerischen Bewegungen geneigt, als die gemischten Racen anderer Provinzen. In den Straßen stößt man überall auf sie. Hier tragen zehn bis zwölf Negersclaven zusammenschreiend oder singend, um sich in gleichem Tact zu erhalten, große Lasten, indem alle Waaren auf diese Weise in die Stadt geschafft werden. Dort gehen andere mit Waaren umher, welche sie zum Verkauf ausrufen. An den Seiten der Straßen sieht man die Feuer der Negerinnen, die beständig mancherlei Gerichte kochen und braten, um dieselben ihren Landsleuten feil zu bieten. — Im Allgemeinen hebt sich die Bildung der Stadt mit jedem Jahre und die Sitten der Bewohner werden

Digitized by Google

immer mehr europäisch. Zu den gewöhnlichen Unterhaltungen des Volks gehören die Processionen, welche bei der unglaublichen Menge von Festtagen sehr häufig vorfallen. Man bestreut dann die gereinigten Straßen mit weißem Sand und Blumen. Abends werden die Fenster erleuchtet, und mit einer großen Menge von Wachskerzen ziehen unter Glockengeläut und Geprassel der abgebrannten Feuerwerke die aufgeputzten Züge nach der Kirche. Leichenbegängnisse werden ebenfalls bei Nacht mit zahlreichen Lichtern gehalten. Die angesehensten Todten begräbt man in den Kirchen. —

Von Bahia segelte ich auf einem Packetboot innerhalb neun Tagen nach Pernambuco. Während wir in den Hafen einliefen, fuhren mehrere Fischerboote von sehr eigenthümlicher Bauart an uns vorüber. Sie heißen Jangados und bestehen aus vier oder mehr zusammengefügten Baumstämmen, haben einen Mast mit einem sehr großen Segel, aber keine Wände, so daß die Wellen beständig darüber hinwegschlagen. Sie segeln mit merkwürdiger Schnelligkeit und wagen sich oft sehr weit in's Meer. Ein längs der Küste hinlaufendes Riff begrenzt den Hafen, und eine darin befindliche Bresche, auf deren Südseite ein Leuchtthurm und eine Citadelle steht, bildet die Einfahrt. Außerhalb des Riffs tobt eine heftige Brandung, im Innern aber herrscht beständig Ruhe, und bei voller Fluth ist das Wasser tief genug, die größten Handelsschiffe zu tragen. Da die Stadt fast in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel liegt, so sieht man nur die Häuser am Ufer. Diese sind höher als in Rio, die Straßen meistens noch enger und eben so schmutzig als dort. In fast allen Städten Brasiliens spielt der Regen die Rolle des Gassenfegers und da, wo der Boden abschüssig ist, hält er Alles auch wirklich ziemlich sauber. Dies ist indeß bei Pernambuco nicht der Fall; in den nassen Jahreszeiten sind die Straßen mit Schlamm und Wasser angefüllt, in den trockenen mit Staubwolken. Die Stadt zählt über 60,000 Einwohner und besteht aus drei großen Abtheilungen. Diejenige, in welcher der bedeutendste Handel getrieben wird, liegt auf einer schmalen Landenge zwischen dem Meere und einem Fluß und heißt Recife; eine andere mit vielen Kaufläden und dem Palaste des Präsidenten ist auf einer

Digitized by Google

Insel erbaut und führt den Namen San Antonio; die dritte Namens Boa Vista, eine Hauptstraße bildend, erhebt sich auf dem Festland und ist der bei weitem schönste Theil. Zwei hölzerne Brücken machen die Verbindungsmittel aus. Da Pernambuco auf dem östlichsten Punkte des amerikanischen Festlandes liegt, so ist es das ganze Jahr hindurch dem vollen Einfluß der Passatwinde ausgesetzt und erfreut sich daher eines kühlen und gesunden Klima's. Es giebt wenig öffentliche Gebäude. Der sogenannte Palast, worin die Provinzialbehörde jetzt ihren Sitz hat, war in früheren Zeiten das Jesuiten-Collegium: ein großes Gebäude von düsterem Ansehen mit ungeheuer dicken Mauern. — Die Bewohner der Stadt gleichen denen von Rio. Die Landleute sind ein kleines schwarzbraunes Geschlecht. Man theilt sie in zwei Klassen, Matutos und Sertanejos. Die Matutos bewohnen die flache Küstengegend; die Sertanejos das innere Hochland oder die Wüste (Sertão). Die Kleidung beider besteht aus einem niedrigen rundköpfigen und breitrandigen Hut, einer Jacke und Hosen von gelblich braunem Leder. Statt der Weste tragen sie häufig ein dreieckiges Stück mit Riemen befestigtes Leder. Statt der Stiefeln sieht man hier braunlederne Schuhe oder Pantoffeln. Der Matuto bekleidet sich gewöhnlich nur mit einem Paar weißer baumwollener Beinkleider, die bis an's Knie gehen und den übrigen Theil des unbeschuheten Beines nackt lassen. Baumwolle und Häute sind die hauptsächlichsten Artikel, die man aus dem Innern bringt, Pferde die einzigen Lastthiere.

Am Bord der „Maria Luiza", eines Schooners von hundert Tonnen, segelte ich nach Aracaty. Es befanden sich im Ganzen siebenzehn Passagiere und eine gleiche Anzahl Negersclaven auf dem Schiff. Alle hatten Gepäck bei sich, so daß das ganze Hinterdeck mit übereinander gehäuften Koffern und Ballen angefüllt war. Der freie Himmel war unser Zelt; denn in den unteren Räumen gab es nicht einmal einen Platz, wo man hätte essen können. So suchte sich Jeder einen passenden Winkel zum Sitzen oder Liegen. Hiezu gesellte sich noch, nachdem wir den Hafen verlassen, ein heftiges Regenwetter, vor welchem es keinen anderen Schutz gab als Poncho und Regenschirm. Ich zahlte für mich und meinen schwarzen Diener einen

Digitized by Google

Fahrpreis von sechs und zwanzig Milreis (etwa 26 Thaler) jedoch mit Einschluß der Lebensmittel. Die Vertheilung derselben geschah dreimal des Tags und gewährte mir stets ein höchst ergötzliches Schauspiel. Jeder stürzte herzu, um seine Portion zu erhalten, und oft sah man Gruppen von zwei, drei und vier Personen mit den Fingern aus einer und derselben Schüssel essen, da die unzulänglichen Messer und Gabeln immer nur den Ersten zufielen. Die Kost bestand größtentheils aus getrocknetem, mit Reis gekochtem Rindfleisch, wozu früh und des Abends eine Tasse Thee, des Mittags ein oder zwei Flaschen schlechten Rothweins gehörten. Einer der Passagiere, ein lebhafter schmächtiger kleiner Mann von ungefähr dreißig Jahren vertrieb uns die Zeit durch seine belustigenden und abenteuerlichen Erlebnisse. Oft ließ er auch einen Gesang erschallen, wozu ein anderer junger Mann sehr fertig die Guitarre spielte. — Gegen Mittag des zweiten Tages fuhren wir am Kap San Roque vorüber. Die Küste erschien mit Ausnahme einiger weißen, fast ganz vegetationslosen Sandhügel als eine vollkommene Ebene. Am dritten Tage erreichten wir gegen Mittag das Felsenriff von Aracaty. Wir legten uns in der Mündung des Flusses vor Anker, und ich fuhr in einem Boot stromaufwärts nach der fünf Stunden weit entfernten Stadt. Diese besteht hauptsächlich aus einer einzigen langen und breiten Straße; sie zählt gegen 5000 Einwohner, die größtentheils arm sind. Die Umgegend ist fast ganz flach, und dieser Bezirk hat von Zeit zu Zeit an schrecklicher Dürre zu leiden. Die letzte Dürre kam im Jahr 1825 vor, wo es nicht ein einziges Mal regnete, so daß fast alle Pferde und Rinder und gegen dreißig tausend Menschen den Hungertod erlitten.

In Gesellschaft zweier Kaufleute ritt ich nach der Stadt Joo, welche etwa funfzig Meilen von Aracaty entfernt liegt. Die Straße berührt nur die zehn Leguas hinter Aracaty gelegene kleine Stadt San Bernardo und führt im Uebrigen durch eine sandige, stellenweis mit Kies und Steinen bedeckte Ebene. Das Pflanzenreich wird durch Palmengruppen, kleinere Bäume und Strauchwerk vertreten. Wir scheuchten auf unserem Ritte zahlreiche Schwärme von Tauben auf, wovon einige nicht größer

Digitized by Google

waren als Sperlinge. Eine Heerde von mehreren Hundert Schafen bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Die Haut dieser Thiere war nämlich in Folge des übermäßig heißen Klimas gänzlich von Wolle entblößt und statt dessen fast mit demselben kurzen glatten Haar versehen, wie es die Kühe tragen. Eben so verlieren hier auch die Ziegen ihre langen Haare. Aus dem Innern kamen Wagen mit Baumwolle und Häuten, von der Küste her wieder andere, so wie zahlreiche Schaaren von Pferden, mit europäischen Waaren und Salz beladen, welches in den inneren Theilen des Landes selten und sehr theuer ist. Viele arme Bewohner bekommen davon häufig das ganze Jahr nichts zu kosten und müssen statt des Einpökelns ihr Fleisch in dünnen Scheibchen an der Sonne trocknen. Ich selber mußte immer einen kleinen Salzvorrath bei mir führen und habe das Pfund nicht selten mit drei Schilling (28 Sgr.) bezahlt, während ich für zehn Schilling (3 Thlr. 3 Sgr. 4 Pf.) den fettesten Ochsen kaufen konnte. — Bei dem Anblick der schwarzbraunen räuberähnlichen Reisenden, die dem Fremdling hier begegnen und die sämmtlich mit Reiterpistolen, Säbeln, Dolchen, Messern und Flinten bewaffnet sind, kann man sich von dem sittlichen Charakter dieser Leute keine sonderliche Vorstellung machen. In der That sind Ermordungen und Räubereien keine Seltenheit, und da man hier fast immer verrätherisch zu Werke geht, so ist eine Beraubung gewöhnlich auch mit einem Mord verbunden. Die Bewohner des Bezirkes, durch welchen wir ritten, sind größtentheils Viehzüchter, und die Lebensmittel waren wegen mangelnder Nachfrage äußerst billig. Ein Ochse galt fünf und zwanzig, ein Schaf oder eine Ziege vier bis fünf Schillinge. Milch konnte man umsonst erhalten. Man bereitet etwas Käse; von Butter weiß man jedoch nichts. Die geronnene Milch wird zu einem beliebten Gerichte verwandt, welches man mit „Rapadura", einem groben ungeläuterten Zucker, versüßt. Außer der Farinha ist Dörrfleisch das Hauptnahrungsmittel. Die Farinha wird entweder trocken benutzt, wo sie dem Sägemehl gleicht, oder durch Beimischung von kochendem Wasser oder Milch zu einer Art Pudding zusammengedrückt. — Näher nach Ico zu steigt das Land allmählig an. Wir zogen an einem von Fischen und

Digitized by Google

wilden Enten wimmelnden See vorüber, der etwa eine Legua lang und fast eben so breit war. Auf den höheren Strichen bestehen die Waldungen hauptsächlich aus einer kleineren Gattung der Mimosa und einem Klettergesträuch (Combretum); aber diese niedrigen Bäume dauern fast durchgängig nicht aus, indem sie bei großer Trockenheit und Hitze verdorren. Solche Wälder heißen „Catingas". An den freieren Theilen des Geländes findet man eine sich weit ausbreitende kleine Art der Beeren-Zwetschen (Chrysobalanus), die angenehmen Schatten gewährt. Unter einem solchen Baum ruhten auch wir und speisten von einer großen grünen Eidechse, die ich geschossen hatte. Die Vögel werden hier so wenig von Menschen gestört, daß große Schwärme von Raben, Tauben und Papageien ruhig auf den niedrigen Bäumen sitzen blieben, unter denen wir hinritten. Kraniche und viele Wasservögel entfernten sich nicht von dem Rande kleiner Seen, bis unsere Pferde ihnen dicht auf den Leib rückten. Vor Ico begegneten wir einer Gesellschaft von Frauen und Männern, und ich war nicht wenig überrascht, die ersteren schrittlings reiten zu sehen, im Inneren des Landes eine ganz gewöhnliche Erscheinung.

Die Stadt Ico, eine der wichtigsten in der Provinz Ceara, mag 6000 Einwohner zählen, meistentheils Krämer, welche das Innere mit Manufactur-Waaren versehen, wofür sie Landeserzeugnisse eintauschen. Alle Häuser sind von Ziegelsteinen aufgeführt, einstöckig und mit Kreide getüncht. Auf dem Marktplatz giebt es jeden Tag frisches und gedörrtes Rindfleisch, Farinha, Rapadura, Salz, Orangen, Melonen und Wassermelonen, Ananas und Citronen. Alle diese Früchte kommen aus der Ferne; die nächste Umgegend, eine weite Ebene, bringt nichts dergleichen hervor. — Unter den Neugierigen, die mir häufige Besuche abstatteten, befand sich auch ein alter Priester. Zu seinen ersten Fragen gehörte, ob ich getauft sei oder nicht, und in welchem Glauben. Als ich ihm sagte, ich sei ein Protestant, antwortete er: „O, so seid Ihr also ein Heide!" Diese Unwissenheit findet man sehr gewöhnlich, und es wurde mir sehr schwer, den Mann zu überzeugen, daß die Hauptgrundsätze unserer verschiedenen Religionen übereinstimmten. So oft ich später

Digitized by Google

nach meinem Glauben gefragt wurde, antwortete ich einfach, ich sei ein Christ, was mir einigen Anspruch auf Achtung verschaffte. Als man erfuhr, daß ich ein Arzt sei, wurde ich oft um Rath gefragt. Unter meinen Kranken war die Frau eines meiner portugiesischen Freunde. Sie starb später an ihrer sehr gefährlichen Krankheit. Die sie pflegende Mutter härmte sich jedoch nicht sowohl über die Krankheit, als über die zunehmende Magerkeit ihrer Tochter, da Wohlbeleibtheit für den Hauptreiz einer brasilianischen Schönen gilt. Man kann einer Frau keine größere Schmeichelei sagen, als daß sie täglich fetter und schöner werde. — Zur Fortsetzung der Reise nach der zwei und zwanzig Meilen entfernten Stadt Crato kaufte ich noch zwei Pferde. Am Tage vor meinem Aufbruch verschwand eines der neuen Pferde von der Weide, wenn man etwas dürres Gras so nennen kann. Nach vielem Suchen wurde das Pferd auf einem erhöhten Landstrich angetroffen, wo es unter einer ungeheuern Anzahl amerikanischer Strauße weidete. Später begegnete es mir öfter, daß meine Pferde sich verliefen oder mir gestohlen wurden, da Pferdediebstahl in Brasilien etwas sehr Gewöhnliches ist. Oft wird ein Pferd von Jemandem weggenommen, der eine kurze Reise zu machen wünscht, und nach einigen Tagen findet man es auf der Stelle wieder, wo es entwendet wurde. Zuweilen geschieht es auch, daß man Pferde wegschafft und auf einige Tage verborgen hält, in der Absicht eine Belohnung für das vorgebliche Wiederfinden zu erhalten. Beim Abschied beschenkten mich meine Freunde mit allerhand Sachen, die mir unterwegs nützlich sein konnten, als Zuckerwerk, Zwieback, der aus Reis und Mais bereitet wird, und gebratene Hühner. Diese Sitte scheint im nördlichen Brasilien vorzuherrschen.

Jenseits Ico wird der Weg rauh und steigt häufig bei der Abwechselung von Hügeln und Thälern über felsige Pfade auf und ab. Man kann sich daher des Fuhrwerks nicht weiter bedienen, und aller Verkehr wird von da an mit Pferden oder mit Ochsen betrieben. Der am meisten vorkommende Baum ist eine Art der immergrünen Weinspille (Schinus); außerdem bemerkt man große Akazien und Mimosen, Trompeten-Bäume (Bignonia), den Zwetschenbäumen ähnelnd mit gelben und rosen-

Digitized by Google

rothen Blumen, eine hohe Jacaranda, mit großen blauen Blumen dicht bedeckt, nicht unähnlich den Blüthen der nicht minder prachtvollen Fettflurre (Gloxinia speciosa); dazwischen stehen einzelne Carnahuba-Palmen und große Cacteen. Jenseits des Städtchens Lavra, welches wir am Abend des zweiten Reisetags erreichten, wurden Bananen gebaut und fast jedes Haus hatte seine kleinen Pflanzungen von Baumwolle und Tabak. — Als ich am folgenden Abend in meiner zwischen zwei Bäumen befestigten Hängematte schlief, ward ich durch einen strömenden Regenguß geweckt. Darauf war ich in der trockenen Jahreszeit nicht vorbereitet und wurde schnell durchnäßt. Ich wickelte mich in meinen Poncho und erwartete auf einem Packsattel am verloschenen Feuer sitzend den Tagesanbruch. In den Morgenstunden war der Himmel zwar bewölkt, aber das Wetter wieder trocken und die Luft von köstlicher Frische. In der sehr hügeligen Gegend trafen wir die ansehnlichsten Höhen, die wir bis jetzt gehabt hatten, und eine derselben gewährte eine schöne Aussicht über ein welliges, dünn bewaldetes Gelände. In den bewaldeten Strichen war die Luft mit dem lieblichen Wohlgeruch eines Nierenbaumes (Anarcadium occidentale) durchwürzt, der hier und im ganzen Innern sehr zahlreich vorkommt. — Noch zwei Tagereisen, und wir sahen in reicher Landschaft Crato vor uns liegen. Die Sonne versank eben mit blendender Pracht hinter der Serra de Araripe, einer langen, ungefähr eine Meile weit entfernten Bergkette; aber die kühle Luft dieser Gegend schien ihren Strahlen die brennende Gluth zu nehmen, die im niederen Flachland für den Reisenden kurz vor Sonnenuntergang so drückend ist. Der herrliche Abend, die erquickliche Luft und der Anblick dieser freundlichen, mit großen Bäumen bewaldeten Gegend, so ganz verschieden von der bisherigen, alles dies gab meiner Seele einen lange nicht empfundenen schwebekräftigen Schwung.

Es begann bereits zu dunkeln, als wir in die Stadt gelangten; aber bald hatte ich das Haus eines achtbaren Krämers aufgefunden, an welchen ich empfohlen war. Man nöthigte mich in das Wohnzimmer, wo ich in einen Kreis von mehr als einem Dutzend auf den Boden sitzender Damen eintrat. Diese

Digitized by Google

waren gekommen, der Hausfrau über den Verlust ihres Tags vorher gestorbenen Schwiegervaters das übliche Beileid zu bezeigen. Was die Sitte, auf dem Boden zu sitzen, betrifft, so muß ich erwähnen, daß man in den besseren Häusern des inneren Landes zwar mit Stühlen versehen ist, aber sie selten benutzt, da die Frauen den Gebrauch der Hängematten vorziehen, welche sie, außer zur Tischzeit, nur selten verlassen. Sie sitzen darin, wie auf der Matte am Boden, mit aufgerichtetem Oberkörper und untergeschlagenen Beinen, rauchen Tabak, essen Zuckerwerk und trinken kaltes Wasser, was fast ihre einzigen Beschäftigungen den Tag über sind. Die Hängematte schwebt gewöhnlich einen bis anderthalb Fuß über dem Boden, so daß sie den Dienst eines Sophas versieht; denn oft wird sie auch von mehr als einer Person besetzt. Bei Nacht wird sie meistentheils wegen der kühleren Lage dem Bette vorgezogen. Es bestehen diese Hängematten in der Regel aus einem groben, theils weißen, theils weiß und blauen Baumwollenzeug. Sie sind meistens breiter als lang, so daß man diagonal und folglich mehr horizontal darin liegen kann. Bei kühler Jahreszeit machen sie nur eine Decke, in der Hitze nur ein Hemde statt alles anderen Bettzeuges nöthig. — Crato, zwei und dreißig Leguas südwestlich von Jco gelegen und fast unter demselben Breitengrad wie Pernambuco, ist eine kleine, von etwa zwei tausend Menschen bewohnte Stadt. Die zwei Kirchen und das Gefängniß befinden sich in einem schlechten Zustande. Letzteres wurde von zwei Soldaten bewacht, die ich beim Vorübergehen entweder mit Kartenspiel beschäftigt oder schlafend sah. Ein dort wegen Insubordination zur Strafe eingesperrter Sergeant stieg fast jede Nacht aus einem der nur mit hölzernen Stäben verwahrten Fenster heraus, schlief in seiner eigenen Behausung und kehrte des Morgens in das Gefängniß zurück. Die Einwohner von diesem Theile des Districtes sind in ganz Brasilien wegen ihrer Gesetzlosigkeit bekannt. Früher war hier ein Zufluchtsort für Mörder und Gesindel aller Art und ist es zum Theil noch immer. Man zeigte mir mehrere Mörder, die ganz frei umhergingen, da man sich scheut, sie bei der Justiz anzuzeigen, um nicht unter ihrem Messer oder dem ihrer Freunde zu fallen. Die Einwohner von

Digitized by Google

Crato beschäftigen sich während des Tages hauptsächlich mit Kartenspiel, und bei schönem Wetter sieht man Gruppen von Spielern aller Klassen, von den sogenannten Großen bis zu den Niedrigsten herab, im Schatten der Häuser auf dem Pflaster sitzen. Die Vornehmern spielen um Dollar's, die Aermeren um Kupfermünze oder noch häufiger um große gesprenkelte Bohnen. Dabei vorfallende Zänkereien werden nicht selten mit dem Messer geschlichtet. Die ehelichen Verhältnisse sind sehr locker, und sehr nachtheilig wirkt darauf das Beispiel der Geistlichen ein, die ganz offenkundig mit ihren Maitressen zusammen leben. — Man baut hauptsächlich Zuckerrohr, Mandiocca, Reis, Tabak. Außerhalb und innerhalb der Stadt wachsen Orangen, Citronen, Bananen, Mango-, Melonen-, Brot- und Nieren-Bäume; auch baut man Wein, Ananas, Melonen und Wassermelonen. Alle diese Früchte sind äußerst billig. Für einen Penny (9 Silberpfennige) kauft man ein Dutzend Orangen und für doppelt so viel eine große wohlschmeckende Ananas.

Auf einem meiner Ausflüge in die Umgegend traf ich eines Tags bei der Serra de Araripe das Lager einer Bande von Zigeunern. Diese sind im Innern Brasiliens eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Die niedere Klasse des Volkes ist ihnen abhold, während die reichere sie begünstigt. Deshalb hatte sich auch jene Bande unter einigen Bäumen in der Nähe einer großen Zuckerpflanzung gelagert. Obgleich von dunklerer Farbe, als die in Großbritannien, so haben sie doch dieselben Züge, und es giebt unter ihnen viele sehr hübsche junge Männer und Mädchen. Sie halten sich hauptsächlich in den weniger bevölkerten und folglich gesetzloseren Districten auf, wo sie mit Pferden und verschiedenen Schmucksachen handelnd, von Pflanzung zu Pflanzung, von Dorf zu Dorf ziehen. Man beschuldigt sie auch hier nicht selten des Diebstahls von Pferden, Federvieh und andern Sachen. Die alten Weiber spielen die Wahrsagerinnen und werden als solche bei den jungen Damen der Städte gern gesehen.

Während meines längeren Aufenthaltes in Crato wurde das Fest Mariä Empfängniß gefeiert, dessen Lustbarkeiten schon neun Tage vorher beginnen. In dieser ganzen Zeit unterhielten die wenigen hiesigen Soldaten Tag und Nacht ein fast ununter-

Digitized by Google

brochenes Feuer. Dazu kamen Processionen, Illumination, Feuerwerk und der Donner einer kleinen Kanone vor der Kirche, so daß die Stadt unaufhörlich in lärmendem Aufruhr war. Da die letzte Nacht die schönste sein sollte, so ging ich um sieben Uhr in die Kirche, vor welcher Fahnen aufgesteckt waren und zwei große Freudenfeuer brannten. Auf der Terrasse stand eine ungeheure Menschenmasse, und fünf bis sechs Soldaten feuerten von Zeit zu Zeit ihre Flinten los. Nicht weit davon spielte eine jämmerliche, aus zwei Pfeifern und zwei Trommlern bestehende Musik; ein Feuerwerk kam derselben gleich. Das Innere der Kirche war prächtig erleuchtet und fast ganz gefüllt; doch bemerkte ich größtentheils nur Frauen, alle in eine Art weißer Mantille gekleidet. Am folgenden Tage gab es eine große Männer-Procession, wobei man mit vielem Prunk die Jungfrau sammt ihrem Sohne umhertrug. Die drei Stadtpriester und der eben auf seiner Rundreise begriffene „Visitator" oder Sendling des Bischofs gingen unter einem scharlachrothen Thronhimmel. Das Fest endigte am nächsten Sonntags-Nachmittag mit Vorstellungen auf dem Seile und einem Maskentanz vor der Kirche. —

Um Neujahr (1839) verkündeten heftige Gewitter den Anfang der Regenzeit. In der Mitte des Januar verließ ich Crato, begleitet von einem in meine Dienste getretenen jungen Engländer Namens Walker. Wir erreichten bald eine Gegend, die mich an jene zwischen Crato und Ico erinnerte, nur daß hier nach einer mehrwöchentlichen Regenzeit Alles frisch und grünend war. Die Schnelligkeit, womit in diesen Wüsten nach den ersten Regenschauern das Pflanzenleben sich entwickelt, ist wahrhaft wunderbar. Das jährige Gras sprießt aus dem weißen Sande; die Bäume treiben Blätter und Blumen, und die ausdauernden krautartigen Pflanzen, die während der Dürre scheinbar abgestorben waren, erheben in unglaublich kurzer Zeit ihre Blüthenstengel. Unter den Bäumen erwähne ich die knorrige Zwetschen-Spille (Spondias tuberosa), hier Imbuzeiro genannt, mit länglicher gelblicher Frucht, doppelt so groß wie eine große Stachelbeere. Unter der lederartigen Schale befindet sich ein saftiges Fleisch von angenehm süßlich saurem Geschmack.

Digitized by Google

Dies Fleisch mit Milch, Quark und Zucker giebt ein sehr beliebtes Gericht, Imbuzada genannt. Eine baumartige Gattung der Mehl-Lorsche (Jatropha) mit kleinen weißen Blumen hat an den Blattstielen lange spitzige Stacheln, deren Gift bei der Berührung einen unerträglichen brennenden Schmerz verursacht. Die Einwohner werfen die abgeschabte Rinde und das Holz dieser Pflanze in Teiche, an denen sich Tauben und andere Vögel versammeln, worauf diese, sobald sie von dem vergifteten Wasser genossen, entweder sterben oder betäubt liegen bleiben und so zur Nahrung verwendet werden. Des Abends hörten wir in der Nähe froschreicher Sümpfe das unangenehme Concert dieser Thiere, welches sich mit dem halb heulenden, halb bellenden Lärm einer großen Meute hungriger Hunde vergleichen ließ. Wir nahmen unser Nachtquartier meistentheils in den Fazenda's. Eine der größten, Boa Esperança, besaß gegen 5000 Rinder und mehrere Hundert Schafe. Sie gehörte dem Padre Marcos de Araujo Costa, ausgezeichnet durch Einsicht und Gelehrsamkeit, so wie durch sittlichen Charakter und Wohlwollen. Er stand bereits im sechzigsten Jahre und hat seit vielen Jahren regelmäßig zwanzig Knaben in sein Haus genommen, die er ohne Vergütigung beköstigt und erzieht, obgleich er keine geistliche Pfründe besitzt. Wir verweilten unter dem Dache des guten alten Padre, der in seinem Bücherschatze auch eine Menge botanischer Werke hatte, längere Zeit und schwelgten während dem an einer sehr üppigen Tafel, da jeden Tag im Jahre für ihn und seine Leute ein fetter Ochse geschlachtet wird. —

Die Hauptstadt der Provinz Piauhy ist Oeiras, in einem großen Kessel gelegen, der fast ganz von einer Kette niedriger Sandsteinberge umschlossen wird. Die Einwohnerzahl übersteigt nicht vier tausend, und darunter sind die mit europäischen Waaren handelnden Krämer die ansehnlichsten. — Kurz nach unserer Ankunft in Oeiras fanden in der benachbarten Provinz Maranham einige ernstliche Aufstände statt. Im November 1838 entsandte nämlich der Präfect von Cachias vier Soldaten, um einen Verbrecher gefangen zu nehmen. Der Bruder dieses Menschen, ein Mestize Namens Raimundo Gomez, hatte jedoch einen Haufen von neun Gefährten um sich gesammelt, mit welchen er die

Digitized by Google

Soldaten entwaffnete und zurücktrieb. Seine Bande mehrte sich alsbald durch flüchtige Sclaven, Indianer und anderes Gesindel, die nun die Fazenda's plünderten. Dreihundert dagegen ausgesandte Soldaten mußten sich aus Mangel an Kriegsbedarf an Raimundo ergeben und der größere Theil derselben trat in seine Dienste. Im April 1839 belief sich sein Haufe bereits auf 4000 Mann. Mit ihnen belagerte er Cachias und die Stadt mußte endlich nach langwieriger Belagerung capituliren. Alle Kriegsvorräthe fielen den Empörern in die Hände. Als man zur Wiedereroberung bedeutende Streitkräfte dagegen aufbot, wurde die unglückliche Stadt einer allgemeinen Plünderung unterworfen und eine große Menge der Einwohner, meist aus Portugiesen bestehend, ermordet. Erst später, im Januar 1840, wurde die Ordnung in Cachias wieder hergestellt. Dieser Aufstand, der gegen 5000 Menschen das Leben kostete, kann als Beispiel der Empörungen gelten, die Brasilien zu einem Heerde beständiger Unruhen machen. Ich wurde dadurch an meiner weiteren Reise nach Westen gehindert und beschloß nun nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Oeiras, wo mir die freundlichste Aufnahme zu Theil wurde, meine Richtung südwärts durch die Provinzen Goyaz und Minas Geraës zu nehmen.

Am 22. Juli brachen wir auf und zogen durch ein schönes Gelände mit mannigfaltigen parkartigen Landschaften. Auf einer der Staats-Fazenda's, die wir berührten, lernten wir das Verfahren beim Einfangen des Rindviehs kennen, welches fast wild in großen Heerden umherstreift. Man bedient sich zu dem Ende einer dünnen, neun bis zehn Fuß langen Stange, die an dem einen etwas dickeren Ende ein kurzes viereckiges scharfes Eisen hat. Auf seinem Pferde sitzend und mit dieser Stange in der Hand sprengt der Hirte in gestrecktem Galapp dem auserwählten Thiere nach, das er bald erreicht und, während es im vollen Lauf begriffen ist, durch einen gegen die Lende geführten Stoß seiner Lanze sehr leicht zu Boden streckt, worauf er, ehe es sich erheben kann, vom Pferde springt und es gefangen nimmt. Das Rindvieh ist sehr groß, von verschiedener, namentlich brauner Farbe und mit langen spitzigen weitausgebreiteten Hörnern versehen. Zwischen den einzelnen Besitzungen giebt es

Digitized by Google

keine Grenzzäune, aber jeder Fazendeiro brennt seinen Pferden und Rindern gleich nach der Geburt sein eigenes Zeichen auf, woran sie natürlich leicht zu erkennen sind. Das aufzubewahrende Ochsenfleisch wird unter einer Presse von allen wässerigen Theilen befreit und dann auf Stangen getrocknet. Die Pferde von Piauhy sind gewöhnlich klein und wenig langlebig; am schnellsten werden diejenigen hingeopfert, die man zum Hetzen des Rindviehs braucht.

Wir befanden uns jetzt in der Gegend, die man Campos agrestes (Landebenen) nennt. Diese Campo's sind theils offen, theils bewaldet. Die offenen Strecken sind mit einem groben ausdauernden Grase bedeckt. Zuweilen stößt man auf Sumpfgegenden, wo Gruppen von Buriti-Palmen wachsen, deren weiche Früchte drei schönen Arara-Papageien, welche diese Bäume in Menge umschwärmen, zur Hauptnahrung dienen. Sie fliegen meistens paarweis und zerreißen die Luft mit ihrem lauten Arà-Arà-Arà-Geschrei. Einer der gewöhnlichsten von ihnen ist ganz blau (Psittacus hyacinthinus). Häufig sieht man sechs bis acht Fuß hohe Ameisenhaufen, die man in der Ferne für Lehmhütten hält. — Am 29. Juli gelangten wir an einen großen, über eine Viertellegua breiten Süßwassersee. Der Weg führte an seinen palmenumgürteten Ufern hin. Wir sahen viele Meerschweine (Hydrochoerus capybara), von denen etwa funfzig dicht vor uns vorüberliefen und dann durch das Wasser nach dem jenseitigen Ufer schwammen. Im seichten Wasser des Strandes sonnten sich Alligatoren. Ich feuerte meine mit grobem Schrot geladene Flinte auf den Kopf eines sehr großen Alligators, der nicht weit vom Ufer wie ein alter Baumstamm auf dem Wasser schwamm. Das Ungeheuer that einen Sprung nach der Tiefe, und warf sich dann, scheinbar todt, auf den Rücken. Ich schickte meinen indianischen Diener ab, das Thier an's Land zu ziehen. Er watete bis an's Knie in's Wasser und versuchte den Schwanz des Alligators zu fassen, als dieser zum großen Schreck des lautaufschreienden Indianers sich plötzlich umwendete und verschwand. Er war offenbar nur betäubt gewesen. — Am 3. August bildeten wir eine ziemlich große Reisegesellschaft. Außer uns selber bestand sie aus einem Capitain, seinem Sohn und

Digitized by Google

dessen Gattin, einem Mulattenmädchen, das deren Kind zu der zu empfangenden Taufe trug, drei Neffen des Capitains und einem schwarzen Schulmeister. Diese Personen staken alle vom Kopf bis zu den Fußspitzen in Lederkleidern, und außer den Schwarzen zu Fuß, welche die Packpferde führten, folgten uns noch drei berittene als Reisegeleit. Die Dame und ihr Mädchen ritten beide nach brasilianischer Sitte auf Männersatteln. In dem schwarzen Schulmeister lernte ich unstreitig den vorzüglichsten Mann seines Stammes kennen, der mir jemals vorkam. Es war ein Kreole mit einer schönen breiten Stirn und von guter Erziehung, der als Freier sich der besten Gesellschaft anschließen konnte, und sein unerschöpflich sprudelnder Humor wußte uns Alle trotz der furchtbaren Hitze fortwährend in der heitersten Stimmung zu erhalten. — Die kleine, dem Verfall entgegengehende Stadt Paranaguá, die südlichste der Provinz, fanden wir in Folge der Rekrutenaushebung von der männlichen Bevölkerung fast ganz verlassen; man sah nur Weiber und Kinder und einige Sclaven. Die Stadt liegt auf der Ostseite eines großen Sees und enthält ungefähr hundert Häuser, welche meist aus grobem Flechtwerk erbaut und mit rothfarbigem Lehm berappt sind. Aus dem See gewinnt man ein mit Salpeter vermischtes Salz, das zum Einsalzen des Dörrfleisches sehr tauglich ist. Das Seewasser hat von dem dunkelrothen Lehmboden der Umgegend eine rothe Farbe, und es leben darin unzählige große Alligatoren, Boas, Meerschweine und Tapire. —

Der Theil der Provinz Pernambuco im District Rio Preto, durch welchen wir darauf reisten, war sehr reich an Jaguaren. Auf unseren Lagerplätzen hörten wir allnächtlich das ferne Gebrüll dieser Bestien. Es klang wie das Knurren eines erzürnten Hundes und dauerte gewöhnlich jedesmal eine Viertelstunde, worauf es mit einem, zwei oder drei Mal wiederholten Tone endigte, der fast dem unterdrückten Gebell eines großen Kettenhundes glich. Bald nach unserem Eintritt in den erwähnten District erreichten wir ein erhöhtes Tafelland, Serra de Batalha genannt, das wir übersteigen mußten. Es wird von einer immergrünen Vegetation bekleidet und der sehr rauhe Abhang zeigt große Blöcke eines groben weißen Sandsteins. — Am

Digitized by Google

21. September kamen wir an das nördliche Ufer des Rio Preto, d. i. Schwarzfluß. Er war an dieser Stelle ungefähr dreißig Ellen breit, sehr tief und reißend. In einiger Entfernung erscheint das Wasser so schwarz wie Tinte, und daher jener Name; in der Nähe aber ist es so klar, daß man bis auf den tiefsten Grund sehen kann. Wir befanden uns hier in einer Gegend, die von häufigen Einfällen der wilden Indianer heimgesucht wurde; man nennt sie Cherentes. Erst vor einigen Monaten hatten sie ein am Preto gelegenes Haus angegriffen, während die Männer auf dem Felde waren. Nachdem sie das Haus in Brand gesteckt und drei Weiber getödtet, hatten sie zwei Kinder als Beute davon geführt.

Der gegen vierzig Leguas breite öde und menschenleere Landstrich, den wir jetzt durchschneiden mußten, um die Provinz Goyaz zu erreichen, heißt Os Geraës. Auf der ganzen Strecke trifft man nur eine kleine Hütte, die zu Zeiten ein alter Mann, halb Indianer, halb Portugiese, bewohnt. Die Einwohner haben eine gewaltige Scheu vor dieser Einöde, und die furchtbaren Geschichten, die man uns von den Indianern erzählte, veranlaßten uns, all unsere Waffen in gehörigen Stand zu setzen. Ich selber trug ein Paar Taschenpistolen außer denen in meinen Halftern, und an meinem Gürtel ein großes Messer. Herr Walker war außer dem gewöhnlichen Dolchmesser der Brasilianer mit einem kleinen Säbel und Jeder meiner Leute mit einer Flinte bewehrt. Glücklicher Weise hatten wir indeß von diesen Waffen keinen Gebrauch zu machen. Dagegen hatten wir mit heftigen Gewitterstürmen zu kämpfen. Wir gelangten in die Geraës noch am Nachmittag desselben Tages, wo wir über den Preto setzten. Nachdem wir zwei Leguas darin zurückgelegt, thürmten sich schwarze Wolken am Horizont auf und kurz darauf hörten wir in der Ferne das Grollen des herannahenden Unwetters. Wir zogen westwärts längs des Preto und hielten am Ufer unter einigen großen Bäumen; aber der Sturm brach los, ehe wir uns den nöthigen Schutz verschafft. Es zuckten hellleuchtende Blitze aus den Wolken, der Donner krachte und der Regen schoß in Strömen herab. Zwei große Häute, die wir über uns an den Zweigen befestigten, gewährten uns ein leid-

Digitized by Google

liches Obdach. Um Mitternacht wiederholte sich die Scene. — Am folgenden Tag war es bereits völlig Nacht geworden, als wir vor der einzigen, am Wege gelegenen einsamen Wohnung ankamen, und indem ich an die kleine Pforte ritt, trat der Eigenthümer mit einer Flinte in der Hand heraus. Er erlaubte uns gern, für die Nacht den Schutz eines offenen Schuppens zu benutzen. Kaum war das Gepäck darin untergebracht und die Wetterseite mit einigen großen Häuten verhangen, als wiederum ein längst schon drohendes Ungewitter mit aller Wuth losbrach. Ein sausender Sturm löschte schnell unsere Lichter aus, und wir mußten ihm noch danken, daß er nicht das ganze Gebäude wegriß. Der alte Mann erzählte mir, daß er in beständiger Angst vor einem Ueberfall der Cherentes lebe. Seine Frau war vor einem Jahre gestorben; seitdem bewohnte er sammt drei kleinen Kindern allein diese Hütte. Er besaß zwei Häuser, von denen das beste an dem einen Ende unseres Schuppens lag; aber er hatte nie darin gewohnt, weil die Indianer, wie er sagte, so oft sie ein Haus überfielen, es jedesmal umzingelten und in Brand steckten, so daß Niemand entrinnen könne. Die Hütte, in welcher er hauste, lag etwas weiter davon entfernt und war nicht viel besser als ein Schweinestall; aber er sagte, daß er von hier aus im Falle eines Angriffs sehr leicht in die Wälder flüchten könne.

Unsere nächste Reise, auf welcher wir unter Sonnengluth und brennendem Durst vier lange Leguas durch ein trockenes welliges sandiges und dünnbewaldetes Gelände zurücklegten, brachte uns an den Fuß der Ebene von Mangabeira, eines erhöhten, fast acht Meilen breiten Tafellandes. Auf dem Rücken desselben verschwand bald aller Baumwuchs. Nur einige verbuttete, höchstens anderthalb Fuß hohe Sträucher wachsen in dieser wüsten Einöde. Das einzige lebende Wesen, war eine zwei Zoll lange Art Heuschrecken, die in dichten Schwärmen vor unseren Pferden aufstiegen. Zu beiden Seiten des Weges lagen Gerippe von Pferden und Ochsen, die aus Wassermangel und Erschöpfung hier umgekommen. Ein Gewitter, welches uns traf, zog rasch vorüber; nachher wurde der Himmel wieder klar, und der darauf folgende Sonnenuntergang war einer der schön-

Digitized by Google

sten, die ich je gesehen. Die Pracht desselben und die waagerechte Ebene erinnerte mich an jene entzückenden Schauspiele, die ich so häufig auf dem Meere angestaunt. Die lieblich kühle Atmosphäre war mit dem köstlichen Duft eines damals blühenden, sehr zahlreich vorkommenden Strauches durchwürzt. — Die zwei folgenden Tagereisen brachten uns nach der Indianer-Mission Duro. Als wir ungefähr noch eine Legua davon entfernt waren, geriethen wir auf einen falschen Weg. Unser Führer bemerkte dies erst spät, und da es mittlerweile Mittag geworden war, so rasteten wir, um zu frühstücken, unter einem großen Baum, der einen klaren Quell beschattete. Auf einmal brachen aus dem hohlen Baumstamm mehrere Tausend kleine Bienen, nicht größer als eine Hausfliege, hervor. Sie umsummten uns von allen Seiten, und obgleich sie keine Stacheln besaßen, so wurden wir doch von ihnen nicht wenig belästigt, indem sie uns in's Gesicht flogen und sich in die Haare verfitzten. Am meisten schienen sie meinen kleinen Affen zu quälen. Er bedeckte seinen Kopf mit den Händen, sprang mir mit lautem Geschrei auf den Leib und verkroch sich unter meine Jacke. Ein angezündetes großes Feuer verscheuchte die bösen Gäste.

Die Mission Duro liegt auf der gleichnamigen Serra. Das Dorf besteht aus ungefähr zwanzig kläglichen Häusern; andere liegen zerstreut umher. Die ganze Bevölkerung belief sich damals auf 250 Seelen. Der größere Theil besteht aus reinen Indianern; andere haben sich mit den Schwarzen gemischt. Man erkennt den reinen Indianer sehr leicht an seiner rothen Farbe, seinem langen straffen Haar, seinen hohen Backenknochen und der eigenthümlichen Schiefheit seiner Augen. Obgleich Boden und Klima den Anbau der verschiedenen Tropengewächse begünstigen, so herrscht doch eine solche Trägheit unter den Einwohnern, daß sie fast immer Hungersnoth leiden. Früher hatten sie ihren eigenen Geistlichen; jetzt besucht sie nur alljährlich auf einige Tage ein Priester aus der dreißig Leguas entfernten Stadt Natividade, wo ihre Hochzeiten gefeiert und ihre Kinder getauft werden. Auch giebt es keine Schule im Dorf, und die zwei Häuptlinge sind die einzigen Leute, welche lesen und schreiben können. Die wilden Cherentes haben verschiedene Angriffe

Digitized by Google

gegen die Mission unternommen. Die größte Verheerung richteten sie im Jahre 1789 an, wo eines Morgens ungefähr zweihundert von ihnen das Dorf umzingelten, und vor Abend hatten sie alle äußeren Häuser niedergebrannt und gegen vierzig christliche Männer, Weiber und Kinder getödtet; vier Kinder schleppten sie in die Gefangenschaft. Die Einwohner unterhielten ein beständiges Gewehrfeuer, wußten aber nicht, wie viel Feinde sie getödtet hatten, da die Cherentes alle ihre Todten mit sich hinwegnahmen. Während unseres vierzehntägigen Aufenthalts in Duro brannten mehrmals bei Nacht in nicht gar weitem Abstand helle Feuer auf den Bergen, und eines Tags sah ein aus den Wäldern heimkehrender Einwohner einen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Indianer vor sich über den Weg schreiten. Dies Alles ließ einen neuen Angriff befürchten, und man war nur wenig darauf vorbereitet, da die Regierung seit vielen Jahren weder Waffen noch Kriegsbedarf gesandt hatte.

Auf dem Wege hinter Duro durchschnitten wir ein schönes, größtentheils dünn bewaldetes Gelände von Berg und Thal. Dann erreichten wir in flacher Gegend die Ufer des Manoel Alvez, eines großen Flusses, der sich in den Tocantines ergießt. Auf der dann gelegenen Fazenda erfuhren wir, daß es unseren Pferden kaum möglich sein würde, mit ihrer Bürde über den bodentief angeschwollenen Fluß zu setzen. Das Fähr-Kanoe war durch die letzten Fluthen hinweggerissen, und so mußte all unsere Habe auf Menschenköpfen hinübergeschafft werden. Ich miethete deshalb einen Neger und einen Mulatten als Gehülfen. An der Fährstelle war der Fluß etwa vierzig Ellen breit und sehr reißend, da es weiter unten eine Stromschnelle giebt. Als die beiden großen und starken Männer mit der ersten Ladung ins Wasser gingen, konnten sie sich nur mit Mühe auf den Beinen halten, indem ihnen die Wellen meistens bis an die Schultern reichten. Herr Walker und ich versuchten es hinüberzuschwimmen; aber die Gewalt der Strömung trieb uns beide über die Stromschnellen. Herr Walker wurde heftig gegen einige Felsblöcke geschleudert und gelangte mühsam und sehr ermattet an das jenseitige Ufer; ich selber wurde an eine Stelle verschlagen, wo es keine Steine gab und von welcher aus ich

Digitized by Google

nach dem Punkt zurückkehrte, den ich eben erst verlassen hatte. Endlich kam ich, von einem unserer Leute unterstützt, glücklich hinüber. — Am 25. October trafen wir in Natividade ein, wo ich mehrere Monate verweilte.

Die Stadt Natividade liegt am westlichen Fuße der gleichnamigen Serra. Sie ist unregelmäßig, wie die meisten Städte des Innern, und aus Luftziegeln gebaut. Die Einwohner belaufen sich auf zwei Tausend Seelen gemischter Race. In Folge ihrer außerordentlichen Trägheit herrscht fortwährend ein drückender Mangel an Lebensbedürfnissen. Die Kleidung der Männer hat nichts Abweichendes. Die Frauen dagegen tragen, wenn sie zur Kirche gehen oder Besuche machen, statt der anderswo üblichen Bedeckung des Kopfes mit einem weißen Tuch oder einem großen weißen Shawl, Mäntel aus schottischem Tartan oder blauem Zeug. Alle Frauen rauchen Tabak und die mit einem etwa drei Fuß langen Rohr versehene Pfeife kommt von früh bis Abends nur selten aus ihrem Munde. Sie arbeiten wenig, essen und schlafen desto mehr. Die Frauen der geringeren Klassen trinken außerdem sehr viel brasilianischen Rum. — Ich machte von hier aus viele Ausflüge, besonders nach der benachbarten zwei tausend Fuß hohen Serra, deren mittlerer Theil aus Granit besteht; die Westseite wird von einem dicken Lager graufarbigen Kalksteins begrenzt, und meine botanische Ausbeute fiel daselbst äußerst reichlich aus. — Als ich an einem finsteren Abend durch die Straßen der Stadt ging, sah ich einige Knaben mit einem leuchtenden Gegenstande spielen, den ich anfänglich für eine große Feuerfliege hielt. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es ein schöner Schwamm von der Gattung der Erdpilze (Agaricus) war. Die Pflanze strahlt bei Nacht ein glänzendes Phosphorlicht von bleichgrüner Farbe aus, und einige von diesen Schwämmen reichen hin, ein finsteres Zimmer in solchem Grade zu erhellen, daß man dabei lesen kann. —

Am 10. Februar 1840 verließen wir Natividade, um unseren Weg nach Arrayas, einer ungefähr dreißig Leguas südöstlich gelegenen Stadt zu nehmen. Die äußerst dünn bevölkerte Gegend der ersten Hälfte war flach und offen, und in der Nähe

Digitized by Google

vor dem Arraial (eig. Lager) de Conceicão beginnen niedrige, oft felsige Hügel. Das in der Mitte des Wegs zwischen zwei kleinen Bergen gelegene Arraial zählt ungefähr hundert Köpfe. Ein Bach versorgt den Ort mit schlechtem salzigen Wasser, das über einen ähnlichen Kalkstein fließt, wie er sich bei Natividade findet. Ueberall, wo dieses Wasser von den Einwohnern getrunken wird, sind die Kröpfe vorherrschend. Das Land rings um die Stadt erschien völlig durchwühlt, und vor Zeiten soll man hier große Massen Goldes ausgebeutet haben, während man jetzt nur noch sehr wenig gewinnt. Jenseit des Ortes zogen wir am Fuße einer hohen felsigen Hügelkette an einigen kleinen Goldgruben vorüber, die von Sclaven bearbeitet wurden. Da sie sich selbst beköstigen und kleiden müssen, so liefern sie nicht alles Gold ab, sondern zahlen ihren Herren wöchentlich nur eine gewisse Summe, ungefähr sechs Schillinge, (zu 9 Sgr. 4 Pf.). Viele derselben sind so glücklich gewesen, sich ihre Freiheit erkaufen zu können. Kurze Zeit vor unserer Ankunft fand ein Sclave ein Stück reinen Goldes, das gegen zehn Unzen wog, mehr als hinreichend, ihm die Freiheit zu verschaffen. Die umliegenden Felder waren mit einer schönen Orchisart, einem zwei Fuß hohen Epistephium, geschmückt, das mit einer Aehre großer rosenfarbiger Blumen prangte. — Nachdem wir darauf über den breiten und reißenden Fluß Palma gesetzt, gelangten wir unter dem Wechsel von Sonnenbrand und Regenschauer nach der Fazenda Sape, an dessen Besitzer ich Empfehlungsbriefe hatte. Er war ein tüchtiger Jäger und begleitete mich auf allen meinen Ausflügen. Die Fazenda liegt am Fuße der Serra de Santa Brida am Eingange eines kleinen Thales. In den Sümpfen desselben findet man häufig die Riesenschlange (Boa constrictor) von bedeutender Größe. Sie ist in der ganzen Provinz nicht ungewöhnlich und erreicht zuweilen die furchtbare Länge von vierzig Fuß. Mir verschwand hier eins meiner Lieblingspferde vom Weideplatz. Bald nachher bemerkte ein Hirte eine ungeheure Boa, die in der Gabel eines über das Wasser eines kleinen Flusses geneigten Baumes hing. Sie war todt und hatte sich offenbar von der letzten Fluth fortreißen lassen. Sie maß sieben und dreißig Fuß. Als man sie öffnete, kamen

Digitized by Google

die zum Theil zerbrochenen Knochen und das halb verdaute Fleisch eines Pferdes zum Vorschein, während sich die Kopfknochen unverdaut vorfanden, und hieraus schlossen wir, daß die Boa das Pferd vollständig verzehrt haben mußte. In den Flüssen ist der Zitteraal sehr häufig. Ich sah einen von sechs Fuß Länge, den man gefangen hielt und der so zahm war, daß er sich von Jedem betasten ließ, ja selbst, so lang wie er war, durch die Finger glitt; doch durfte man ihn, vielleicht durch einen ganz leisen Druck, nur im mindesten reizen, um augenblicklich einen heftigen Schlag zu bekommen. — Die Wälder wimmeln von Affen; auch halten sich daselbst einige große Brüllaffen auf (Mycetes barbatus), welche in ihren Wickelschwänzen eine außerordentliche Muskelkraft besitzen, so daß sie, selbst wenn sie geschossen und völlig todt sind, noch an den Zweigen hangen bleiben. Im Gebirg bemerkte ich an nackten und schroffen Gipfeln große Haufen zerbrochener Schalen von den kleinen Nüssen verschiedener Palmen und daneben rundliche, mehr als faustgroße Steine. Mittelst derselben hatten, nach der Versicherung meines Gefährten, die Affen die in den unteren Wäldern gesammelten Nüsse zerschlagen. Daß die Affen sich auf solche Weise bei harten Dingen der Steine zu bedienen wissen, habe ich oft genug an meinem Lieblingsaffen wahrgenommen, der mich auf meinen Reisen von Piauhy aus, wo ich ihn bekam, begleitete. Es war ein Weibchen, das Jerry hieß. Sie hatte sich vermöge ihrer Zahmheit bei Allen in Gunst gesetzt und lebte fast wie wir selber. Sie trank früh und abends sehr begierig ihren Thee und ging nicht eher schlafen, als bis sie ihre gewöhnliche Portion empfangen hatte. Ihr Lieblingsfutter bestand in Farinha, gekochtem Reis und Bananen; ein rohes Ei, das sie sehr geschickt auszuschlürfen wußte, war ihr ein Leckerbissen. Sie ritt fast immer auf einem mir gehörigen großen Bullenbeißer. Beide Thiere hielten viel von einander, und an jedem Morgen, ehe wir aufbrachen, ging der Hund nach der Stelle, wo Jerry angebunden war, und wartete, bis man sie ihm auf den Rücken gesetzt und ihren Strick an seinem Halsband befestigt hatte. Es kam ihr nicht darauf an, ob ihr Gesicht dem Kopf oder dem Schwanz ihres Rosses zugekehrt war; sobald es indeß bergab ging, saß sie jedesmal

Digitized by Google

regelrecht, indem sie, um nicht über den Kopf des Hundes zu gleiten, den eigenen Schwanz um den Schwanz desselben schlang.

Am 26. Februar brachen wir von Sapé auf, überstiegen den felsigen Abhang einer Serra und sahen nun vor uns in einem Grunde des Tafellandes der Serra das kleine ärmliche Städtchen Arrayas, welches nicht über drei hundert Seelen enthält. Da die Regenzeit noch nicht vorüber war, so verweilte ich hier fast zwei Monate, während welcher Zeit ich aus der Umgegend, die höchst reich an malerischen und anziehenden Ansichten ist, glänzende Sammlungen von seltenen und schönen Pflanzen zusammentrug. — Gegen Ende des April wurde die Provinz durch die Nachricht von einer Annährung des Rebellenheeres unter Raimundo aufgeschreckt. Der Präsident der städtischen Behörde ließ sogleich mittelst einer Trommel die Nationalgarde versammeln. Anfangs erschienen nicht mehr als sechs Mann auf dem Platz, am nächsten Morgen doppelt so viel, und im Laufe von vier bis fünf Tagen kamen aus der Umgegend über hundert und vierzig Mann zusammen, von denen die meisten mit ihren Vogelflinten bewaffnet waren; doch gab es in der Stadt weder Musketen, noch Pulver oder Kugeln. Diejenigen, die keine Flinten besaßen, bewaffneten sich mit ihren Messern, welche sie fest an kurze Stangen banden. Die ganze Streitmacht bildete das bunteste Gemisch, das man sich denken kann; denn sie bestand aus Leuten von allen Farben, allen Größen und ohne jegliche Uniform. Die Truppen wurden acht Tage hindurch exercirt, bis endlich die Botschaft kam, daß die frühere Nachricht übereilt gewesen sei. Die Mannschaft wurde augenblicklich entlassen. Vor dem Abzuge hörten die Soldaten die Messe in der Kirche, worauf man jedem derselben ein Glas Rum verabreichte, die einzige Belohnung für ihre Dienste.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, brachen wir am 6. Mai von Arrayas auf. Meine ärztliche Praxis brachte mir daselbst mehr ein, als ich zum Unterhalt brauchte, und ich war dadurch in den Stand gesetzt, mir vier neue schöne Pferde zu kaufen, so daß ich deren jetzt im Ganzen sechszehn besaß. Unser nächstes Reiseziel war die Stadt San Romao am Fluß San Francisco. Wir nahmen unsere Richtung

Digitized by Google

längs der Serra Geral, wo die Gegend bald wellig oder hügelig, bald flach, bald offen und mit grobem Gras bedeckt, bald wieder bewaldet; meistentheils aber dürr und menschenleer war. Wir mußten über mehrere Flüsse setzen, und hatten überhaupt mit vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen zu kämpfen. Schattige Bäume mußten die Stelle der Wirthshäuser vertreten, wo wir des Mittags unsere Ruhestätte, des Abends unsere Schlafstätte wählten. Außer den Bäumen hatten wir bei dieser Wahl noch verschiedene andere Erfordernisse zu berücksichtigen, als Wasser und Gras für unsere Pferde, trockenes Holz zum Feuer. Wir hielten des Tags nur zwei Mahlzeiten, nämlich früh und spät. Während dann unser Theewasser kochte, war auch das an einem hölzernen Spieße über die glühenden Kohlen gehaltene Dörrfleisch gehörig zubereitet; dazu kam noch Mandiocca-Mehl, und wären unsere europäischen Freunde plötzlich an unseren Tisch versetzt gewesen, so würden sie ohne Zweifel geglaubt haben, wir äßen Sägespäne und gebratenes Leder. Letzteres konnten wir aber bei feuchtem und regnerischem Wetter nicht gegen Maden schützen, von denen wir es vor und nach dem Rösten reinigen mußten. Unser größter Trost war ein bedeutender Vorrath von vortrefflichem Thee, den ich in Pernambuco eingekauft. Dies war mein einziges Getränk auf dieser ganzen langen und vielfach verzögerten Reise, und es konnte, nachdem man den Tag über unter einer Gluthsonne geritten, kaum eine größere Erquickung geben. Einige Abwechselung der Speise brachte die Jagd auf Rothwild, Affen, Armadille, große Eidechsen und allerlei Vögel. Einst stießen wir auf einen großen Ameisenbär, welchen Herr Walker in der Absicht, ihn zu schießen, verfolgte, aber seine Flinte versagte, und wir liefen darauf dem Thiere mit Stöcken nach, weil zufällig keine unserer Flinten geladen war. Ich holte den Ameisenbär zuerst ein, und da ich wußte, daß von seinem Maule nichts zu fürchten war, so faßte ich seine lange Schnauze und suchte ihn auf diese Weise fest zuhalten, als er sich augenblicklich auf die Hinterbeine hob, und indem er seine mächtigen Vordertatzen um meinen Leib legte, brachte er mich wahrhaft in Verlegenheit. In diesem Moment kam einer meiner Leute herbei und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf, so daß er zu

Digitized by Google

Boden geschleudert wurde. Aber so viele betäubende Schläge er auch empfing, er raffte sich immer wieder auf und lief davon, bis ich mich endlich der kleinen mit Kugeln geladenen Pistolen erinnerte, die ich beständig in meiner Jackentasche trug, und den hartnäckigen Gegner mit dem ersten Schuß zu Boden streckte. Das Thier maß gegen sechs Fuß, mit dem langhaarigen Schwanz zehn. Die zwei langen Krallen der Vorderfüße gebraucht der Ameisenbär, um damit ein Stück aus den Seitenwänden der Termiten-Haufen einzureißen; dann steckt er seine lange schmale Zunge hinein, die mit einem klebrigen Speichel bedeckt ist, an welchem alsbald Tausende der Ameisen hängen bleiben. — Während wir über einen Fluß setzten, zog ein ungeheurer Schwarm großer graufarbiger Heuschrecken vorüber. Sie waren nicht immer im Fluge, sondern ließen sich nieder und stiegen in kurzen Zwischenräumen bis zu einer Höhe von zwölf Fuß wieder auf, und ihr beständiges Steigen und Fallen gab der Luft das Ansehn, als sei sie mit Schneeflocken angefüllt. Unsere Lastthiere wurden von Vampyren geplagt, die oft von einer Flügelspitze zur andern sechs Fuß maßen. Diese Geschöpfe fallen aber auch Menschen an. Ich glaube annehmen zu können, daß der Vampyr den Stich, welchen er der Haut versetzt, mit dem scharfen gekrümmten Nagel seines Daumes beibringt, und daß er dann das Blut aus dieser Wunde aussaugt. Eine andere Plage lernte ich kennen, als ich in einem kleinen Bache ein Bad nehmen wollte. Ich bemerkte zwischen einigen Büschen am Ufer eine Blume und drang ein, um sie zu pflücken, sah aber beim Herauskommen meine Beinkleider, mein Hemd, so wie Hände und nackte Beine dicht mit kleinen Carrapatos (Schaf- oder Filzläuse) bedeckt. Eilig warf ich meine Kleider ab und sprang in's Wasser; es kostete mir indeß nicht geringe Mühe mein Zeug von diesen häßlichen Insekten zu reinigen. — In einem kleinen unbewohnten und verfallenen Hause, wo wir übernachtet hatten, lief Herr Walker Gefahr, von einer Klapperschlange gebissen zu werden. Er suchte nämlich früh morgens nach einem Kofferringe, der in einen Winkel des Gemaches gelegt war, und indem er im Dunkeln mit der Hand darnach fühlte, erfaßte er Etwas, das er aufheben wollte, als er zu seinem Entsetzen entdeckte, daß es

Digitized by Google

eine Klapperschlange war. Wir tödteten das ziemlich fünf Fuß lange furchtbare Thier, in dessen unmittelbarer Nähe ich die ganze Nacht geschlafen hatte.

Am 21. Juni zogen wir in San Romão ein. Es ist ein kleiner, am südlichen Ufer des Francisco erbauter Ort von nicht über tausend Einwohnern. Der Fluß verursacht in den ihm zunächst gelegenen Straßen jährliche Ueberschwemmungen. Die Bevölkerung besteht hauptsachlich aus Farbigen; die angesehneren Einwohner sind Kaufleute, welche die Umgegend mit mancherlei Waaren und mit den Fischen des Flusses versehen, welche man einsalzt und trocknet. Als ich am ersten Abend durch die Straßen ging, hörte ich fast in jedem Hause eine oder mehrere Fiedeln spielen. Im Inneren befleißigen sich sonst sowohl Männer als Frauen der Guitarre. San Romão aber macht davon eine Ausnahme, und auch die Erziehung junger Mädchen gilt hier für unvollendet, wenn sie nicht gelernt haben, den Fiedelbogen zu führen. —

Die Provinz Minas Geraës ist nicht nur eine der größten sondern auch eine der reichsten Brasiliens. Eine von Norden nach Süden streichende Gebirgskette, welche berühmte Gold- und Diamanten-Gruben enthält, theilt sie in zwei sehr ungleiche Theile. Der östliche ist meist noch Urwald; der westliche flachere Theil besteht hauptsächlich aus Weideland, wovon jedoch ein großer Strich mit Catinga-Wäldern bedeckt ist und eine der größten Steppen Brasiliens bildet. Um Diamantina, die Hauptstadt des Diamanten-Districts, zu erreichen, welche ich besuchen wollte, mußten wir eine lange Reise durch dieses wüstenähnliche Land zurücklegen. Nach Verlauf von zehn Tagen erreichten wir das Städtchen Formigas, welches nicht größer als San Romao ist und noch gegen funfzig Leguas von Diamantina entfernt liegt. Wir brachen von dort am 13. Juli auf und erstiegen den wenig steil niedergehenden Abhang einer aus Kalkstein bestehenden Bergkette. Auf dem Rücken derselben trafen wir ein offenes Gelände, wo sich nur hie und da in feuchten Vertiefungen vereinzelte Insel-Wäldchen zeigten, Capões (von dem indianischen Worte Caapoam, Insel) genannt. Diese Wäldchen verleihen den wellenförmigen Hochebenen der Provinz Minas Geraës

Digitized by Google

einen eigenthümlichen Charakter. Sie enthalten vorzüglich Bäume von verschiedenen Arten der Pfeffer- und Kirsch-Myrten (Myrcia, Eugenia), der Lorbeeren, des Storay, der Schuppen-Aepfel Anona) ꝛc. mit Kletterſträuchen untermiſcht. Der Boden, in welchem dieſe Bäume wachſen, iſt häufig ſo ſumpfig, daß es ſchwer hält, in ihre Mitte zu gelangen; auch kann man dies nicht ohne Gefahr wagen, da dieſe Orte der großen Boa Conſtrictor zum Schlupfwinkel dienen. Eine Strecke von zehn bis zwölf Leguas weiter brachte uns nach einer anderen ſehr hohen Serra, auf deren Gipfel uns während der Nacht ein furchtbares Donnerwetter mit nachfolgendem wiederholten Sturm und Regen überraſchte. Dafür entſchädigte uns aber die herrlichſte Alpenvegetation. Zwei der ſchönſten Pflanzen waren eine Art der Phyſocalyx, ein hübſcher, drei Fuß hoher Strauch mit zahlreichen orangefarbenen Blumen, die von einem weit aufgeblaſenen, faſt gleichfarbigen Kelch umſchloſſen ſind, und eine ſcharlachrothe Glanzhulke (Lisianthus). Andere zum Geſchlecht der Krähen-Beeren (Melastoma) gehörigen Sträucher bildeten mit ihren kleinen dachziegelförmigen Blättern und großen roſigen Blüthen unvergleichlich liebliche Gruppen. Ueberhaupt erſchien die ganze Gegend wie ein einziger ungeheurer Blumengarten, wo ich wie ein Kind bei einem Feſtmahl nicht wußte, nach welchen Dingen ich zuerſt greifen ſollte, wo jedes mir neu, jedes mir ſchöner und ſeltener als das andere vorkam. Auch herrſchte auf dieſem Hochlande die feierliche Ruhe eines Tempels. Wir bemerkten auf unſerem Ritte nicht ein einziges Thier irgend einer Art, und außer unſerem eigenen Geräuſch ließ ſich kein Laut vernehmen. Der Weg beim Hinabſteigen von der Serra war abſcheulich; denn er wand und drehte ſich zwiſchen großen Felsblöcken hin, während die lockeren Steine unter den Füßen der Pferde hinabrollten. Darauf erfreuten wir uns eines ziemlich guten Weges und ſetzten an den folgenden Tagen über zwei kleine Flüſſe. Derjenige, welchen wir zuletzt paſſirten, hieß Jiquitinhonha und ein an ſeinen Ufern liegender Ort Baſſoras und Areas.

Das bedeutendſte Haus in Baſſoras gehörte dem Kapitain Almeida, und durch ihn lernte ich den Betrieb einer der größten

Digitized by Google

Diamantengruben des Districtes kennen. Er besaß nämlich dicht am Fluß auf einer früher jedenfalls vom Flußbett eingenommenen Erdzunge ein Bergwerk der Art. Eine in der Nähe befindliche Grube hatte vor Zeiten in drei Jahren nicht weniger als 37 Pfund und sechs Drachmen Diamanten gegeben, war aber, nachdem sich die Ausbeute erschöpft, liegen geblieben. Darauf fußend hatte Kapitain Almeida sein Untenehmen nicht weit von der alten Fundgrube begonnen. Er leitete mit einem Kostenaufwand von tausend Pfund Sterling einen kleinen Bach aus einer Entfernung von anderthalb Leguas hierher, grub einen Schacht und errichtete Pumpen. Die verschiedenen Bodenarten, durch welche man graben mußte, ehe man auf den diamantenhaltigen Niederschlag gelangte, bestanden aus einem zwanzig Fuß mächtigen röthlichen Sand, einem acht Fuß mächtigen zähen gelblichen Lehm, endlich einem drittehalb Fuß mächtigen Lager von grobem röthlichen Sand. Darunter erschien der eigenthümliche Boden, der die Diamanten enthält. Wird diese Diamanbildung von lockerem Kies umschlossen, so heißt sie „Cascalho", wird sie aber in der Gestalt eines eisenhaltigen Conglomerats gefunden, so nennt man sie „Canga". Dies Lager hat eine Mächtigkeit von einem bis vier Fuß und aus der gerundeten und geglätteten Beschaffenheit der kleinen Kieseln, die den groben Sand ausmachen, geht hervor, daß sie einst das Bett eines fließenden Wassers gebildet haben. Zeigt sich darunter viel schwarzer Schmirgel (Esmeril preto), eine Abart des Turmalins, so gilt das Lager für diamantenreich. Der Kies ruht gewöhnlich auf hartem Lehm, unter dem man das im Diamantendistrict vorherrschende feste Schiefergestein findet. Der Canga oder verbundene Kies ruht zuweilen auf einer Art Marmor oder Kalkstein, und dann giebt er stets eine reiche Ausbeute an Diamanten. Die Auswaschung des Kieses geschieht auf folgende Weise. Längs der Seite eines Weihers ist eine Reihe von Trögen oder Becken (bacio) angebracht, die etwa vier Fuß im Geviert halten. Der Boden derselben besteht aus festgerammtem Lehm, und die dem Wasser zugekehrte Seite ist bedeutend niedriger als die andere. In jedes Becken wird von einem dazu aufgestellten Sclaven ein gewisses Maß von Kies geschüttet, während

Digitized by Google

ein anderer Sclave, der bis an's Knie im Wasser steht, den Kies mittels eines flachen hölzernen Kübels stark mit Wasser begießt. Auf diese Weise und durch häufiges Aufrühren mit einer kleinen Hacke werden die Beimischungen von Sand und Erde weggeschafft, worauf man die größeren, auf der Oberfläche erscheinenden Kiesel herausnimmt. Bei diesem Verfahren findet man gewöhnlich die größten Diamanten. Nachher wird der gereinigte Kies aus den Becken an ein fließendes Wasser gebracht, um hier die letzte Wäsche zu erhalten. Ich sah, wie zu dem Ende sieben Sclaven am Rande eines kleinen, ungefähr vier Fuß breiten Kanals bis an die Kniee im Wasser saßen. Jeder hielt ein großes flaches Gefäß von Holz, in welches ein anderer dahinter stehender Sclave eine Schaufel voll gereinigten Kieses schüttete. Darauf füllte der Wäscher sein Gefäß mit Wasser, und indem er es in eigenthümlicher Weise auf der Oberfläche des Baches drehte, kam der größere Kies oben und wurde sorgfältig untersucht. Nachdem er dies mehrmals wiederholt, stellte er das Gefäß auf seine Kniee, wobei das rechte bedeutend tiefer stand als das linke, schülpte mit seiner Hand Wasser auf den feinen Kies und wusch denselben mit großer Vorsicht in den Kanal, bis das Gefäß leer war. Bei dieser letzten Verrichtung kommen die Diamanten zum Vorschein. Diesmal fand man eilf, welche in ein zwischen den beiden Aufsehern stehendes kleines Wasserbecken gelegt wurden. Auf dem Boden des Waschgefäßes trifft man stets etwas Goldstaub, den man sorgfältig sammelt. — Ich bin der Ansicht, daß die Diamanten ursprünglich in den Schieferbergen dieses Districtes erzeugt wurden und daß sie im Laufe einer langen Reihe von Jahren mit den anderen Bruchstücken nach den Stellen hinabgespült wurden, wo sie jetzt in solcher Menge vorkommen. Oft hat man kleine Felsstücke mit eingebetteten Diamanten gefunden, und ich sah in Diamantina zwei schöne Exemplare der Art.

Als wir weiter zogen und einen kleinen Fluß durchwaten mußten, bemerkten wir mehrere Gruppen von Menschen, welche in dem Flußbett nach Diamanten suchten. Dann führte der Weg durch ein buschiges Thal, das auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen war, von denen die auf der linken mit

Digitized by Google

ihren nackten Felsen zu bedeutender Höhe emporstiegen. Mitten durch das Thal floß der Jiquitinhonha, über den wir auf einer gut gebauten hölzernen Brücke gingen, ein sicheres Zeichen, daß wir uns einem civilisirteren Theile Brasiliens näherten. Der jenseits sehr romantisch gelegene Flecken Mendanha, wo wir übernachteten, schien ein blühender Ort zu sein und zählte ungefähr achthundert Einwohner, die meistentheils durch ihre Sclaven Diamantengräbereien betreiben. Des folgenden Tages erstiegen wir die gleichnamige Serra auf einer trefflichen Straße, die an den steilsten Stellen im Zickzack geht. Auf der mit Felsblöcken bedeckten grasbewachsenen Höhe des Gebirgs, wo wir unser Nachtlager aufschlugen, konnten meine Leute nur mit Mühe das zum Kochen des Abendbrotes nöthige Holz herbeischaffen und wir mußten uns zum ersten Mal schlafen legen, ohne ein großes Feuer unterhalten zu können, obgleich die Kälte sehr empfindlich war. Nicht weit von dieser Lagerstelle bot sich eine sehr umfassende Aussicht über eine der rauhesten und dürresten Gegenden Brasiliens dar. So weit das Auge reichte, sah man nichts als Hunderte von nackten Hügeln, deren unfruchtbare Häupter mit Flechten weiß überzogen waren. Ueber dieselben ragte der hohe Gipfel Itambé empor, der sich 6000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. — Nachdem wir am Morgen eine Stunde Wegs zurückgelegt, begannen wir von der Serra herabzusteigen, und bald nachher erblickten wir die berühmte Cidade Diamantina oder die Stadt der Diamanten. Diese Hauptstadt einer reichen Provinz bedeckt den ganzen Abhang einer Serra, die eben so hoch ist, als diejenige, von der wir eben herabstiegen und von der sie nur durch ein enges Thal getrennt wird. Dem Reisenden erscheint die Stadt plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen. Er staunt über eine so umfangreiche Vereinigung von stattlichen weißgetünchten Häusern mit vielen Kirchen, die am steilen Abhang terrassenförmig emporsteigen, über die zahlreichen Pflanzungen der Orangen, Bananen und anderer tropischen Gewächse, womit die Häuser der Vorstadt umgeben sind, über die Fülle dichtstehender Jabuticabeiras und vieler schönen brasilianischen Schuppen-Fichten (Araucaria), die gegen die felsige, durchaus nackte Umgegend

Digitized by Google

einen seltsamen Gegensatz bilden: wahrlich es ist eine Oase in der Wüste!

Der Ort war früher als das Arraial de Tijuco bekannt, wurde aber im Jahre 1839 zum Range einer Stadt mit dem jetzigen Namen erhoben. Die Bevölkerung beläuft sich auf 6000 Seelen. Die Straßen sind unregelmäßig, meist sehr eng und schlecht gepflastert. Innerhalb der Stadt und der Vorstädte giebt es viele schöne aus dem trefflichen Stein der Gegend aufgeführte Häuser von zwei oder drei Stockwerken; doch ist die Erbauung mit ungeheuren Kosten verbunden, da man das Holz dazu aus bedeutender Entfernung beziehen muß. Zum Behuf des mangelnden sehr theuren Brennholzes werden die in den Schluchten wachsenden großen Sträucher benutzt, deren Zweige man in Bündeln von Haus zu Haus feil bietet. Zu demselben Zweck sammelt man die Stämme der großen Baumlilie (Vellozia). Viele der hiesigen Kaufläden entsprechen denen von Rio de Janeiro. Daher kommen täglich große Maulthier-Karawanen mit europäischen Waaren. Auch alle Lebensmittel werden, mit Ausnahme einiger Gemüse, aus einer Entfernung von zehn bis zwanzig Leguas herbeigeschafft und auf zwei großen Marktplätzen verkauft. Die Stadt hat drei oder vier schöne Kirchen. Eine derselben gehört den Negern und über ihrem Altare prangt eine schwarze Jungfrau. Ich besuchte diese Kirche bei Gelegenheit einer Festfeier und fand außer den Schwarzen auch viele der angesehensten Einwohner der Stadt versammelt. Es herrschte in jeder Beziehung der größte Anstand, und der Geistliche hielt eine vortreffliche Predigt. In einer andern wurde eine Novena gefeiert, und mir fiel dabei die Tracht der Frauen auf. Alle ohne Unterschied des Standes erschienen nämlich in einem dunkelfarbigen Mantel mit einer großen Kapuze und einem weißen Kopftuch, welches ein Mannshut von weißer oder schwarzer Farbe bedeckt. — Der höchste Theil der Stadt liegt ungefähr viertausend Fuß über dem Meeresspiegel, und es herrscht demnach ein mildes Klima. Auch bemerkte ich in den mit den Häusern verbundenen kleinen Gärten die meisten der gewöhnlichen europäischen Gemüse und Fruchtbäume, als Kartoffeln, Kohl, Erbsen, so wie Aepfel-, Birn-, Pfirsich- und

Digitized by Google

Quittenbäume. Quellen, die dem Berge entspringen, versorgen die Stadt reichlich mit trefflichem Wasser. In Folge des gemäßigten Klima's erfreuen sich die Einwohner einer guten Gesundheit, und die Frauen sind die schönsten, die ich in Brasilien gesehen habe. — Die Diamantenwäscherei steht jetzt Jedem frei, dem es beliebt, sein Geld und seine Zeit darauf zu verwenden. Daher benutzten die meisten Einwohner von Diamantina, welche Sclaven besitzen, dieselben zu Wäschereien. Diese werden gewöhnlich in der Nähe der zahlreichen Gebirgsbäche und an Stellen angelegt, wo die Kieslager nahe an der Oberfläche vorkommen. Es haben diese Unternehmungen denselben verführerischen Reiz wie das Glücksspiel, und Mancher geräth, nachdem eine ergiebige Wäsche sich erschöpft hat, tief in Schulden, ehe es ihm gelingt, eine neue Wäsche aufzufinden. Der District, welcher diese Industrie in's Leben ruft, umfaßt einen Flächenraum von vierzehn Quadratleguas, und man kann annehmen, daß mindestens 10,000 Menschen keinen anderen Erwerb haben, als Gold und Diamanten zu suchen. Der größte Gewinn davon fließt indeß weniger den Unternehmern selber als vielmehr den Kaufleuten zu, die jene Artikel den Besitzern gegen allerlei Lebensbedürfnisse, die hier überhaupt sehr theuer sind, eintauschen.

Von Diamantina wandte ich mich nach Rio Janeiro zurück. Auf dem Wege dahin besuchte ich das berühmte Goldbergwerk Gongo Soco (unter 20° S. Br.). Ehe wir hinabstiegen, mußten wir die Bergmannstracht anlegen. Diese bestand aus einem groben Flanellhemde, eben solchen Unterhosen, Rock und Beinkleidern von grober Packleinewand, einem starken ledernen Hute und Schuhen, die wir an die nackten Füße zogen. So gerüstet, erhielt Jeder zwei Lichter, wovon das eine in eine weiche Lehmkugel gesteckt und sogleich angezündet, das andere zur Reserve an einen Rockknopf gehängt wurde. Darauf stiegen wir bis zum siebenten der je sieben Klafter von einander entfernten neun Flügelörter oder Werkplätze des Bergwerkes 294 Fuß tief; die beiden letzten waren damals mit Wasser gefüllt, und bis zur tiefsten Stelle zählt man 378 Fuß. Die Aushöhlungen dieser Flügelörter bestehen aus engen Gängen oder Gallerieen, die, 4 bis 5 Fuß breit und 5 bis 6 Fuß hoch, in verschiedenen

Digitized by Google

Richtungen durch den glimmerartigen Eisenschiefer getrieben sind. Dieser Schiefer ist so weich, daß man die Gänge, indem man sie aushöhlt, stark mit Holz ausfüttern muß, damit sie sich nicht wieder schließen. Die Hauptgoldader läuft nach Westen und ist von sehr ungleicher Ergiebigkeit; zuweilen giebt sie, wie bei meiner Anwesenheit, fast gar kein Gold, zuweilen aber auch so reichhaltige Klumpen, daß man an einem einzigen Tage mehr als hundert Pfund reinen Metalles gewinnt. Das reiche Erz wird gewaschen und in Mörsern zerstoßen, während man das ärmere in die Stampfmühlen schafft und dann entweder durch Waschen scheidet oder mit Queckſilber versetzt.

Von Rio Janeiro aus machte ich noch mehrere Ausflüge in's Orgelgebirge und sagte dann am 8. Juni der Küste-Brasiliens Lebewohl.

Viertes Kapitel.

Auf unserer Fahrt von Rio Janeiro nach dem La Plata ereignete sich nichts Besonderes. Sobald wir in den Bereich der Mündung des La Plata kamen, wurde das Wetter sehr veränderlich. In einer dunklen Nacht waren wir von zahllosen Robben und Pinguinen umgeben, die so fremdartige Töne ausstießen, daß der wachehabende Officier berichtete, er höre das Blöken der Viehheerden am Ufer. In einer anderen Nacht sahen wir ein natürliches Feuerwerk. Die Spitze des Mastes und die Enden der Segelstangen erglänzten vom Sanct Elmo's Feuer, und die Windfahne zeigte sich in so deutlicher Form, als wenn sie mit Phosphor gerieben wäre. Die See war so leuchtend, daß die Pinguinen feurige Spuren zurückließen, und endlich wurde das Dunkel des Himmels auf Augenblicke von den lebhaftesten Blitzen erhellt.

Wir ankerten in Maldonado am nördlichen Ufer des La Plata, nicht weit von der Mündung seines Beckens. Es ist eine kleine ruhige und einsame Stadt mit rechtwinkelig sich durchschneidenden Straßen und einem großen Platz in der Mitte, wie man es in diesen Ländern gewöhnlich findet. Die Einwohner

Digitized by Google

sind hauptsächlich Landbesitzer nebst einigen Krämern und den nöthigsten Handwerkern, als Schmiede und Schreiner, die alle Geschäfte in einem Umkreis von zehn Meilen besorgen. Die Stadt wird vom Flusse durch einen breiten Saum von Sandhügeln getrennt. Auf allen anderen Seiten wird sie von einer offenen, etwas wellenförmigen, überall grünrasigen Landschaft eingeschlossen, auf welcher zahllose Heerden von Rindern, Schafen und Pferden weiden. Einige Cactus- und Agave-Hecken deuten an, wo man etwas Weizen oder Mais baut. Einen ähnlichen Anblick gewährt das ganze nördliche Ufer des La Plata. Wenn der hellgrüne Rasen von den Heerden abgeweidet ist, schmückt er sich mit zwerghaften Blumen, von denen eine wie ein Gänseblümchen aussieht. Große Strecken, die dicht mit Eisenkraut (Verbena melindres) bedeckt sind, erscheinen aus der Ferne wie mit feurigem Scharlach überkleidet.

Ich machte von Maldonado einen Ausflug in nördlicher Richtung bis zum Fluß Polanco. Für zwei Männer und ein Dutzend Reitpferde zahlte ich nicht mehr als täglich zwei Thaler. Meine Begleiter hatten sich gut mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, und diese Vorsicht erwies sich keineswegs als unnöthig; denn bald mußten wir erfahren, daß am Tage vorher ein Reisender aus Monte-Video ermordet auf der Straße gefunden war. In der ersten Nacht schliefen wir auf einem abgelegenen kleinen Landhause. Dort erregte vor Allem mein Taschen-Compaß Erstaunen. In jedem Hause bat man mich, den Compaß zu zeigen und mit seiner Hülfe auf einer Karte die Richtung der verschiedenen Punkte anzudeuten. Selbst eine junge Frau, die krank im Bette lag, ließ mir sagen, daß ich kommen und ihr den Compaß zeigen solle. Ich kann mir dies nur durch den Umstand erklären, daß dieser abgelegene Theil des Landes selten von Fremden besucht wird. Leute, welche Tausende Stück Vieh und Estancia's (Landgüter) von bedeutender Größe besaßen, fragten mich, ob die Erde oder die Sonne sich bewege, ob es heißer oder kälter nach Norden zu sei, wo Spanien läge, und Aehnliches. Die größere Zahl der Einwohner hatte eine dunkele Vorstellung davon, daß England, London und Nordamerika verschiedene Namen für denselben Platz wären; aber die besser Un-

Digitized by Google

terrichteten wußten recht gut, daß London und Nordamerika verschiedene nahe zusammenliegende Länder waren, und daß England eine große Stadt in London war. Als ich mich in dem Dorfe Las Minas des Morgens wusch, fragte mich ein vornehmer Kaufmann über die Ursache eines so sonderbaren Gebrauches aus und eben so, warum wir am Bord unseren Bart trügen, was ihm der Führer gesagt hatte. Er betrachtete mich daher mit großem Mißtrauen. Wahrscheinlich hatte er von den Waschungen in der Religion Muhameds gehört, und da er wußte, daß ich ein Ketzer war, so gelangte er wahrscheinlich zu dem Schluß, daß alle Ketzer Türken seien. Mir kam es fast vor, als ob ich mich nicht in der östlichen Republik des Uruguay (Republica oder Banda Oriental del Uruguay), sondern im Innern Afrika's befunden hätte. Las Minas liegt auf einer kleinen, von niedrigen felsigen Bergen umgebenen Ebene. Es nahm sich mit seiner weißen Kirche im Mittelpunkte ganz hübsch aus; nur daß die Häuser gleich einsamen Wesen aus der Landfläche emporstiegen, ohne von Gärten oder Höfen eingefaßt zu sein, wie dies hier gewöhnlich der Fall ist. — Während der zweiten Nacht blieben wir in einer Pulperia (Wirthshaus), obgleich es Landessitte ist, an dem ersten besten Hause ein Nachtquartier zu verlangen. Am Abend kamen eine große Menge Gaucho's herein, um Branntwein zu trinken und Cigarren zu rauchen. Sie haben ein sehr auffallendes Aussehen, sind meistens groß gebaut und schön, aber mit stolzen abschreckenden Gesichtszügen. Sie tragen häufig Schnurrbärte und ihr langes schwarzes Haar hängt lockig den Rücken herunter. Mit ihren hellen farbigen Gewändern, großen klingenden Sporen an ihren nackten Füßen und im Gürtel steckenden dolchartigen Messern scheinen sie eine ganz andere Menschenrace zu sein, als ihr Name Gaucho's, d. i. Landleute, erwarten läßt. Sie zeigen sich ausnehmend höflich und trinken ihren Branntwein nie, ohne zu erwarten, daß man ihn koste; nichts desto weniger mögen sie ganz bei der Hand sein, Einem auch gelegentlich die Kehle abzuschneiden. — Am Abend des dritten Tages kamen wir zu einem reichen Gutsbesitzer, Don Juan Fuentes, den aber keiner meiner Begleiter kannte. Wenn man sich dem Hause eines Fremden nähert, so ist es Sitte,

Digitized by Google

gewisse Förmlichkeiten zu beobachten. Man reitet nämlich langsam bis zum Thor und giebt den Gruß: „Ave Maria!“ worauf die Antwort immer lautet: „Sine pecado concebida“ (ohne Sünden empfangen); ehe aber Jemand herauskommt und abzusteigen bittet, steigt man nicht vom Pferde. Hat man das Haus betreten, so wird einige Minuten lang eine allgemeine Unterhaltung geführt, ehe man um die Erlaubniß bittet, die Nacht hier zubringen zu dürfen. Dies wird, wie sich von selbst versteht, bewilligt; der Fremde nimmt darauf seine Mahlzeit mit der Familie und bekommt ein Zimmer angewiesen, wo er sich mit seinen Satteldecken das Bett macht. Don Juan's Haus nahm sich höchst sonderbar aus. Die Fluren bestanden aus erhärteter Erde, die Fenster waren ohne Glas; einige wenige Sessel, Stühle und Tische machten die ganze Möbel-Ausstattung des Hauptzimmers aus. Zum Abendbrot gab es zwei unermeßliche Pyramiden, die eine von gebratenem, die andere von gekochtem Rindfleisch, nebst einigen Kürbisstöcken; an anderes Gemüse oder Brot war nicht zu denken. Ein großes irdenes Gefäß mit Wasser diente der ganzen Gesellschaft zum Trinken. Und doch besaß der Hausherr mehrere Quadratmeilen Landes, von dem fast jeder Acker Getreide, so wie alle gewöhnlichen Gemüse hervorbringen konnte. Der Abend wurde mit Rauchen und Stegereif-Singen zur Guitarre hingebracht. Die Signorita's saßen zusammen in einem Winkel und aßen auch nicht mit den Männern. Kurz nach unserer Ankunft in Don Juans Haus wurde eine große Viehheerde hereingetrieben und drei Stück zum Schlachten ausgewählt. Dies halbwilde Rindvieh ist sehr scheu, und da es den tödtlichen Lasso und die Bolas wohl kennt, so hatten die Pferde eine lange und mühevolle Hetzjagd. Der Lasso besteht aus einem sehr starken, aber dünnen wohlgeflochtenen Strange von ungegerbter Haut. Das eine Ende ist an den breiten Sattelgurt befestigt, das andere läuft in einen kleinen messingenen oder eisernen Ring aus, mittelst dessen eine Schlinge gebildet werden kann. Will der Gaucho den Lasso gebrauchen, so wirbelt er die sehr große, gewöhnlich acht Fuß im Durchmesser haltende, offene Schlinge um seinen Kopf herum und hält durch die kunstfertige Bewegung seines Handgelenks die Schlinge offen; dann schleu-

Digitized by Google

dert er sie und läßt sie auf jeden beliebigen Punkt fallen. Die Bolas oder Schleuderbälle sind von zweierlei Art: die einfachste, welche hauptsächlich zum Fangen der Strauße dient, besteht aus zwei runden mit Leder bedeckten Steinen, die durch einen ungefähr acht Fuß langen dünnen geflochtenen Riemen verbunden sind; die andere Art hat drei Bälle, die mittelst des Riemens in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinigt sind. Der Gaucho hält den kleinsten von den dreien in der Hand, wirbelt die beiden andern mehrmals um seinen Kopf, zielt dann und schickt sie wie eine Kettenkugel wirbelnd durch die Luft. Sobald die Bälle irgend einen Gegenstand treffen, so winden sie sich um ihn herum, kreuzen sich und werden fest verwickelt. Größe und Gewicht der Bälle ist, je nach dem Zweck, verschieden. Sind sie von Stein und noch nicht so groß, wie ein dicker Apfel, so werden sie doch mit solcher Kraft geworfen, daß sie zuweilen selbst das Bein eines Pferdes zerbrechen. Ich habe sie von Holz und so groß wie eine weiße Rübe gesehen, um ein solches Thier ohne Verletzung zu fangen. Bisweilen sind sie von Eisen, und diese können am weitesten geworfen werden. Es kommt bei dem Gebrauch des Lasso oder der Bolas hauptsächlich darauf an, daß der Reiter dieselben mitten im vollen Lauf stetig um den Kopf herumwirbeln läßt und sein Pferd im Augenblicke des wohlgezielten Wurfes plötzlich wendet, um das erheischte Thier zum Fall zu bringen. Soll es getödtet werden, so thut dies der sogleich vom Pferde springende Reiter oder ein anderer nachfolgender Gefährte, ehe das Thier sich wieder aufrichten kann. Einem Ochsen pflegt man die Flechsen an den Hinterfüßen abzuschneiden. — Während der beiden folgenden Tage erreichten wir unser Ziel. Das Land bot immer denselben einförmigen Anblick der grünberas'ten Ebenen (Pampas) dar. Ueberall sahen wir eine Menge von Feldhühnern. Am gewöhnlichsten fängt man sie mit einer laufenden Schlinge oder einem kleinen Lasso, der von dem Kiel einer Straußenfeder gemacht und an das Ende eines langen Stockes befestigt ist. Ein Knabe auf einem ruhigen Pferde kann auf diese Weise dreißig bis vierzig an einem Tage fangen. Außerdem bemerkten wir Heerden von amerikanischen Straußen (Struthio Rhea, aschgrau,

Digitized by Google

schwarzbraun und gelblich gemischt, unten gelblich weiß). Man konnte sich ihnen leicht im Galopp nähern; aber dann entfalteten sie ihre Flügel, setzten alle Segel grade vor den Wind und ließen das Pferd bald im Rücken. Unter den einheimischen Säugethieren ist das einzig größere der weiße Hirsch (Cervus campestris). Ich sah in den Hügeln nördlich von Maldonado Rudel von fünf bis sieben Stück, und er findet sich in den La Plata-Ländern überhaupt sehr zahlreich. Die allgemeine und fast völlige Abwesenheit von Bäumen in den Pampas erklärt sich wohl am genügendsten aus der Trockenheit des Klimas. Nur einige der felsigen Hügel fand ich mit Dickicht bedeckt, und an den Ufern der größeren Ströme wachsen Weidenbäume. Unter den eingeführten Bäumen will ich Pappeln, Oliven, Pfirsiche und andere Obstarten erwähnen. Die Pfirsiche gedeihen so wohl, daß sie die Stadt Buenos Ayres hauptsächlich mit Brennholz versehen.

Von Maldonado fuhr ich auf einem Boote nach Montevideo, der Hauptstadt der Banda Oriental mit etwa 20,000 Einwohnern. Sie liegt in flacher Gegend auf einem 450 Fuß hohen grünen Hügel (Monte Video, d. i. Grünberg), von dem sie den Namen führt und wird durch gute Befestigungen vertheidigt. Die mit Trottoirs versehenen breiten graden Straßen haben einstöckige Häuser, und die Kathedrale auf dem Hauptplatz ist schön gebaut. Nahe bei der Stadt sind einige statt Hecken dienende Erdwälle mit Agaven, Cactus und Fenchel bedeckt; im Uebrigen hat man wenig von der umliegenden Gras-Ebene eingehegt. — Im gesellschaftlichen Leben fallen dem Fremden besonders drei Dinge auf, nämlich die höflichen und würdevollen Manieren aller Klassen, der vortreffliche Geschmack der Weiber in ihrem Anzuge und die Gleichheit unter allen Ständen. Im öffentlichen Leben herrscht die größte Duldsamkeit gegen alle Religionsparteien; damit verbindet sich aber nicht selten die größte religiöse Gleichgültigkeit und Spötterei über das, was dem Menschen stets heilig bleiben soll. Auch erwarte hier Niemand Gerechtigkeit; denn fast jeder öffentliche Beamte kann mit Geld bestochen werden. Ich lernte einen Engländer kennen, der zu dem ersten Richter kam und sagte: „Ich komme, Ihnen zwei

Digitized by Google

hundert Thaler anzubieten, wenn Sie einen Mann festnehmen lassen, der mich betrogen hat. Ich weiß, daß es gegen das Gesetz ist, aber ein Advocat hat mir gerathen, diesen Weg einzuschlagen.". Der Richter lächelte, und vor Nacht befand sich der bezeichnete Mann im Gefängniß. Dem Erziehungswesen wendet man große Aufmerksamkeit zu, und rühmenswerth ist die gute Aufnahme, die man besonders wissenschaftlich gebildeten Fremden zu Theil werden läßt.

Ich verließ Montevideo, um mich nach Colonia del Sacramiento zu begeben, das Buenos Ayres gegenüber liegt, und dann den Uruguay bis zum Dorf Mercedes am Rio Negro zu verfolgen. Wir fuhren auf Booten über mehrere überschwemmte Flüsse, und bei dieser Gelegenheit ergötzte mich die Geschicklichkeit, mit der ein Gaucho ein widerspenstiges Pferd zwang über den Fluß zu schwimmen. Er zog seine Kleider aus, sprang auf den Rücken des Pferdes und ritt es in's Wasser, bis es den Grund verloren hatte; dann glitt er über das Kreuz hinab, faßte den Schwanz, und so oft das Pferd sich umdrehen wollte, spritzte ihm der Mann Wasser in's Gesicht und trieb es auf diese Weise vorwärts. Sobald das Pferd den Boden auf der anderen Seite berührte, schwang sich der Mann auf und saß fest mit dem Zaum in der Hand, ehe das Pferd das Ufer gewonnen hatte. — Der Weg zu Lande geht durch eine Reihe wellenförmiger Erhöhungen, und am Mittag des dritten Tages sahen wir Sacramiento. Die Entfernung beträgt zwanzig Stunden. Die sehr alte Stadt ist auf einem felsigen Vorgebirge gebaut und stark befestigt. Die Unregelmäßigkeit der Straßen, so wie die umgebenden Haine von Orangen- und Pfirsichbäumen, geben ihr ein artiges Ansehn. Von hier aus begleitete ich einen Gutsbesitzer nach seiner Estancia. Das Gut umfaßte zwei und eine halbe Quadratstunde, und auf diesem Raume ernährte es 3000 Stück Hornvieh, 800 Stuten, 150 zugerittene Pferde und 600 Schafe. Die hauptsächlichste Mühe in einer Estancia verursacht es, das Rindvieh zweimal in der Woche nach einem Punkte hinzutreiben, um es zahm zu machen und zu zählen. Man sollte das letztere bei einer Menge von zehn oder funfzehn tausend Stück für schwierig halten. Es geschieht jedoch nach dem Grund-

Digitized by Google

satze, daß das Rindvieh sich in kleine Heerden von vierzig bis hundert theilt. Jede Heerde wird an einigen besonders gezeichneten Thieren erkannt, und die Zahl ist bekannt. Während einer stürmischen Nacht vermischen sich alle, aber am folgenden Morgen trennen sich die einzelnen Haufen wieder. — Von dem Dorfe Las Vacas aus ritten wir nach einer vorspringenden Landspitze an den Ufern des Flusses. Von diesem Punkte betrachtet, zeigte der Uruguay eine großartige Wasserfläche. In der Klarheit und Schnelligkeit seines Stromes übertraf er weit seinen Nachbar, den Parana; denn bei dem hellen Sonnenschein konnte man die Färbung der beiden Gewässer deutlich unterscheiden. — Auf dem Wege nach Merces übernachteten wir in einer Estancia, welche fünf Quadratmeilen umfaßte und deren Besitzer einer der größten Grundherren im Lande war. Sein Neffe verwaltete das Gut und hatte einen Capitain aus der Armee bei sich, der wenige Tage zuvor von Buenos Ayres entwichen war. — Mich ergötzte ihre Unterhaltung. Wie gewöhnlich drückten sie ihr unbegrenztes Erstaunen darüber aus, daß die Erde rund sei. Sie hatten indeß von einem Lande sprechen gehört, wo es sechs Monate Tag und sechs Nacht und wo die Einwohner sehr groß und mager wären. Als sie hörten, daß man in England die Thiere nicht mit dem Lasso finge, riefen sie aus: „O dann gebraucht ihr also nur die Bola's!" Die Idee eines umhegten Landstückes war ihnen ganz neu. Der Capitain fragte mich, ob die Damen in einem andern Welttheile auch so große Kämme trügen, wie dies in Buenos Ayres Mode sei. Als ich ihm das Gegentheil versicherte, rief er aus: „Sieh nur, ein Mann, der die halbe Welt gesehen hat, sagt es; wir dachten immer, daß es so sei, aber jetzt wissen wir es." — Auf der weiter nördlich gelegenen Estancia eines sehr gastfreundlichen Engländers blieb ich mehrere Tage. Die Bodengestalt des Landes umher gleicht genau derjenigen der Pampa's. Es fanden sich deshalb ungeheure Distel- und Kardenfluren, und man kann sich in der That das ganze Land als mit diesen Pflanzen bedeckt vorstellen. Die zwei Arten wachsen abgesondert. Die Karden sind so hoch wie der Rücken eines Pferdes, aber die Distel der Pampa's geht oft bis zum Kopfe des Reiters. Eines

Digitized by Google

Tages ritt ich mit meinem Wirthe nach der Sierra del Pedro Flaco, die ungefähr vier Meilen aufwärts am Rio Negro liegt. Fast das ganze Land war mit gutem, obgleich grobem Grase bedeckt, das bis an den Bauch des Pferdes ging; doch gab es oft auf großen Strecken kein einziges Stück Vieh. Banda Oriental könnte eine erstaunliche Zahl von Thieren ernähren; jetzt beläuft sich die jährliche Ausfuhr von Häuten aus Montevideo auf 300,000. Die Aussicht auf den Rio Negro von der Sierra war eine der malerischsten, die ich gesehen: der breite tiefe und reißende Fluß schlängelte sich am Fuß einer felsigen schroffen Klippe; ein Streifen von Waldung folgte seinem Lauf, und der Horizont wurde durch die wellenförmigen Erhöhungen der grünen Ebene begrenzt. — Eines Abends kam nach der Estancia ein Domidor oder Pferdebändiger, um einige Füllen zuzureiten. Dabei handelt es sich darum, daß ein Mann ein Pferd fängt und besteigt, welches noch nie Zaum und Sattel gefühlt hat. Ein Trupp wilder junger Pferde wird zu dem Ende in den Corral oder in die große Pfahlumzäunung getrieben und das Thor geschlossen. Der Gaucho wählt sich nun ein vollgewachsenes Pferd zum Zureiten aus und während dasselbe in dem Raum umherläuft, wirft er den Lasso so, daß er beide Vorderbeine umstrickt. Das Thier stürzt augenblicklich, und während es auf dem Boden mit emporgehobenen Füßen kämpft, verstrickt der Gaucho auch eins der Hinterbeine gerade unter dem Hufhaar und zieht es dicht an die Vorderbeine. Dann knüpft er die drei Beine zusammen, setzt sich auf den Nacken des Thieres und befestigt an die untere Kinnlade einen starken Zaum ohne Stange. Die beiden Vorderbeine werden jetzt fest mit einem starken ledernen Riemen gebunden, der Lasso wird fortgenommen, und der Gaucho führt das mühsam fortschleppende Thier aus dem Corral. Wenn ein zweiter Mann da ist, so hält dieser den Kopf des Pferdes, während sein Gefährte Decke und Sattel auflegt und festschnürt. Der Domidor schickt sich darauf an, aufzusteigen, und in dem Augenblick, wo er sein Bein über den Rücken des Pferdes wirft, öffnet er die Schleife und das Thier ist frei. Wild mit Furcht, macht es einige große Sätze und setzt sich dann in vollen Galopp. Erst wenn es ganz erschöpft ist, bringt der Mann es, über und

Digitized by Google

über dampfend und mit weißem Schaum bedeckt, in den Corral zurück. — Es ist bekannt, daß die Gaucho's die besten Reiter sind, und abgeworfen zu werden, kommt ihnen nie in den Sinn. Man erkennt den guten Reiter daran, daß er, wenn das Pferd stürzt, auf seinen eigenen Füßen steht. Ich habe einen Mann wetten hören, daß er sein Pferd zwanzigmal niederwerfen und in neunzehn Fällen nicht selbst fallen wolle. Ich sah einen Gaucho mit einem sehr halsstarrigen Pferde, welches sich dreimal nach einander so hoch erhob, daß es mit großer Gewalt nach hinten überstürzte. Der Mann beurtheilte mit ungemeiner Kaltblütigkeit den rechten Augenblick, um abzusitzen, und in dem Augenblick, wo das Pferd aufstieg, sprang der Mann wieder auf seinen Rücken, bis es endlich in vollem Galopp weiter ging.

Auf einem Packetboot fuhr ich von Montevideo nach Buenos Ayres. Der La Plata sieht auf der Karte wie ein großartiges Meeresbecken aus; in der Wirklichkeit aber hat er, als eine ausgedehnte Fläche von schlammigem Wasser, nichts von majestätischer Schönheit. — Am 20. September liefen wir in die große Rhede von Buenos Ayres ein. Alles verkündet bei der Annäherung eine Hauptstadt und bedeutende Handelsstadt. Ich erblickte funfzehn Kirchthürme und die Kuppeln und Spitzen zahlreicher Klöster, die aus der Wasserfläche auftauchen. Bald zeigt sich die Festung, dann erscheinen stattliche Landhäuser (Quinta's), endlich entfaltet die kleine Rhede ihren Reichthum an Masten von größeren und tausend kleineren Fahrzeugen. Am Ufer steht eine unabsehbare Menge von zweiräderigen, äußerst plump gebauten Karren, die bei der Bewegung ein höchst unangenehmes Geknarre verursachen. Dies unbequeme Fuhrwerk bringt den Fremden in die Stadt.

Buenos Ayres mag 80,000 Einwohner zählen und ist vielleicht eine der regelmäßigsten Städte in der Welt. Jede Straße durchschneidet die andere in rechten Winkeln, und da die parallel laufenden gleich weit von einander entfernt sind, so bilden die einzelnen Häusermassen gleich große solide Vierecke, Quadras genannt. Die Häuser selbst bilden wieder hohle Quadrate, in-

Digitized by Google

dem alle Zimmer im Viereck um einen inneren niedlichen Hof angelegt sind. Gewöhnlich haben sie nur ein Stockwerk mit flachen Dächern, wo die Bewohner sich während des Sommers gern aufhalten. Die Häuser sind sehr fest gebaut und mit eisernen Thoren versehen, so daß jedes gegen einen Feind in den Straßen leicht vertheidigt werden kann. Den Mittelpunkt der Stadt nimmt die Alles überragende Kathedrale, die Festung und der außerordentlich große Hauptplatz (Plaza major) ein, der durch die Recoba, einen Bazar von maurischer Bauart, in zwei ungleiche Theile getheilt wird. Auf dem größeren steht die dreißig Fuß hohe Revolutionspyramide. Hier werden alljährlich die Feste zum Andenken an die Unabhängigkeitserklärung der Republik (1810) mit Truppenmusterungen, Musik, Ringelrennen und Feuerwerken gefeiert. Hier ist aber auch der gewöhnliche Schauplatz von Volksaufständen. Bei dem leisesten Zeichen der Unruhe sammelt sich unter dem Säulengange des Rathhauses die Schaar der Kärrner, Fleischer, Wasserträger und Händler, streitfertig und stets bereit das Feuer zu schüren. Nimmt der Haufe ein ernsteres Ansehen an, so läßt die Regierung wohl die Linientruppen oder ein Neger-Regiment vorrücken, worauf die Aufrührer eiligst die Stadt verlassen, draußen Pferde stehlen, wo sie solche finden, und sich mit den Gaucho's vereinigen, die augenblicklich eine berittene Freischaar bilden, bis ein einflußreicher Parteiführer eine hinreichende Anzahl vereinigt, um die Stadt belagern zu können. Dann geräth Buenos Ayres in eine mißliche Lage; denn seine Einwohner nähren sich hauptsächlich von Fleisch; ist aber das Landvolk in Aufstand, so kommen keine Lebensmittel und keine Häute und Talg für den Handel auf den Markt, und man sieht sich genöthigt, nachzugeben. Dergleichen Vorgänge sind nichts Seltenes in einem Staate, der einstmals innerhalb neun Monaten (vom Februar bis October 1820) nicht weniger als funfzehn Regierungsveränderungen erlitt. Ein sehenswerthes Schauspiel bietet der große Corral, wo die dieser Rindfleisch essenden Bevölkerung dienenden Thiere bis zum Schlachten aufbewahrt werden. Hier muß man die Stärke des Pferdes im Vergleich zu der des Ochsen bewundern. Wenn ein Mann zu Pferde seinen Lasso um die Hörner eines

Digitized by Google

Ochsen geworfen hat, so kann er ihn hinziehen, wohin er nur will. Nachdem das Thier mit ausgestreckten Beinen die Erde, in vergeblicher Anstrengung zu entrinnen, aufgepflügt hat, so stürzt er sich gewöhnlich im vollen Laufe nach einer Seite; aber das Pferd dreht sich augenblicklich und steht so fest, daß der Ochse fast niedergeworfen wird und man denken sollte, er müßte den Hals verrenken. Ist der Ochse bis zur Schlachtstelle gezogen, so durchschneidet ihm der Matador (Schlächter) mit großer Vorsicht die Knieflechsen. Dann ringt er mit dem Tode, und ein Brüllen wird gehört, das wie kein anderes den wilden Todeskampf ausdrückt. Der ganze Anblick ist schrecklich und empörend; der Boden besteht fast aus Knochen, und Pferde und Reiter sind mit Blut bespritzt. — Des Mittags sieht man ungeheure Stücke Ochsenfleisch auf der Tafel stehen. Als ich mein Erstaunen über diese Massen von Fleisch aussprach, so erfuhr ich, daß der Arroba, d. i. etwa 25 Pfund, nur einen Papierpiaster oder etwa sechs Silbergroschen koste, Gemüse werde nicht gebaut, die Fische taugten nichts und das Brot sei sehr theuer. In der That gab es von letzterem nur ein Stückchen von der Größe eines kleinen Apfels. — Die äußeren Quartiere der Stadt, welche von den niedern Klassen der Bevölkerung bewohnt werden, stehen noch sehr in der Cultur zurück. Man blickt hier von den steilen Trottoirs oft mit Ekel in die ungepflasterten Straßen, deren tiefe Löcher nicht selten mit Ochsen- oder Pferdeköpfen, ja selbst mit ganzen Thiergerippen gefüllt sind. Anmuthig machen sich dagegen die Umgebungen der Stadt mit den Agave-Hecken, den Olivenhainen, den Pfirsich- und Weidenbäumen, die sich damals alle gerade neu belaubten. Auf der ausgedehnten Promenade (Alameda) findet man, in der Abendkühle lustwandelnd, Gelegenheit, die Reize der durch ihre Schönheit berühmten Frauen von Buenos Ayres zu bewundern. Von da führt ein Weg weit hinaus das Ufer entlang, wo man sich an der frischen reinen Luft erquickt und das rege Treiben der Rhede vor Augen hat.

Am 27. September brach ich nach Santa Fé auf, welches ungefähr sechzig Meilen von Buenos Ayres an den Ufern des Parana liegt. Wir kamen an einem Zuge von Wagen und

Digitized by Google

einer Viehheerde vorbei, die auf dem Wege nach Mendoza (am Fuße der Cordilleren gelegen) waren, einer Entfernung von ungefähr fünf hundert und achtzig geographischen Meilen, welche Reise gewöhnlich in funfzig Tagen zurückgelegt wird. Die Wagen sind sehr lang, schmal und mit Rohr bedeckt; sie haben alle nur zwei ungeheure Räder, deren Durchmesser manchmal selbst zehn Fuß beträgt. Jeder wird von sechs Ochsen gezogen, die der Fuhrmann von Zeit zu Zeit mit einem an der Wagendecke aufgehängten zwanzig bis dreißig Fuß langen Rohrstock antreibt; ein daran befestigter Stachel ist für das Zwischenpaar und ein kleinerer Stock für die Deichselochsen bestimmt. — Am folgenden Tage kamen wir an der kleinen Stadt Lujan vorbei, wo sich eine über den Fluß geschlagene hölzerne Brücke befindet; eine hier zu Lande ungewöhnliche Bequemlichkeit. Die Estancia's liegen in weiten Zwischenräumen von einander: denn es giebt nur wenig gute Weide, da das Land entweder mit saurem Klee oder mit der großen Distel bedeckt ist. Die letztere, vom glänzendsten Grün, hatte erst zwei Drittel ihrer Größe erreicht, und an einigen Stellen war sie noch nicht aufgegangen. Sind die Disteln völlig ausgewachsen, so machen sie die von ihnen eingenommenen ausgedehnten Strecken undurchdringlich, mit Ausnahme weniger labyrinthischer Pfade. Diese sind nur den Räubern bekannt, welche daselbst hausen, um bei nächtlicher Weile zum ungestraften Plündern und Morden herauszubrechen. Als ich an einem Hause fragte, ob die Räuber zahlreich wären, hieß es: „die Disteln sind noch nicht hoch", was leicht verständlich war. In diesen flachen Gegenden wohnen nur wenig Säugethiere und Vögel, mit Ausnahme des Biscacha und seiner Freundin der kleinen Eule. Das Biscacha sieht einem großen Kaninchen oder Hasen ziemlich ähnlich, hat einen Fuchsschwanz, Haare wie Sammet und einen schwarz und weiß gefleckten Pelz. Sie graben mit vieler Kunst Höhlen, welche sie in viele Gemächer theilen und worin viele Familien wohnen. Des Abends sitzen sie häufig um ihre Löcher und horchen mit gespitzten Ohren, ob es überall ruhig ist. Dann gehen sie auf's Fouragiren, schleppen aber auch jeden harten Gegenstand nach der Mündung ihrer Höhlen, wo sie Knochen, Steine, Distelstengel und dergl. auf-

Digitized by Google

häufen. Jemand erzählte mir, daß er einst auf einem Ritte seine Uhr fallen ließ; am Morgen kehrte er zurück, untersuchte jede Biscacha-Höhle und fand sie auch bald. Im Laufen gleichen diese Thiere großen Ratten mit erhobenen Schwänzen. Die erwähnte kleine Eule (Athene cunicularia) bewohnt in den Ebenen von Buenos Ayres ausschließlich die Höhlen der Biscachen; jenseits des Uruguay, wo es keine Biscachen mehr giebt, ist sie ihr eigener Baumeister. Während des Tages, besonders aber am Abend, sieht man diese Vögel paarweis auf den Hügeln in der Nähe ihrer Höhlen. Werden sie gestört, so gehen sie entweder in die Höhlen oder fliegen mit einem gellenden scharfen Geschrei auf eine kleine Strecke davon.

Bei San Nicholas sah ich zum erstenmal den großartigen Strom des Parana. An diesem liegt auch die bedeutende Stadt Rozario auf einer Fläche, die eine ungefähr sechzig Fuß hohe Klippe über dem Bette des Parana bildet. Der breite Strom hat hier viele Inseln, die, wie das entgegengesetzte Ufer, niedrig und bewaldet sind, und der Anblick würde dem eines großen Sees gleichen, wenn nicht die länglich gestreckten Inseln die Vorstellung fließenden Wassers gäben. Die Klippen sind malerisch, bisweilen ganz senkrecht, und von rother Farbe; anderweitig stellen sie sich in mächtigen zerbrochenen mit Cactus und Mimosen bedeckte Massen dar. Ich hatte von den Resten eines urweltlichen Thieres gehört, die ein Mann an den Ufern des Parana gesehen haben wollte, verschaffte mir daher einen Kahn und fuhr nach der Stelle. Zwei Gruppen von ungeheuren fossilen Knochen standen kühn aus der senkrechten Klippe heraus. Einige Stücke von einem der großen Mahlzähne reichten hin, um zu zeigen, daß sie einer Art des Mastodon oder fleischfressenden riesigen Elephanten angehört. — In einer anderen Gegend sah ich Lager von Sand, Thon und Kalk, die Seemuscheln und Haifischzähne enthielten. — Von dem in hübschen Gärten liegenden Dorfe Corunda ist die Straße nach Santa Fé nicht sehr sicher; denn von der weiten im Norden unbewohnten Westseite des Parana kommen die Indianer bisweilen herunter und lauern den Reisenden auf. Die Natur begünstigt dies, da man hier statt der Gras-Ebene offenes Waldland hat, das aus niedrigen dornigen Mi-

Digitized by Google

mosen besteht. Wir kamen an einigen geplünderten und verlassenen Häusern vorüber. Auch sahen wir zur großen Befriedigung meiner Führer das von einem Baume herabhängende Skelett eines Indianers, an dessen Knochen sich noch die getrocknete Haut befand. — Am Morgen des 2. October zogen wir in Santa Fé ein. Es ist eine an der Mündung vom Salado, einem Nebenflusse des Parana, gelegene ruhige kleine Stadt, die von dem strengen Gouverneur in guter Ordnung gehalten wird. Ich war erstaunt, welche Veränderung im Klima ein Unterschied von nur drei Breitegraden zwischen diesem Orte und Buenos Ayres hervorgebracht hatte. Man bemerkte dies an dem Anzuge und der Farbe der Männer, an der größeren Höhe der Ombu-Bäume, an der Zahl neuer Cactus und anderer Pflanzen, besonders aber an den Vögeln. Bei dem ganz gleichen Charakter des Landes läßt sich diese Veränderung nur aus der größeren Entfernung vom Meere erklären.

Während meiner Reise durch das Land erhielt ich mehrere Mittheilungen über die zwischen die Jahre 1827 und 1830 fallende Periode einer großen Dürre. Während dem gab es so wenig Regen, daß alle Pflanzen, selbst die Disteln ausblieben. Die Bäche waren ausgetrocknet und der Boden hatte das Ansehn einer staubigen Landstraße. Viele Vögel, wilde Thiere, Rinder nnd Pferde starben aus Mangel an Futter und Wasser. Ein Mann erzählte mir, daß die Hirsche zu einer Quelle in seinen Hof kamen und daß die Rebhühner kaum wegfliegen konnten, wenn sie verfolgt wurden. Ein Eigenthümer in San Pedro behielt von zwanzigtausend Stück Vieh zuletzt gar keins mehr übrig, und in der Provinz Buenos Ayres schätzte man den Verlust an Rindvieh überhaupt auf eine Million. Die Rinder stürzten sich zu Tausenden in den Parana, aber von Hunger erschöpft, konnten sie die kothigen Ufer nicht wieder ersteigen und mußten so ertrinken. Der Arm, der bei San Pedro fließt, war mit faulenden Cadavern so angefüllt, daß kein Schiff durchkommen konnte. Nach dieser außerordentlichen Trockenheit begann eine sehr regnerische Jahreszeit, die große Ueberschwemmungen verursachte.

Werfen wir nun einen Blick auf die Pampa's überhaupt,

Digitized by Google

welche im Osten der Cordilleren eine Breite von etwa 180 geographischen Meilen einnehmen und in drei Regionen zerfallen. Indem man Buenos Ayres verläßt, sieht man die erste dieser Regionen etwa sechs und dreißig Meilen hindurch mit Klee und Disteln bedeckt. Die zweite Region, welche sich über 80 Meilen weit ausdehnt, bringt langes Gras hervor. Die dritte, die bis an den Fuß der Cordillera reicht, ist ein Wald von niedrigen Bäumen und Sträuchern. Diese behalten das ganze Jahr hindurch ihr grünes Ansehn, und auch die unermeßliche Grasfläche wandelt nur ihre Farbe von Grün zu Braun. Anders verhält es sich mit der ersten Region, welche in den vier Jahreszeiten auf die seltsamste Weise wechselt. Im Winter ist der Boden mit großen kriechenden Distelblättern bedeckt, der Klee erscheint in reichster Fülle. Im Frühling verschwindet dieser, und in weniger als einem Monat ist ein dicht verwachsener vollblühender Distelwald von zehn bis zwölf Fuß Höhe aufgeschossen, so daß alle Aussicht dadurch versperrt wird. Noch ehe der Sommer indeß zu Ende geht, verlieren die Disteln ihren Saft und ihr Grün; ihre Köpfe hängen herab, die Blätter welken und schrumpfen zusammen, die Stämme werden schwarz und rasseln dann abgestorben bei dem leisesten Windhauch gegen einander, bis ein Sturm sie dem Boden gleich macht, wo sie sich schnell zersetzen und verschwinden. Darauf schießt der Klee wieder empor und die Ebene grünt wie zuvor. Das Klima ist im Sommer drückend heiß, im Winter so kalt, daß der Boden während der Nacht sich mit Reif bedeckt. In einigen Gegenden (so nördlich vom Flusse Colorado) wird man nicht wenig überrascht, die Ebene auch mitten im Sommer weiß erscheinen zu sehen, wie von einem mäßigen Schneegestöber, das der Wind in einzelnen Haufen getrieben. Bei näherer Untersuchung überzeugt man sich jedoch, daß es nichts als Salz ist, welches sich wie Reif um Grashalme und andere Erhabenheiten des Bodens krystallirt hat. — Die einzige Unregelmäßigkeit im Klima ist der Pampero oder Südwestwind, der durch die kalte Luft der Anden erzeugt wird und über diese unermeßlichen Flächen mit einer furchtbaren Schnelligkeit und fast unwiderstehlichen Heftigkeit weht. Aber dieser rasche Umlauf der Atmosphäre bringt gesundes und angenehmes

Digitized by Google

Wetter. In der Wald- und Gras-Region ist die Luft ausnehmend trocken; es fällt selbst nicht einmal Thau zur Nacht, der dagegen in der Distel- und Klee-Region sehr stark ist. Doch scheint diese Feuchtigkeit nicht ungesund zu sein, denn die Gaucho's und selbst Reisende schlafen auf der Erde, ohne sich über Rheumatismus zu beklagen oder Kälte zu empfinden. — Die Gaucho's oder Landbewohner, welche diese Ebenen sparsam bevölkern, leben in großen Entfernungen von einander. Ihre Hütten sind aus Lehm erbaut und mit langem gelben Gras bedeckt. Der Corral oder Viehhof liegt 100 bis 200 Fuß von der Hütte ab. Es ist ein von starken Pfählen umschlossener Kreis, der gegen 60 Fuß im Durchmesser hat. Auf den Pfählen sitzen oft Geier und Habichte, und der Boden um den Corral ist mit Knochen, Pferdegerippen, Ochsenhörnern ꝛc. bedeckt. Die Hütte umfaßt in einem einzigen Raum die ganze Familie. Im Sommer schläft diese über Nacht, um der Plage des vielen Ungeziefers zu entgehen, draußen vor der aus einem Ochsenfell gefertigten Thür unter der mit Sternen gestickten Himmelsdecke. Im Winter schlafen alle in der Hütte. Des Abends wird diese durch eine schwach mit Ochsenfett unterhaltene Lampe erleuchtet und durch ein Feuer von Holzkohlen erwärmt. Der Gaucho sitzt dann auf dem Gerippe eines Pferdekopfes und seine Familienglieder auf ähnlichen Sesseln um einen großen eisernen Spieß, an welchem das Ochsenfleisch geröstet wird, von dem Jeder sich mit seinem langen Messer große Bissen abschneidet. An den Wänden hängen an Knochen zwei bis drei Zäume und Sporen, verschiedene Lasso's und Bola's. Außer den nackten kleineren Kindern nehmen Hunde und Hühner die Winkel ein. Der Gaucho lebt ohne Früchte und Gemüse und Brot. Von Vieh umgeben, hat er doch oft keine Milch, da er sich nicht darum mühet, auch macht er keinen Käse und so bleibt ihm kaum eine andere Nahrung als Rindfleisch und Wasser. Im Lustgefühl des freien Umherschweifens verachtet er die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens; nichts aber kann ihm den Mangel eines Pferdes ersetzen. Gegen Fremde benimmt er sich unabänderlich gefällig, höflich und gastfreundlich. Außerdem zeigt er sich bescheiden, und doch auch aufgeweckt und keck. Das immerwährende Tragen des Messers ist die Hauptursache, daß oft in ganz unbedeutenden Streitig-

Digitized by Google

ketten viel Blut vergossen wird und Menschenleben verloren gehen. Im Kampf sucht Jeder das Gesicht seines Gegners zu zeichnen, indem er nach der Nase oder den Augen haut; man sieht oft tiefe und breite Narben. Räubereien sind eine natürliche Folge der allgemeinen Spiel- und Trinksucht, so wie der Faulheit. Polizei und Gerechtigkeit sind machtlos, und der Reisende hat keinen Schutz außer der Feuerwaffe. Die Religion beschränkt sich auf das Einfachste. In fast allen Hütten hängt ein kleines Heiligenbild, und die Gaucho's tragen zuweilen ein Kreuzlein um den Nacken. Behufs der Taufe ihrer Kinder bringen sie dieselben zu Pferde nach der nächsten Kirche; eben so werden die Todten nach geweihter Erde gebracht. Ist ein Heirathscontract abgeschlossen, so nimmt der junge Gaucho seine Braut hinter sich auf's Pferd und reitet mit derselben zur Trauung nach der nächsten Kirche, die vielleicht erst im Verlauf einiger Tage erreicht wird.

Ich benutzte ein Segelschiff, um auf dem Parana von Santa Fé noch weiter nördlich hinauf nach Corrientes zu fahren. Für die nöthigen Mundvorräthe war am Bord des Schiffes, außer meinen eigenen Einkäufen, sehr schlecht gesorgt, und auch die meinigen verschwanden bald, indem die Passagiere und der Patron mir fleißig zusprachen. Unser Lootse (Vaqueano) kannte jedoch jede Estancia an der labyrinthischen Uferlinie, wo man sich für ein Geringes mit Rindfleisch versehen konnte. Außerdem gab es Maté (Paraguay-Thee) und Cigarren. Die Sandbänke dieses großen Flusses wechseln beständig, weshalb es der ganzen Aufmerksamkeit des Vaqueano bedarf, um früh genug die neuerdings stattgefundenen Veränderungen zu erforschen und sich der frisch geöffneten Bahn auf den Kanälen, die zwischen den Inseln durchgehen, zu versichern. Die Inseln des Flusses sind in der That unzählig. Auf der ganzen Strecke wand sich der Kanal beständig durch ein förmliches Labyrinth von Inseln und Inselchen, die jede Form und Größe hatten. Diese Inseln prangen mit Bäumen, Büschen und Blumen. Unter den letz-

Digitized by Google

teren sah ich viele Arten der prächtigen Luftpflanzen (Aërides, Schmarotzerpflanzen), deren gedrängte Blüthenähren (bei einer Art weiß mit rothen und blauen Flecken gesprenkelt) einen aromatischen Wohlgeruch verbreiteten. Die meisten der Inseln sind niedrig und werden beim Anschwellen des Stromes überschwemmt. Daher wohnen daselbst nicht Menschen, sondern nur wilde Thiere, als Tiger, Löwen (Puma), Affen, Eichhörnchen und Kaimans. — Corrientes streckt sich mit weißen Häuserreihen am Strande in der Nähe der Vereinigung des Paraguay mit dem Parana aus und ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz mit etwa 4500 Einwohnern. Es war dies der nördlichste Punkt, den ich erreichte, um von hier aus auf dem Landwege nach Buenos Ayres zurückzukehren.

Die von mir verlassene Brigantine war nach Assumcion bestimmt, der Hauptstadt des Staates Paraguay. Sie soll sehr schön gebaut sein und über 10,000 Einwohner zählen. Merkwürdiger als diese Stadt ist der Mann, der dem ganzen Staat Bedeutung gab, Dr. José Gaspar Rodriguez da-Francia. Er wurde 1763 in Paraguay geboren. Sein Vater war ein geborener Franzose, seine Mutter eine Kreolin. Er studirte auf der Landesuniversität Cordova und erlangte die Würde eines Doctors der Theologie, widmete sich dann der Rechtsgelehrsamkeit und wurde Advocat. Als Paraguay sich 1811 für unabhängig erklärte, wurde er Secretair der Junta. Im Jahre 1812 erwählte ihn der Congreß zum Dictator auf drei Jahr, nachher auf Lebenszeit. Von dem Augenblick an, wo er an die Spitze des Staates trat, entsagte er den Weibern und Spieltischen, lebte höchst einfach und studirte eifrig Geschichte, Geographie, Mathematik, belletristische und Militairwissenschaften, ja selbst die Arzneikunst, um die medicinische Polizei darnach einzurichten. Staat und Kirche wurden umgeformt und eine äußerst strenge Kriegszucht und Polizei eingeführt. Dabei zeichnete er sich durch unpartheiische Gerechtigkeitsliebe und weise Verwaltung des Staatsvermögens aus. Ueberall legte er Schulen an, hob die Feldwirthschaft und förderte die Gewerbthätigkeit. Gegen das Ausland schloß er den Staat streng ab. Er endete sein thätiges Leben im Jahr 1840, und seine Regierung giebt uns

Digitized by Google

ein Beispiel, daß für die südamerikanischen Länder eine weise und kräftige Alleinherrschaft mehr als die republikanische Staatsform geeignet scheint, um Cultur, Macht und Wohlstand der Völker zu begründen. — Der Hauptreichthum Paraguays besteht in Mate oder Paraguay-Thee. Dieser unterscheidet sich wesentlich von dem chinesischen. Er wird nämlich aus den Blättern eines Baumes (Viburnum levigatum) gewonnen, der nur in den Wäldern Paraguays wächst und dem Pomeranzenbaum ähnelt, ihn aber an Größe übertrifft. Die gedörrten Blätter haben einen angenehmen Geruch, der noch durch Mischung mit dem Samenmehl einer kleinen mispelartigen Frucht erhöht wird. Der bittere Abguß dieses Thees wird mit Zucker getrunken und soll der Gesundheit überaus zuträglich sein. Er ist ein Lieblingsgetränk in ganz Südamerika.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV.

Reisen

in

Chile, Peru, Aequator,

nebst einer

Fahrt auf dem Amazonen-Strom.

Nach

J. J. von Tschudi, Darwin, Stevenson und Pöppig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Sonntags den 5. Juni 1838 morgens um neun Uhr warf der französische Kauffahrer Edmond in der friedlichen Bai von San Carlos, der Hauptstadt von Chiloe, die Anker aus. Schwarze Wolken lagerten über der Insel, deren malerische Umrisse nur zuweilen durch die vom Winde zerrissenen dichten Nebelschleier hindurchblickten. Kaum lag das Schiff fest, so kamen einige Boote mit Indianern, die uns Kartoffeln, Kohl, Fische und Wasser gegen Tabak eintauschten. Unverzüglich wurde ein Mahl bereitet, bei dem wir uns an dem Genusse der frischen Lebensmittel erquickten und darüber die Entbehrungen einer längeren mühsamen Seefahrt vergaßen. Nach ein paar Stunden langte der Hafen-Capitain an unserem Bord an, und nachdem er Kenntniß von der Ladung ꝛc. genommen, erhielten wir die Erlaubniß, an's Land zu gehen. Unter strömendem Regen stiegen wir am Hafendamm aus, vergnügt, wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Unser erstes Geschäft war, ein Unterkommen zu suchen. Gasthöfe giebt es in San Carlos nicht, wohl aber fanden wir bei einem alten Corsen Namens Filippi, bei dem gewöhnlich die Schiffs-Capitaine absteigen, eine sehr freundliche Aufnahme. Er wies uns einige finstere Räume ohne Fenster und Möbeln, nur mit einer Art Betten in Verschlägen an.

Gleich beim Betreten des Landes fielen mir kleine Raubvögel auf, die schaarenweise auf allen Plätzen und Straßen herumhüpften und sich, wie bei uns die Sperlinge, ohne Scheu auf die Zäune und Dächer setzten. Ich nahm meine Flinte und erlegte am Strande eins dieser Thiere. Es war eine dem südlichen Amerika eigenthümliche Art Geier-Falken (Polyborus chimango Vieil). Der Oberkörper ist braun und die einzelnen Fe-

Digitized by Google

dern haben einen weißlich-braunen Saum; der Unterleib ist weißlich-braun und man bemerkt hier und am Schwanz mehrere schwach ausgeprägte Querbinden; die Länge beträgt von der Schnabelspitze bis zum Schwanz-Ende 1 Fuß 6½ Zoll. Diese Geier-Falken leben nur gesellschaftlich, sind aber doch sehr zänkisch und jagen sich einander die Beute ab. Sie nähren sich vom Aas und allem möglichen Straßen-Unrath. In einigen Gebirgsthälern von Peru traf ich nachmals diese Vögel wieder, aber vereinzelt und selten. — Das schlechte, fortwährend regnigte Wetter verhinderte mich, einen größeren Ausflug in das Innere des Landes zu machen. Doch begab ich mich eines Tages in Gesellschaft des französischen Geschäftsträgers für Peru, meines Gefährten auf der Seereise, auf die Straße von Castro. Ein Kaufmann schickte uns zwei nach chilenischer Weise gesattelte Pferde mit dem Bemerken, auf unserer Hut zu sein, da die eben von der Sommerweide heimgekehrten Thiere etwas muthwillig wären. Wir ritten wohlgemuth ab. Anfangs ging Alles gut. Der Weg war freilich steil und sehr beschwerlich; oft führte er über glatte abschüssige Steine, dann durch tiefen Sumpf oder über rohe Balken, mit denen man die Straße gepflastert. Nach mehreren Stunden eines mühseligen Rittes durch dichten Wald, nöthigte uns der herabströmende Regen umzukehren. Willig folgten die Pferde und eilten schnell und sicher den beschwerlichen Weg zurück. Mit jedem Schritte nahm ihr lebhaftes Feuer zu, und sobald sie festen Boden unter ihren Hufen fühlten, rannten sie, des Zaumes spottend, quer durch den Wald. Der langen schmalen Sättel mit wollenen Decken, der hölzernen, halbmondförmigen Steigbügel und der schweren Sporen mit handgroßen Rädern ungewohnt, mußten wir alle unsere Reiterkünste zusammennehmen, um unseren Sitz zu behaupten und überließen uns dem Willen der zügellos durch das Dickicht hinbrausenden Rosse, bis sie athemlos in einem Sumpfe stecken blieben. Dort konnten wir ihrer wieder Herr werden und langten ohne Unfall, wiewohl an Haut und Kleidern ganz zerfetzt, in der Stadt an. — Während der übrigen Tage zog ich es vor, meine Streifereien zu Fuße zu machen und fand mich dabei reichlicher belohnt. Die langen Abende brachten wir bei unserem Wirth und

Digitized by Google

dem Hafencapitain zu, von dem ich manche interessante Nachrichten über die Insel erhielt.

Chiloe (tschi) ist eine der größten Inseln unter den zahlreichen Archipelen, welche sich längs der Westküste von Süd-Amerika von 42° S. Br. bis zur Magelhansstraße hinziehen. Sie ist etwa 23 deutsche Meilen lang und 10 breit. Undurchdringlicher Urwald bedeckt das hügelige Land mit Ausnahme einiger zerstreuter grüner Flecken, die man in der Nähe der Lehmhäuser urbar gemacht. Die Winde sind sehr stürmisch, und während des Winters sieht man die Sonne an dem mit regenschweren Wolken verhängten Himmel fast nie. Der Regen fällt so häufig, daß man sprüchwörtlich sagt, es regne auf Chiloe sechs Tage in der Woche, während am siebenten der Himmel trübe sei. Auch im Sommer folgt selten eine Reihe heiterer Tage auf einander. Daher ist's schwierig, von hier die Cordillera-Kette mit ihrem oft rauchenden Vulkan von Ohorno zu erblicken. Die fortwährende Feuchtigkeit erzeugt in dem morastischen Boden der Urwälder eine eigenthümlich üppige Vegetation von schönen immergrünen Bäumen und Pflanzen mit tropischem Wuchs. Auf einer dieser Inseln bemerkte man Exemplare von der Panke (Gunnera scabra), die an Riesengröße etwas dem Rhabarber gleicht. Die Einwohner essen die meist sauren Stengel und bereiten daraus eine schwarze Farbe. Das Blatt ist beinah rund, jedoch tief am Rande eingeschnitten. Eins derselben hatte einen Durchmesser von fast 8 Fuß und also einen Umfang von nicht weniger als 24 Fuß! Der Stengel ist etwas über eine Elle hoch, und jede Pflanze treibt vier oder fünf solcher ungeheuren Blätter, was einen großartigen Anblick giebt. Die Körnerfrüchte kommen auf dem feuchten Boden nur selten fort, da der Same nach dem Keimen fault. Der Mais gedeiht besser, schießt aber sehr in Blätter aus und trägt nur kleine Kolben. Erbsen und Bohnen werden mit wenig Erfolg gebaut; dagegen begünstigt das Klima die verschiedenen Kohlarten, und in großer Fülle gedeihen die Kartoffeln. Am häufigsten findet sich eine Abart, die beim Durchschnitt abwechselnd weiße und violette Ringe zeigt, einige sind ganz violett. Bekanntlich ist Süd-Chile das Mutterland der Kartoffeln; auch auf Chiloe und den benachbarten Inseln

Digitized by Google

wachsen sie wild. Auf den Chonos-Inseln (südlich von Chiloe) giebt es eine wilde Kartoffel, die der cultivirten auffallend ähnelt. Sie wächst in dichten Fluren am Meeresufer auf einem sandigen muschlichten Boden, wo die Bäume nicht zu nahe zusammenstehn; in dem Schatten derselben haben sie den üppigsten Blätterwuchs, von der Wurzel bis zur Spitze des obersten Blattes oft vier Fuß hoch. Man findet Knollen mit einem Durchmesser von zwei Zoll; sie haben ganz den Geruch der gewöhnlichen Art, aber gekocht, schrumpfen sie zusammen, werden wässerig und geschmacklos. Die chilische Art schmeckt bitter. — Lichte Stellen in den Wäldern sind mit außerordentlich hohem fetten Grase bestanden, den zahlreichen Viehheerden ein treffliches Futter. Die Chiloten halten Pferde, Rinder, Schafe und Schweine. Trotz der reichlichsten Nahrung sind diese Thiere klein und unansehnlich. Die Ursache davon mag in dem Mangel an Wartung liegen, denn sie bleiben das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel aller Unbill der Witterung ausgesetzt. Die Pferde sind nichts desto weniger muthig und kräftig; es giebt hier eine kaum zwölf Fuß hohe Race von ungemeiner Lebhaftigkeit und Ausdauer. Die Widder haben fast alle mehr als zwei Hörner, meistens drei, häufig vier oder fünf. Dasselbe bemerkte ich später auch in Peru.

Die dünne Bevölkerung zählt mit Einschluß der umliegenden kleinen Inseln etwa 50,000 Köpfe, welche theils zerstreut in vereinzelten Hütten, theils in sparsamen Dörfern vereinigt leben. Es sind Weiße, Mischlinge und reine Indianer. Die letzteren, gering an Zahl, gehören zum Stamme der Araucaner*) und scheinen den Uebergang von denselben zu den Feuerländern einerseits und zu den Pampasindianern anderseits zu bilden. Die Weißen sind entweder Chilenos oder Alt-Spanier. Den bei weitem größten Theil machen die Mischlinge aus, im Ganzen genommen klein, untersetzt und häßlich mit langem schlichten groben Haar, rundem fleischigen Gesicht, kleinen stumpf blickenden Augen. Die Hauptstadt San Carlos, von den Eingeborenen „Ancud" genannt,

*) Vergl. Band VI. unserer Weltkunde S. 112 und folg.

Digitized by Google

liegt an einer sehr schönen Bai der Nordküste. Die Einfahrt durch ein Labyrinth kleiner Inseln ist, zumal bei bewölktem Himmel, schwierig. Auf einer der größten dieser Inseln, San Sebastian, werden viele Rinderheerden gehalten, eine kleinere, Cochino (tsch), ist ein hügeliges, dicht mit Gesträuch bedecktes Eiland. Das Wasser der Bai zeichnet sich durch Klarheit aus; nur um Cochino und längs des Hafens ist es mit einer ungeheuren Menge Seetang bedeckt, wodurch das Landen oft erschwert wird, da man Mühe hat, sich herauszuarbeiten. Die armen Bewohner der Insel kochen den Seetang im Wasser; er schmeckt schleimig und salzig, läßt sich auch sehr schwer verdauen. Bei Arm- und Beinbrüchen dient er den Chiloten als Verband. Sind die Knochenenden in die gehörige Lage gebracht, so umwickelt man das leidende Glied mit nassem breiten Tang, der, wenn er trocknet, mittelst des Schleims fest an die Haut klebt und so eine unverrückbare Binde bildet. Sind nach Wochen die Knochenenden wieder zusammengewachsen, so befeuchtet man die Blätter mit warmem Wasser und löst sie mit Leichtigkeit los. — Die Stadt ist häßlich, mit holperigen engen und winkeligen Straßen. Die Häuser sind meistens elende hölzerne Baracken, gewöhnlich ohne Fenster, aber mit einer schmalen, der Breite nach zweitheiligen Thür; der obere Theil, allein geöffnet, dient als Fenster. Die Fußböden bestehen meistens aus hart getretener Erde, in einem Winkel mit einer Strohmatte belegt. Die Möbeln sind, gleich den Zimmern, roh und unbequem. Die reicheren Familien wohnen etwas angenehmer und freundlicher. Das Zollamt und der Palast des Gouverneurs sind die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, beide sehen aber sehr ärmlich aus. Vor dem Palast, der auf einem ziemlich großen Platz liegt, geht eine Schildwache ohne Schuh und Strümpfe, zuweilen in bloßen Hemdsärmeln, auf und ab. Nach Sonnenuntergang wird jeder Vorübergehende angerufen. Die erste Frage lautet: Wer da? Die zweite: Was für eine Nation? (que gente?) Die Matrosen geben dann wohl eine alberne Antwort, worauf die erbitterte Schildwache ihnen schimpfend durch die halbe Stadt nachläuft und oft erst nach zehn Minuten auf ihren Posten zurückkehrt, um alsbald wieder auf gleiche Veranlassung einen neuen Lauf

Digitized by Google

zu beginnen. — Unreinlichkeit und Armuth wetteifern mit einander in San Carlos. Die Leute kleiden sich alle in starke wollene Stoffe, die jede Familie für sich verfertigt und mit Indigo blau färbt. Das Hauptkleidungsstück des Mannes ist der Poncho: ein länglich viereckiges Stück Wollzeug, 5 bis 7 Fuß lang, 3 bis 4 Fuß breit, in der Mitte mit einem 12 bis 14 Zoll langen Schlitz, durch den der Kopf gesteckt wird. Das auf den Schultern liegende Tuch fällt dann zu allen Seiten herunter, vorn und hinten bis zu den Knien reichend, seitlich bis zum Ellenbogen oder bis zur Mitte des Vorderarms. Die Frauen stecken in einem wollenen Rocke und einer schmierigen klebrigen Mantille. In ihren dumpfigen finstern Häusern kauern sie auf ihrem Weibersitz (estrada) neben dem Kohlenbecken, das gewöhnlich auch zum Kochen dient. Dort mahlen sie den Mais zwischen zwei Steinen, um einen Brei daraus zu bereiten, schälen Kartoffeln und Aepfel, zerschneiden den Kohl und werfen Hülsen und Blätter neben sich, so daß sie fast immer von einem Wall halbfauler Pflanzentheile umgeben sind. Das allgemeine Lieblingsgetränk ist der Mate oder Paraguaythee. Die Kräuter werden in die Macerina, ein aus einem Flaschenkürbis geschnitztes Gefäß, gethan und mit siedendem Wasser übergossen; dann steckt die Hausfrau ein unten mit einem Siebe versehenes Röhrchen in die Macerina, zieht einige Schlucke ein und reicht es weiter; Wirth und Gäste saugen alle nach Herzenslust den gewürzduftenden Trank durch die nämliche Röhre. — Bei allem Ueberfluß an Nahrung sind die Leute doch sehr arm; denn es fehlt ihnen an Verdienst durch Arbeit, und daher mangelt den geringeren Klassen das Geld, um sich die unbedeutendsten Luxusartikel zu verschaffen. Ein Mann brachte auf seinem Rücken einen Sack Holzkohlen auf den Markt, um eine Kleinigkeit dafür zu erlangen, ein anderer eine Diele, um sie gegen eine Flasche Wein zu vertauschen. Als Bewohner einer fruchtbaren Insel sind die Chiloten vorzüglich auf Ackerbau und Schifffahrt angewiesen. Aber wie mangelhaft sind ihre Ackergeräthe und Fahrzeuge! Soll ein Feld umgebrochen werden, so geschieht es durch zwei Indianer mit langen zugespitzten Stöcken. Der eine steckt seinen Stock schief und ziemlich tief in die Erde, der andere

Digitized by Google

den seinigen seitwärts unter den ersten, so daß er die Unterlage eines Hebels bildet. Darauf drückt der erste Indianer seinen Stock auf den Unterstützungspunkt und bricht dadurch mit der Spitze die Erde auf. So rücken Beide allmählig vorwärts und durchfurchen mühsam das Feld. Die Boote sind ungestalte schwerfällige Kasten, die nur träge dem Ruder und dem Winde gehorchen. Zur Ueberschiffung der Bodenerzeugnisse aus den südlichen Dörfern nach San Carlos vereinigen sich gewöhnlich größere Gesellschaften der Indianer. Männer und Weiber lösen sich beim Rudern ab. Bläst ein günstiger Wind, so giebt schnell jeder Mann seinen Poncho, jede Frau ihre Mantille zu einem Stegreif-Segel her. Die Ponchos werden an den Schlitzen zugeheftet, mit den Mantillen zusammengenäht, an eine Stange befestigt und so an einem Maste aufgehißt. Diese bunten undichten und schweren Segel können nur bei starkem Winde etwas nutzen. Nach zurückgelegter Tagereise wird das Segel herunter gelassen, die Schnüre ausgezogen; Jeder nimmt das ihm zugehörige Stück und hüllt sich damit zum Schlafen ein. Der Handel von San Carlos ist unbedeutend. Einige Küstenfahrer bringen Holz, als Hauptartikel der Ausfuhr, Kartoffeln, Schinken und Besen nach Valparaiso (a-i), Arica, Callao (lj) ꝛc. und tauschen dagegen Leinewand, Kattun, Wollenzeug, Eisenwaaren, Branntwein und Tabak ein. Der häufige Besuch nordamerikanischer und französischer Wallfischfänger, die sich in diesem Hafen wohlfeil verproviantiren können, hat seit einigen Jahren sehr verderblich auf die Sitten der sonst genügsamen, ruhigen und fleißigen Bewohner eingewirkt.

Das Innere der Insel ist sehr arm an Vierfüßlern. Am größten ist ein Fuchs (Canis fulvipes), das einzige Raubthier. Auf der Küste finden sich häufig Seehunde aus der Abtheilung der Ohrrobben, ferner Seeottern und Flußmäuse (Myopotamus Cyopus). Unter den Vögeln ist der Cheucau (Pteroptochus rubecula) zu erwähnen, ein sonderbarer kleiner Vogel mit rother Brust, der verschiedene ganz eigenthümliche Stimmen von sich giebt. Je nach diesen Stimmen verkündet er den abergläubischen Eingeborenen entweder Heil oder Unheil. Er besucht den düstersten Wald. Bisweilen kann man ihn mit der größten Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit nicht entdecken, obgleich sein Geschrei ganz nahe gehört wird; ein andermal, wenn man bewegungslos da steht, nähert sich der rothbrüstige kleine Vogel ganz vertraulich bis auf einige Fuß, indem er mit emporgerichtetem Schwanz geschäftig durch die verworrene Masse von abgestorbenem Rohr und Zweigen hüpft. Ich hatte eines Tages einen Indianerburschen mit auf die Jagd genommen und meine Flinte auf einen dieser Vögel angelegt, der auf niedrigem Gebüsch sitzend ein schallendes „huit-huit-ru!" hören ließ, als mich mein Begleiter beim Arm faßte und mich dringend bat, das Thierchen nicht zu schießen, da es seine Unglückstöne gesungen habe, welche die Einwohner sich durch „Nimm dich in Acht!" übersetzen. Ich schoß dennoch und betrachtete noch das erlegte niedliche Vögelchen, als ein Maulthier, wahrscheinlich durch den Schuß erschreckt und gereizt, in voller Wuth auf uns zugerannt kam, so daß wir uns eiligst hinter einen Zaun retten mußten. Meine an das Gebüsch gelehnte Flinte mußte die Erbitterung des Thiers entgelten; sie wurde auf die Erde geworfen, gebissen und mit den Vorderfüßen gestampft, bis es uns gelang das zornige Thier zu vertreiben. Mit wichtiger Miene sagte der Indianer: „Es ist gut, wenn es dabei sein Bewenden hat; ich habe ja gesagt: der Vogel hat Unglück gepfiffen." Eine damit verwandte Art, von den Eingeborenen „Guid-guid" genannt, kann mit Recht „bellender Vogel" heißen, da seine Töne ganz dem Bellen eines kleinen Hundes entsprechen. Außer diesen Vögeln giebt es nur noch wenige, welche diese düsteren Wälder bewohnen und kaum das allgemeine Schweigen unterbrechen. Zu dem Kläffen des Guid-guid und dem huit-huit-ru oder Hu-hu des Cheucau fügt der kleine Zaunkönig sein Geschrei hinzu; der Baumläufer folgt ihm schreiend und zwitschernd, der Kolibri schießt hie und da von einer Seite zur andern und läßt sein scharfes Zirpen hören; endlich kommt von der Spitze eines hohen Baumes der unbestimmte klagende Ton des weißhäubigen Tyrannenfliegenfängers. — Von der Dichtigkeit der Urwälder dieser Gegenden giebt uns der englische Naturforscher Charles Darwin eine Vorstellung, indem er uns die versuchte Besteigung der Spitze von San Pedro einer südlich gelegenen Insel, beschreibt. „Es gelang uns nicht", sagt

Digitized by Google

er, „den Gipfel zu erreichen; der Wald war so undurchdringlich, daß Niemand sich eine mehr verwickelte Masse von todten und absterbenden Bäumen denken kann. Unsere Füße berührten oft zehn Minuten lang nicht den Boden, und wir waren häufig zehn oder funfzehn Fuß darüber; zum Scherz riefen die Matrosen die Tiefe des Senkbleies aus. Zu anderen Zeiten krochen wir Einer nach dem Andern auf Händen und Knien unter den faulenden Stämmen durch. Auf dem niedrigeren Theile des Berges standen herrliche Bäume von der Winters-Rinde*) und ein Lorbeer wie der Sassafras mit wohlriechenden Blättern nebst anderen mit einem kriechenden Bambus oder Rohr zusammen verflochten. Hier waren wir wie Fische, die in einem Netze um sich schlagen, um dem Tode zu entgehen. Höher hinauf nimmt Gebüsch die Stelle der größeren Bäume ein, hie und da mit einer rothen Ceder oder Fichte vermischt. In einer Höhe von beinah tausend Fuß fand ich die südliche Buche, jedoch in armseliger zwerghafter Gestalt; ich halte dies für ihre nördlichste Grenze. Zuletzt gaben wir unser Vorhaben in Verzweiflung auf."

Der Tag unserer Abreise rückte heran, und die Lebensmittel wurden eingeschifft. Einem Ochsen, der mitgenommen werden sollte, banden die Indianer die vier Füße zusammen und rollten ihn auf langen Balken in den Kahn; am Schiffe angelangt, banden sie ihm ein starkes Tau um die Hörner und ließen ihn von den Matrosen an einen starken Haken aufhissen. Es nahm sich nun sehr seltsam aus, einen zwar festgebundenen, aber doch sich sträubenden Stier an der Schiffswinde zwischen Himmel und Wasser schweben zu sehen. Ein kleines chilotisches Pferd,

---

*) Der gemeine Wintersrindenbaum (Wintera aromatica) wächst in Südamerika und an der Magelhansstraße in sonnigen Thälern, ein immergrünes Bäumchen, 8 bis 12' hoch, bisweilen 30 bis 40'. Der drei Mann dicke Baum liefert die Winterische Rinde. Diese, auswendig gelblich grau, inwendig zimmetbraun, riecht gerieben angenehm, schmeckt sehr gewürzhaft, wie Zimmet und Pfeffer, und ist sehr wirksam gegen Magenbeschwerden und Scorbut. Wilhelm Winter, der als Schiffscapitain 1578 den Weltumsegler Drake begleitete, brachte die Rinde zuerst nach England. Der chilesische Wintersrindenbaum unterscheidet sich von dem ersteren durch die Blätterform; er wird 7 Klafter hoch, und mannsdick und heißt hier wegen der Rinde Zimmetbaum (Arbor della Canella).

Digitized by Google

das mit uns nach Peru reisen sollte, behandelte man etwas glimpflicher, denn man hißte es in Gurten. — Den 21. Juni segelten wir mit frischem Ostwind zur Bai hinaus. Drei Küstenfahrer, von denen einer bis zu den Mastkörben hinauf mit Besen beladen war, verließen gleichzeitig die Rhede und nahmen ihren Lauf ebenfalls nach Valparaiso zu. Am 23. schreckte uns des Nachts ein heftiger Stoß und ein eigenthümliches Zittern des ganzen Schiffes aus dem Schlafe auf. Wir glaubten auf verborgene Felsen aufgefahren zu sein. Die Sonde wurde ausgeworfen, aber kein Grund gefunden. Der Kapitain schrieb die Erschütterung einem Erdbeben zu, und seine Vermuthung bestätigte sich nachher. In Valdivia, auf dessen Höhe wir uns befanden, hatte in jener Nacht ein heftiger Erdstoß statt gefunden. Die Umrisse der ganzen Küstenlinie sind dieselben wie in der Mitte von Chiloe; der Wald ist auch hier nirgends gelichtet, und an der See erscheinen kühne felsige Vorgebirge. Darwin berichtet uns über seinen Besuch an dieser Küste Folgendes.

„Nachdem wir in dem schönen Hafen von Valdivia Anker geworfen, ging das Boot nach der etwas über zwei Meilen entfernten Stadt. Wir folgten dem Lauf des Flusses, kamen an einigen Hütten und Culturflächen in dem sonst ununterbrochenen Walde vorbei und begegneten zuweilen einem Kahn mit einer indischen Familie. Die Stadt liegt an den niedrigen Stromufern und so vollständig in einem Wald von Apfelbäumen begraben, daß die Straßen nichts als Pfade in einem Obstgarten sind. Ich habe nie ein Land gesehen, wo Apfelbäume so zu gedeihen schienen, als in diesem fruchtbaren Thale von Süd-Amerika. Ein alter Mann bei Valdivia zählte mir die mancherlei nützlichen Dinge auf, wozu die Aepfel benutzt werden können. Zuerst macht er Cider daraus, dann zieht er aus den Trebern einen feinen weißen Branntwein ab; durch eine andere Behandlung erhielt er einen süßen Syrup. Die Rinder und Schweine schienen während dieser Jahreszeit (in der ersten Hälfte des Februar) fast nur in den Obstgärten zu leben. — Begleitet von einem Führer unternahm ich einen kurzen Ausflug zu Pferde. Bei Valdivia ist noch nicht viel Land angebaut. Nachdem wir in geringer Entfernung einen Fluß passirt, betraten wir den

Digitized by Google

Wald und sahen nur eine einzige ärmliche Hütte, ehe wir unser Nachtlager erreichten. Die immergrünen Bäume sind hier nicht so zahlreich wie auf Chiloe, und in Folge davon hat der Wald ein helleres und lebendigeres Grün. Auch hier sind die unteren Theile durch Rohr verwoben. Eine Art, die dem Bambus von Brasilien ähnelt und etwa zwanzig Fuß hoch wird, wächst gruppenweis und schmückt die Ufer einiger Ströme. Daraus verfertigen die Indianer ihre langen Speere (Chuzos). Unsere Schlafstätte war so schmutzig, daß ich vorzog, außen zu schlafen. Die erste Nacht auf solchen Reisen ist gewöhnlich sehr unruhig, da man sich an das Beißen gewisser schnellfüßiger Insecten noch nicht gewöhnt hat. Ich kann versichern, daß am Morgen nicht ein schillinggroßer Fleck auf meinen Beinen war, der nicht seinen kleinen rothen Stich hatte. Bei der Fortsetzung unseres Rittes durch den Urwald begegneten wir nur zuweilen einem Indianer zu Pferd oder einen Trupp schöner Maulthiere, welche Planken von der Alerce-Fichte und Getreide von den südlichen Ebenen brachten. Des Nachmittags hatten wir von dem Gipfel eines Hügels einen schönen Blick auf die Llanos (lj). Es hat etwas Wohlthuendes, in die unbegrenzte helle Weite dieser offenen freien Ebenen zu schauen, nachdem man in der düsteren Baumwildniß fast wie in einem Gefängniß, lange Zeit eingeklemmt und begraben war. Die Llanos sind die fruchtbarsten und bevölkertsten Theile des Landes, da sie den ungeheuren Vortheil besitzen, beinah von Bäumen frei zu sein. Beim Ausgang des Waldes kamen wir über einige flache lichte Stellen, wo die einzelnen Bäume wie in einem englischen Park standen. Es ist merkwürdig, wie häufig eine Ebene dem Wachsthum von Bäumen feindlich zu sein scheint. Schon Humboldt fand viele Schwierigkeit, ihre Anwesenheit in gewissen Theilen von Süd-Amerika und ihre Abwesenheit in andern zu erklären. — Der 20. Februar (1835) brachte in Valdivia das heftigste Erdbeben, dessen sich die ältesten Leute erinnern können. Ich war grade am Lande und hatte mich im Walde zur Ruhe gelegt. Es kam plötzlich und dauerte zwei Minuten, aber die Zeit schien viel länger zu sein. Das Schwanken des Bodens war sehr fühlbar. Man konnte ohne Mühe aufrecht stehen, doch machte mich die Bewegung

Digitized by Google

fast schwindeln. Es war, als wenn Jemand über dünnes Eis Schlittschuh läuft, das sich unter dem Gewicht seines Körpers beugt. In der Stadt erregte das Ereigniß Schrecken; denn obgleich die von Holz gebauten Häuser nicht umfielen, so wurden sie doch so heftig erschüttert, daß die Bretter krachten und rasselten. Das Volk stürzte in größter Aufregung aus den Thoren. Am Strande, wo grade Ebbezeit war, schoß das Wasser sehr schnell bis zur Fluthmarke und kehrte dann eben so schnell wieder auf den vorigen Stand zurück."

Nach einer ziemlich günstigen Ueberfahrt von sieben Tagen ankerten wir am 30. Juni im Hafen von Valparaiso. Keiner von uns hätte dieser unfruchtbaren eintönigen Küste den Namen „Paradiesthal" (Valle del Paradiso) gegeben, und doch muß früheren Seefahrern nach langem unstäten Umherirren auf der Wüste des Oceans ihr Anblick paradiesisch vorgekommen sein. Vom Meeresufer an erhebt sich wellenförmig eine 15 bis 1600 Fuß hohe Hügelreihe mit abgerundeten Kuppen und verschmilzt sich immer höher ansteigend im Innern des Landes mit der Hauptkette der Anden. Graubraun ist die Decke der rundlichen, aus Granit oder Gneis bestehenden Hügel, nur hin und wieder von mattgrünen Stellen durchwürfelt und von zahlreichen ziegelrothen Schluchten durchfurcht. Halbdürre Cactusarten vermögen nicht der todten Landschaft frisches Leben einzuflößen. Die Bai von Valparaiso ist nach Norden und Westen offen, nach Süden, wo die Ufer steil und felsig, durch ein kleines Vorgebirge, die Punta de Coromilla, geschützt. Der Hafen ist durch seine freie Oeffnung nach Norden unsicher; denn die heftigsten Winde wehen aus dieser Himmelsgegend und wachsen oft zu verderblichen Stürmen an; die Wellen steigen dann zuweilen so hoch wie auf offenem Meer, und die Schiffe werden genöthigt, alle Nothanker auszuwerfen. In verschiedenen Jahren wurden schon eine Menge Fahrzeuge von ihren Ankern losgerissen und an Felsen zerschellt. Gegen die Südwinde dagegen, die oft nicht minder stark als die Nordwinde toben, bietet der durch die Punta de Coromilla geschützte Hafen einen sicheren Zufluchtsort dar. Die Stadt Valparaiso erstreckt sich nach Norden über das flache Ufer in einer langen Doppelreihe von Häusern;

Digitized by Google

nach Süden zieht sie sich treppenartig an den Hügeln hinauf. Zwei große Schluchten theilen hier die Stadt in drei, dicht mit niedrigen meist schmutzigen Häusern bedeckte Quartiere. Längs der kleineren zahlreichen Schluchten, die überall ziemlich parallel laufend den Boden durchschneiden, stehen die ärmlichen Wohnungen. Die schmalen schlechten Gäßchen, welche an diesen Schluchten entlang führen, sind im Winter und des Nachts bei der mangelhaften Straßenbeleuchtung sehr gefährlich, so daß schon viele Menschen über den Rand hinunter in den Tod gestürzt sind, wohl am häufigsten betrunkene Matrosen. Südlich von Valparaiso dehnt sich auf sanftem Abhang eine Ebene ungefähr eine halbe Meile weit aus. Hier sieht man an schönen Abenden Reiter ihre Pferde tummeln oder Jäger mit wohl abgerichteten Hunden Schnepfen suchen. Am Ende dieser Ebene steht ein ziemlich hoher hölzerner Leuchtthurm. Drei kleine Forts schützen den Hafen. Von hier aus gesehen, erscheint die Stadt ziemlich hübsch, besonders durch einzelne niedliche Wohnungen, die an dem Abhang der Hügel auf kleinen, meistens künstlich abgeplatteten Stufen erbaut sind. Der nächste Hintergrund ist traurig, der fernere hingegen gewinnt einen eigenthümlichen Reiz durch den 23,000 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Gipfel des Vulkans Aconcagua, der an heiterem Abende im Golde des Sonnenuntergangs erglüht. Dann sieht man bei großer Durchsichtigkeit der Luft von den benachbarten Hügeln aus auch die Cordillera-Kette mit ihren zackigen Umrissen in wunderbarer Klarheit und doch in den mannigfaltigsten und zartesten Färbungen. Am Landungsplatz zieht das schöne große Zollhaus die Augen der Neuankommenden auf sich. Im Uebrigen findet man nur einfache Gebäude und Kirchen; die Häuser sind niedrig, weiß angestrichen und mit Ziegeldächern versehen. Die Zimmer in den Gasthöfen sind kaum nothdürftig meublirt, unreinlich und voll Ratten und Ungeziefer; der Tisch dagegen ist ziemlich gut, da es dem Markte nicht an schmackhaftem Fleisch und Gemüse mangelt.

Bei unserer Ankunft herrschte in der Stadt und dem Hafen ein sehr reges Treiben. Chile hatte damals der Bundesrepublik von Peru und Bolivia, zu deren Protector sich Santa Cruz

Digitized by Google

aufgeworfen, den Krieg erklärt und die Expedition dahin wurde gerade eingeschifft. Kaum hatten wir geankert, so kamen mehrere Officiere der Landarmee an Bord und fragten, ob wir keine Degen, woran es ihnen noch fehlte, zu verkaufen hätten. Unser Steuermann bot ihnen mehrere Säbel an. Einige davon wurden gekauft, darunter auch ein fast fünf Fuß langer Pallasch eines Kürassiers aus Napoleons Garde. Der chilenische Officier, der sich in den Besitz desselben gesetzt, ein junger Schwächling, vermochte das gezogene Schwert kaum mit beiden Händen zu schwingen, meinte aber doch, er könne sich beim Angriffe gut damit decken und werde manchen Peruaner den Garaus machen. Zufälligerweise traf ich diesen Helden zehn Monate später auf dem Marsch im Gebirge von Peru. Er hatte ein federleichtes Degelchen umgeschnallt, aber ein handfester Neger trug den mächtigen Pallasch hinter ihm her. Ich fragte ihn, ob er schon viele Feinde damit erschlagen habe; er gestand mir indeß ehrlich, daß die Waffe ihm etwas zu schwer sei. — Das chilenische Geschwader, das nach Peru abgesandt wurde, bestand aus 27 Transportschiffen und 9 Kriegsschiffen; Alles war jedoch in schlechtem Zustande. Die Kriegsschiffe hatten nur wenige Kanonen und unzureichende Matrosenzahl. Die Transportschiffe führten theils Truppen, theils Proviant, nämlich gedörrtes Rindfleisch, ganze gedörrte Schafe, gedörrtes Obst, Mais, Kartoffeln, Gerste und Heu. Bei der Einschiffung der Pferde ging es bunt zu: viele wurden beim Aufhissen erwürgt, andere fielen aus den Gurten und ertranken; eine Anzahl starb vor der Abreise im Hafen, und alle Morgen sahen wir Dutzende von todten Rossen über Bord werfen. Das ununterbrochene heftige Schwanken der mit Kavallerie beladenen Schiffe zeigte deutlich, daß sie in den Zwischendecken nicht sehr sorgfältig eingepfercht sei. In der ersten Hälfte des Juli segelte das ganze Geschwader ab. Das Volk in Chile war diesem Feldzug sehr abgeneigt. Ich stand am Landungsplatze, als das Bataillon „Santiago" an Bord gebracht wurde. In schlechten Uniformen, die meisten nur in Ponchos, wurden die Soldaten ohne Waffen, zwei und zwei mit Stricken zusammengebunden, in die Kähne getrieben. Der für Chile glückliche Ausgang dieses Krieges darf wahrlich nicht der Bravheit dieser

Digitized by Google

Soldaten und ihrer Anführer zugeschrieben werden, sondern wurde durch eine Zusammenwirkung anderer günstiger Umstände herbeigeführt.

Wie in allen Seestädten, so findet man auch in Valparaiso ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationen, Sprachen und Sitten. Der Großhandel mit europäischen Waaren ist sehr bedeutend, aber fast ausschließlich in den Händen einiger großen nordamerikanischen und englischen Häuser. Die Stadt gewinnt alljährlich an Häusern und Einwohnern, deren Zahl über 20,000 beträgt. Die Polizei ist so gut, als wahrscheinlich nirgends in ganz Süd-Amerika. Sie wird nachts durch Wächter (Serenos) zu Fuß und zu Pferde gehandhabt, die sich fortwährend durch Pfeifen Signale geben; bei dem Ausrufen der Stunden wird auch hier, wie in Spanien das Wetter beigefügt. Um zehn Uhr hört man den ersten Ruf: „Es lebe Chile, gelobt sei die Jungfrau Maria, es ist zehn Uhr und heiter!" oder „trübe" oder „regnerisch" (Viva Chile, Ave Maria purissima, las diez, han dado y sereno, „nublado," „lloviendo"). Halbstündlich wiederholt sich der Ruf bis vier Uhr Morgens. So in den meisten Städten der Westküste. Man hört hier zuweilen von nächtlichen Mordthaten, aber meistens wird der Thäter gefahndet und erschossen. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung ist in einem Lande, welches keinen Winter hat, das „wandernde Zuchthaus." Es besteht aus einer Anzahl großer bedeckter Wagen, die ungefähr wie Menageriewagen aussehen. Das Innere enthält Schlafstellen für je acht bis zehn Sträflinge, welche ihren Wagen, unter Begleitung von Schildwachen, selbst ziehen müssen und da man sie meistens zu Straßenarbeiten gebraucht, so können sie leicht ohne viele Unkosten auf verschiedene Punkte vertheilt werden. Ich habe mehrere dieser Wagen durchmustert und bei vielen Sträflingen war die roheste Leidenschaft, die verworfenste Sinnlichkeit mit so scharfen Abscheu erregenden Zügen ausgeprägt, daß man sich nur mit Grauen wegwenden mußte bei dem Gedanken, das Antlitz sei der Spiegel der Seele.

Die Umgegend von Valparaiso ist arm an Säugethieren. Man trifft zuweilen einen Fuchs (Canis Azarae) oder ein Stinkthier. Nahe bei der Stadt kommt sehr häufig in allen Erdlöchern

Digitized by Google

eine ziemlich große Maus vor, ein Achtzahn (Octodon Cummingii) mit einem pinselförmigen Schwanz. Auf dem Markt werden oft lebende Condore, die man in Fußeisen fängt, für den Preis von einem bis anderthalb Piaster verkauft. In einem Hofe sah ich acht dieser Riesenvögel, die an einem langen, durch die Nasenlöcher gezogenen Riemen, dessen Ende ein in die Erde gerammelter Pflock oder eine Eisenstange hielt, festgebunden waren. Ein sehr großes altes Männchen klafterte von einer Flügelspitze zur anderen vierzehn englische Fuß und zwei Zoll. Das Ernähren von acht solchen Vögeln ist keine Kleinigkeit, denn sie gehören zu den gefräßigsten Raubthieren. Der Besitzer versicherte, daß er versuchsweise einem Condor im Laufe eines Tags achtzehn Pfund Fleisch (Eingeweide von Ochsen) gegeben habe, die er alle verzehrte und am folgenden Tage mit gleicher Gier seine gewöhnliche Ration hinunterwürgte. — Aus dem Innern bringt man auch gezähmt kleine ganz grüne Papageien, wenig größer als Finken; sie sind außerordentlich zutraulich und lernen sehr schnell sprechen. Unter mehreren Arten von Kolibri's, die Chile aufzuweisen hat, findet sich der größte (Trochilus giges) häufig in der Nachbarschaft von Valparaiso. Der schönste Vogel der Bai ist der majestätische Schwan (Cygnus nigricollis), der einen blendend weißen Körper mit schwarzem Kopf und Hals hat. — Während des Sommers wehen die Winde beständig von Süden oder vom Lande her, so daß niemals Regen fällt, der während der drei Wintermonate sehr häufig eintritt. Daher die Aermlichkeit der Vegetation. Mit Ausnahme einiger tiefen Thäler kommen nirgends Bäume vor; nur etwas Gras und niedrige Gebüsche sind über die weniger steilen Theile der Hügel zerstreut. Es giebt jedoch sehr viele schöne Blumen, und wie in den meisten anderen trockenen Klimaten haben Pflanzen und Sträucher starke eigenthümliche Gerüche; selbst die Kleider werden wohlriechend, wenn man das Gebüsch durchstreicht.

Eine lebhafte Verbindung besteht mit der Landes-Hauptstadt Santiago, die einige zwanzig deutsche Meilen (dreißig Leguas) von dem Hafen entfernt ist. Santiago liegt in einer herrlichen, zum Theil mit Akazienwäldern bedeckten Ebene am linken Ufer des Mapocho, längs dessen fast eine Stunde weit

Digitized by Google

ein sehr fest gebauter Damm hinläuft, um die Stadt vor Ueberschwemmungen zu schützen. Eine prachtvolle Steinbrücke führt über den Fluß zu den gegenüberliegenden drei Vorstädten. Mit Einschluß derselben zählt man etwa 65,000 Einwohner. Die weitläuftig angelegten Häuser sind nur einstöckig, haben aber hohe luftige Zimmer. Wasserleitungen versorgen alle Wohnungen und die dahinter sich anschließenden Gärten. Der große viereckige Marktplatz ist auf jeder Seite 450 Fuß lang, und in seiner Mitte sprudelt eine hübsche Fontaine aus Erz. Er wird von den ausgezeichnetsten Gebäuden, dem Regierungspalast und der im maurischen Stil gebauten Domkirche, dem Zollamt und der Münze, eingeschlossen. Mitten in der Stadt liegt auf einem kleinen Felsen das Fort St. Lucia, von wo aus man das Ganze überschaut. Santiago ist nicht so schön, noch so groß, wie Buenos Ayres, aber nach demselben Plan gebaut. Die an Naturschönheiten reiche Umgegend findet ihre Krone in dem romantischen Berg San Christoval. — Im Folgenden geben wir Darwins Erzählung von seinem Uebergang über die Cordillera.

„In diesem Theile von Chile giebt es zwei Pässe über die Cordillera. Der gangbarste ist der von Aconcagua oder Uspallata, etwas nördlich von der Hauptstadt; der andere südwärts gelegene, der Portillo(lj) genannt, ist etwas höher und wegen der doppelten Gebirgskette gefährlicher. Wir brachen nach dem Portillo-Paß auf. Indem wir Santiago verließen, kamen wir durch die weite, jetzt (18. März) verbrannte Ebene, auf welcher die Stadt liegt. Am Nachmittag erreichten wir den Maypo, einen der bedeutendsten Flüsse in Chile. Wo das Thal in die Cordilleren eintritt, wird es beiderseits von hohen öden Bergen begrenzt und ist zwar nicht breit, aber fruchtbar. Zahllose Häuser waren von Reben und Gärten mit Aepfeln, Pflaumen und Pfirsichbäumen umgeben. Die Aeste der letzteren brachen fast unter dem Gewicht der schönen reifen Früchte. Gegen Abend kamen wir am Mauthhause vorbei, wo unser Gepäck untersucht wurde. Die Beamten bewiesen sich sehr höflich, wie das überhaupt die Art der Chilenen ist. Die Grenze von Chile wird hier besser durch die Cordilleren als durch das Meer bewacht;

Digitized by Google

denn es führen nur sehr wenig Thäler zu den inneren Gebirgsrücken, die Berge aber sind viel zu hoch und zu steil, als daß ein Lastthier sie passiren könnte. Ueber Nacht schliefen wir in einer Hütte. Unsere Art zu reisen war sehr unabhängig. Auf den bewohnten Plätzen kauften wir etwas Brennholz, miethete Weide für die Thiere und campirten mit ihnen in einer Ecke desselben Feldes. In einem eisernen Topf kochten wir unser Abendessen und ließen es uns unter dem wolkenlosen Sternenhimmel trefflich schmecken. Mein Begleiter war der Führer Mariano Gonzales und ein Arrievo mit seinen zehn Maulthieren und einer Madrine oder Pathin. Dies ist eine alte gesetzte Stute mit einer kleinen Glocke am Halse, und wohin sie geht, folgen ihr alle Maulthiere gleich guten Kindern. Von unseren zehn Thieren waren sechs zum Reiten und vier zum Lastragen bestimmt; je drei und je zwei wechselten immer mit einander ab. Wir führten viel Nahrungsmittel bei uns, im Fall wir eingeschneit würden, da die Jahreszeit zum Uebergang über die Portillo etwas spät war. — Am 19. März ritten wir nach dem letzten und deshalb höchsten Hause in dem Thale. Die Bewohner wurden dünn, das Land war da, wo es Wasser hatte, sehr fruchtbar. Alle Thäler der Cordillera haben dieselbe Bildung. Unregelmäßige Schichten von wohlabgerundeten Geröllsteinen füllen, mit etwas Schlamm und Sand vermischt, den Grund bis zur Tiefe von einigen hundert Fuß. Diese Schichtung folgt dem Laufe des Thals und erhebt sich nach oben hin in sehr allmähliger sanfter Steigung. Die Flüsse haben viel davon in der Mitte weggeschwemmt und auf diese Weise eine Erdstufe von gleicher Höhe, aber von verschiedener Ausdehnung auf jeder Seite zurückgelassen. Dieser schmale Raum zwischen den Klippen, die den Fluß begrenzen, und dem Fuße der Berge ist der einzige zum Anbau geeignete Theil und auf demselben läuft auch die Straße hin. Die Flüsse, die wie der Maypo in diesen Thälern fließen, sollten eigentlich Bergströme genannt werden. Ihr Fall ist sehr bedeutend und ihr Wasser von Schlammfarbe. Das Brausen des Maypo, wenn er über die großen, abgerundeten Trümmer dahinrauschte, war wie das des Meeres. Durch das Getöse des brausenden Wassers hörte man

Digitized by Google

sehr deutlich längs des ganzen Stromlaufes bei Tag und Nacht das rasselnde Geräusch der Steine, wenn sie über einander rollten. Die tausend und aber tausend Steine, die zusammenschlagend einen einförmigen Ton hervorbringen, wandern alle demselben Ziele entgegen. Der Ocean ist ihre Ewigkeit und jeder Klang dieser wilden Musik spricht von einem Schritte weiter nach ihrer Bestimmung. Der Geist faßt nur langsam die ungeheure Wirkung, die durch eine so unscheinbar sich wiederholende Ursache hervorgebracht wird. So oft ich Schichten von Schlamm, Sand und Gerölle zu der Höhe von vielen tausend Fuß aufgehäuft sah, war ich geneigt auszurufen, daß Ursachen, wie die jetzigen Flüsse, dergleichen nicht zermahlen könnten. Lauscht man aber dem rasselnden Geräusch dieser Ströme und erinnert sich, daß ganze Thiergeschlechter in dem Zeitraum von der Oberfläche der Erde verschwunden sind, in welchem Tag für Tag diese Steine dahin rollten, so fragt man sich, ob irgend ein Berg oder ein Festland einer solchen Abnutzung widerstehen könnte. In diesem Theil des Thales sind die beiderseitigen Berge etwa drei bis sechs oder acht tausend Fuß hoch. Ihre Umrisse sind abgerundet, aber mit steilen und nackten Seiten. Die allgemeine Farbe des Felsens ist dunkelpurpurn und die Schichtung sehr deutlich. Die Landschaft ist freilich nicht schön, jedoch merkwürdig und großartig. Wir begegneten während des Tages mehreren Rindviehheerden, die von den höheren Gebirgsthälern heruntergetrieben wurden. Dieses Zeichen des herannahenden Winters beschleunigte unsere Schritte. Das Haus, wo wir schliefen, lag an dem Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel sich die Gruben von San Pedro de Nolasko befanden. Die Entdeckung solcher Erzgänge geschieht hier oft bei dem Suchen nach Holz, das in manchen Bezirken sehr selten ist, oder beim Viehhüten durch Leute, die jede Schlucht besuchen, wo es etwas Weide giebt. Manche nehmen auch des Sonntags Brecheisen mit sich und gehen auf Entdeckungen aus. Zuweilen hilft ein günstiger Zufall auf die Spur. So bei den reichhaltigen Gruben von Chanuncillo, wo in wenigen Jahren Silber zu dem Werth von Millionen gewonnen wurde. Ein Mann hatte nämlich einen Stein nach seinem beladenen Esel geworfen und

Digitized by Google

dachte nachher daran, daß er sehr schwer gewesen, hob ihn wieder auf und fand ihn voll von gediegenem Silber. Die Ader war nicht weit entfernt und stand wie ein silberner Keil hervor. — Als wir am 20. März das Thal hinaufstiegen, wurde der Pflanzenwuchs mit Ausnahme weniger schönen Alpenblumen äußerst spärlich; von Vögeln, Säugethieren oder Insecten sah man fast nichts. Die hohen Berge, deren Gipfel stellenweis Schnee bedeckte, standen scharf von einander geschieden, und die Thäler waren mit angeschwemmten Schichten von ungeheurer Dicke angefüllt. Sicherlich wurden diese Massen in dem Grunde tiefer Meeresarme angehäuft und allmählig aus dem Binnenbecken bis zur Höhe der Gebirgsverzweigung emporgehoben. Was mir am meisten in den Cordilleren auffiel, sind die flachen, bisweilen zu schmalen Ebenen ausgedehnten Terrassen auf jeder Seite der Thäler; die helle, besonders rothe und purpurne Färbung der nackten abschüssigen Hügel; die fortlaufenden mauerartigen Gangausfüllungen als Wirkung unterirdischen Feuers; die wohlausgeprägten Schichten, die, wenn sie (in den höheren und centralen Gebirgstheilen) beinahe senkrecht standen, die malerischsten und wildesten Felsspitzen, wo sie aber mehr geneigt waren, große massenhafte, den ersteren vorgelagerte Berge bildeten; endlich die glatten kegelförmigen Haufen von feinem hellfarbigen Schutt, die sich von schroffen Bergabhängen herabsenken und von denen einige über zwei tausend Fuß hoch sind. Die Menge des in kleine eckige Bruchstücke zersetzten Bröckelgesteins auf den Cordilleren ist grade da, wo dieselben während des Jahres meistentheils mit Schnee bedeckt sind, sehr groß. Gelegentlich im Frühjahr gleiten die Trümmermassen des Gesteins an den Bergen herunter, bedecken die Schneefelder der Thäler und bilden auf diese Weise natürliche Eiskeller. Wir ritten über einen solchen, der weit unter der Grenze des ewigen Schnees stand. Gegen Abend erreichten wir das Gyps-Thal (Valle del Yeso), ein Becken, das einst ein tiefer und großer See gewesen sein muß. Die Thalebene hat etwas dürre Weide, und in der umliegenden Felsenwüste erfreute uns der Anblick einer Rinderheerde. Der Name kommt von einem wenigstens 2000 Fuß mächtigen Lager von weißem, stellenweis ganz reinem

Digitized by Google

Gyps. Er wird zur Weinfabrikation benutzt, und wir übernachteten in Gesellschaft einiger Leute, die ihre Maulthiere damit beluden. — Am 21. März brachen wir früh auf und verfolgten den Lauf des klein gewordenen Flusses, bis wir am Fuße des Gebirgsrückens ankamen, welcher die Wasserscheide der in's stille und atlantische Meer fließenden Gewässer bildet. Die Straße wurde jetzt zu einem steilen Zickzackpfad. Die Cordillera besteht hier aus zwei Hauptzügen, deren Pässe die gemessene Höhe von 13,210 und 14,365 Fuß erreichen. Der westliche große Kettenzug heißt Peuquenes, der östliche Portillo, von dem man die Pampa's übersieht. Zwischen beiden Ketten liegt ein gebirgiges Hochland. Um Mittag begannen wir das langwierige Ersteigen der Peuquenes und verspürten zum erstenmal wegen der Dünne der Luft einige Athmungsbeschwerden. Die Maulthiere hielten alle funfzig Schritt still, und gingen nach einigen Secunden ohne Antrieb von selbst weiter. Ich selbst fühlte nur einen leichten Druck über Kopf und Brust. Das Gehen war sehr anstrengend, das Athemholen wurde tief und mühsam. Auf der halben Höhe begegneten wir einer Karawane mit etwa 70 beladenen Maulthieren. Eigenthümlich war der Rückblick auf den langgeschlängelten herabsteigenden Zug: Alles erschien außerordentlich klein, da man nur die Berge zum vergleichenden Maßstab hatte. Nahe am Gipfel blies ein heftiger kalter Wind. Auf jeder Seite des Kammes hatten wir breite Schneefelder zu passiren, die beständig dort liegen und jetzt bald einen frischen Ueberzug erhalten sollten. An mehreren Stellen dieses ewigen Schnees fand ich den sogenannten rothen Schnee oder die Schneeschleipe (Protococcus nivalis), wovon die Nordpol-Reisenden uns erzählen. Ich wurde darauf hingelenkt durch die blaßroth gefärbten Spuren der Maulthiere, die aussahen, als wenn ihre Hufe etwas blutig gewesen wären. Der Schnee war nur gefärbt, wo er sehr schnell aufgethaut oder zufällig zusammengedrückt wurde. Durch ein Vergrößerungsglas unterscheidet man froschlaichartige Schleimmassen, angefüllt mit kleinen purpurrothen Kügelchen, welche wiederum aus mehreren, sich im Wasser bewegenden Körnern bestehen. Die in Gruppen vereinigten Kügelchen dieser merkwürdigen Pflanze bilden sich zuerst an Felsen,

Digitized by Google

besonders Kalkfelsen, und werden durch die fließende Feuchtigkeit auf oder unter den Schnee geführt. Ich brachte Etwas von dem Schnee zwischen die Blätter meines Taschenbuches und untersuchte nachher sorgfältig die Flecken des Papiers. Wenn man Etwas davon auf dem Papier rieb, machte es eine blaßrothe Färbung mit etwas Ziegelroth gemischt. Wenn man die getrockneten Exemplare abschabte, sahen sie rundlich aus; legte man sie in Wasser, Weingeist oder verdünnte Schwefelsäure, so wurden sie entweder ausgedehnt oder zusammengezogen. Der mittlere Theil besteht eigentlich aus einer bluthrothen, mit einer farblosen Rinde umgebenen Substanz, und nach der Benetzung erschien er immer als ein Tropfen von einer rothen öligten Flüssigkeit mit wenigen sehr kleinen Körnchen, welche wahrscheinlich die Keime neuer Pflänzchen sind. — Als wir den Kamm erreicht hatten und zurückblickten, hatten wir eine prachtvolle Aussicht. Die Luft war von der reinsten Durchsichtigkeit, der Himmel vom tiefsten Blau. Die tiefen Thäler, die wilden zerrissenen Gestalten, die Trümmerhügel, die sich im Lauf der Zeiten angehäuft, die rothgefärbten Felsmassen im Contrast zu den ruhigen weißen Schneebergen: Alles gab ein Bild, das meine Phantasie nie hätte hervorrufen können. Man sah in der Einsamkeit hier oben weder Pflanze, noch Vogel, mit Ausnahme einiger Condore, welche um die höheren Zacken schwebten. Der schwarze Thonschiefer des Kammes enthielt zahllose Meeresschalthiere. Es ist eine alte Geschichte, aber deshalb nicht weniger wunderbar; wenn man von Schalthieren hört, die früher auf dem Boden des Meeres herumkrochen und jetzt beinah 14,000 Fuß über seinem Spiegel erhaben sind. Welche Wandelungen mußten inzwischen durch das Zusammenwirken von Wasser- und Feuersgewalt stattfinden! Auf den nackten Seiten der Berge sieht man verworrene Gänge und Keile von verschiedenartig gefärbten Porphyren, Basalten und anderen Gesteinsarten, welche die emporgehobenen Schichten wie nachhelfende Säulen und Pfeiler in jeder möglichen Form und Richtung durchbrochen haben und durch ihre Durchsetzungen verschiedene gewaltsame Perioden beurkunden."

„Nachdem wir die Peuquenes passirt hatten, stiegen wir in

Digitized by Google

das zwischen den beiden Hauptketten liegende Bergland herab und schlugen für die Nacht unser Lager in einer Höhe von nicht viel unter 11,000 Fuß auf. Die Wurzel einer kleinen strauchartigen Pflanze diente als Brennmaterial, machte aber ein jämmerliches Feuer, und der Wind war durchdringend kalt. Vor Ermüdung schlief ich schnell ein. Um Mitternacht erwachte ich und bemerkte, daß der Himmel sich plötzlich bewölkte. Ich erweckte den Arriero, ihn fragend, ob schlechtes Wetter drohe. Er sagte indessen, daß ohne Donner und Blitz ein Schneesturm nicht zu befürchten sei. Die Gefahr ist in einem solchen Falle groß und die Schwierigkeit des Entrinnens ebenfalls; denn da man längs dieses Passes keine Zufluchtshäuser gebaut hat, so kommt Alles darauf an, daß man eine Höhle findet. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß innerhalb der Haupt-Cordillera niemals Regen fällt, indem der Himmel während des Sommers wolkenlos ist, und im Winter kommen nur Schneestürme vor. — Am folgenden Tage begann wiederum ein beschwerliches und langweiliges Klettern. Himmelanstrebende kegelförmige Berge von rothem Granit erhoben sich auf jeder Seite, und in dem Thale gab es mehrere breite Schneefelder. Die gefrorenen Massen hatten während des Thauens hie und da die Gestalt von Spitzen oder Säulen angenommen. Auf einer dieser Eissäulen stand ein erfrorenes Pferd, wie auf einem Fußgestell, aber mit den Hinterfüßen hoch in der Luft. Zur Erklärung dieser sonderbaren Stellung müssen wir annehmen, daß das Thier mit seinem Kopfe vornüber in ein Loch fiel, als die Schneeschicht fortlaufend war, und daß die benachbarten Theile später hinwegthaueten. Nahe bei dem Kamme des Portillo wurden wir in eine Wolke gehüllt, die sich in der Gestalt kleiner gefrorener Spitzchen flimmernd niedersenkte und uns alle Aussicht benahm. Der Paß hat seinen Namen Portillo von einer schmalen Spalte oder einem Thor auf dem höchsten Rücken, durch welches die Straße führt. Wir stiegen bis zur oberen Grenze des Pflanzenwuchses herab und fanden unter einigen Felsstücken ein gutes Quartier. Bald nach Eintritt der Dunkelheit verzogen sich die Wolken, und die großen, vom Vollmond beleuchteten Berge schienen nun von allen Seiten überzuhängen, als wenn wir in

Digitized by Google

Grunde einer tiefen Schlucht begraben gewesen wären. Auch sehr früh eines Morgens beobachtete ich dieselbe auffallende Wirkung. Bei klarem Himmel fror es stark; da es aber windstill war, so schliefen wir sehr gut. Merkwürdig war mir auch, wie der Glanz des Mondes und der Sterne in dieser Höhe wegen der vollkommenen Durchsichtigkeit der Luft außerordentlich zunahm. Diese Durchsichtigkeit hing mit der gleichförmigen und fast vollkommenen Trockenheit des Dunstkreises zusammen. Aus dieser Ursache schrumpften Holzsachen zusammen, wie ich es an meinem geologischen Hammer wahrnehmen konnte; Eßwaaren, wie Brot und Zucker, wurden ausnehmend hart; Häute und Körper von Thieren, die auf der Straße umgekommen, zeigten sich wohlerhalten. Derselben Ursache müssen wir die leichte Erregung der Elektricität zuschreiben: mein wollenes Kamisol erschien im Dunkeln leuchtend, als wäre es mit Phosphor gerieben worden; jedes Haar auf einem Hunde knisterte, selbst die Linnentücher und Lederriemen am Sattel sprühten beim Angreifen Funken aus. — Das Herabsteigen auf der Ostseite der Cordilleren ist viel kürzer und steiler, als auf der Westseite, das heißt: die Berge erheben sich steiler von den Ebenen, als von dem Alpenlande Chile's. Ein ebenes glänzendes Wolkenmeer dehnte sich am 23. März zu unsern Füßen aus und verhüllte die Pampa's. Bald kamen wir in diese Wolkenregion und blieben den ganzen Tag darin. Nachmittags fanden wir Weide für die Thiere und Gesträuch zum Brennen in einem Thal. Darin verbrachten wir die Nacht. Es war die äußerste Grenze des Strauchwerks in einer Höhe von 7 bis 8000 Fuß. — Früh am andern Morgen erkletterte ich einen zur Seite des Thales gelegenen Berg und hatte eine weite Aussicht über die Pampa's, die sich von hier aus bis zum atlantischen Meere erstrecken. Auf den ersten Blick hatte die Aussicht viel Aehnlichkeit mit der Erscheinung des fernen Oceans, aber nördlich konnte man bald manche Unregelmäßigkeiten der Oberfläche unterscheiden. Das Auffallendste waren die Flüsse, die im Glanz der aufgehenden Sonne wie Silberfäden flimmerten, bis sie sich in der unermeßlichen Entfernung verloren. Um Mittag stiegen wir weiter in das Thal hinab und erreichten eine Hütte, wo ein Officier mit

Digitized by Google

drei Soldaten aufgestellt war, um die Pässe zu untersuchen. Einer von diesen Männern war ein ächter Indianer aus den Pampa's, den man wie einen Bluthund gebrauchte, um Jeden aufzuspüren, der heimlich entweder zu Fuß oder zu Pferde passiren würde. Ein Reisender hatte dies einst versucht. Aber der Indianer, der seine Spur entdeckte, verfolgte ihn den ganzen Tag über trockene und sehr steinigte Gegenden, bis er endlich in einer Schlucht seinen Mann traf. Wir hörten hier, daß die Silberwolken, die wir von der hellen oberen Gegend bewunderten, Ströme von Regen ausgegossen hatten. Das Thal öffnete sich von diesem Punkte aus allmählig und dehnte sich zu einer leicht gesenkten Ebene von Trümmergestein aus, die mit niedrigen Bäumen und Gebüsch bedeckt war. Diese Abdachung mochte leicht ein paar Meilen breit sein, ehe sie in die Pampa's übergeht. — Am folgenden Tage lief die Straße ein Viertelstündchen weit grade ostwärts über einen niedrigen Morast, und als sie auf die trockene Ebene stieß, wandte sie sich nördlich gegen Mendoza hin. Die Entfernung bis dahin beträgt zwei sehr lange Tagereisen. Der Weg geht über eine ganz flache öde Ebene, auf der nicht mehr als zwei oder drei Häuser stehn. Die Sonne brannte sehr, und an manchen Stellen war der Boden mit einer Salzkruste bedeckt. — Nach zwei sauren Tagereisen wurde unser Auge durch den fernen Anblick von Pappel- und Weidenreihen erfrischt, welche um das Dorf und den Fluß von Lujan(ch) wuchsen. Kurz vorher, ehe wir dort ankamen, bemerkten wir südwärts eine zerrissene röthlich braune Wolke. Anfangs meinten wir, es sei dicker Rauch, der von einem großen Feuer in den Ebenen herrühre. Bald nachher fanden wir, daß es ein Heuschreckenschwarm war. Die Insecten holten uns mit Hülfe eines leichten Windes ein. Der Hauptschwarm flog in einer Höhe von zwei bis drei tausend Fuß und mochte funfzehn bis zwanzig Fuß dick sein. Das Geräusch bei der Annäherung glich der eines starken Windes, der durch das Tauwerk eines Schiffes geht. Wo sie sich niederließen, waren sie zahlreicher als die Blätter in einem Felde. Die armen Landleute machten vergebliche Anstrengungen, durch den Rauch von angezündeten Feuern, durch Schreien und Schlagen mit Baumzweigen den

Digitized by Google

Angriff der verderblichen Fresser abzuwehren. Sie sind eine nicht seltene Landplage, doch können ihre Verwüstungen nicht mit denen der Heuschrecken des Orients verglichen werden. Wir schliefen in dem Dorfe Luján und wurden über Nacht von der Benchuca oder der großen schwarzen Wanze der Pampa's angefallen. Es ist höchst ekelhaft, wenn man sich weiche ungeflügelte etwa einen Zoll lange Insecten über den Körper kriechen fühlt. Ehe sie gesaugt haben (und ihre Wunde macht keinen Schmerz), sind sie ganz dünn; nachher werden sie von dem anfüllenden Blute rund und dann kann man sie leicht zerquetschen. — Am 27. März ritten wir nach Mendoza. Diese Gegend ist wegen ihres Obstes berühmt, und gewiß konnte nichts blühender sein als die Weinberge und die mit Feigen, Pfirsichen und Oliven angefüllten Gärten. Wir kauften Wassermelonen, beinah zweimal so groß als ein Mannskopf, köstlich kühl und wohlschmeckend für einen äußerst billigen Preis und eben so Pfirsiche. Das Land verdankt, wie in Chile, seine Fruchtbarkeit ganz der künstlichen Bewässerung, und es ist wirklich wundervoll, wie ergiebig eine unfruchtbare Thalschlucht dadurch gemacht wird. Der Wohlstand dieses Platzes ist in den letzten Jahren sehr gesunken. Die unteren Klassen haben die lässigen und sorglosen Sitten der Gaucho's in den Pampa's, und ihr Anzug, Pferdezeug und Lebensweise ist fast ebenso. Capitain Head sagt von den Einwohnern: „Sie verzehren ihre Mahlzeit, und da es so heiß ist, gehen sie schlafen; was könnten sie Besseres thun?" Allerdings ist auch nach meiner Meinung die glückliche Beschäftigung der Mendozier Essen, Trinken und Nichtsthun."

„Am 29. März brachen wir auf, um nach Chile über den Paß Uspallata, nördlich von Mendoza, zurückzukehren. Wir hatten ein lange meist unfruchtbare Thalschlucht von funfzehn Stunden zu durchwandern. An einigen Stellen war der Boden ganz nackt, an anderen von zahllosen kleinen Zwergcactus bedeckt, die mit furchtbaren Dornen bewaffnet sind und von den Bewohnern „kleine Löwen" genannt werden. Obgleich die Ebene ungefähr 3000 Fuß über dem Meere liegt, so war die Sonne doch sehr brennend; dies und die feinen Staubwolken machten das Reisen äußerst lästig. Vor Sonnenuntergang erreichten wir das Haus

Digitized by Google

der Villa vicensio. Die Umgebung hat in Bezug auf die Erdbildung manches Merkwürdige. Die Uspallata-Kette ist hier von der eigentlichen Cordillera durch eine lange schmale Ebene oder ein Becken, ungefähr 6000 Fuß hoch, getrennt. Diese Ebene enthält verschiedene Arten von Lava, die unter dem Meer geflossen und die mit vulkanischen Sandsteinen und anderen Niederschlagsablagerungen wechselt. Das Ganze hat viel Aehnlichkeit mit einigen neueren horizontalen Schichten an den Küsten des großen Oceans. Wegen dieser Aehnlichkeit erwartete ich durch Kieselerde versteinertes Holz zu finden und täuschte mich nicht. Im mittleren Theile der Kette, vielleicht 7000 Fuß hoch, bemerkte ich auf einem nackten Abhang einige schneeweiße wenige Fuß über die Oberfläche hervorstehende Säulen. Es waren kurz abgebrochene versteinerte Bäume, von denen eilf durch Kieselerde versteinert, und dreißig bis vierzig in grob krystallisirten weißen Kalkspath umgewandelt waren. Die aufrechten Stümpfe der Stämme hielten drei bis fünf Fuß im Umfang. Sie standen etwas von einander entfernt, aber das Ganze bildete eine bestimmte Gruppe. Es fand sich nachher, daß diese Bäume zu der gewöhnlichen Tanne des südlichen Chile gehörten. Um ihre Stämme hatte sich vulkanischer Sandstein in dünnen Schichten angehäuft. Einst war das trockene Land, das diese Bäume trug, in die Tiefe des Oceans versunken. Hier wurde es mit Niederschlägen aus dem Wasser und mit ungeheuren Strömen von Lava bedeckt, später durch unterirdische Kräfte zu einer Bergkette von mehr als 7000 Fuß emporgehoben; und die mächtigen Schichten wurden durch Wassersgewalt von vielen weiten Thälern durchfurcht, und die in Kieselerde umgewandelten Bäume standen nun aus dem in Fels veränderten Boden hervor, aus dem sie früher mit grünenden Häuptern aufgewachsen waren. Jetzt ist Alles nackt und öde; nicht einmal eine Flechte kann sich an die steinernen Abbilder der vormaligen Bäume anhängen. Ehe wir die Berge der Uspallata-Kette verließen und in die Ebene hinabstiegen, hatten wir noch einen außerordentlichen Anblick: rothe, purpurfarbene, grüne und ganz weiße Fluß- oder Schwemm-Bildungen, die mit schwarzen Laven abwechselten, waren von Porphyrmassen aller Farben vom dunkelsten

Digitized by Google

Braun bis zum hellsten Lila, in Folge eines von unten nach oben wirkenden Stoßes in senkrechter Richtung durchbrochen und in jede nur mögliche Unordnung geworfen worden, so daß die Ansicht einem Durchschnitt entsprach, den Erdbildungskundige sich wohl von dem Inneren der Erde machen. — In den nächstfolgenden Tagen passirten wir mehrere Flüsse der Cordillera, welche alle einen kurzen reißenden Lauf haben, und da sie von dem durch die Sonne geschmolzenen Schnee herrühren, so macht die Stunde des Tages einen beträchtlichen Unterschied in ihrer Wassermenge: am Abend ist der Strom schlammig und voll, aber bei Tagesanbruch wird er klarer und weniger reißend. Im hohen Sommer sind diese Gebirgsgewässer oft sehr bös, und wenn man auch nicht von ertrunkenen Menschen hört, so werden doch häufig genug beladene Maulthiere von den wüthend dahinrauschenden Wogen fortgerissen. Wir kamen auch über einige der schlimmsten Pässe der Cordilleren; indeß werden die Gefahren und Schwierigkeiten meistentheils übertrieben. Es gab allerdings Stellen, wo der Reiter beim Stolpern seines Maulthiers einen jähen Absturz hinunterfallen würde, aber für solch einen Unfall ist weit weniger Wahrscheinlichkeit, als wenn ein Mann zu Fuß geht. Bei beladenen Maulthieren, wo die Ladungen immer weit vorstehen, kann es dagegen leichter vorkommen, daß die Thiere einmal gegen einander oder gegen einen hervorstehenden Felsen laufen, ihr Gleichgewicht verlieren und den Abhang hinabkollern. — Am 4. April gingen wir über die „Inkas-Brücke" (Puente del Incas), eine Kruste von geschichtetem Gerülle, das durch die Niederschläge der benachbarten heißen Quellen zusammengekittet ist. Ganz nahe dabei finden sich einige Ruinen indischer Gebäude. Diese kommen an mehreren andern Stellen vor. Die vollkommensten, die ich sah, sind die Ruinen der Tambillos: kleine viereckige Räume, zusammengehäuft und in verschiedene Gruppen gestellt. Einige Thore standen noch, aus einer queren Steinplatte gebildet, und nur ungefähr drei Fuß hoch. Die Häuser konnten eine beträchtliche Personenzahl aufnehmen. Der Sage nach dienten sie den Inkas als Haltplätze, wenn sie über diese Berge kamen. Spuren von indischen Wohnungen sind in vielen Theilen der Cordillera

Digitized by Google

entdeckt worden, wo es nicht wahrscheinlich ist, daß sie als bloße Ruheplätze erbaut wurden, obgleich das Land durchaus untauglich ist für den Anbau. Im Portillo-Paß sah ich eine Gruppe solcher Ruinen. Nahe dem Aconcagua, wo kein Paß ist, hörte ich von zahllosen Ueberbleibseln in einer großen Höhe, wo es kalt und ganz unfruchtbar ist. Auch in den nördlichen Theilen von Chile, innerhalb der Cordillera von Copiapo, finden sich an vielen Stellen alte indische Häuser, und wenn man in den Ruinen gräbt, so entdeckt man nicht selten Stücken von Wollenzeug, Instrumente von edlen Metallen und Maiszapfen. Ich selbst erhielt so eine aus Achat gefertigte Pfeilspitze. Die Indianer von Peru lieben freilich Wohnplätze auf den höchsten und ödesten Stellen; aber Viele, die ihr ganzes Leben hindurch in den Anden gereis't waren, versicherten mich, daß sich sehr viele Häuser in Höhen fänden, die fast an die Schneelinie grenzten, und zwar an Stellen, wo es keine Pässe und auch kein Wasser giebt, so daß das Land gar nichts hervorbringt. Nichts desto weniger haben die Häuser das Ansehn von Wohnplätzen. Ich selbst fand bei Copiapo Reste von sieben oder acht viereckigen Räumen, hauptsächlich einen aus Lehm bestehend, den die jetzigen Bewohner an Dauerhaftigkeit gar nicht mehr nachahmen können. Sie standen an dem sichtbarsten und vertheidigungslosesten Platze im Grunde eines flachen breiten Thales; auch war kein Wasser näher als drei bis vier Stunden, und dies nur in geringer Menge und schlecht, während der Boden durchaus unfruchtbar war. Und doch wählten die Indianer diesen Platz früher zu ihrem Aufenthalt! Alles erklärt sich nur durch eine Veränderung im Klima. Es ist ausgemacht, daß dieser Theil der Westküste von Süd-Amerika seit der Epoche noch lebender Schalthiere wenigstens um vier bis fünf hundert Fuß erhoben wurde, und weiter im Lande mag die Erhebung möglicher Weise noch größer gewesen sein. Da die ausnehmende Trockenheit des Klimas augenscheinlich durch die Höhe der großen Bergkette bedingt wird, so können wir sicher annehmen, daß vor den letzten Erhebungen die Atmosphäre nicht so vollständig ihrer Feuchtigkeit beraubt war, wie heutiges Tags. In einem entfernten Zeitalter der Erdbildung bestanden die Anden

Digitized by Google

wahrscheinlich aus einer von üppigen Wäldern bedeckten Inselkette, und viele von den Bäumen können in Kieselerde verwandelt jetzt auf den oberen Gemenge-Richtungen eingelagert gesehen werden. Ich maß einen derselben, der einen Umfang von funfzehn Fuß hatte. Bei der langsamen Erhebung der Berge konnte aber das Klima sich auch nur langsam verschlechtern. Es fragt sich nur, ob das Klima seit Ansiedlung der Menschen in Südamerika sich so merklich habe verändern können, und ich will zu dem Ende noch hinzufügen, daß in Lima die Erhebung seit dem Dasein der Menschen sich gewiß auf siebenzig bis achtzig Fuß belaufen hat. Herr Gill, ein Ingenieur in Lima, der das Innere des Landes vielfach durchreis'te, äußerte späterhin gegen mich, daß der größere Theil des mit indischen Ruinen bedeckten Landes, der jetzt des Anbaues nicht mehr fähig, in diesen Zustand wohl durch Vernachlässigung gekommen und durch Erdbeben, welche die von den Indianern früher in so wunderbarem Maßstabe angelegten Wasserleitungen zerstörten. Führten diese Leute doch förmliche Tunnel durch Hügel von festem Fels, wenn die Bewässerung solche erheischte! Von der Wirkung unterirdischer Störungen, um den Lauf eines Flusses zu ändern, erzählte Herr Gill einen besonderen Fall. In der Nachbarschaft von Lima fand er nämlich eine mit Ruinen und Zeichen einer früheren Cultur bedeckte Ebene, die jetzt ganz öde war. Nahe dabei fand sich das trockene Bett eines Flusses, von dem man vormals das Wasser zum Bewässern hergeleitet hatte. Bei genauerer Untersuchung entdeckte er nun, daß eine Hügelreihe grade durch das Bett dieses Stromes emporgehoben wurde, der viele Jahrhunderte lang geflossen sein muß. Dadurch wurde das Wasser zurückgeworfen und weiter oben ein neues Flußbett gebildet und von derselben Zeit an verlor die Ebene ihre Befruchtung und wurde in eine Wüste verwandelt. — Am 5. April hatten wir eine lange Tagereise über den Hauptgebirgsrücken und erreichten die unterste Casucha (tsch), die am westlichen Abhang liegt. Diese Casuchas sind kleine runde Thürme mit äußeren Stufen, die zu der Flur führen, welche wegen des Triebschnees einige Fuß über den Boden erhaben ist. Es giebt deren acht, und sie wurden unter der spanischen

Digitized by Google

Regierung während des Winters mit Nahrung und Kohlen versehen, indem jeder Courier den Schlüssel dazu hatte. Jetzt dienen sie nur noch zu Höhlen. Auf einer kleinen Anhöhe gelegen, passen sie nicht übel zu der umliegenden öden Landschaft. Der über die Wasserscheide führende Zickzack-Weg war sehr steil und beschwerlich. Zu beiden Seiten der Straße lag hie und da ewiger Schnee. Auf der Höhe von 12,454 Fuß wehte schneidend kalter Wind; doch konnte ich mich nicht enthalten, zuweilen anzuhalten, um das reine Azurblau des Himmels und die glänzende Durchsichtigkeit der Luft zu bewundern. Die Ansicht der Berge ist großartig; westwärts ein herrliches Chaos der Gebirge, von tiefen Schluchten durchschnitten. Beim Hinabsteigen fanden wir die unteren Theile der Berge hie und da mit dem blassen immergrünen Quillaz-Baum und dem großen Leuchtercactus bekleidet, wodurch die Landschaft bei weitem anziehender wurde, als durch die nackten Thäler im Osten. — Am 8. April verließen wir das Thal des Flusses von Aconcagua, durch welches wir herabgestiegen, und erreichten ein Haus nahe bei der Villa von Santa Rosa in einer äußerst fruchtbaren Ebene. Der Herbst war vorgerückt und die Blätter mancher Obstbäume fielen zur Erde; einige von den Arbeitern trockneten Feigen und Pfirsiche auf den Dächern ihrer Hütten, andere sammelten die Trauben in den Weinbergen. — Am 10. April begrüßten wir nach einer Abwesenheit von vier und zwanzig Tagen St. Jago und einige Tage später kehrte ich nach Valparaiso zurück."

„Von Valparaiso aus machte ich einen neuen Ausflug nach dem nordöstlich gelegenen Glockenberg von Quillota (Ijo). Den ersten Tag ritten wir längs der Seeküste. Es war schon dunkel, als wir die Hacienda oder das Landgut von Quintero erreichten, früher dem Lord Cochrane gehörig. Hier sah ich die großen Lager von Muscheln, die in Folge von Erderschütterungen einige Ellen über den Spiegel des Meeres erhoben sind und aus denen man seit einigen Jahren Kalk für die Stadt brennt. Wir wandten uns dann nach dem Thal von Quillota. Die Landschaft hat ein idyllisches Ansehn: grüne offene Matten, von kleinen Thälern getrennt, in denen Strömchen fließen, und

Digitized by Google

Hütten an den Abhängen der Hügel zerstreut. Wir mußten über den Gebirgsrücken von Chilecauquen. An seinem Fuße wuchsen in quelligen Schluchten manche schöne immergrüne Waldbäume. Nachdem wir das Grat der Sierra erreicht, lag das Thal von Quillota unmittelbar zu unseren Füßen. Der Anblick des breiten, ganz flachen und auf diese Weise leicht bewässerten Thales bot eine merkwürdige, durch Fleiß hervorgebrachte Ueppigkeit dar: die kleinen viereckigen Gärten sind mit Orangen-, Olivenbäumen und allen möglichen Gartengewächsen angefüllt. Wer Valparaiso das Paradiesthal genannt, muß an Quillota gedacht haben. Wir stiegen nach der Hacienda de San Isidoro hinüber, die am Fuße des Glockenbergs liegt. Wir übernachteten hier und brachen am folgenden Morgen auf, um die Campana oder den Glockenberg, 6400 Fuß hoch, zu besteigen. Die Wege dahin waren sehr schlecht. Während des Aufsteigens bemerkte ich, daß auf dem nördlichen nichts als Gebüsch wuchs, auf dem südlichen fand sich eine ungefähr funfzehn Fuß hohe Bambusart. An einigen wenigen Plätzen gab es Palmen; eine derselben stand zu meinem Erstaunen in einer Höhe von wenigstens 4500 Fuß. Diese Palmen sind für ihre Familien häßliche Bäume. Ihr Stamm ist sehr dick, am meisten in der Mitte. In einigen Gegenden von Chile wachsen sie sehr häufig und geben eine Art Syrup. Alljährlich im August, also im Anfange des Frühlings, werden viele niedergehauen, und wenn der Stamm auf der Erde liegt, hackt man die Blätterkrone ab. Der Saft fängt dann sogleich an, aus dem oberen Ende zu fließen, und das dauert einige Monate; nur muß jeden Morgen eine dünne Scheibe abgeschält werden, um eine frische Fläche zu bekommen. Ein guter Baum giebt neunzig Maß Saft, der durch Kochen verdichtet, wie Syrup schmeckt. An sehr heißen Tagen fließt er schneller, auch muß der gefällte Baum mit der Krone gegen den Hügel fallen; umgekehrt wird kaum etwas fließen, obgleich man glauben sollte, daß die Schwerkraft die Thätigkeit der nach der Tiefe zu gewandten Krone unterstützen würde. — Wir nahmen die Sättel von unseren Pferden und bereiteten uns vor, am Abhang des Glockenberges zu übernachten. Der Abend war schön und die Atmosphäre so klar, daß die Masten der in der Bucht

Digitized by Google

von Valparaiso vor Anker liegenden Schiffe, obgleich 26 geographische Meilen entfernt, als kleine schwarze Streifen deutlich unterschieden werden konnten. Ein Schiff, das unter Segel um das Vorgebirge fuhr, zeigte sich als hellweißen Fleck. Herrlich ging die Sonne unter; die Thäler erschienen schwarz, während die Schneegipfel der Anden noch ihre rosige Farbe hatten. Als es finster wurde, machten wir ein Feuer unter einer kleinen Bambushütte, brieten unser Charqui (Streifen von gedörrtem Rindfleisch), nahmen unsern Paraguay-Thee (Mate) und fühlten uns ganz behaglich. Der Abend war ruhig und windstille; nur der schrillende Ton des Berg-Vizcacha und das schwache Geschrei des Ziegenmelkers ließ sich hören. Des Morgens kletterte ich an der Grünsteinmasse hinauf, die den Gipfel bekränzt. Der Felsen war, wahrscheinlich durch Erdbeben, sehr zerborsten und in große eckige Trümmer zerlegt. Von dem Gipfel sah man Chile, durch die Anden und das Meer begrenzt, wie auf einer Charte. Chile ist ein von mehreren, mit der Hauptcordillera parallel laufenden, Bergketten durchsetzter schmaler Landstreifen. Zwischen diesen Berglinien erstrecken sich weithin nach Süden eine Reihe von flachen, durch enge Wege in einander geöffnete Becken. Darin liegen die vorzüglichsten Städte als San Felipe, Santiago, San Fernando. Diese ebenen Becken, so wie die flachen Querthäler (z. B. das von Quillota), welche sie mit der Küste verbinden, sind ohne Zweifel alte Meeresgründe und tiefe Buchten, wie im Feuerlande, auf der Westküste von Patagonien und in der Magelhaens-Straße*). Die Aehnlichkeit mit diesen Küsten war auffallend, wenn eine wagerechte Nebelschicht das niedrigere Land wie mit einem Mantel einhüllte. Der weiße in die Schluchten ziehende Duft stellte dann kleine Buchten und Baien vor; hier und dort guckte ein einsamer Hügel hervor und zeigte, daß er früher als Insel dagestanden. Bei der natürlichen Neigung der Ebenen nach dem Meere zu kann man sie leicht bewässern, und daher sind sie so ausnehmend fruchtbar. Die Obstgärten bringen eine Fülle von Pfirsichen, Feigen und Trauben hervor, Weizen wird stark angebaut, auch viel Mais;

*) Vergl. darüber Band VI. unserer Weltkunde. S. 40 und folg.

Digitized by Google

eine Art von Bohnen dient als Hauptnahrungsmittel für die gemeinen Arbeiter. Jeder Landeigenthümer im Thale besitzt eine bestimmte Menge Hügelland, wo sein halbwildes Rindvieh hinlängliche Weide findet. Einmal im Jahr wird eine gewisse Zahl davon ausgewählt, um in den bewässerten Feldern fett gemacht zu werden. — Das Ansehen der Anden war vom Glockenberg aus eigenthümlich. Mit der unteren horizontalen Schneelinie schienen die ebenen Gipfel der Gebirgsreihe ganz parallel zu sein; nur in weiten Zwischenräumen deutete eine Ansammlung von Pyramiden oder ein einziger Kegel das Vorhandensein eines ausgebrannten oder noch thätigen Vulkans an. Darum glich die ganze Kette einer großen, festen, hie und da von einem Thurm überragten Mauer, die für das Land einen vollständigen Wall bildet. — Den Abend brachte ich wie vorher zu, indem ich mich mit meinen zwei begleitenden Landbewohnern oder Guasos unterhielt. Die Guasos von Chile sind dasselbe, was die Gauchos der Pampas, aber doch ganz verschieden davon. Abstufungen im Range sind viel stärker ausgeprägt. Ich fand, daß meine Begleiter nicht gern mit mir aßen. Dies Gefühl der Ungleichheit ist eine Folge der Geldherrschaft. Einige der großen Landeigenthümer sollen dreißig bis sechzig tausend Thaler jährliche Einkünfte beziehen. Bei aller Gastfreundschaft weiß man das Geld zu schätzen. Fast jedes Haus in Chile wird dem Reisenden ein Nachtlager bieten, aber es wird immer erwartet, daß man am Morgen eine Kleinigkeit zahlt; selbst ein Reicher wird einen Gulden oder einen Thaler nicht ausschlagen. Der Gaucho kann ein Mörder sein, aber er ist immer cavaliermäßig. Der Guaso ist in manchen Dingen besser, aber dabei ein gemeiner, gewöhnlicher Mensch. Der Gaucho hält es unter seiner Würde, sich unberitten zu beschäftigen, den Guaso kann man als Feldarbeiter dingen. Der erste lebt fast nur von Fleisch, der letztere fast nur von Pflanzennahrung. Wir sehen hier nicht die Tracht der Pampas: weiße Stiefel, weite Hosen und die scharlachrothe Chilipa; hier werden gewöhnliche Hosen von schwarzen oder grün gestrickten Gamaschen beschützt. Den Poncho haben beide gemeinsam. Der Hauptstolz des Guaso liegt in seinen mächtigen Sporen. Ich maß einen, dessen Rad einen

Digitized by Google

halben Fuß im Durchmesser hielt und mehr als dreißig Spitzen hatte. Die Steigbügel sind in demselben großartigen Stil; jeder besteht aus einem viereckigen geschnitzten ausgehöhlten Holzblock, drei bis vier Pfund schwer. Der Guaso weiß vielleicht noch geschickter wie der Gaucho mit den Lazo(ß) umzugehen, aber er kennt nicht den Gebrauch der Bolas."

„Während der zwei folgenden Tage ritten wir das Thal hinauf und kamen durch Quillota, das mehr einer Sammlung von Gemüsegärten als einer Stadt ähnelt; an ein paar Stellen sah ich die Dattelpalme. Wir passirten auch San Felipe, eine schöne zerstreute Stadt, wie Quillota. Dann erreichten wir die Gruben von Jaguel, aus denen Kupfer zu Tage gefördert wird. Die Bergleute haben harte Arbeit und es wird ihnen nur wenig Zeit zur Mahlzeit vergönnt. Diese besteht zum Frühstück aus sechszehn Feigen und zwei kleinen Laib Brot; mittags giebt es gekochte Bohnen, abends geröstete Weizenkörner; Fleisch kosten sie fast nie. Die Landschaft war ziemlich dieselbe, wie nahe bei dem Glockenberge von Quillota: trockne kahle Berge, stellenweis mit sparsam belaubtem Gebüsch besetzt; die Cactusarten sind sehr zahlreich. Unsere Rückkehr wurde vom heitersten Wetter begünstigt: blendend heller Sonnenschein und reinstes Blau des Himmels, dazu der Vulkan Aconcagua und die Hauptgebirgskette von frischgefallenem Schnee prächtig erglänzend." —

Wir geben hier noch einige Bemerkungen über den Puma oder den südamerikanischen Löwen, der nicht selten ist. Man findet dies Thier in den Wäldern unter dem Aequator, in den Einöden von Patagonien und noch südlicher bis zum Feuerlande hin. Am La Plata lebt der Puma hauptsächlich von Hirschen, Straußen, Biscachas und anderen kleinen Vierfüßlern. In Chile tödtet er auch, wahrscheinlich aus Mangel an anderer Beute, viele junge Pferde und Rindvieh, selbst Menschen. Hat er sich voll gefressen, so bedeckt er den Leichnam mit vielem großen Gesträuch und legt sich nieder, um ihn zu bewachen. Alsbald fliegen die Condore herbei, schweben in der Luft und lassen sich von Zeit zu Zeit nieder, um Theil an der Mahlzeit zu haben, und werden sie weggetrieben, so erheben sie sich insgesammt. Dies führt oft zur Entdeckung des Puma. Der

Digitized by Google

Guaso merkt daran aus der Ferne, daß ein Löwe seine Beute bewacht. Männer und Hunde eilen zur Jagd. In den Pampa's erlegt man ihn, indem man ihn zuerst mit den Bola's verwickelt, darauf mit dem Lasso umschlingt und längs dem Boden hinschleift, bis er ganz gefühllos wird. In Chile wird er gewöhnlich an Bäumen hinaufgetrieben und dann entweder geschossen oder mit Hunden zu Tode gehetzt.

Was die Aufklärung in Chile betrifft, so ist folgende Anekdote charakteristisch. Ein deutscher Sammler Namens Renous, der zugleich spanischer Advocat war, hatte vor zwei oder drei Jahren einige Raupen in einem Hause zu San Fernando unter der Aufsicht eines Mädchens gelassen, damit sie gefüttert und Schmetterlinge werden möchten. Dies wurde in der Stadt herumgebracht; zuletzt beriethen sich die Padres mit dem Gouverneur und stimmten darin überein, daß Ketzerei dahinter versteckt sein müsse. Renous ward daher bei seiner Rückkehr gefänglich eingezogen.

Zweites Kapitel.

Am 14. August lichteten wir die Anker und verließen die Bai von Valparaiso. Wenige Stunden nach unserer Abfahrt entstand ein allgemeiner Aufruhr an Bord des Schiffes, als der Ruf, daß ein Matrose in's Meer gestürzt sei, ertönte. Sogleich wurden leere Tonnen und Hühnerkäfige ausgeworfen, da aber das Schiff zugleich wendete, so fielen sie in einer entgegengesetzten Richtung in's Wasser und konnten von dem Schwimmenden nicht erreicht werden. Es wurde beigelegt und ein Boot ausgesetzt. Inzwischen hatte sich ein Haifisch dem Matrosen genähert und drohte, ihn zu verschlingen; doch dieser vertheidigte sich mit seltener Geistesgegenwart, indem er fortwährend mit den Fäusten gegen seinen Feind schlug. Lange konnte er diesen Zweikampf mit einem Gegner, der in seinem Elemente war, nicht aushalten, seine Kräfte wichen, und im nächsten Augenblick glaubten wir ihn eine Beute des Todes, da es dem Hai gelungen war, ihn beim Schenkel zu packen. Glücklicherweise langte das Boot an; ein kräftiger Ruderschlag betäubte das Meer-

Digitized by Google

ungethüm, es ließ seine Beute fahren, und der Matrose war gerettet. Im Triumphe wurde er auf's Schiff zurückgebracht; seine Wunden waren tief aber nicht gefährlich und nach einigen Wochen konnte er wieder an die Arbeit gehen. Auch die Hühnerkäfige wurden wieder aufgefischt. In einem derselben befand sich ein Hahn. Sobald er fühlte, daß das Wasser von allen Seiten hineindrang, zwängte er sich zwischen den Stangen hindurch, setzte sich oben auf den Käfig und fing nun an aus Leibeskräften zu krähen. Kaum näherte sich der Kahn, so flog er demselben entgegen und wurde glücklich geborgen. — Von einem günstigen Ostwind begleitet, erreichten wir in sechs und dreißig Stunden die kleine, aus drei Inseln bestehende Gruppe von Juan Fernandez. Zwei der Inseln sind mit Gras und Bäumen bedeckt und mit verwilderten Ziegen bevölkert, die sich außerordentlich vermehren würden, wenn nicht ebenfalls verwilderte Hunde sie beständig verfolgten. Die dritte Insel, ein fast nackter Fels, ist der Aufenthalt zahlloser Ohrrobben.*) Nachdem wir von hier abgesegelt, brachte uns eine günstige Fahrt innerhalb sieben Tagen nach der Bai von Callao (lj), dem Hafen der peruanischen Hauptstadt, deren Kuppeln und Thürme sich zur Linken des Ankerplatzes zeigen. Vor dem Hafen lagen feindliche Kriegsschiffe, aber auf der Festung wehete noch die peruanische Flagge. Wir erfuhren, daß die Chileno's glücklich gelandet, Lima mit Sturm genommen und die Festung belagerten. In der Hafenstadt waren demzufolge Straßen und Häuser verödet; Alles hatte sich geflüchtet. Die Belagerten waren alle erbärmlich gekleidet und sahen trübselig aus. Wenn man bei den Schildwachen am Hafendamm vorbeiging, so baten sie jedesmal um Almosen. Ich gab einem dieser Soldaten einen Real (2 Sgr. 2 Pf.), wofür er so dankbar war, daß er, so oft ich an ihm vorüberging, das Gewehr präsentirte.

Die Bai von Callao ist eine der größten und ruhigsten an der Westküste von Südamerika. Südwestlich wird sie von der schmalen und langen, ungefähr fünf Meilen im Umfang haltenden, dürren Insel San Lorenzo begrenzt. Ein bis 1387 Fuß auf-

*) Man vergleiche Band VI. unserer Weltkunde. S. 124.

Digitized by Google

steigender Bergrücken durchzieht sie der ganzen Länge nach. Der Anblick ist traurig. Die brennenden Sonnenstrahlen prallen von dem weißlichgrauen Sande zurück und ersticken jeden Keim. Seehunde und Seeottern leben an den steilen Felsen des Südabhangs; Schaaren von Seevögeln nisten an den Ufern. Die Veränderungen, welche die Küsten von Callao und San Lorenzo im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte erlitten, sind sehr bedeutend. Im Jahr 1630 wurde ein altes Callao von Erdbeben zerstört, wovon man die Trümmer noch auf einer stiefelförmigen Landzunge der Bai findet; im Jahr 1746 wurde ein anderes Callao unter heftigen Erdstößen vom Meer verschlungen. In Folge solcher Ereignisse fand zu verschiedenen Zeiten entweder Hebung oder Senkung der Küste statt. Am nordöstlichen Abhang von San Lorenzo sieht man ein Lager von Muscheln und Schalen solcher Conchylien, die noch gegenwärtig lebend an der Küste vorkommen. In einer 85 Fuß hohen Schicht hat man nun in der Muschelmasse unter Meerestangen ein Stück eines baumwollenen Bindfadens, geflochtene Binsen und einen Maiskolben gefunden. Daraus kann geschlossen werden, daß diese Ufer sich zu dieser Höhe in einer Periode gehoben, wo das Land schon von Menschen bewohnt und bebaut wurde. Auf der anderen Seite versank ein großes Feld, wo man Camote (süße Kartoffeln) bauete, schon vor 1746 durch Erderschütterungen in's Meer und ist jetzt eine ausgedehnte Untiefe, die man „Camotal" nennt. Eben so findet sich im Norden der Bai nächst der Plantage „Boca Negra" eine Untiefe, wo noch vor 50 Jahren Zuckerrohr gepflanzt wurde. In Bezug auf die vom Meer verschlungene Stadt geht unter den Schiffern die Sage, daß man zu gewissen Tagen die Leute auf dem Meeresgrunde vor den Häusern sitzen und in den Straßen stehen sehe, und daß man zur Stunde der Mitternacht einen Hahn aus der Tiefe der See ganz schauerlich krähen höre.

Die Stadt Callao ist klein und häßlich, im Winter schmutzig, im Sommer staubig. Die Mauern der einstöckigen Häuser bestehen aus Rohr, das mit einer Art Lehm oder Koth beworfen wird. Die platten Dächer bestehen aus Strohmatten, die auf ein Rohrgerippe gelegt und ebenfalls mit Lehm beworfen werden. Die

Digitized by Google

Fenster der Zimmer sind oben am Dache in einem hölzernen Verschlag angebracht, der fast wie ein Vogelbauer aussieht. Statt der Glasscheiben haben sie ein hölzernes Gitter; nach innen ist eine Lade angebracht, von der eine lange Schnur in's Zimmer hinunterhängt, mittelst deren man den Laden beliebig öffnen oder schließen kann. Bei den meisten Häusern ist ein Zimmerchen, das man bei uns zur Seite versteckt anbringt, wie ein Schilderhäuschen auf dem Dache angebracht, wo der Luftzug geht. Der Hafendamm ist schön und geräumig; er ragt etwa 200 Fuß in's Meer hinein. Das Wichtigste, was Callao aufzuweisen hat, ist die an der Küste gelegene prachtvolle Festung, aus zwei Kastellen bestehend, früher mit 400 Kanonen, jetzt nur noch mit 60 Kanonen und 71 Caronaden (schwerste Geschütze) armirt. Auf den Wällen dieser Festung wehete die spanische Flagge am längsten, nachdem die Unabhängigkeit schon in allen andern Ländern ausgesprochen war. Die diesmalige Belagerung durch die Chileno's hatte nicht viel zu bedeuten. Geschwader und Landarmee waren zu schwach. Von der Seeseite wurde die Festung nur des Nachts durch einige chilenische, von Engländern befehligte Kanonenboote beschossen, und wir genossen immer nach Mitternacht des schönen Anblicks der zahlreichen, die finsteren Räume durchschneidenden, glühenden Kugeln. Die Artillerie der Festung richtete gar nichts aus, während die Bomben der Chileno's oft viel schadeten. Auch die kleinen Kavalleriegefechte und die Ausfälle der Belagerten waren Spielereien.

Während des Sommers wird Callao von vielen Familien aus Lima besucht, die dort ihre Seebäder nehmen. Ich machte mit den Officieren eines französischen Kriegsschiffes an den Felsen der Bai Jagd auf Robben. Da wir wegen der starken Brandung nicht landen konnten, so wurde mit einer Drehbasse auf diese Thiere gefeuert und mehre davon erlegt. Ein Matrose wagte sich darauf durch die Brandung, band die todten Seehunde an ein Tau und ließ sich mit denselben zurückziehen. Unter den Wasservögeln zeichnet sich Humboldts Pinguin (Spheniscus Humboldti) aus, der etwas kleiner als der gewöhnliche graue Pinguin ist. Bei den Peruanern heißt er „der kleine Kindervogel." Er läßt sich leicht zähmen, wird sehr zutraulich

Digitized by Google

und folgt seinem Herrn wie ein Hund. Es sieht possierlich aus, wenn eine solche dicke Gänsegestalt auf den kurzen Füßen aufrecht gehend über die Straßen watschelt und ihre flossenartigen Flügel lebhaft bewegt, um sich im Gleichgewicht zu halten. Ich hielt mir eine Zeit lang einen ganz zahmen, den ich einer Indianerin abgekauft. Er hieß Pepe und folgte diesem Ruf pünktlich. Beim Essen stellte er sich regelmäßig unter meinen Stuhl und schlief des Nachts unter meinem Bette. Wenn er sich baden wollte, ging er in die Küche und schlug mit seinem Schnabel so lange an einen irdenen Wassertopf, bis ihn Jemand mit Wasser begoß oder ihm ein Bad zurichtete. Unter den Landvögeln erwähne ich den Pferdehüter mit gefurchtem Schnabel (Crotophaga sulcata). Es ist ein sonderbares Thier: groß wie ein Staar mit kurzem zusammengedrückten hohen gebogenen Schnabel, längs den mehrere starke Furchen hinlaufen. Der Schwanz ist lang und fächerförmig, der ganze Körper blauschwarz mit schwachem Metallglanz. Dieser Vogel lebt gesellschaftlich in der Nähe von Vieh-, besonders Pferde-Heerden, und hockt fast immer auf dem Rücken von Pferden und Eseln, indem er nach Insecten sucht. Diese Thiere wissen seine Dienste auch zu schätzen und tragen ihn geduldig auf Kopf und Rücken herum. — Der Fremde, der zum ersten Mal die Küste von Peru betritt, erstaunt über die Menge der schwarzen Geier, die er auf allen Straßen und Dächern sieht. In Callao und allen Hafenstädten kommt vorzüglich der Truthahn-Geier oder rothköpfige Urubu (Cathartes aura) vor, im Innern der Gallinazo oder schwarzköpfige Urubu (Cathartes foetens) vor; beide haben die Größe einer Truthenne. Der erstere ist dunkelbraunfarbig mit rothem nackten Kopf und nacktem runzelvollen Hals; er ist leicht und lebhaft in seinen Bewegungen, nistet am Meeresufer und zeigt sich weniger dreist. Der schwarzköpfige Gallinazo gleicht seinen Verwandten bis auf den grauschwarzen Kopf und Hals. Er ist träge und schwerfällig; er sucht hüpfend seine Nahrung und will er etwas rascher vorwärts gehen, so hilft er mit den Flügeln nach, ohne jedoch zu fliegen. Während der heißen Mittagszeit sitzen ihrer zuweilen sechzig bis achtzig in einer Reihe auf den Dächern und Mauern und schlafen, indem sie die Köpfe unter

Digitized by Google

die Flügel gestreckt haben. Sie nisten auf Hausdächern, Kirchen, Ruinen und hohen Mauern. Sie sind nicht im Geringsten scheu, hüpfen mitten in den belebtesten Straßen zwischen Menschen und Vieh umher, alles mit großer Gefräßigkeit verschlingend, was sie an faulen thierischen Resten erwischen können. — In den niedrigen Gebüschen finden sich häufig Schlangen, auf den dürren Sandflächen auch giftige. —

Sehnsuchtsvoll sah ich oft am Bord des Edmond die Thürme von Lima im Abendgold strahlen und hinter denselben die stufenweis sich emporwölbenden Bergketten, die im fernsten Hintergrund mit den himmelanstrebenden Cordilleren verschmolzen. Endlich entschloß ich mich, trotz der unsicheren Wege, nach Lima zu gehen. Ich verschaffte mir einen Paß, machte mich in Ermangelung eines Fuhrwerks auf die eigenen Beine und kam nicht ohne Gefahr aus dem Bereich der Festung, da gleich hinter mir her das schwere Geschütz zu spielen begann, so daß die Kugeln von allen Seiten her in eine höchst unangenehme Nähe einschlugen. Kaum war ich den Kanonen entronnen, so gerieth ich in das Kleingewehrfeuer der Plänkler, wurde von einigen chilenischen Küraſſieren aufgegriffen und von Vorposten zu Vorposten geschleppt, bis ich auf einen Officier traf, den ich in Chile kennen gelernt. Bei einem Mittagsessen bat mich der junge Mann, seinen Schädel zu untersuchen, um sein angeborenes Talent darnach zu bestimmen. Vergeblich suchte ich ihm die Mangelhaftigkeit dieser Wissenschaft darzuthun: er ließ mit Bitten nicht nach. Ich fühlte ihm also am Kopfe herum und da ich an seiner Uniform bemerkt, daß er zur Artillerie gehöre, so wollte ich ihm etwas Angenehmes sagen, ihm mit großer Wichtigkeit offenbarend, das Organ der Mathematik sei bei ihm ganz besonders entwickelt und er werde in diesem Fache wahrscheinlich Ausgezeichnetes leisten. Kaum erblickte mich nun Don Antonio auf dem Vorposten, als er freudig auf mich zukam und mir erzählte, wie richtig ich seine Talente beurtheilt habe, denn die von ihm befehligte Feldschlange richte unter allen Geschützen am meisten Schaden an, da er vermöge seines mathematischen Organes besser als alle seine Kameraden die Schüsse berechnen könne. Sogleich stellte er mir eine Schutzwache aus, in deren Begleitung

Digitized by Google

ich ungehindert die Stadt erreichen konnte. — Die Entfernung von Callao nach Lima beträgt zwei Leguas (anderthalb deutsche Meilen). Der Weg führt durch tiefen Sand*); steile öde Hügel erheben sich wie Inseln aus der ganz allmählich ansteigenden**) Ebene, die durch gerade Erdmauern in große Felder getheilt ist. Auf diesen wachsen kaum einige Weiden; außerdem bemerkt man nur niedriges Gebüsch und einige Gruppen von Bananen oder Orangen. Rechts, bald nachdem man Callao verlassen, läßt man den Flecken Bella-Vista, die Ruinen eines alten Indianerdorfes und einige Plantagen liegen. Links erstreckt sich rohrbewachsener Moorgrund bis zur Küste. Auf halbem Wege steht eine Kapelle und ein verlassenes Kloster; daneben ein „Tambo" (eine Art Schenke), in welcher man sonst Branntwein, Limonade und schlechte Bananen verkaufte. Jetzt hatte sich Alles geflüchtet, und vergebens suchte ich hier eine Erfrischung. In erstickender Hitze wanderte ich durch die kahle Ebene weiter und gelangte endlich in die schöne Allee (Alameda del Callao), die sich fast eine halbe Legua längs der Hauptstraße bis zum Thore der Hauptstadt hinzieht. In der Allee sind von Zeit zu Zeit Ruheplätze angebracht und zu beiden Seiten Gärten mit den üppigsten Fruchtbäumen. Mit schnelleren Schritten durchwanderte ich den schattigen Baumgang und trat mit frohem Muthe durch das Callao-Thor in die „Stadt der Könige". Diese Bezeichnung soll nämlich Lima von Franz Pizarro erhalten haben, da er dieselbe am 6. Januar 1534, als am Tage der heiligen drei Könige, gründete, nachdem er vorher den großen Tempel der peruanischen Hauptstadt Pachacamai hatte plündern lassen.

Lima liegt in einem durch den Rücktritt des Meeres gebildeten flachen Becken an beiden Ufern des Rimac***). Der

---

*) Man geht jetzt damit um, hier eine Eisenbahn anzulegen, die aber vorerst wohl noch nicht zu Stande kommen wird.

**) Lima liegt 500 Fuß höher als Callao.

***) Rimac, d. i. der Sprechende, Redende (Part. praes. von rimay, sprechen, schwatzen), hieß bei den alten Indianern Fluß und Thal, weil hier, in der Nähe des jetzigen Lima, ein Tempel mit einem Götzenbilde stand, das Orakel ertheilte.

Digitized by Google

Fluß theilt Lima in zwei ungleiche Theile. Die eigentliche aus vier Quartieren bestehende Stadt, liegt auf dem südlichen Ufer, die Vorstadt San Lazaro oder das fünfte Quartier, auf dem nördlichen. Der Umfang des Ganzen beträgt etwa zwei Meilen (zehn englische). Die von zwei Bergreihen umschlossene Fläche, auf der die Stadt gebaut ist, neigt sich in ziemlich schräger Richtung dem Meere zu, und die meisten Straßen werden von Wasser durchrieselt, das aus dem Rimac abgeleitet ist. Fast alle Straßen durchschneiden sich unter rechten Winkeln, wodurch viereckige Häusergruppen (Manzanas) gebildet werden, von denen jede Seite in der Regel 370 bis 390 Fuß mißt. Man zählt 211 solcher Vierecke; die an der äußeren Umgrenzung gelegenen, sind kleiner und unregelmäßiger. Lima hat 56 Kirchen und Klöster, von denen die letzteren allein ein Viertel der bebauten Grundfläche einnehmen; 34 öffentliche Plätze vor den Kirchen und 429 Straßen, in der Regel 34 Fuß breit und 386 Fuß lang, meistentheils schlecht gepflastert, aber mit Trottoirs eingefaßt.

Der Eindruck, den die Stadt beim ersten Betreten auf den Fremden macht, ist durchaus nicht günstig, da die nach außen hin gelegenen Quartiere schlecht, die Häuser ärmlich und halb verfallen, die Straßen mit allen möglichen Unreinlichkeiten angefüllt sind, wo sich die schwarzen Gallinazos, zahm wie Hühner, aus den Schmutzhaufen Stücke von Aas herauslesen; aber je mehr man nach dem Mittelpunkte vordringt, desto schöner und eigenthümlicher wird der Anblick. Die geringeren Häuser haben nur ein Erdgeschoß, die besseren, wegen der häufigen Erdbeben, auch nur ein oberes Stockwerk; einige der älteren, die jetzt von mehreren Familien eingenommen werden, haben eine ungeheure Ausdehnung und könnten sich in ihren Gemächern mit den glänzendsten Palästen messen. Alle größeren Wohnungen stimmen in der Bauart überein. In der Front haben sie zwei Oeffnungen. Die eine ist der Haupteingang, die andere das Thor des Wagenschoppens. Der Haupteingang führt in einen sehr geräumigen Hofraum (Patio), mit kleinen Zimmern an den Seiten. Dem Haupteingang grade gegenüber liegt das eigentliche Wohnhaus, gewöhnlich mit einem kleinen Geländer umgeben. Durch

Digitized by Google

die große, fast immer geöffnete Doppelthür tritt man in einen geräumigen Saal, einfach mit einer langen Reihe von Stühlen, einem Sopha und einer Hängematte möblirt; den Boden bedecken Strohmatten. Aus dem Saal gelangt man durch eine Glasthür in das zum Empfang der Besuche bestimmte, oft sehr reich ausgeschmückte und mit wollenen Teppichen belegte Gesellschaftszimmer (la Cuadra). Daneben befinden sich die Schlafzimmer, der Eßsaal, die Kinderstuben ꝛc. Die Cuadra steht durch eine Thüre mit einem zweiten Hof (Traspatio) in Verbindung, der die Küche, den Stall und ein kleines Gärtchen enthält; oft zieren ihn hübsche Frescomalereien. Die beiden Höfe correspondiren mit einander durch einen schmalen, zum Durchführen der Pferde bestimmten Gang. Wo dieser bei den beschränkteren Häusern fehlt, müssen die Pferde durch den Saal und die Cuadra gebracht werden. Das obere Stockwerk hat meistentheils einen Balcon. Ueber dem Saal und der Cuadra befindet sich ein mit Steinfliesen bedeckter Platz (Azotea), nach dem Hofe zu mit einem Geländer eingefaßt, durch ein ausgespanntes Zelt gegen die Sonne geschützt und mit Blumentöpfen geziert, den Kindern als Spielplatz dienend. Die aus Sparrwerk, Rohrgeflecht und Lehm zusammengefügten Dächer sind platt, und in denselben ist, wie in Callao, ein Theil der Fenster angebracht; nur selten bemerkt man zur Seite der Thüren Fenster, die durch kunstvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geschlossen sind. Ueber dem Thore oder neben der Hausthür ist häufig ein kleines Gemach mit einem Holzgitterchen, hinter welches die Schönen sich setzen, um die Vorübergehenden ungesehn zu beobachten. Die Mauern bestehen bei den großen Gebäuden aus Luftziegeln (Backsteinen), bei den kleineren aus doppelten Rohrwänden, die mit Lehm beworfen und hernach weiß oder gelb übertüncht werden.

Der große Platz „Plaza mayor", obgleich nicht ganz in der Mitte der Stadt gelegen, ist doch der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima. Er bildet ein regelmäßiges Viereck, jede Seite zu 510 Fuß Länge; den Boden bedeckt feiner Sand. Auf der Ostseite steht die Kathedrale, daneben die Kirche Sagrario und der erzbischöfliche Palast, der eine schöne Front und

Digitized by Google

einen hübschen Balcon hat. Auf der Nordseite sieht man den Regierungs-Palast, früher von den so mächtigen Vicekönigen bewohnt. Die Mitte des Platzes nimmt ein sehr schöner bronzener Springbrunnen mit drei Becken ein. Aus dem mittleren erhebt sich eine 18 Fuß hohe Säule, auf deren Spitze eine Fama einen Theil des Wassers hinaustrompetet; das übrige stürzt aus den Rachen von vier Löwen. Die Speisung dieses Brunnens und noch 111 anderer, theils öffentlicher, theils Privatbrunnen, geschieht durch zwei meilenweit von der Stadt entfernte Quellen. Sie sind von einem gemauerten Häuschen umschlossen, und das Wasser wird von da in einem unterirdischen Graben nach dem Behälter von Santo Tomas geleitet.

Der Regierungs-Palast ist unansehnlich und wird auf der Vorderseite durch eine lange Reihe kleiner ärmlicher Buden entstellt. Der größte Saal darin ist der „Saal der Vicekönige", so genannt, weil er zur Zeit der spanischen Herrschaft mit den lebensgroßen Bildnissen sämmtlicher Vicekönige, von Pizarro an bis auf den letzten, geschmückt war. Durch einen seltsamen Zufall waren die Hallen dieses Saales grade zu der Zeit mit jenen Bildern, 24 an der Zahl, vollkommen angefüllt, als das Befreiungsheer in Lima einrückte, so daß also das Bild keines neuen Vicekönigs mehr hätte Platz finden können. Etwas Aehnliches fand in dem Saale zu Frankfurt am Main statt, wo die Bilder der deutschen Kaiser hängen. Dieser ward ebenfalls mit dem Bilde von Franz II. völlig ausgefüllt. Der Palast, den einst Franz Pizarro bewohnte, stand auf einer andern Stelle des Platzes, da, wo jetzt ein enges schmutziges Gäßchen den Platz mit der Silberarbeiterstraße verbindet. Dort wurde am 26. Juni 1546 der Mordanschlag gegen Pizarro ausgeführt, als derselbe eben mit einigen seiner Freunde bei Tische saß. Mit dem Rufe: „Tod dem Tyrannen, der den vom Könige gesandten Richter tödten ließ!" stürzten die Verschworenen in die Wohnung des Statthalters, der kaum Zeit hatte, die Waffen zu ergreifen. Sein Hauptmann wurde vor der Thür durchbohrt; die meisten seiner Freunde und Diener entflohen durch das Fenster. Nur Martin Pizarro, zwei Edelleute und zwei Pagen hielten treu mit dem Statthalter aus, der sich lange mit Löwen-

Digitized by Google

muth gegen die andringenden Verschworenen vertheidigte. „Muth, Bruder! Tod den Verräthern!" schrie er seinem Bruder Martin zu, der einen Augenblick später todt zu seinen Füßen niedersank. Von langem und heftigem Kampfe erschöpft, konnte Pizarro endlich kaum sein Schwert noch führen. Einer der Verschworenen durchbohrte ihm die Gurgel, und mit einem lauten Schrei brach er zusammen. Sterbend verlangte er mit gebrochener Stimme die Beichte, machte dann, schon sprachlos, mit der Hand das Zeichen des Kreuzes auf den Boden, küßte es zu wiederholten Malen und gab den Geist auf. So endete einer der größten Helden seines Jahrhunderts; ein Mann, auf dem manche schwere Schuld, aber auch viele ungerechte Anklagen lasten.

Die Kathedrale strotzt im Innern von Pracht und Schimmer. Der Hochaltar ist mit sieben jonischen Silbersäulen verziert, jede 12 Fuß hoch und anderthalb Fuß dick; eine schwer vergoldete silberne Krone wölbt sich über ihm. Die achtehalb Fuß hohe, sehr fein aus Gold gearbeitete Monstranz blitzt von unzähligen Diamanten und Smaragden. An den Seiten des Altars stehen mächtige massiv silberne Candelaber, von denen jeder 112 Pfund wiegt. An hohen Festtagen übertrifft der hier zur Schau gestellte Glanz vielleicht die ersten römischen Kirchen. — In der Nähe der Plaza mayor steht das Kloster von San Franzisco, das größte von allen. Es ist ein unendlich weitläuftiges Gebäude, und die anmuthigen Gärten im Innern der Klosterräume bilden einen freundlichen Gegensatz zu dem düsteren Gemäuer. Dem Franziscanerorden gehört auch das Kloster der Barfüßer in der Vorstadt San Lazaro, wo aus den Gärten drei Palmen emporragen, die einzigen in der näheren Umgebung von Lima. Die Mönche leben nur von Almosen. Alle Morgen werden zwei Esel nach der Stadt geschickt; hier erhalten sie fast von jeder Verkäuferin einen kleinen Beitrag von Fisch, Gemüse oder Fleisch, so daß sie gegen Mittag immer reich beladen heimkehren. Das Kloster Santo Domingo hat den höchsten Kirchthurm von Lima, der 188 Fuß mißt; die jährlichen Einkünfte desselben betragen 70 bis 75,000 Piaster, meistens Grundzinse von Häusern der Stadt. Das Monasterio de la Concepcion, ein Frauenkloster, bezieht gar über 100,000 Piaster jährlicher Einkünfte. Den ersten Rang

Digitized by Google

nahm früher ohne Zweifel das Kloster San Pedro ein. Es gehörte den Jesuiten und besaß die reichsten Pflanzungen und die schönsten Häuser. Vom Könige von Spanien war in Folge der Aufhebung des Ordens durch Pabst Clemens XIV. (1773) an alle Vicekönige von Südamerika der Befehl ergangen, die Jesuiten in einer Nacht aufzuheben, sie nach Spanien einzuschiffen und ihr Vermögen einzuziehen. Aber das nämliche Schiff, welches diesen königlichen Befehl überbrachte, hatte auch die Instruction für den Generalvicar in Lima an Bord. In der bestimmten Nacht versammelte der Vicekönig, nachdem er alle Vorbereitungen getroffen, abends zehn Uhr seine Räthe und eröffnete ihnen den Befehl. Keiner durfte das Zimmer verlassen, bis der Schlag ausgeführt war. Um zwölf Uhr wurden vertraute Officiere mit der nöthigen Mannschaft abgesandt, um alle Jesuiten, die man genau verzeichnet, auf einmal zu verhaften. Man glaubte sie in tiefstem Schlafe zu überraschen. Die Patrouillen klopften in San Pedro an, wo ihnen augenblicklich geöffnet wurde. Der Officier verlangte zum Generalvicar gebracht zu werden, und der Thürsteher führte ihn in den großen Saal, wo er alle Ordensmitglieder reisefertig versammelt fand. Jeder hatte sein Felleisen oder Köfferchen gepackt. Eben so geschah's in den übrigen Jesuiten-Klöstern. Der Aerger und die Ueberraschung des Vicekönigs bei dieser Nachricht war unbeschreiblich. Unverzüglich ließ er die Brüderschaft einschiffen, Verzeichnisse des Klostervermögens aufnehmen und das baare Geld zusammen suchen. Alle Schlüssel, also auch die der Kasse, lagen wohlgeordnet, jeder mit einer genauen Bezeichnung versehen, im Zimmer des Generals. Aber statt der gehofften Millionen wurden nur wenige Tausend Piaster gefunden. Man vermuthet, daß die Jesuiten ihr Geld theils im Kloster San Pedro, theils auf den Pflanzungen vergraben hatten. Ein alter Neger, der zu jener Zeit im Dienste des Klosters stand, erzählte, daß er mit einem seiner Genossen während mehrerer Nächte schwere Geldsäcke in die Gewölbe des Klosters schleppen mußte. Den Trägern wurden die Augen verbunden, zwei Ordensbrüder führten sie und halfen ihnen die Säcke auf- und abladen. Der Neger bemerkte noch, daß das Geld in der Nähe eines

Digitized by Google

unterirdischen Brunnens eingescharrt wurde. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, die verborgenen Schätze zu Tage zu fördern. — An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt Lima ein Findelhaus*) und mehrere bedeutende Hospitäler, die aber an zweckmäßiger Einrichtung, an sorgfältiger Pflege und ganz besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung viel zu wünschen übrig lassen. In dem Hospital San Andres, dem größten, werden die Wahnsinnigen aufbewahrt. Am 30. November, dem Tage des heiligen Andreas, ist dem Publikum der Zutritt zu denselben gestattet. Dann strömt Alles hin, um sich am Anblick der Irren zu belustigen; aber es ist empörend zu sehen, wie diese Unglücklichen den Neckereien der rohen Menge preisgegeben werden. Der Zweck dieses verwerflichen Gebrauches ist eigentlich das Einsammeln von Almosen. — Die Todten wurden früher zum Nachtheil der Gesundheit immer in den Kirchen beigesetzt. Im Jahr 1808 wurde daher ein allgemeiner Kirchhof, Panteon genannt, eingerichtet. Er besteht aus zwei schönen Gärten, die von einer hohen Mauer eingeschlossen sind. Längs derselben hat man mehr als tausend Nischen angebracht, welche zum benöthigten Gebrauch feil stehen. Außerdem hat man noch eine Menge Familien- und Klosternischen. Während fünf Jahren können Todte darin beigesetzt werden, ehe der Panteon voll wird. Mangelt es dann an Platz, so werden die zuerst benutzten Nischen geleert und die Knochen in ein einfaches, aber würdiges Beinhaus gebracht. Die Armen werden in lange ziemlich tiefe Gruben gelegt, indem man sie blos in eine Art Todtenhemde einhüllt; nur die Reicheren setzt man in Särgen bei. Langt ein Todtenwagen zu spät an, so geschieht die Bestattung erst am folgenden Morgen. Dies kam einst einem alten Neger zu gut, den man für todt von der Straße aufgenommen. Er wurde nach dem Panteon gefahren, da es aber schon etwas spät war, so warfen die Todtengräber den vermeintlichen Leichnam auf die Seite, um ihn am folgenden Morgen „einzureihen". Während

*) König Karl IV. erklärte alle Findlinge dieses Hauses für adelig, damit ihnen der Zugang zu keinem Amte verschlossen sei.

Digitized by Google

der Nacht erwachte der Neger aus seinem, durch den Rausch bewirkten, bewußtlosen Zustand und erwartete ganz geduldig die Stunde, wo ihn die Todtengräber herauslassen würden. Seine dabei ausgestandene Angst scheint aber nicht bedeutend gewesen zu sein, denn an demselben Abend fand man ihn schon wieder betrunken auf der Straße liegen.

Der zweitgrößte öffentliche Platz in Lima ist der Inquisitionsplatz, seit dem Befreiungskriege der Unabhängigkeitsplatz genannt. Er ist trapezförmig nach Osten erweitert, ist am Vormittag wegen des hier abgehaltenen Marktes sehr belebt, aber aus dieser Ursache auch fast immer mit Schmutz angefüllt. Zwei Gebäude zeichnen sich an diesem Platze aus, nämlich das Inquisitionsgebäude und die Universität. Das Inquisitionsgebäude dient gegenwärtig zu Vorrathskammern und Gefängnissen, so wie dem Bergamt. Einst war hier der Sitz des strengen Religionsgerichtes für die ganze Westküste von Südamerika. Mehrmals wurden in Lima größere Auto's de Fe (Feuer-Gerichte) gehalten; auch war die Zahl der zu anderen Todesarten, besonders der zum Strange Verurtheilten und Gemarterten sehr groß. Ein Spanier, dessen Gliedmaßen auf eine unglaubliche Weise verdreht und verstümmelt waren, eröffnete mir auf seinem Sterbebette, daß er in seinem 24. Jahre vor dem Inquisitionsgericht gestanden habe und durch die fürchterlichsten Marterinstrumente zum Geständniß einer Schuld gezwungen worden sei, deren er sich nicht bewußt war. Einst hatte sich der Vicekönig Castel-Fuerte in Gegenwart seines Beichtvaters einige freie Aeußerungen über die Religion erlaubt. Der Mönch hinterbrachte dies der Inquisition, und diese ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ihre Macht zu zeigen und dem Stellvertreter des Königs eine Strafe aufzulegen. Castel-Fuerte wurde also vorgeladen. Er erschien auch wirklich zur bestimmten Stunde an der Spitze seiner Leibgarde und einer Compagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hause aufgefahren wurden. Er ließ sich darauf in den verhängnißvollen Saal bringen, wo das Tribunal in feierlicher Sitzung der Ankunft des hohen Inculpaten harrte: ihrer drei Richter auf einem erhöhten Platz unter einem Thronhimmel von grünem, hellblau eingefaßten Sammet; hinter diesem

Digitized by Google

Kleeblatt ein lebensgroßes Crucifix; vor demselben ein langer Tisch mit zwei brennenden Wachslichtern, Büchern und Papier. Die Blicke der drei waren auf die Thür geheftet; diese öffnete sich und der erwartete Vicekönig erschien auch wirklich in Person. Er trat ohne weitere Umstände die drei Stufen zum Tische hinauf, zog seine Uhr und sagte, indem er sie ablegte: „Meine Herren, ich bin bereit unser Geschäft zu beginnen, in einer Stunde muß es beendigt sein; bin ich bis dahin nicht zurück, so schießt mein Officier das Haus in den Grund." Betroffen über diese Sprache, beriethen sich die Inquisitoren einen Augenblick und geleiteten dann den entschlossenen Castel-Fuerte unter vielen Höflichkeitsbezeigungen zur Thür hinaus. — Die in einem eigenthümlichen Stil erbaute Universität schließt eine Kapelle und ein kleines Kloster ein. Die Aula oder der Hauptversammlungssaal hat ein sehr feierliches Ansehen. Ueber dem Sitz des Rectors wölbt sich ein Baldachin, zu beiden Seiten sieht man die geschlossenen Sitze der Professoren. Letztere wählen den Rector auf je drei Jahre, auch halten sie nie Vorlesungen, sondern wohnen blos den öffentlichen Disputationen und den Ertheilungen akademischer Würden bei. An dem Inquisitionsplatze steht auch das Gebäude der National-Bibliothek, welche gegen Ende 1841 über 400 Manuscripte und über 26,000 gedruckte Bände enthielt. Die Werke über die Eroberung Peru's und die erste Zeit der spanischen Herrschaft sind vollständig darin enthalten. Das in demselben Gebäude untergebrachte Museum von naturhistorischen Sachen, Alterthümern u. dergl. liegt noch in den Windeln der Kindheit. Man findet darunter Waffen und Hausgeräthe der wilden Indianer; Gewebe und Gefäße von Stein, Holz und Metall aus ihren Gräbern; einige hohle silberne und goldene Götzen, so wie einen massiv silbernen. Eine schwere eiserne Rüstung, wie sie die Spanier bei Eroberung des Landes trugen, konnte ich nicht ohne Erstaunen über die Körperstärke und Ausdauer dieser Krieger betrachten, die in einem so heißen Lande und in so gebirgigen Gegenden sich doch mit Leichtigkeit, ganz in Eisen gehüllt, bewegten und ihre Feldzüge so rasch ausführten. In der Nähe des erwähnten Platzes befindet sich die Münze, wo durchschnittlich im Jahre zwei und eine halbe

Digitized by Google

Millionen Piaster geprägt werden; doch ist die Maschinerie noch sehr mangelhaft.

Zu den Hauptvergnügungen gehört der Besuch des Theaters. Von dem Hause läßt sich nichts besonderes sagen, und auch die Stücke sind meistens schlecht. Der spanischen Sitte gemäß schließt die Reihe der Vorstellungen, das Hauptstück mag nun ein Trauer- oder ein Lustspiel gewesen sein, immer mit einer Posse. Außerdem wird auf der Bühne viel getanzt und gesprungen. Die Hauptspringer haben aber in den Logen ihren Sitz aufgeschlagen: ich meine das zahllose Heer der hier eingenisteten Flöhe, wodurch Einem der Aufenthalt im Theater sehr verleidet wird. Doch läßt sich diesem Uebelstande nicht abhelfen; man muß sich mit gehöriger Geduld waffnen, um während der Vorstellungen die Beine nur halbwegs stille zu halten. — In der Nähe des Theaters ist der Circus für die Hahnenkämpfe (Coliseo de Gallos), bestehend aus einem Rundbau (Amphitheater) mit einem zweckmäßigen Kampfplatz (Arena). Fast täglich finden hier einige Zweikämpfe statt, und wenn sich nicht hinreichende Parthien von Privatleuten mit Hähnen finden, so müssen die Unternehmer, welche das Local vom Staate gemiethet, an bestimmten Tagen für die nöthigen Hähne sorgen. Dem Kampfhahn wird der Sporn am rechten Fuß abgesägt und an dessen Stelle ein $2^1/_2$ bis 3 Zoll langes schmales, etwas sichelförmig gebogenes, sehr scharfes Messer gebunden. Oft stechen sich diese Thiere schon beim ersten Ansprung todt, und sind sie auch noch so schwer verwundet, so kämpfen sie doch noch lange fort, ehe sie der Mattigkeit und dem Blutverlust erliegen. Die Limeños (enj) lieben dies grausame Vergnügen leidenschaftlich, und es werden vor jedem Kampfe immer bedeutende Wetten eingegangen; für zweifelhafte Fälle ist ein beeidigter Schiedsrichter eingesetzt. Der Eintritt kostet zwei Realen, der Sitz noch eine; Sperrsitze vier Realen. — In dem nämlichen Gebäude des Coliseo de Gallos ist der Ballspielplatz: ein von sehr hohen Wänden umschlossener Hof; doch wird er jetzt weniger besucht als früher, da die Kreolen nicht so große Freunde des Ballspiels sind, als die Spanier.

Die schöne steinerne Brücke, welche Lima mit der Vorstadt

Digitized by Google

San Lazaro verbindet, ist 530 Fuß lang und ruht auf sechs Bogen, die 37 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserspiegel erhaben sind. Vermöge ihrer Festigkeit widerstand sie den Erdbeben von 1687 und 1746; nur der Schwibbogen am Ausgange der Stadt zur Brücke stürzte im letzteren Jahre ein und hat jetzt zwei seitliche Thürmchen mit einer Uhr in der Mitte. — Die aus Luftziegeln erbaute Mauer, welche die eigentliche Stadt mit Ausnahme eines Theils der Nordseite umgiebt, ist 18 bis 20 Fuß hoch, unten 10 bis 12 Fuß, oben 9 Fuß breit, hat also nicht Raum genug, um größere Geschütze darauf aufzufahren. In ihrem Umfange sind 34 Basteien angebracht. Das Ganze ist jedoch sehr in Verfall. — Von den neun Stadtthoren sind drei zugemauert. Bei jedem der offenen Thore sind Zollwächter, die besonders darauf zu achten haben, daß kein ungeprägtes Silber eingeschmuggelt wird. — Am südöstlichen Stadtende liegt das hübsche Kastell Santa Catalina, von ziemlich hohen Wällen umgeben und durch zwei Bastionen gedeckt.

Die Bevölkerung von Lima belief sich 1810 auf 87,000, 1826 auf 70,000, 1836 auf 54,000, 1842 auf 53,000. Erdbeben, Kriege und Seuchen haben zu dieser fortschreitenden Verminderung beigetragen. Auch das ganze schöne Peru, zur Zeit der Eroberung durch die Spanier so dicht bevölkert, zählt jetzt nur noch 1,400,000 Einwohner. Die Hauptstadt zeigt das bunteste Gemisch von Farben und Physiognomien. Man sieht die blendendweiße Kreolin, Tochter europäischer Eltern, neben dem ebenholzschwarzen Congo-Neger; in ihre Mitte tritt der rostbraune Indianer, und zwischen diesen Vertretern der Hauptstämme finden sich die Farbenschattirungen in regelmäßiger Abstufung. Der reinen Farbe entspricht der vollkommen scharf ausgeprägte Charakter. Anders verhält es sich mit den Mischlingen. Als Grundsatz für sie kann im Allgemeinen gelten, daß sie die Laster und Fehler ihrer Eltern, nicht aber ihre Tugenden und Vorzüge in sich vereinigen.

Die weißen Kreolen machen etwas weniger als den dritten Theil der Bevölkerung aus*). Sie sind schlank, ziemlich

*) Im Jahr 1836 gab es in Lima: 19,593 weiße Kreolen, meistens

Digitized by Google

groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haar. Leidenschaftliche Sinnlichkeit entstellt die nicht unedlen Gesichtszüge der Männer. Fehlt es ihnen an Chokolade, Backwerk, eingemachten Früchten und süßem Brei (Masamora), so fühlen sie sich unglücklich. Sie scheuen alle geistige und körperliche Anstrengung. Als Beschäftigung wählen sie am liebsten eine Krämerbude, wo sie mit ihren Nachbarn plaudern und ruhig ihre Cigarre rauchen können. Die Reicheren schlendern auf den Straßen umher, besuchen ihre Bekannten und plaudern Stunden lang an einer Straßenecke oder in einem Kaufladen. Sind sie Besitzer von Plantagen, so reiten sie zuweilen hinaus und lassen sich vom Oberaufseher Bericht erstatten. Die Nachmittage verbringen sie meistens im Coliseo der Hahnenkämpfe, in den Kaffeehäusern oder beim Spiel; denn sie sind eben so leidenschaftliche Spieler, wie die Spanier. Besonders stark wird im Badeort Chorillos gespielt, wo in der Wohnung einer der ersten Familien fast alle Abende ungeheure Summen auf dem grünen Tische umgesetzt werden. Die Dame des Hauses hält gewöhnlich die Bank. Jeder, ohne Unterschied des Standes und der Farbe, hat hier Zutritt, wenn er nur eine wohlgespickte Börse mitbringt. Das Spiel wird mit großer Ruhe betrieben; nur wenn falsche Würfel entdeckt werden, giebt es großen Lärm und dann geht es nicht ohne Dolchstiche ab, wie ich oft erlebt. In dieser schrecklichen Leidenschaft liegt der Ruin der meisten

---

Spanier, mit Einschluß der übrigen Fremden; 5292 Indianer; 24,126 Farbige oder Mischlinge; 4792 Sclaven; 825 Welt- und Klostergeistliche. — Kreolen heißen alle Amerikaner, welche von Eltern aus der alten Welt, seien es Europäer oder Afrikaner, abstammen. Es giebt also eben so gut weiße als schwarze Kreolen. Die vorzüglichsten Mischungen ersieht man aus der folgenden Zusammenstellung. Weißer und Negerin: Mulato; Weißer und Indianerin: Mestizo; Indianer und Negerin: Chino; Weißer mit Mulata: Cuarteron; Weißer mit Mestiza: Creole (nur durch einen blassen, in's Bräunliche spielenden Teint vom Weißen unterschieden); Weißer mit China: China blanca; Weißer mit Cuarterona: Quintero; Weißer mit Quintero: Weißer; Neger mit Mulata: Zambo negro; Neger mit Mestizin: Mulata oscura (dunkle Mulattenart); Neger mit Zamba: Zamba negra (fast ganz schwarz); Indianer mit Mulata: China oscura; Indianer mit Mestiza: Mestizo claro (oft sehr schön) u. s. w.

Digitized by Google

Familien und die Haupturſache der unzähligen unglücklichen Ehen; auch ſtehen die vornehmeren Frauen den Männern in dieſer Rückſicht gar nicht nach. — Die Bildung des Kreolen iſt bei allem angeborenen Talent in Folge vernachläſſigter Erziehung mangelhaft. Ich habe oft geſtaunt, welche arge Unwiſſenheit ſogenannte gebildete Peruaner über die Lage, Größe, phyſiſche Beſchaffenheit und die Erzeugniſſe des eignen Landes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruaniſcher Kriegsminiſter weder die Einwohnerzahl, noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die öſtliche Grenze von Peru und man könne zu Lande dorthin reiſen? Aus der Geſchichte kennen ſie faſt nur Napoleon und erlauben ſich oft die lächerlichſten Verwechſelungen. So erzählte mir ein angeſehener, für ſehr gelehrt geltender Mann einſtmals ausführlich, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe. Einige ausgezeichnete Kreolen machen indeß durch gründliche und tiefe Gelehrſamkeit eine ehrenwerthe Ausnahme von der Regel. In Geſellſchaften, ſelbſt wo Damen gegenwärtig ſind, beträgt ſich der weiße Limeno ſehr frei. Er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgültigkeit die undelicateſten Geſpräche. Bei Tiſche nimmt er, wenn Meſſer und Gabel nicht ſchnell genug zum Ziele führen, die Finger zu Hülfe, fährt mit den Händen in die Schüſſel und dreht die Brocken ſo lange herum, bis er einen findet, den er entweder ſelbſt verſchlingt oder ſeinem Gaſt mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Dabei iſt das häufige Spucken eine der unangenehmſten Gewohnheiten. Doch hat der Kreole auch ſeine guten Seiten. Er iſt mäßig in geiſtigen Getränken, gaſtfrei, zutraulich gegen Fremde, wohlthätig gegen die Armen, in ſeinem Betragen frei und offen, aber es fehlt ihm Feſtigkeit des Charakters; der erſte Eindruck reißt ihn leicht fort und er bedenkt nicht die Folgen ſeiner Handlungen. — Weit über den Männern, ſowohl körperlich als geiſtig, ſtehen die weißen Frauen von Lima. Sie ſind ſchlank und hoch gewachſen, haben aber doch einen kleinen wohlgebildeten Fuß. Die langen ſchwarzen Haare fallen in zwei oder vier Flechten über den Nacken herab; das blendend weiße Geſicht, dem der Hauch der Tropen die

Digitized by Google

blühende Frische nimmt, wird dafür durch das große dunkelglühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, so doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen zwei Perlenreihen geziert. So ist die Limeña eine stolze und doch mit allem weiblichen Liebreiz ausgestattete Erscheinung. Im Theater und in Gesellschaften erscheinen die Damen nach französischer Mode gekleidet. Auf der Straße, auf Spaziergängen, in der Kirche, bei Processionen ꝛc. haben sie eine ganz eigenthümliche Tracht, die „Saya" (Oberrock) und den „Manto" (Schleier). Es giebt zwei Arten Sayas, die man über die gewöhnliche Kleidung anzieht. Die eine, die enganschließende, jetzt weniger gebräuchliche, besteht aus einem engen Oberrock von schwerem Seidenstoff, der in unzählige feine röhrenförmige nach oben hin dichter werdende Längsfalten genäht ist. Er reicht vom Gürtel bis über die Knöchel und liegt dicht am Körper an; nach unten zu ist er ganz enge, so daß dadurch das rasche Gehen, das Niederknieen und Aufstehen in der Kirche sehr beschwerlich wird. Die zweite Art von Saya, die entfaltete, ist nur um den Gürtel eng anschließend und von da an weit, wie ein Reifrock. Die gewöhnliche Farbe der Sayos ist schwarz, grün, blau oder zimmetbraun. Der Manto ist ein schwarzseidener Schleier, der mittelst einer Schnur hinten an den Gürtel befestigt wird. Von da wird er über den Kopf und die Schultern geschlagen und vorn dicht zusammengeschlossen, so daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um ein Auge gesehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Brust und verdeckt das darunter liegende Kleid; die eine der handschuhbekleideten Hände hält den Schleier, die andere ein Taschentuch. Der Fremde hält die so vermummten Gestalten, zumal wenn er Rosenkränze in ihren Händen sieht, anfangs für lauter Nonnen. Die verschleierten Frauen, Tapadas genannt, nehmen sich auf den Straßen manche Freiheiten heraus, indem sie über alles, was ihnen auffällt, spitzige Bemerkungen hinwerfen. Der Schleier aber ist unantastbar; sollte ein Mann es wagen den Manto aufzuheben, so würde ihn das Volk dafür hart strafen. Die Verhüllung ist besonders den Liebesränken günstig und wird auch fleißig dazu benutzt, indem man das Oberkleid nach Uebereinkunft an einem Tage mehrmals ändert.

Digitized by Google

Zuweilen sieht man eine Dame in ganz zerrissener Saya; aber der werthvolle Shawl, das fein geränderte Taschentuch und die reichen Atlasschuhe verrathen hinlänglich, daß die Tapada aus vornehmem Stande ist und auf irgend ein Abenteuer ausgeht. Mit der Gefallsucht verbindet sich bei allen Frauen in Lima die Sucht nach Putz, wodurch die Vermögensumstände manches reichen Mannes zu Grunde gerichtet werden. Dies war besonders früher der Fall, wo Perlen und Diamanten immer ächt sein mußten, während man sich das Vergnügen zu prunken jetzt durch nachgemachte Schmucksachen wohlfeiler erkauft. Eben so leidenschaftlich lieben die Damen Wohlgerüche und begießen sich fortwährend mit allerhand wohlriechenden Wassern, räuchern auch ihre Zimmer täglich mit Räucherwerk. Die Süßmäuligkeit der Südländer tritt bei ihnen besonders stark hervor. Daher naschen sie fortwährend von den Eßwaaren, welche die Neger auf den Straßen feilbieten, als: süße Maiskuchen mit Rosinen (Omitas), Kuchen aus feingestoßenem Mais mit eingelegtem Schweinefleisch (Tamal), süße Brote (Pan de Chancay und Biscochos), Saftbrei von Früchten (Masamorita moroda), gestoßene mit Syrup gekochte Erbsen (Frijoles coladas). Fast jeder Dame steht eine übermäßig zahlreiche Dienerschaft zu Gebot. Eine Köchin, Kindermagd, ein Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, die der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich tragen, gehören zu einem ordentlichen Hausstand. Jeder dieser Diener geht seinem beliebten Schlendrian nach; die Hausfrau bekümmert sich wenig darum. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin und Orangenblüthen, frühstückt, empfängt oder macht Besuche, schaukelt sich des Mittags in der Hängematte oder streckt sich auf das Sopha und raucht eine Cigarre; des Abends ist sie im Theater, auf dem Marktplatz oder auf der Brücke. Das Tabakrauchen geschieht nur im Hause; doch scheint diese ziemlich allgemeine Sitte der Frauen jetzt etwas aus der Mode zu kommen. In den Klöstern wird von den Nonnen viel spanischer Schnupftabak (äußerst fein und röthlich) verbraucht. Außerdem vertreiben sich die Frauen ihre Zeit mit Clavier- und Guitarrenspiel, wozu sie singen, aber aus Mangel an guten Lehrern, gewöhnlich nur

Digitized by Google

mittelmäßig. Wenige beschäftigen sich mit Sticken und feinem Nähen, worin sie sich zuweilen sehr auszeichnen. Die Namen der Frauen klingen oft ganz sonderbar, da sie von dem Feste oder dem Heiligen des Tages, an dem sie geboren wurden, hergenommen werden, z. B. Nieves (Schnee), als Maria dem San Franzisco auf den Schneebergen erschien; Pilar (Brunnenbecken), von ihrer Erscheinung auf dem Brunnenbecken in Saragoza; Natividad (Geburt) heißen die, welche am Weihnachtstag, Candelavia, die an Lichtmeß, Jesus, die am Neujahrstag geboren werden. Gewöhnlich wird die verkleinernde Endsylbe ita angehängt, z. B. Doña Jesusita. Nach der Verheirathung wird der Name des Mannes an den eigenen mit de (von) angehängt, z. B. Maria Juana Rodriguez de Salazar. — Die Limeñas besitzen außerordentlich viel Geist. Sie haben einen durchdringenden scharfen Verstand, ein klares Urtheil, wissen schnelle und schlagende Antworten zu geben, sind ausgezeichnet durch seltene Charakterfestigkeit, Muth und Geistesgegenwart. Daher haben diese Frauen bei allen politischen Unruhen immer eine bedeutende Rolle gespielt. Als Gamarra, der frühere Präsident von Peru, im Jahr 1834 mit seinen Truppen in Lima vom Pöbel mit Steinen vertrieben wurde und er unschlüssig auf dem Plaza mayor stand, da sprengte seine Gemahlin Doña Franzisca auf ihn zu, riß ihm den Degen von der Seite, stellte sich an die Spitze der Truppen und commandirte einen wohlgeordneten Abzug, das einzige Mittel, sich und die Ueberreste der Truppen zu retten. Manche durch Bildung und Kenntnisse hervorragende Frau hat Lima aufzuweisen. So Doña Manuela Ravago de Riglos, Tochter eines edlen Spaniers, der unter drei Vicekönigen die schwierige Stelle eines Geheimsecretairs bekleidete. Sie widmete sich mit Eifer dem Studium der Literatur und verfaßte eine Anzahl Gedichte, die das tiefste Gefühl athmen und einen erhabenen Schwung der Gedanken an sich tragen. Der frühe Tod ihres Gatten wurde ihr nagender Todtenwurm, und sie starb leider in der Blüthe ihrer Jahre.

Die Indianer in Lima machen nur einen kleinen Theil der Bevölkerung aus. Es sind thätige unverdrossene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer

Digitized by Google

Ehrlichkeit bei den großen Kaufleuten eines guten Credits; auch unter den Posamentirern, Sattlern und Silberarbeitern giebt es viele Indianer. In Betreff ihrer geistigen Fähigkeiten stehen sie weit hinter den weißen Kreolen zurück.

Die Neger bilden ein Fünftel der Bewohner: mehr als 10,000, darunter 4800 Sclaven. Die Sclaven werden so milde behandelt, wie bei uns die Dienstboten. Hat ein solcher Strafe verdient, so wird er nur selten von dem Herrn selbst gezüchtigt, sondern in die Bäckerei geschickt; denn das Kneten des Teiges und das Backen des Brotes wird bei der großen Hitze als eine der beschwerlichsten Arbeiten angesehn und nur von Sclaven ausgeführt, die unter der strengsten Fuchtel eines unbarmherzigen Aufsehers stehen. Die Gesetze zum Schutz der Sclaven sind für diese sehr günstig. Ein eigends dazu angestellter Richter schützt sie vor ungerechten Mißhandlungen. Jeder Sclave kann sich für die Summe, die er werth ist, die Freiheit erkaufen. Auch werden ihnen täglich fünf bis sechs Stunden vergönnt, um für sich zu arbeiten und Etwas zu erwerben. Gewöhnlich verjubeln sie aber ihr Geld und trachten nicht sehr nach ihrer Freiheit; denn als Sclaven erhalten sie Wohnung, Nahrung, Kleidung und Pflege in Krankheiten, so wie sie aber frei sind, müssen sie für ihre Bedürfnisse selbst sorgen. Ich kannte einen alten Neger, der sich ein Vermögen von 6000 Piaster (8750 Thlr.) zusammengespart hatte, ohne sich seine Freiheit zu verschaffen, wohl aber hatte er seine Kinder und zwei Schwestern losgekauft. Er bemerkte mir mehrmals, wenn er frei wäre, würde er es nicht halb so gut haben. Als Bediente und Kutscher sind die Neger sehr tauglich, doch müssen sie beständig streng in Zucht und Aufsicht gehalten werden. — Viel besser als die eingeborenen sind die aus Afrika eingeführten Neger, Bosales genannt. Sie zeichnen sich durch geduldiges und folgsames Wesen, Treue und Anhänglichkeit vortheilhaft vor jenen aus. Harte Behandlung bewirkt bei ihnen Starrsinn und Widerspenstigkeit. Ueberhaupt behalten sie immer einen gewissen Stolz bei, besonders die aus fürstlichem Geblüt. Eine junge Negerprinzessin, die ein Spanier gekauft, konnte schlechterdings zu keinem Handdienst gebracht werden. Als sie auf den Markt geschickt wurde, stellte sie den

Digitized by Google

Korb auf die Erde und gab zu verstehen, sie sei gewohnt, bedient zu werden, aber nicht zu dienen. Lautlos ertrug sie die darauf folgende unbarmherzige Züchtigung, saß finster vor sich hinstarrend stundenlang auf der Erde, indem sie vor sich hin brummte: „yo clavita, yo clavita!“ (Ich eine Sclavin!), sprang dann auf und rannte mit dem Kopfe gegen die Mauer, bis sie besinnungslos niederstürzte. Da sie Zuneigung zu den Kindern des Hauses zeigte, so vertraute man ihr die Pflege derselben an, und diesen Dienst versah sie mit der rührendsten Zärtlichkeit; nie aber that sie die geringste Handleistung. Früher vereinigten sich die afrikanischen Neger der verschiedenen Stämme zu Innungen (Cofradias) mit regelmäßigen Zusammenkünften, wo den Sclaven aus fürstlichen Familien alle mögliche Ehrerbietung erwiesen wurde. Unter religiösen Ceremonien, Reden, Musik, Gesang und Tanz schwelgten sie in der Erinnerung ihrer fernen Heimath. Jetzt nehmen auch Kreolen und freie Neger daran Theil. Die Locale dieser Zusammenkünfte sind an den Wänden mit Negerkönigen, Elephanten, Kameelen, Palmen ꝛc. bemalt. — Die freien Neger sind in Lima, wie in ganz Peru, eine wahre Landplage. Zu faul zu einer anstrengenden Arbeit, suchen sie durch Stehlen, Betrügen und Straßenräuberei ihren Erwerb, dabei sind sie viehisch sinnlich und in allen ihren Neigungen ausschweifend. Mögen sie auch in ihrer Jugend als freigeborene Neger eine eben so gute Erziehung genossen haben, als die weißen Kreolen, so bleibt doch Sinnlichkeit der Angelpunkt alles ihres Denkens und Treibens. Der Bau ihres Schädels nähert sich den thierischen Formen und läßt nur eine geringe geistige Entwickelung zu. Dagegen erfassen sie alles Mechanische leicht und schnell, da bei ihnen, wie bei den Affen, der Nachahmungstrieb in hohem Grade vorherrscht. — Hauptbeschäftigungen der Neger in Lima sind das Lasttragen und der Wasserverkauf. Jeder Wasserträger hat ein Maulthier oder einen Esel, der mit zwei in einem korbartigen Behälter gestellten Fäßchen beladen ist. Die Ladung kostet einen halben Real. Die Sclaven müssen ihren Herrn täglich eine bestimmte Summe abgeben; der Ueberschuß ist ihr eigener Gewinn. Im Sommer müssen die Wasserträger den Hauptplatz besprengen und alle Montage

Digitized by Google

die ungemein zahlreichen herrenlosen Hunde tödten; letzteres thun sie mit wahrer Mordlust. Die Lastträger sind wahre Sonnenbrüder. Den ganzen Tag stehen sie, ihres Dienstes gewärtig, an den Straßenecken und in den Branntweinschenken (Pulperias) umher. Mit schweren Lasten befassen sie sich nicht, und für die kleineren lassen sie sich theuer bezahlen. Alle Morgen wird durch Neger Pferdefutter (Klee oder Gras) nach der Stadt gebracht. Jeder derselben treibt sechzig bis achtzig beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet der Treiber selbst auf einem der stärksten Esel und schlägt so unbarmherzig auf die armen Thiere los, daß sie immer im scharfen Trabe oder im Galopp davonlaufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut oder Fleisch weg, indem diese Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit verleugnen. Die Mißhandlungen, welche sie gegen diese harmlosen Thiere ausüben, grenzen oft an das Unglaubliche. Ich selbst sah einst, wie ein Neger, dessen Esel ermüdet war, einen großen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn damit so lange schlug, bis er todt niederfiel. Aus dem bisher Gesagten erhellt das Sprichwort: „Lima ist der Himmel der Frauen, das Fegfeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel.“ — Die Negerinnen sind etwas thätiger, ausdauernder und williger als die Männer. Als Wäscherinnen haben sie die üble Gewohnheit, die Wäsche sehr lange zu behalten. Einen Theil davon, besonders Hemden, Strümpfe und Linnentücher, waschen sie gleich nach dem Empfange, aber nur zum Gebrauch für sich und ihre Männer oder Liebhaber, die man an Feiertagen in den feinsten Hemden einhergehen sieht. Erst nach ein paar Monaten wird die wieder gereinigte Wäsche zurückgegeben. Sehr gern wählt man die Negerinnen als Ammen*) und als solche erfüllen sie ihren Zweck vortrefflich. Aber

*) Es ist in Lima herrschende Sitte, für die Neugeborenen Ammen, gewöhnlich Sclavinnen, anzunehmen. Bei der Wahl pflegt man nur die Gesundheit, nicht aber den Charakter zu berücksichtigen. Nichts desto weniger beweisen zahlreiche Beispiele, daß die Kinder schon mit der Muttermilch den Keim zu Fehlern und Tugenden in sich aufnehmen. Mancher Familienvater hat mich versichert, daß er in jedem seiner Kinder das treue Bild der Amme,

Digitized by Google

ihre Putzsucht ist unbegrenzt. All ihr Erspartes wird dazu verwendet. In feinen weißen, reich mit Spitzen besetzten Mousselin-Kleidern mit kurzen Aermeln, aus denen die kohlschwarzen Arme hervorquellen, mit blaßrothen seidenen Strümpfen, hellblauen Atlasschuhen, großen goldenen Ohrgehängen, nacktem Hals und Brust stolzieren sie an Festtagen einher. Aechte Edelsteine machen oft ihren Schmuck aus. Eine Sclavin einer mir bekannten Familie besaß eine Perlenschnur, die mehrere tausend Thaler werth war, und das reine Weiß dieser Perlen hob sich wundervoll auf dem tiefschwarzen Nacken hervor. — Die Neger, sowohl die Sclaven als die Freien, reden die Weißen immer mit „mein Gebieter" (miamo) und „Euer Gnaden" (Su merced) an. Die Indianer dagegen, die sich viel mehr dünken, gebrauchen die unter den Weißen üblichen Ausdrücke „Señor" (Herr) und „Usted" (Ew. Gnaden).

Nachdem wir die Hauptracen betrachtet, wenden wir uns nun zu dem bunten Heer der Mischlinge, die in Lima einen so beträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachen. Das beste Kennzeichen der Abstammungsverschiedenheiten ist das Haar der Frauen, welches viel weniger trügt, als die Gesichtsfarbe, die zuweilen in grellem Widerspruch mit der Abstammung steht. Es giebt Mulattinnen mit blendend weißer Gesichtsfarbe, die aber an ihrem kaum fingerlangen Wollhaar den untrüglichen Stammbaum mit sich herumtragen. Die weißen Kreolinnen haben für dergleichen Kennzeichen einen eigenthümlichen Scharfblick, indem sie auf ihre reine Abkunft von Europäern stolz sind. Denn trotz der republikanischen Verfassung herrscht in Peru doch ein außerordentlich starker Kastengeist, wobei das Hellere sich immer in den Vordergrund drängt. Der Weiße wird von allen Andern beneidet und behauptet ohne Widerspruch den Rang des Edelsten. Der Indianer sieht mit Abscheu auf den Neger, dieser

---

die es gestillt, wiederfinde. Ich fragte einen Limeño, der sich über die Bosheit und Trägheit seines sechsjährigen Sohnes bitter beklagte, nach der Amme desselben, und es fand sich, daß es eine Zamba war, die wegen ihres boshaften tückischen Wesens und wegen ihrer Faulheit schon nach sieben Monaten das Kind verlassen mußte. Den Eltern waren jene Eigenschaften durchaus fremd.

Digitized by Google

mit Verachtung auf den Indio. Der Mulatte glaubt sich fast dem Europäer gleich und nennt den Mestizen einen viehischen Indianer. Der unverschämte Zambo lacht über Alle und sagt, wenn er selbst auch nicht viel werth sei, so sei er doch besser als seine Eltern. Jeder findet irgend einen Grund, sich besser und die übrigen schlechter zu machen.

Der Satz, daß Mischlinge nur die Fehler, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern haben, gilt nicht unbedingt. Die Mestizen machen eine ehrenvolle Ausnahme davon, indem sie viele gute Eigenschaften sowohl der Weißen, als der Indianer haben. Sie sind sanft, mitleidig, gute Freunde in der Noth, wenn es auf augenblickliche Hülfe ankommt, aber mit der leichten Erregbarkeit verbindet sich Wankelmuth; auch fehlt ihnen Tapferkeit. Sie schließen sich mit großer Vorliebe an die Weißen an. Im Innern des Landes, wo ganze Dörfer nur aus Mestizen bestehen, nennen sie sich „die Weißen" und stellen sich schroff den Indianern gegenüber. Man kann ihnen kein größeres Compliment machen, als wenn man sie fragt, ob sie nicht Spanier seien, was sie in der Regel bejahen. Ihre Farbe ist hellbraun, zuweilen etwas in's Schwärzliche hinüberspielend. Die Haare sind schlicht, lang und sehr stark. Häufig sieht man bei den Mestizinnen armsdicke, bis an's Knie niederhängende Haarflechten. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart, aber scharf ausgeprägte Gesichtszüge und einen starken Körperbau. Sie betreiben meistens ein Handwerk oder Hausirhandel. — Sehr verschieden sind von ihnen die Mulatten, zwar etwas schwächlich gebaut, aber in geistiger Beziehung alle Mischlinge weit überragend. Sie zeichnen sich durch großes Geschick für mechanische Arbeiten, durch außerordentliche Auffassungsgabe und ein merkwürdiges Nachahmungstalent aus. Jeder neue Eindruck faßt sie, und ihre Gefühle steigern sich alsbald zu Leidenschaften. Gleich den Schmetterlingen, die von Blume zu Blume fliegen, haschen sie nach dem flüchtigen Sinnengenuß der Gegenwart, ohne sich viel um die Zukunft zu kümmern. Einige, die man mit dem Spottnamen Palanganas (eig. Waschbecken, figürlich: leerer Prahlhans) bezeichnet, sind mit einem so starken Gedächtniß begabt, daß sie noch nach Jahren Reden und Pre-

Digitized by Google

digten, die sie einmal gehört, wörtlich wiederholen können. Dabei haben sie eine üppige Phantasie und eine grenzenlose Unverschämtheit. Ueberall, wo es etwas zu sehen oder zu hören giebt, drängen sie sich vor, merken auf Alles, was ihnen bei feierlichen Gelegenheiten in Predigten und Reden der Abgeordneten auffällt. Früher, als die Universität San Marcos noch in ihrer Blüthe war, stellte sich bei Ertheilung einer akademischen Würde ein Chor solcher Palanganas auf die Tribüne, verfolgte mit komischem Ernste alle Reden und Disputationen, machte Glossen, mischte sich in die wichtigsten Fragen und wiederholte hernach auf der Straße die lateinischen Schlußsätze oder ganze weitläuftige Auseinandersetzungen mit dem eifrigsten Geberdespiel. Wo zwei solche Menschen sich treffen sind sie unermüdlich, sich einander die gehörten Zeitungsartikel, Redensarten, Bruchstücke aus Predigten ꝛc. zu wiederholen und gesticuliren sich dabei fast zu Tode. Einst stellte sich in der Kirche von San Agustin ein Palangana dem predigenden Mönche gegenüber und gab ihm durch die lebhaftesten Geberden sein Mißfallen zu verstehen, so daß der Priester endlich ausrief: „Dieser Mulatte stört mich, bringt ihn hinweg!" „Oho" erwiederte dieser sogleich, „dies ist das einzige Neue, denn diese Predigt hat schon vor zwei Jahren Bruder Manuel in San Francisco gehalten!" — Als Barbiere sind die Mulatten ganz in ihrem Element. Viele studieren jetzt mit Eifer Medicin oder widmen sich, nachdem das Gesetz ihnen solches erlaubt, dem geistlichen Stande. Unter den Mulattinnen giebt es einzelne sehr schöne; aber immer fehlt das edle Oval des Gesichtes, das in der Regel ganz rund und etwas dick ist, mit stark hervortretenden Zügen der Sinnlichkeit. Ihre Reize verwelken rasch und dann kommt die Negerphysiognomie zum Vorschein. Ihr Haar ist kaum fingerlang, pechschwarz und kraus; sie flechten es sehr künstlich in hundert Zöpfchen. Die Gesichtsfarbe spielt vom reinen Weiß bis zum Schwarzbraun. Meistens sind sie dunkle Brünetten mit großen schwarzen Augen und perlweißen Zähnen. An Eitelkeit wetteifern sie mit den Negerinnen. Tanz, Guitarre, Spiel und Gesang lieben sie leidenschaftlich; ihre Stimme ist wohlklingend, aber nicht ausgebildet. Im Ganzen sind sie thätig, aber launisch

Digitized by Google

und falsch. — Die schlechteste Klasse aller Mischlinge bilden die Zambos. Alle Laster erreichen bei ihnen den höchsten Grad der Entwickelung. Kaltblütig begehen sie die größten Verbrechen und mit stumpfer Gleichgültigkeit setzen sie sich auf die Bank, um todt geschossen zu werden, oder ertragen die härtesten Strafen. Sie stehen viel tiefer als die Neger, da ihnen die Vorzüge derselben abgehen. Ihr Körperbau ist stark und muskelkräftig, ihre Gesichtsfarbe schwarz, in's Olivenbraune übergehend, die Nase weniger platt, als bei den Negern, aber eben so aufgeworfen, das Haar etwas länger als bei den Negern und in größeren Locken gekräuselt; die Männer haben einen sehr spärlichen Bart. Die kleinen und durchdringenden Augen verrathen Boshaftigkeit und Heimtücke. — Wenig besser als die Zambos sind die Chinos, aber klein und etwas schmächtig. Ihre Gesichtsbildung ist häßlich. Nase und Mund sind die des Negers, Stirn, Wangen und Augen die des Indianers. Ihr Haar ist schwarz, struppig und weniger gekräuselt als das des Mulatten. Sie sind heimtückisch, grollend, falsch und blutdürstig, als Feinde sehr gefährlich. Eine Beleidigung vergessen sie nie und brüten so lange auf Rache, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Befriedigung gefunden. —

Der größte Theil der Fremden in Lima besteht aus Altspaniern, die vor dem Befreiungskriege eingewandert, wenige nach demselben. Die meisten sind Grundbesitzer oder Kaufleute. Nach den Spaniern folgen die Italiener, deren es hier mehrere Tausende giebt; es sind namentlich Genueser, meistens entlaufene Matrosen oder Abenteurer. Sie pflegen wohl mit einer kleinen Branntweinschenke und einem Spezereiladen anzufangen, vergrößern allmählig das Geschäft und sparen sich so ein Vermögen, mit dem sie in ihr Vaterlund zurückkehren. Sehr Viele von ihnen haben beträchtliche Reichthümer erworben und große Magazine angelegt. Die Franzosen in Lima sind, wie in Valparaiso, Modehändler, Schneider und Haarkräusler, bieten kurze Waaren (Quincaillerie) feil ꝛc. Wegen ihrer Prahlereien sind sie durchaus nicht beliebt. In größerer Achtung stehen die Engländer und Nordamerikaner, wovon die meisten Kaufleute. Deutsche giebt es hier nur in geringer Anzahl. Sie zeichnen

Digitized by Google

sich als tüchtige Kaufleute aus und werden von den Eingeborenen sehr geschätzt. „Ernst wie ein Deutscher", ist sprichwörtliche Redensart. — Die Politik, welche die Engländer und Franzosen gegen Peru (und die meisten anderen kleineren Freistaaten Amerika's) beobachten, geht über unsere Begriffe. Sie verletzen die Gesetze und Rechte der Republik oft auf die schmachvollste Weise und pochen dann, falls dergleichen zur Sprache kommt, auf ihre Kriegsschiffe. Zu den meisten Streitigkeiten geben die Schmuggeleien Anlaß, die von den Franzosen mit beispielloser Unverschämtheit betrieben werden.

Das Spanische wird in Peru mit vielen Abweichungen gesprochen. Die Landesbeschaffenheit spiegelt sich auch hier, wie überall, in der Sprache ab. Wie der Schweizer aus der Tiefe seine harten Kehllaute (entsprechend dem Fels und den Thalschluchten) hervorholt und sie mit möglichst starkem Hauch (entsprechend dem scharfen Windzug der Gipfel und dem Föhn) ausstößt, so der Peruaner der Cordillera, und wie der Bewohner der Sandflächen in Norddeutschland die härteren Consonanten weich spricht, so der Küstenbewohner von Peru. In Lima sprechen die weißen Kreolen das beste Spanisch, was aber nicht viel sagen will, da es die übrigen Bewohner sehr schlecht sprechen.

Die Bildungsanstalten Limas für den ersten Unterricht sind zahlreich und im Ganzen genommen ziemlich gut eingerichtet. Die drei lateinischen Schulen werden von etwa zwei hundert Schülern besucht. Wer sich einem Fachstudium widmen will, muß sich in eins der dazu bestimmten Collegien aufnehmen lassen. Wir heben das Collegium de San Carlos hervor, für Theologen, vorzüglich aber für Juristen bestimmt. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf 100. Das Gebäude enthält schöne große Säle, einen geräumigen Speisesaal, eine reiche Bibliothek, einige physikalische Vorrichtungen, eine Kapelle, einen Garten und freie Hofräume. Fünf Professoren lehren die Rechte, zwei Theologie; für den Unterricht im Französischen, Englischen, in der Geographie, Mathematik, Physik, im Zeichnen und in der Musik ist ebenfalls gesorgt. Die jährlichen festen Einkünfte belaufen sich auf 19,000 Piaster (zu 1 Thlr. 13 Sgr.

Digitized by Google

10 Pf.). Das für die Medicin bestimmte Collegium ist am schlechtesten bestellt. Da wegen der großen Hitze die Leichname kaum vier und zwanzig Stunden lang aufbewahrt werden können, so wird dadurch ein gründliches Studium der Zerlegungs-Wissenschaft (Anatomie) sehr beeinträchtigt. In der Universität „San Marcos" werden keine Vorlesungen gehalten, sondern nur die öffentlichen wissenschaftlichen Grade ertheilt. Nach der Disputation werden die Stimmen in zwei silbernen Henkelgefäßen (Amphoren) gesammelt. Der glücklich bestandene Candidat bedankt sich darauf und wird von den sämmtlichen Facultätsmitgliedern mit dem Rector an der Spitze umarmt. Früher kostete der Doctorgrad über 2000 Thaler. Der Candidat mußte am Abend vorher jedem der Facultätsmitglieder einen neuen Thaler, einen Becher voll Gefrornes und einen Teller voll Backwerk in's Haus schicken.

Die Stadt zählt eine Menge von Welt- und Klostergeistlichen. Die Mönche dürfen jederzeit ihr Kloster verlassen. Daher begegnet man auf allen Straßen Mitgliedern der verschiedensten Orden, am häufigsten fetten Dominikanern, die sich in den Vorhallen der Häuser hinsetzen und Dame spielen oder vor den Krämerbuden stehen und die Tapadas beäugeln. Viele von ihnen fallen durch Unreinlichkeit auf und mit roher Unwissenheit verbinden sie einen unausstehlichen Dünkel. In allen Kaffeehäusern, Schenken, bei Stiergefechten und im Theater trifft man sie; die beiden letzteren Vergnügungen besuchen sie jedoch verkleidet. Die Franziskaner und andere Orden geben ihnen wenig nach, nur die Barfüßer führen ein strengeres Leben. Den Mönchen des guten Todes (buena muerte) liegt die Pflicht ob, Sterbenden den letzten Trost zu spenden. Hören sie von einer gefährlichen Krankheit, so kommen sie unaufgefordert in's Haus und verlassen den Patienten nicht eher, als bis er entweder außer Gefahr ist, oder den Geist aufgegeben hat. Tag und Nacht bringen sie bei ihm mit Gebeten zu und gönnen sich kaum Zeit für die nöthigste Ruhe und Erquickung. Mehrere von ihnen haben durch ihre lange Erfahrung einen ausgezeichneten Scharfblick erlangt, um die Gefahr zu beurtheilen, und oft sagen sie mit staunenswerther Gewißheit die Todesstunde voraus. So

Digitized by Google

wie der Sterbende den letzten Athemzug gethan, sprechen sie ein kurzes Gebet, geben dem Leichnam einen Nasenstüber (den Grund davon konnte ich nicht erfahren) und entfernen sich schweigend. Ihre Amtstracht ist schwarz mit einem großen rothen Kreuz auf der Brust; ein langer kahnförmiger Hut bedeckt den Kopf. — Prozessionen gehören zu den Lieblingsunterhaltungen der Limeños, wobei die meisten Frauen als Tapadas dem Zuge folgen; allen ist es nur ein anziehendes Schauspiel. Einen ernsten Charakter hat der Umzug, welcher am 28. October gehalten wird, als Erinnerung an das grause Erdbeben von 1746, welches die Stadt in einen Schutthaufen verwandelte. — Alle Morgen um drei Viertel auf neun Uhr wird mit der großen Glocke in der Kathedrale ein Zeichen gegeben, wenn der Priester im Hochamte die Hostie emporhält. Sogleich verstummt alles Geräusch auf Straßen und Plätzen. Die Wagen stehen still, die Reiter halten ihre Pferde, die Fußgänger ihre Schritte an. Jeder unterbricht sein Geschäft oder sein Gespräch, nimmt seine Kopfbedeckung ab und sagt ein Gebet. Kaum verhallt der ernste Klang zum dritten Mal, so beginnt augenblicklich wieder das wirre Getöse. Das Nämliche findet abends zwischen sechs und sieben Uhr statt, wenn zum Abendgebet geläutet wird. Die Kathedrale giebt wieder das Zeichen, und alle Kirchenglocken wiederholen die drei Schläge. Alles wird abermals wie durch einen geheimnißvollen Zauber in starre Regungslosigkeit gebannt. Dem rohesten Neger erstirbt der Fluch auf den Lippen; dem unmenschlichen Zambo, der eben unbarmherzig auf sein Lastthier losschlägt, sinkt der Arm wie gelähmt; die grob scheltende Mulattin bleibt mit halb offenem Munde stehen; dem Witz der neckenden Tapada wird die Spitze abgebrochen; der Krämer läßt seine Elle, der Handwerker sein Werkzeug, der Mönch sein Spiel liegen: alle vereinigen sich zu dem nämlichen leisen Gebet. Nachher bekreuzt sich ein Jeder und wünscht seinem Nächststehenden „gute Nacht" (buenas noches, spr. notsches). Es wird als eine Höflichkeit angesehen, dem Andern das Vorrecht einzuräumen, zuerst „gute Nacht" zu sagen. Stehen mehrere Personen zusammen, so erwartet man, daß die älteste oder angesehenste Person den Wunsch ausspricht. Gewöhnlich fordert man den Nächststehenden dazu

Digitized by Google

auf mit den Worten: „Sagen Sie es". Dieser erwiedert dann wohl aus Artigkeit: „Nein, Herr, sagen Sie es", und oft will dies gegenseitige Complimentiren kein Ende nehmen. — Die Feier der Weihnachtsnacht wird mit lautem Jubel begangen. Bis Mitternacht wächst das Getümmel auf den Straßen und Plätzen. Tausende sitzen auf Bänken oder wogen ab und zu, genießen Limonade, Gefrorenes oder Backwerk und sehen den scandalösen Tänzen der Farbigen zu, die gewöhnlich auf eine unglaublich ausverschämte Weise aufgeführt werden. Um Mitternacht wird zur Messe geläutet und Alles strömt in die herrlich erleuchteten Kirchen. Der mit außerordentlichem Pomp gefeierte Gottesdienst dauert bis ein Uhr morgens. Am Weihnachtstage hat man in vielen Häusern sogenannte „Nacimientos" oder bildliche Darstellungen der Geburt Jesu, oft sehr lieblich anzuschauen. Am Tage vor Weihnachten besucht der Präsident der Republik mit einigen höheren Staatsbeamten nach altem Herkommen alle Gefängnisse, um sich von dem Zustande der Gefängnisse zu überzeugen, was zu den spanischen Zeiten oft sehr heilsame Folgen hatte, jetzt aber ohne alle Nachwirkung ist. Die meisten Präsidenten von Peru kennen den Aufenthalt in solchen Gemächern aus eigener Erfahrung. — Mit dem Tage der unschuldigen Kinder (los santos inocentes, am 28. December) verbinden die Peruaner eine eigenthümliche Gewohnheit, die jedoch in Lima wegen des Handelsverkehrs und der vielen Fremden weniger scharf hervortritt, als im Innern des Landes. Jeder sucht nämlich den Andern anzuführen, gewöhnlich so, daß er Etwas borgt, was aber der Sitte nach nicht zurückgegeben wird. In einigen Städten des Gebirgs werden deshalb an diesem Tage durchaus keine Geschäfte gemacht, und ich habe in einer derselben gesehen, wie ein Mestize von einer Schuld von 73 Thalern frei gesprochen wurde, weil der Gläubiger sie ihm am 28. December vorgestreckt. Läßt Jemand sich überlisten, so ist er wochenlang das Gespött seiner Bekannten, und immer heißt es: „Welch Unschuldiger!" (que inocente!) — In der Carnevalszeit besteht das Hauptvergnügen der Limeños darin, sich gegenseitig mit Wasser zu begießen. Von den Balconen werden die verschiedenartigsten Flüssigkeiten auf die Vorübergehenden ge-

Digitized by Google

schüttet. An den Straßenecken stehen Neger und tauchen Jeden, der sich durch kein Lösegeld freikauft, unter Mißhandlungen in die Straßengraben; für Geld findet man aber die Gnade, daß Einem nur ein paar Hände voll schmutzigen Wassers über den Kopf gegossen werden. Schaaren junger Männer dringen in die Wohnungen der ihnen bekannten Familien, überfallen und jagen die Damen in allen Zimmern herum. Anfangs begießt man sich mit wohlriechendem Wasser, dann mit Brunnenwasser, sehr oft mit ekelhaften Flüssigkeiten. Da die Frauenzimmer sich bei dem Jagen sehr erhitzen und sie ihre triefend nassen Kleider nicht wechseln können, so ziehen sie sich oft dadurch gefährliche und langwierige Krankheiten zu. Die Beleidigungen, die bei diesem rohen Spiele vorfallen, ziehen nicht selten Dolchstiche und Mordthaten nach sich. Ein anderer derber Spaß während der Carnevalszeit, um die Leute zu erschrecken, besteht darin, daß man einen großen, mit Glas- und Porzellanscherben gefüllten Sack an einen starken Strick bindet und im Balcon befestigt. Die Länge des Stricks ist so berechnet, daß der Sack wenigstens sieben Fuß über der Straße erhoben bleibt. Der Sack wird nun plötzlich zum Fenster hinausgeworfen; mit lautem Rasseln fällt er, bleibt aber in unschädlicher Entfernung über dem Kopfe des Vorübergehenden schweben, der sich erschrocken auf die Erde bückt oder rasch zur Seite springt und mit schallendem Gelächter gefoppt wird. Obgleich Jeder die Vorrichtung kennt, so kommen doch Fälle vor, daß Leute vor Schreck besinnungslos zur Erde stürzen; die Pferde scheuen heftig davor zurück und werfen ihre nicht ganz sattelfesten Reiter ab. Die Polizei verbietet zwar alljährlich das öffentliche Begießen und das Sackwerfen, doch kehrt man sich nicht daran. — Einer der Hauptvergnügungstage des Volks, besonders der Farbigen, ist der Johannistag, wo die Spazierfahrt nach der Amancaes stattfindet. Dies ist eine halbkreisförmige, von dürrer Hügelreihe eingeschlossene Ebene, eine Stunde nordwestlich von Lima gelegen. Während der heißen Jahreszeit ist diese Fläche eine Wüste; in der Zeit der Nebel aber bedeckt sie sich mit Blumen, unter denen sich eine große gelbe Lilie auszeichnet, die in der letzten Hälfte des Juni am vollsten blüht. Dann errichtet man dort Buden, die reichlich

Digitized by Google

mit Branntwein, Chiche (Getränk aus Mais), Guarapo (erfrischendes Getränk aus Zuckerrohr), Limonaden und Früchten versehen sind. Am Johannistag reiten und fahren Leute aller Stände und Farben schon früh hinaus und verbringen den Tag mit Tanzen, Spielen, Trinken und Blumenpflücken, bis man gegen Abend heimkehrt. Jubelnd fahren die Mulattinnen und Zambas, Kopf und Brust mit Lilien geschmückt, in vollgepfropften Wagen nach der Stadt zurück, und ihre schwarzen Cavaliere begleiten sie, meistens ganz betrunken auf bekränzten Pferden.

Für Spaziergänge ist in der Nähe von Lima hinlänglich gesorgt. Vor dem Callaothor, in der Vorstadt San Lazaro, längs des Rimac wandelt man unter langen und breiten Baumreihen. Auf der Brücke und der Plaza mayor genießt man an den Sommerabenden die kühlende Luft der Cordilleren. Auf der Brücke steht dicht gedrängt die Reihe der Herren, während die Frauen sich in die Rundformen (Rotonden) setzen, die über jedem Pfeiler angebracht sind. Ununterbrochen bewegt sich vor ihnen auf und ab die Menge der Spaziergänger, die nach den Baumgängen gehen oder auf dem Platz Erfrischungen zu sich nehmen an Tischen mit Limonaden, Mandelmilch und Gefrornem; die Besucher setzen sich auf Bänke, welche diese Tische im Viereck umgeben. — Eins der nothwendigsten Bedürfnisse ist für die Limeños das Eis, welches in einer Entfernung von 28 Leguas (21 Meilen) aus den Cordilleren auf Maulthieren geholt und dort von Indianern auf den Gletschern mit Aexten gehauen wird. Alle zwei bis drei Stunden ist eine Station, wo frische Maulthiere bereit stehen, denen man eiligst die Ladung auflegt und die, so oft es der Weg erlaubt, im starken Trabe dahin eilen müssen; denn jede Ladung verliert durch Schmelzen bedeutend. Jedes Maulthier trägt 300 Pfund, und dreißig derselben werden täglich nach Lima gesandt. In 18 bis 20 Stunden gelangt das Eis dahin. Täglich verkauft man in der Stadt 50 bis 55 Centner, davon zwei Drittel zur Bereitung des Gefrornen (Helado). Den ganzen Tag ziehen Indianer mit Kübeln auf den Köpfen durch die Straßen und schreien ihr eintöniges he-he-la-do! Das meiste Gefrorene wird von Milch oder Ananassaft bereitet. Außerdem erfrischen sich die Limeños in der heißen

Digitized by Google

Jahreszeit durch fleißiges Baden. Gewöhnlich geschieht dies in großen Brunnen von Privathäusern, doch hat man in der Nähe des Rimac auch öffentliche Bäder. Sie befinden sich in einem langen niedrigen, mit Strohmatten bedeckten Gebäude. In das erste Zimmer ergießt sich eine starke klare Quelle, die folgenden kleineren Gemächer erhalten ihren Wasserzufluß nur vom ersten mit allen darin abgeschwemmten Unreinigkeiten, weshalb sie selten besucht werden. Man badet fast ausschließlich in den frühen Morgenstunden. Des Nachmittags fahren zuweilen Damen hinaus und baden sich in den Privatzimmerchen. Jedes Bad kostet einen Real. Die Aufsicht über die Anstalt hat ein Zamba, der dem Badehaus gegenüber wohnt und Branntwein und schöne Früchte verkauft.

Zu Spazierfahrten und bei Besuchen in der Stadt bedienen sich die Damen gewöhnlich der Caleza(esse). Dies ist eine Art unförmlicher viereckiger ganz geschlossener Kasten auf zwei hohen Rädern. Viele der ältern sind außen, statt bemalt, mit buntem Papier überzogen. Die Caleza wird von einem Maulthier gezogen, auf dem ein Neger in Livree sitzt. Während der Glanzzeit der spanischen Herrschaft wurde mit diesen Wagen ein unglaublicher Luxus getrieben; nicht selten waren die Reife der Räder von Silber und die Maulthiere statt mit Eisen mit Silber beschlagen. Hübscher als die Caleza ist das von zwei Pferden oder Maulthieren gezogene Calezin. Zwischen Callao und Lima ist seit einigen Jahren eine regelmäßige Omnibuslinie errichtet. Nach anderen Punkten der näheren Umgebung von Lima fährt man auf der sogenannten Balanzin, einer Art Caleza, welche von drei neben einander gespannten Pferden gezogen wird, aber so schlecht gebaut ist, daß man den leisesten Stoß des Wagens mit verdoppelter Stärke empfindet. Der Mangel an ordentlichen Straßen verhindert, auf weitere Entfernungen sich der Fuhrwerke zu bedienen. Nur längs der Küste, südlich von Lima, kann man auf diese Weise ungefähr dreißig Meilen mit bedeutenden Unkosten zurücklegen. Es werden dann immer sechzig bis achtzig Pferde neben dem Wagen hergetrieben, da jede halbe Stunde umgespannt werden muß, weil sich die Räder nur höchst mühsam in dem mehr als Fuß tiefen Flugsand fort-

Digitized by Google

bewegen lassen. Unter diesen Umständen ist das Reiten in ganz Peru sehr gebräuchlich. Jedermann hält sich ein oder mehrere Pferde. Die Damen in Lima sitzen mit vieler Anmuth auf Quersätteln. Ihr Reitanzug besteht aus einem weißen Oberkleide, reich mit Spitzen besetzten Beinkleidern, einem feinen weißen Poncho und einem breitkrempigen Strohhut. Nur die farbigen Frauen setzen sich auf Männersättel und bändigen manchmal die wildesten Pferde. Das Reitzeug der Pferde ist oft sehr kostbar. An der Küste und im Innern sah ich Kopfgeschirr, Zügel und Schwanzriemen ganz aus feinen in einander greifenden Silberringen verfertigt, den Sattel mit Goldstickereien geziert, den Sattelbausch schwer mit Gold eingelegt. Solchen Luxus machen besonders die Mestizen. Das Kostspieligste sind gewöhnlich die Steigbügel: pyramidenförmig aus Holz geschnitzt, ungefähr einen Fuß hoch und unten eben so breit, vorn und seitwärts geschlossen. Die Ecken werden mit Silber beschlagen, die Spitze mit einer schweren silbernen Glocke eingefaßt, an welcher oben ein Ring für die Bügelriemen. Ein Pfarrer des Gebirgs ließ sich ein paar Steigbügel anfertigen, deren Silberverzierungen vier Pfund wogen, und das ganze Reitzeug hatte einen Silberwerth von mehr als 1500 Thaler. Die kolossalen Sporen sollen nach einem alten Gebrauch anderthalb Pfund Silber halten; die Räder haben 1½ bis 2 Zoll im Durchmesser und 25 bis 30 lange aber stumpfe Zacken. Am Zaume sind Stangen und Trensen in einem Stücke vereinigt und haben nach hinten einen Ring, an dem die lange Reitpeitsche befestigt ist. Kopfzeug und Zügel sind aus schmalen Riemen von ungegerbtem Kalbs- oder Schafleder geflochten und mit silbernen Schnallen verziert. Der Schwanzriemen wird durch ein breites, auf der Schwanzwurzel herzförmig erweitertes Leder bedeckt, auf dem gewöhnlich das peruanische Wappen prangt: ein Guanaco (Lama), eine Palme, ein Füllhorn in drei Feldern. Der Sattel ist kurz und so eng, daß der Reiter darin fest eingepfercht ist und man fast unmöglich herausfallen kann. Wenn aber das Pferd in gestrecktem Galopp stürzt und der Reiter hat nicht Zeit sich aus seiner gepreßten Lage zurückzuwerfen, so wird sein Körper leicht mit solcher Gewalt gegen den hohen vordern Sattelbausch ge-

Digitized by Google

schlagen, daß meistens augenblicklicher Tod die Folge davon ist. Ueber den Sattel wird eine Ellen lange und anderthalb Ellen breite Decke, der Pellon, gelegt. Die gemeinen Pellones werden aus zwei ungegerbten Schaffellen zusammengenäht. Bei den feineren wird die rohe Wolle in unzählige feine fingerlange Flechtchen gedreht und diese in einen Wollstoff eingewoben, so daß das Ganze dem Fell eines langhaarigen Thieres gleicht. Die aus Chile und Buenos Ayres sind für die peruanischen Landessättel zu schmal, wohl aber passen sie für die englischen Sättel; gewöhnlich sind sie langhaariger und werden aus Wolle mit Seide untermischt gefertigt. Ein sehr feiner Pelon kostet 20 bis 25 Louisd'or, ein weniger feiner 12 bis 16, ein gewöhnlicher 8 Louisd'or. Ihre Farbe ist am häufigsten blau, dann weiß, roth und grün. Zwischen Sattel und Pellon legt man, besonders auf Reisen, lederne oder wollene Quersäcke mit dem Mundvorrath und den nothwendigsten Sachen. Anfangs erscheint dem Fremden das peruanische Reiten schwerfällig, bald aber findet er es sehr zweckmäßig, selbst schön. Das edle peruanische Pferd ist feiner gebaut als die andalusische Stammrace, mittelgroß, etwas kurz, mit starker breiter Brust, feinen Beinen, kurzem starken Hals, ziemlich großem Kopf, kleinen spitzigen Ohren, feurigen Augen. Es ist sehr muthig, gelehrig und ausdauernd. Die gewöhnlichen Pferde sind höher, schmächtiger, mit schmaler Brust, aber eben so feurig und ausdauernd wie die Racenpferde. Die ganz gemeinen Pferde sind höchst unansehnlich, klein und struppig. An der Küste sieht man sie nur selten. Die meisten peruanischen Küstenpferde sind geborene Paßgänger, und haben sie diesen Gang nicht von Natur, so wird er ihnen eingeschult. Man unterscheidet verschiedene Paßarten. Der beliebteste und zugleich auch der bequemste ist der einfache Paß in vier Tempo. Es ist ein sehr beschleunigter Schritt, bei dem der Reiter durchaus keine schüttelnde Bewegung spürt. Einem ruhigen Pferde kann bei diesem Schritt jedes Kind ohne die mindeste Gefahr anvertraut werden, denn die Bewegungen sind so sanft und gleichförmig, daß aus einer vollen Schaale Wasser, die der Reiter in der Hand hält, auch bei einer Schnelligkeit, mit welcher das Pferd anderthalb Meilen in einer Stunde

Digitized by Google

zurücklegt, kein Tropfen überfließt. Beim Reisen ist dieser Gang der angenehmste, ermüdet aber nach einigen Tagen, da der Körper in einer zu gleichmäßigen Ruhe bleibt. Die Pflege der Pferde wird in Peru sehr vernachlässigt; nichts desto weniger sind sie sehr kräftig und gesund. Die Ställe haben meistens kein oder doch nur ein sehr kleines Dach. Im Gebirge stehen sie während der Regenszeit sechs Monate lang bis über die Fesseln im Kothe, ohne daß es im Geringsten nachtheilig auf sie einwirkt. Das Futter besteht aus Luzernklee; von Zeit zu Zeit giebt man ihnen Mais, den sie sehr lieben, und statt Ersatz des Hafers, den man nicht baut, Gerste. Die Bereiter sind meistens Farbige von stämmigem Körperbau. Sie sind Meister in ihrem Geschäft und ein von ihnen gut zugerittenes Pferd leistet außerordentlich viel. Folgendes Beispiel mag zeigen, mit welcher Sicherheit die peruanischen Pferde im vollesten Laufe, den leisen Bewegungen des Reiters folgend, nur auf den Hinterfüßen sich wenden. Ein bekannter Limeño sprengte nämlich im gestreckten Galopp auf der kaum neun Fuß breiten Stadtmauer von Lima entlang und warf zu wiederholten Malen sein Pferd in ganzer Wendung so herum, daß jedesmal die Vorderfüße des Thieres im Bogen über die Mauer hinausreichten. Mit einem jeden seiner Pferde machte er diesen Versuch. — Eine bedeutende Rolle spielen in Peru die Maulthiere, da sie bei den schlechten Wegen fast ausschließlich die Handelsverbindungen möglich machen. Sie sind in der Regel stark und schön. Der Preis eines mittelmäßigen Maulthieres ist hundert Piaster, bessere werden doppelt und dreifach, die besten zehnfach so theuer bezahlt. Die Ausdauer dieser Thiere, auch bei schlechter Pflege, ist sehr groß und macht es allein möglich, daß die ausgedehnten Sandflächen dem Verkehr nicht unüberwindbare Hindernisse darbieten. In Piura, wo die besten gezogen werden, besaß vor einigen Jahren der Pfarrer ein ausgezeichnetes Maulthier. Wenn er in der Hafenstadt Payta, 10½ deutsche Meilen von Piura entfernt, Messe lesen wollte, so bestieg er morgens um sechs Uhr sein Thier und erreichte vormittags um neun Uhr den Hafen; abends um vier Uhr ritt er wieder in 3 oder 3½ Stunden zurück, und zwar geht der Weg durch eine Sandfläche. Die bedeutendsten Summen ver-

Digitized by Google

weigerte der Besitzer für dies treffliche Thier. Der gewaltthätige Präsident Salaverry in Nordperu, der von der Schnelligkeit desselben gehört, schickte einen Boten ab, um es zu kaufen. Er kehrte unverrichteter Sache zurück. Der Geistliche aber, der sich auf Gewaltthätigkeit gefaßt machte, schnitt dem Thiere die Ohren und den Schwanz ab. Richtig erschien auch am nächsten Morgen ein Unteroffizier und führte es auf den gemessenen Befehl Salaverry's ab. Als dieser die verstümmelte Mula erblickte, schickte er sie fluchend weg, und der Pfarrer hatte seine Absicht erreicht, da es ihm nicht auf die Schönheit, sondern auf die Leistungen seines Lieblings ankam.

Beim Reiten und Fahren, auf Spaziergängen und bei allen Geschäften ist das Rauchen sehr gebräuchlich, es geschieht überall, nur nicht in den Kirchen. Fast jede Straße in Lima zählt eine oder mehrere Cigarrenbuden. Man bedient sich meistens kurzer Papier- oder Strohcigarren, und zu diesem Behuf wird der kurzgeschnittene Tabak in Papier oder in trockene gepreßte Blätter von unreifen Maiskolben gewickelt. Blos die Plantagen-Neger haben kleine thönerne Pfeifen. Man bittet Jeden ohne Unterschied der Farbe um Feuer. Der Sclave raucht in Gegenwart seines Gebieters, und sieht er bei seinem Herrn Feuer, so verlangt er es ohne weitere Umstände. Man hat berechnet, daß in Lima und seinen nächsten Umgebungen täglich für 2300 Piaster Cigarren verkauft werden.

Der Hauptmarkt wurde früher auf der Plaza mayor abgehalten und enthielt einen seltenen Ueberfluß an den köstlichsten Gemüsen, Früchten und Blumen. Gegenwärtig findet man dort nur noch den Blumenmarkt, der aber sehr in Verfall gerathen ist. Die berühmten sogenannten Blumengerichte (pucheros de flores) werden dort zuweilen verkauft und sind gewöhnlich auf folgende Weise zusammengesetzt: man legt auf ein Bananenblatt einen kleinen Apfel, einen Fruchtstengel, ein paar Knospen, einige Corneliuskirschen und Pomeranzenblüthen, diese mit Camillen, gelben Nelken, Veilchen, Tausendschön nebst Blüthen vom Aromobaum bespickt und mit einem Zweige von Macises (einem feinblätterigen Basilienkraut), von Chocho (überzogenem Zimmet), Hyacinthen und gelber Binse bedeckt und oben mit einer

Digitized by Google

kleinen Erdbeere verziert; das Ganze wird mit Lavendelwasser besprengt. Diese Pucheros sehen sehr niedlich aus, verbreiten aber einen entnervenden Wohlgeruch. Nach der Seltenheit der Pflanzen bestimmt sich der Preis; einige bezahlt man mit 6 bis 8 Piaster. Es ist ein den Damen sehr angenehmes Geschenk. — Der Hauptmarkt wird jetzt auf dem Inquisitionsplatz abgehalten. An Geflügel, besonders an Hühnern und Truthühnern, ist Ueberfluß. Wildpret kommt nie zum öffentlichen Verkauf, da die Jäger die wenigen von ihnen erlegten Rehe gewöhnlich selbst verkaufen. Längs den Straßengraben sitzen die Fisch- und Wurstverkäuferinnen. In der Mitte des Platzes liegen, in großer Fülle und in trefflicher Auswahl, die Gemüse ausgebreitet. Dem Inquisitionsgebäude gegenüber stehen die Buden der Fleischer; man findet aber nur Hammel- und Ochsenfleisch. Junge Thiere, als Kälber, Lämmer und Spanferkel, dürfen gesetzlich gar nicht geschlachtet werden. Schweine werden häufig geschlachtet. Man schneidet das ganze Thier in kleine würfelförmige Stückchen, die ausgebraten werden. Das Schmalz wird zum Kochen verbraucht. Das rückständige geschmorte Fleisch ist ein Lieblingsgericht.

In Bezug auf das Essen haben die Peruaner sonderbare Vorurtheile. Jede Speise ist nach ihrer Ansicht entweder erhitzend oder kühlend. Zwei dergleichen entgegengesetzte Speisen, z. B. Chocolade und Reis, die vereinigt im Magen zusammenkommen, sollen gefährliche Zufälle, ja den Tod herbeiführen. Aus dieser Ursache vermeidet man auch nach dem Genusse von Reis das Trinken von Wasser, ja die Dienerinnen weigern sich sogar, nach einer solchen Mahlzeit zu waschen und die Waschfrauen essen nie Reis. Eben so hütet man sich, des Abends ein Fußbad zu nehmen, wenn man des Mittags Reis gegessen hat.

Das Frühstück wird gewöhnlich des Morgens um 9 Uhr eingenommen. Es besteht aus gesottenem Hammelfleisch, Bouillon, in welcher Yucas, eine sehr schmackhafte Wurzel, gekocht werden, und aus Chupe. Das Hauptbestandtheil dieses Gerichtes sind geschälte Kartoffeln, die in Salzwasser mit etwas Käse und spanischem Pfeffer gekocht werden. So genießt man es einfach auf Reisen. Soll es vollkommener bereitet werden, so nimmt man noch Eier, Krebse und gebackene Fische dazu, wodurch man

Digitized by Google

eine wohlschmeckende Schüssel erhält. Nach diesem Essen giebt es Chocolade mit Milch. Eine Negerin bringt die Chocoladenkanne und quirlt Jedem seine Portion in die Tasse. Dies geschieht oft mit solcher Fertigkeit, daß in der schaumvollen Tasse kaum ein kleiner Löffel voll Getränk enthalten ist. Chocolade ist Lieblingsgetränk im Lande. Zu jeder Tageszeit wird eine Tasse davon gereicht. — Die Hauptmahlzeit wird um zwei oder drei Uhr Nachmittags mit einer sehr unschmackhaften Suppe eröffnet. Dieser folgt der Puchero, das Hauptgericht. Er enthält mit vollständigster Zuthat: Rindfleisch, Schweinefleisch, Speck, Schinken, Wurst, Geflügel, Kohl, Bataten, Süßkartoffeln (Kamotes), Kartoffeln, Reis, Erbsen, unreife Maiskolben, Quitten und Bananen. Zuerst bringt man das Fleisch, die Bohnen und den Reis auf's Feuer, nachher kommt das Gemüse dazu in den Topf. Bei Tische hat man für das Fleisch und das Gemüse besondere Schüsseln. In der Bereitung der Suppen ist man noch weit zurück, da die durch das Kochen des Fleisches erzeugte Kraftbrühe entweder weggegossen oder den Negern gegeben wird. Nur in wenigen Häusern ist man von dem Vorurtheile zurückgekommen, als sei die Kraftbrühe schädlich, und benutzt sie zu Suppen und Gemüsen. Der Puchero könnte als ein sehr nahrhaftes Gericht die Mahlzeit füglich voll machen; es werden aber noch Fische, Gemüse, Kartoffeln, Eingemachtes, Braten und Salat zugleich damit aufgetragen, und Jeder langt nach Belieben zu. Außerdem darf auch das „Picante" nicht fehlen, d. h. Speisen, die mit einer großen Masse spanischen Pfeffers*) zubereitet wurden. Einige Löffel davon brennen dem Europäer anfangs mit der scharfen Würze wie glühende Kohlen im Munde;

*) Der spanische Pfeffer (Capsicum annuum) ist ein Kraut mit spitz-ovalen Blättern, weißen Blumen, niederhängenden länglichen Beeren. Die beerenartige Kapsel ist roth, bisweilen gelb. Die ganze Pflanze schmeckt scharf und brennend und zieht Blasen, besonders die Früchte und Samen. Die Frucht wird zerschnitten und kommt statt Pfeffer in die Brühen. Der aus Südamerika stammende Strauch wird in Spanien und auch in Mähren angepflanzt. Eine einzige Pflanze giebt einer Haushaltung Gewürz für's ganze Jahr. Außerdem wirkt es als scharfes, aber nicht betäubendes Gift gegen Lähmungen der Zunge, gegen den schwarzen Staar u. s. w.

Digitized by Google

allmählig aber gewöhnt man sich daran und räumt diesem Gerichte den ersten Platz ein. Solche Picantes hat man aus gedörrten, feingestoßenen Kartoffeln mit Fleisch, aus Maismehl mit Schweinefleisch, aus gedörrtem und dann zerklopftem Rindfleisch ꝛc. Alle Picantes sehen roth aus, da der spanische Pfeffer schön roth färbt und überdies die hinzugesetzten Körner des Rububaumes (Achote) ein sehr starkes Orangeroth haben. Eins der unnatürlichsten Gerichte ist ein Frucht-Mischmasch (Ensalada de frutas), bestehend aus allen möglichen Früchten, die blos in Wasser gekocht werden. Der Nachtisch bringt Früchte und Süßigkeiten (Dulces), als: Zuckerhonig (mit frischem Käse, ein Lieblingsgericht), zu Kuchen verdickter Zuckerrohrsaft, süßer Maisbrei, und von eingemachten Früchten, besonders Ananas, Quitten, unreife Citronen, Bohnen, Kokosnüsse. Der Limeño muß nach Tische ein Glas Wasser trinken, zu dem Ende nimmt er aber vorher erst einige Dulces zu sich. Servietten sind nicht gebräuchlich, Tischtücher nur in reicheren Häusern. — Im Trinken zeigen sich die weißen Kreolen der bessern Stände sehr nüchtern. Wasser und süße Weine sind ihre Lieblingsgetränke. Die niederen Stände und die Farbigen genießen dagegen gern und häufig berauschende Getränke, als Branntwein, Chicha (tschitscha) und Guarapo. Der Branntwein ist sehr rein und wird fast ausschließlich aus Trauben gebrannt. Der Guarapo wird aus gegohrenem Zuckerrohrsaft und Wasser bereitet; er ist Lieblingsgetränk der Neger. Die Chicha ist eine Art Maisbier, gelb und trübe von Ansehen, etwas bitter und scharf schmeckend. Man macht auch Chicha von Reis, Erbsen, Gerste, Bataten, Ananas und Brot. Schon vor der Eroberung Peru's durch die Spanier war dies Maisbier das allgemein beliebte Getränk der Indianer. — Branntwein und Guarapo werden in allen Victualienhandlungen, die man fast an jeder Straßenecke sieht, ausgeschenkt. Die Restaurationen, Kaffee- und Gasthäuser sind durchgehends schlecht und schmutzig. Eine Art Restaurationen sind die „Picanterias": schmutzige Locale, gewöhnlich in lange schmale Fächer getheilt, von denen jedes einen unreinlichen Tisch und zwei Bänke enthält. Hier werden nur sehr scharfe Picantes und Chicha verabreicht. In buntem Gemisch finden sich Abends der Congoneger und der ernste Alt-

Digitized by Google

spanier, die schöne weiße Kreolin und die großmäulige China, Mönche, Soldaten, Kaufleute ꝛc., alle nach den beißenden Leckerbissen lüstern. In ungereinigten Tellern werden die verlangten Speisen aufgetragen. Statt des Brotes wird vor jeden Gast eine Portion geröfteter Mais (Cancha) in einer Kürbisschaale hingestellt oder auf den Tisch geworfen, wo die einzelnen Körner im Schmutze stecken bleiben. Die Chicha wird in großen, von vielfachem Lippengebrauch fettränderigen Gläsern gereicht. Da bei der Bereitung der Chicha die klarere Flüssigkeit vom Brei nicht abgegossen wird, so bildet sich in den hohen thönernen Aufbewahrungsgefäßen ein sehr dicker Bodensatz. Verlangt man Chicha, so wird gefragt, ob man vom oberen, klaren (bomba ariba), oder vom Niederschlage (bomba abajo) wolle. An letzterer Flüssigkeit, die den echten Chichatrinkern vorzugsweise mundet, hat man mehr zu kauen, als zu trinken.

Eine den berauschenden Getränken ähnliche Wirkung äußert auf die Limeños das Vergnügen der Stiergefechte, die von Spanien*) nach Peru verpflanzt wurden. Ist das Land politisch ruhig, was in einem Jahrzehnd kaum für ein Jahr zutrifft, so beginnen sie während der heißen Jahreszeit im Monat Januar und dauern acht Wochen. Dann werden jeden Montag 10 bis 12 der schönsten Stiere der Volkslust geopfert. Zu Revolutionszeiten werden sie nur ausnahmsweise zur Feier des Sieges abgehalten. Die Frauen von Lima sind bei einer solchen Gelegenheit besonders aufgeregt und versorgen sich frühzeitig mit Billets für die offenen und geschlossenen Logen, deren Preis je nach der Größe 4 bis 8 Thaler beträgt. Der Schauplatz ist ein weites aus Backsteinen aufgeführtes Amphitheater ohne Dach. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, ziemlich breiten Oeffnungen. Ueber diesen Zimmerchen folgen stufenweise mehrere Reihen von Bänken; ganz oben ist der Kreis der Logen. Der Präsidentenloge gegenüber befindet sich die schmale Thür des Torils. Es ist dies ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampf bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens er-

*) Vergl. Band VII, S. 235 folg. unserer Weltkunde.

Digitized by Google

wartet; er ist so enge, daß jede Bewegung zur Seite oder nach rückwärts gehemmt wird. Dem so eingespannten Schlachtopfer werden zum Vorspiel seiner Martern bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künstliche Knoten verschlungen und reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Raketen an die Hörner, die Ohren und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; seine Wuth steigert sich auf den höchsten Grad. In der Mitte des Circus sind ein Dutzend Pfähle in Kreuzesform eingerammelt, oben durch Querbalken verbunden und so enge stehend, daß nur ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich die hart bedrängten Campeadores oder diejenigen, welche sich dem Stier mit einem Mantel oder Poncho, aber sonst unbewaffnet, gegenüberstellen, um ihn zu reizen. — An dem bestimmten Tage ist ganz Lima von zwölf Uhr mittags ab in Bewegung. Das Amphitheater füllt sich allmählich und um zwei Uhr sind 12 bis 15,000 Menschen darin versammelt. Gegen halb drei Uhr kommt der Wagen des Präsidenten, von einer starken Leibgarde der Lanzenreiter begleitet, vorgefahren, und je nach der Stimmung des Publikums gegen ihn wird er mit stürmischem „Viva!“ oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten Campeadores zu Pferde und zu Fuß in den Circus, um den sie dreimal herumgehen, den Präsidenten und das Publikum begrüßend. Jubelnd empfängt das Publikum die wohlbekannten Gestalten, die sich schon einen Namen gemacht. Wenn aber die neue Amazone Felipa Muños in die Arena sprengt, ertönt tausendstimmiges Beifalljauchzen; denn diese, eine Zamba, zeichnet sich eben so sehr durch ihre Gewandtheit im Reiten aus, als durch die Kühnheit, mit der sie die wildesten Stiere zu reizen pflegt. Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Campeadores zerstreuen sich; einer stellt sich dem Toril gegenüber. Noch einmal ruft die Trompete, und zum aufgerissenen Thore heraus stürzt „der schwarze Rächer von Bujama“ (jeder Stier hat nämlich seinen Namen, mit dem er in der Liste der Stiergefechte aufgeführt wird): ein schönes Thier von ächt castilianischer Raçe, kräftig und gedrungen, mit

Digitized by Google

niedrigen, feinen Beinen, kurzem Rumpf, mächtigem Kopf; wenige stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von der verderbendrohend die kurzen scharfen Hörner nach vornhin ragen und verrätherisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte, mit Gold- und Silbermünzen reich behangene purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen, buntbebänderten Rücken. Mit hoch aufgehobenem Schwanze, Feuer sprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in blinder Wuth durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Campeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß; aber auf eine leise Bewegung des Campeador macht das Roß eine kühne Wendung und — vorbei rennt der Stier. Eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von neuem, wendet ab und entwickelt in einer Reihe wohlberechneter Neckspiele (Suertes) seine bewundernswürdige Gewandtheit und seinen kalten Muth. Stürmischer Beifall ertönt ihm, und ein zweiter Campeador zu Fuß löst ihn ab. Der Stier stürzt auf ihn los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachrothen Mantel vor, springt auf die Seite, neckt ihn wieder. Das Thier dreht sich in kurzen Wendungen, greift immer rascher an, und der hart bedrängte Campeador eilt endlich im kurzen Zickzack zu seiner Rettung den sicheren Pfählen des Mittelpunktes zu. Der Stier hinter ihm stößt mit seinen Hörnern machtlos gegen die Balken, rennt einige Mal um das Kreuz, stutzt, sammelt sich, und stürzt sich auf eine weiße Gestalt*), die wenige Schritt von ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf, und zahllose Schwärmer umschwirren das tobende Thier. Die brennenden Reste des Luftgebildes hängen an seinen Hörnern: mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt und durchrennt, bebend vor Wuth und Schmerz, die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien. Ein Campeador zu Pferd

*) Es werden nämlich aus Reifen und Papier Männer- und Frauengestalten angefertigt, mit leichtentzündbaren Schwärmern und Raketen gefüllt und in die Arena gestellt. Sowie sie der Stier umrennt, entzünden sie sich mit heftiger Entladung.

Digitized by Google

stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung, der „Rächer" wirft sich auf ihn und sein Name ist gerettet. Das Pferd bäumt sich, und in weitem Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der durchbohrten Brust. Wie mit Grausen über seine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach einer anderen Stelle des Circus hin. Ein tausendstimmiges Bravo! erschallt ihm, während der Campeador mit seinem Pferde vom Platze hinwegeilt, aber ehe er das Thor erreicht, stürzt es todt unter seinem Reiter zusammen. „Der Schwertmann! der Schwertmann!" (Espada, eigentlich Degen) schreien einige Zuschauer, und bald wird dieser Ruf allgemein. Der Schwertmann erscheint; in der rechten Hand einen langen breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und fester Haltung tritt er einige Schritt vor und schwingt ein paarmal leicht seinen Mantel. Der Stier bemerkt ihn und rüstet sich zum Angriff. Weite Kreise schlägt er mit seinem Schweif, tief gesenkt hält er den Kopf, wühlt mit seinen Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern rollenden Donner, erdröhnt. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas emporgehobenem Arm, dessen Faust krampfhaft um den Dolch geballt ist, heftet der Espada die Augen auf seinen furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch ein Augenblick, und der „schwarze Rächer" liegt zu seinen Füßen. Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Geld werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haar des leblos dahingestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegestrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält. Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner geworfen; das Hauptthor des Circus öffnet sich, zwei Neger jagen auf vier stolzen, reich geschmückten Hengsten herein und schleppen das Thier an einem eisernen Haken unter Trompetengeschmetter fort. — Einige Neger mit Besen gleichen den aufgewühlten Sand des Platzes aus und bald wird auf's Neue zum Kampfe geblasen. Wild tobt ein anderer Stier, mit dem Namen „die böse Absicht" (mala intencion) von den Negern ge-

Digitized by Google

tauft, in die Arena. Die Campeadores zu Fuß und zu Pferde produciren glänzend ihre Künste. Nachdem so die erste Wuth des Stieres gebrochen ist, reiten die „Lanzenschwinger" vor (Rejoneadores, welche die Aufgabe haben, das Thier auf den ersten Stoß niederzustrecken, indem sie die kurze Lanze zwischen dem linken Schulterblatt und dem Rückgrath ins Herz senken). Der Stier rennt auf den Ersten los, der ihn mit emporgehobenem Arm erwartet, um die scharfe Spitze in sein Herz zu bohren. Der Stoß geht fehl, aber die spitzen Hörner des Gegners haben die Weichen des Rosses weit aufgerissen und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber, sucht der Reiter seinen Fehler gut zu machen, sprengt hinter dem Feind her, neckt ihn, stößt das zweite Mal besser, jedoch nicht tödtlich und wiederholt gleich erfolglos seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Die Eingeweide des Pferdes schleppen im Sande nach; dennoch folgt es feurig dem Zaume, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Lanzenmann ist nicht glücklicher; Reiter und Pferd sind bald über den Haufen geworfen und müssen sich zurückziehen. Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus; Keiner wagt sich mehr hinan, und nun treten die „Sehnenabschneider" auf (Desgarretadores, eigentlich Zerstückler), um ihr schändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine 14 bis 16 Fuß lange Stange, an deren Spitze ein sehr großes, äußerst scharfes sichelförmiges Eisen befestigt ist. Leise nähert sich Einer dem Stiere von hinten, wirft ihm mit aller Gewalt seine Waffe nach den Hinterfüßen und durchschneidet ihm die Achillessehne. Der Stier knickt ein. Ein Zweiter bricht ihm auf dieselbe Weise den anderen Hinterfuß, und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft ist gelähmt, aber sein Muth nicht gebrochen. Auf den Knien rutscht das gequälte Thier seinen nun muthig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut vermischen sich zu Klumpen in den Wunden, und ein dumpfes herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hülflosen Kämpfers. Im satanischen Triumph eilen die Neger mit Messern und Lanzen herbei, um den Tapfern vollends zu Tode zu martern. Mit dem tiefsten Abscheu wendet sich der menschlich fühlende Mann von dieser empörenden Scene hinweg. — Der folgende Stier

Digitized by Google

scheint die Gunst des Publikums nicht zu erhalten, und wirklich verdient er sie auch nicht. Die Heftigkeit, mit welcher er die Arena betrat, hatte bald ihr Ende erreicht; er steht stille, sieht sich ganz verwundert im Kreise herum, läuft in kurzem Trabe durch den Platz und sucht eine Thür, um hinaus zu kommen. Vergeblich necken ihn die Campeadores; er sieht sich nicht nach ihnen um, sondern glotzt das geschlossene Thor an und brüllt sehnsüchtig seinen abwesenden Gefährten zu. Die Lanzenmänner stechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenblicke rafft er sich zusammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Circus herum. „Man tödte ihn!" ruft ein Theil des Publikums; „Man werfe ihn hinaus!" rufen Andere. Der Schiedsrichter giebt das Zeichen, dem letzteren Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe und Ochsen werden in die Arena getrieben, und in ihrer Gesellschaft verläßt das feige Thier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfplatz. — Ein neuer Stier ist für die „Lanzada" (Lanzenstich) bestimmt. Ein untersetzter starker Indianer erscheint mit einer ungeheuern Lanze. Der Stiel ist 12 bis 14 Fuß lang und an seinem hintern Ende fast schenkelsdick; die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber ist in einer Entfernung von 25 bis 30 Schritt ein Stein in den Boden gerammelt. Dahin geht der Indianer, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz, betet andächtig einige Vater Unser und den Engelsgruß (das Ave), bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er gegen den Stein stemmt, indem er die Spitze kaum eine halbe Elle über der Erde erhebt, und giebt das Zeichen zum Angriff. Die Thür fliegt auf, und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg; er hatte das Ziel verfehlt und statt der Stirn, deren Durchbohrung augenblicklichen Tod gebracht hätte, den Körper unter dem Schulterblatt getroffen, so daß die Lanze zu den Weichen hinaus drang. Der wehrlos dahingeworfene Mann wird von dem verwundeten Thier gestoßen und getreten, bis die Campeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Lanzenmänner machen dem vom ungeheuren Blut-

Digitized by Google

verlust erschöpften Schlachtopfer den Garaus. — Jeder der nachfolgenden Stiere bietet mehr oder weniger Interesse dar. Aber das Publikum will noch eine buntere Abwechselung, welche ihm zu Theil wird durch die „lustigen Leute" (Mojarreros, gewöhnlich Indianer). Ein halbes Dutzend Indianer, geführt von ihrem Aufseher, kommen singend und tanzend auf den Platz und springen eine Zeit lang unter drolligen Geberden herum. Der Stier wird eingelassen, wendet sich bald gegen die lustige Gruppe und greift sie an. Die Indianer stellen sich zur Wehre, halten den Stier ab, setzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, vertheidigen sich und verwunden ihren Gegner, aber immer springend und tanzend; zuletzt werfen sie sich auf die Erde und stoßen dem Stiere, indem er über sie wegsetzt, die Lanzen in den Leib, so daß er todt niederstürzt. In einem anderen Falle vertheidigen die Indianer einen mit Früchten und Branntwein besetzten Tisch, wobei sie, um ihre Prämien zu erhalten, darauf sehen müssen, daß der Tisch nicht verrückt wird. Zuweilen setzt der Stier über den Tisch weg, und wird in dem nämlichen Augenblicke von den Lanzen durchbohrt. — Es wird Abend. Vier Stunden lang hat das Schauspiel gedauert; 11 Stiere sind bereits dem barbarischen Vergnügen geopfert, 16 stehen auf der Liste. Ein Theil muß also zum nächsten Kampfspiel aufbewahrt werden, und schon fängt das Publikum an, sich zu entfernen. Aber noch einmal öffnet sich das Toril, und heraus sprengt ein Reiter auf einem ungesattelten Stier. Sehr schwer ist es, auf einem solchen tobenden Thier sich im Sattel zu halten; der Reiter bekommt daher seine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. — Es giebt einige sehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch den Platz reiten, sondern auch, während sie auf dem Stiere sitzen, den Sattel abnehmen, ihren Ritt auf dem bloßen Rücken fortsetzen und sogar Feuerwerke losbrennen. Die einbrechende Dunkelheit macht dem Schauspiele ein Ende. —

Peru ist das einzige Land in Süd-Amerika, wo noch Stiergefechte gehalten werden. Wie es am letzten sich von der spanischen Herrschaft befreite, so hat es auch am längsten aus Mangel an eigener Entwickelungskräftigkeit die Gebräuche des

Digitized by Google

Mutterlandes beibehalten. Aber die Fehler der Spanier werden bei den Peruanern zu Lastern; wenn die Stiergefechte auf der Halbinsel grausam sind, so sind sie bei den Limeños in Thierquälereien ausgeartet. Diese werden zwar nur von der Hefe des Volkes ausgeführt, aber sie werden von dem gebildeteren Theile des Publikums mit Beifall aufgenommen. Die Regierung darf es an der Veranstaltung solcher Vergnügungen nicht fehlen lassen, indem sie dadurch einen doppelten Zweck erreicht: sie sichert sich die Zuneigung der Bevölkerung und lenkt zugleich dessen Aufmerksamkeit von der politischen Schaubühne ab, was in einem Lande wie Peru, das fortwährend von Revolutionen heimgesucht wird, von höchster Bedeutung ist.

Die Ursache dieser Revolutionen liegt in der Ehrlosigkeit des größten Theils der peruanischen Offiziere. Alle Revolutionen sind von Offizieren ausgegangen. Sobald einer zum Range eines Obristen gelangt, glaubt er ein Recht zu haben, den Präsidenten zu stürzen, und sich an dessen Stelle zu setzen, wenn er nur über 1500 bis 2000 Soldaten gebieten kann. Der Beweggrund zu dergleichen Schritten ist nicht Herrschsucht, sondern Geldgier. Während sie sich behaupten, raffen sie so viel als möglich Reichthümer für sich zusammen und treten dann, entweder freiwillig oder gezwungen, von der Bühne ab. Ihre Soldaten lassen sie immerhin darben. Die schmachvolle Weise, womit diese als Recruten eingezogen werden, die beispiellosen Grausamkeiten, welche gegen sie im Dienst ausgeübt werden, erklären hinlänglich, warum Jeder sich gern dem Militair zu entziehen sucht. Das peruanische Fußvolk, meistens Gebirgsindianer, ist gut. Die Soldaten sind willig, tapfer, kaltblütig. In Ertragung von Hunger und Strapazen suchen sie ihres Gleichen. Bataillone haben während des Befreiungskrieges und später oft mehrere Tage nach einander täglich 10 bis 12 deutsche Meilen zurückgelegt, sind dann über den Feind hergefallen und haben ihn geschlagen. Die Soldaten müssen aber tapfere Anführer haben. Wenn die Offiziere bei den Truppen bleiben, so lassen sich diese zusammensäbeln oder niederschießen, oder stürmen gegen die Batterien, wenn sie auch bis auf den letzten Mann umkommen sollten. Sowie sie sich aber von ihren Anführern verlassen sehen, werfen

Digitized by Google

sie die Waffen weg und fliehen, wo möglich nach der Heimath. Die Reiterei, obgleich gut beritten, ist ganz untauglich. Bei aller Bravheit ihrer Offiziere suchen die Soldaten immer alsbald das Weite, da es feige Neger sind. Gegen die Besiegten zeigen sie sich höchst grausam, und wo sie eines wehrlosen Feindes mächtig werden, quälen sie ihn mit teuflischer Lust. Bei den Armeen befinden sich fast eben so viele Weiber als Männer. So auffallend dies anfangs erscheint, so sehr überzeugt man sich bei näherer Einsicht in die Verhältnisse von der Zweckmäßigkeit. Die Indianerinnen ziehen nämlich während eines Feldzugs dem Heere immer einige Stunden voran, suchen an den bestimmten Ruhepunkten das Brennholz zusammen und kochen den Mundvorrath, den sie bei sich tragen, so daß ihre Männer, Brüder oder Söhne bei ihrer Ankunft eine fertige Mahlzeit vorfinden. In den unwirthlichen, menschenleeren Gebirgsgegenden ist diese Fürsorge von außerordentlichem Werthe, auch verschaffen sie den Soldaten dadurch mehr Ruhe. Nach einem Gefecht suchen sie die Verwundeten auf und pflegen sie. Ihr Loos ist in der That nicht beneidenswerth; denn neben den mannigfaltigen Mühseligkeiten haben sie auch oft noch eine schlechte Behandlung von ihren Männern zu leiden, die sie mit unglaublicher Geduld ertragen. Einst prügelte ein Soldat seine Frau ganz unbarmherzig. Ein Mulatte wollte ihr beistehen; sie aber sprang gegen ihren Befreier an, zerkratzte ihm das Gesicht und rief: „Du brauchst Dich nicht in unsere Angelegenheiten zu mischen; ich gehöre meinem Manne und er kann mit mir thun, was ihm beliebt!“ — Auch die Soldaten werden von den Offizieren oft ganz unmenschlich behandelt. Das kleinste Vergehen wird mit den härtesten körperlichen Züchtigungen bestraft. Manche Hauptleute haben sich durch ihre Grausamkeiten berüchtigt gemacht, und viele ihrer Soldaten haben den Tod dem Dienste vorgezogen. Während des Feldzuges gegen die Bolivianer im Jahr 1842 sprangen an einem Tage mehrere zwanzig Soldaten von der Hängebrücke bei Oroya in den reißenden Fluß. Mit dem höhnischen Ausruf: „Adios, Capitan!“ wandten sie sich gegen den Hauptmann, und einen Augenblick später lagen sie zerschellt an den Felsen, zwischen denen der Strom sich hindurchzwängt. Ich bin Augenzeuge ge-

Digitized by Google

wesen, wie auf dem Marsche Soldaten, die vor Müdigkeit nicht mehr vorwärts konnten, auf der Stelle todtgeschossen wurden. Fast eben so schonungslos werden die Kranken behandelt. Sie mögen noch so gefährlich darnieder liegen, so müssen sie dem Zuge doch folgen. Können sie nicht mehr gehen, so werden sie auf Maulthiere gepackt, und diese bei der strengsten Kälte oder in der brennendsten Hitze hinter den Truppen hergetrieben. Daher geben die meisten Kranken unterwegs den Geist auf.

Was den Krieg mit den Chilenos betrifft, so ist derselbe ein Bruchstück des Bürgerkrieges, der seit zwanzig Jahren die Söhne dieses schönen Landes zerfleischt; ein Glied aus der großen Kette der Revolutionen, die unausbleiblich den moralischen Untergang einer jeden Nation herbeiführen. Santa Cruz, ein Bolivianer von Geburt, der sich als Protector der Bundesrepublik von Bolivia ebensowohl die Liebe der Eingeborenen und die Achtung der Fremden erworben, als er die Eifersucht Chile's erweckt hatte, wurde durch Treulosigkeit und Verrath gestürzt und so der Sieg den Chileno's in die Hände gespielt (21. Aug. 1838). In Folge davon herrschte eine grenzenlose Verwirrung, und man zählte damals in den verschiedenen Landestheilen nicht weniger als sechs Präsidenten, von denen jeder 1000 bis 5000 Soldaten unter seinem Befehl hatte und in den Gegenden, wo er sich aufhielt, so viel als möglich Rekruten aushob, Gelder ausschrieb, Güter confiscirte und die Anhänger der Gegenpartei verbannte oder zum Tode verurtheilte. Noch einmal hielt Santa Cruz einen glänzenden Einzug in Lima; aber eine verlorene Schlacht (20. Jan. 1839) machte ihn zum Flüchtling. Alle späteren Versuche zur Wiedererlangung seiner Würde blieben fruchtlos, und endlich wurde er (1844) in den Cordilleras ergriffen und an Chile ausgeliefert.

Drittes Kapitel.

Lima liegt 12° südlich vom Aequator. Die mittlere Temperatur beträgt während der heißen Jahreszeit, vom December bis zum März, 20° R., während der kalten Jahreszeit, vom April bis

Digitized by Google

November, 14° R. In den kältesten Tagen, gegen Ende des August und in der Mitte des September, sinkt die Quecksilbersäule nicht unter 13° R. und steigt in den heißesten Tagen, besonders während der zweiten Hälfte des Januar, nicht über 24° R. Diese niedrige Temperatur bei einer so geringen Entfernung vom Aequator ist in der Lage der Stadt und in den herrschenden Luftströmungen zu suchen. Im Osten, nur 21 deutsche Meilen entfernt, streichen die mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleren, von denen eine sehr kühle Luft in das Thal hinunter weht. Westlich, nur anderthalb Meilen entfernt, dehnt sich der große Ocean aus. Der herrschende Wind, aus S. S. W. durch den Süd bis S. O., streicht also über's Meer und die südlichen Hochebenen. Westwinde sind sehr selten, erreichen aber in einzelnen Fällen eine außerordentliche Heftigkeit und bilden, indem sie sich an den umgebenden Bergen brechen, über der Stadt sehr gefürchtete Wirbel, welche Bäume entwurzeln und Hütten einreißen. Die Luftströmungen aus Norden, die über brennend heiße Sandflächen streichen, sind ziemlich selten, aber drückend schwül. Die Ortschaften der Umgegend, die nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt sind, haben eine höhere Temperatur, z. B. Miraflores, ein kleiner, etwas über eine deutsche Meile davon abgelegener Ort, wo es an demselben Tage etwa um 5 Grad heißer war. Man muß daher annehmen, daß gewiß auch die Nähe des aus den Cordilleras-Gletschern entspringenden Flusses, der die Stadt durchschneidet, zur Kühlung beiträgt.

Das Klima von Lima ist allerdings angenehm aber keineswegs gesund. Vom April bis October lastet während sechs Monaten ein schwerer feuchter Nebel auf der Stadt. Die große Feuchtigkeit verursacht mannigfaltige Krankheiten, besonders Fieber, und wenn sie mit Hitze abwechselt, Ruhr. Dieser Krankheit fallen die meisten Opfer. Die jährlichen Todesfälle geben ein bedeutendes Uebergewicht über die Geburten; dies um so mehr, als die Zahl der todt ausgesetzten Kinder auffallend groß ist. Bei der Sittenlosigkeit, die in Lima besonders unter den Farbigen herrscht, läßt sich vermuthen, daß ein nicht geringer Theil der Neugeborenen von den Müttern gewaltsam um's Leben gebracht wird. Findet man ein todtes Kind vor der Kirche San

Digitized by Google

Lazaro oder sonst auf der Straße, so wird es ohne fernere Untersuchung aufgenommen und gelegentlich nach der Begräbnißstätte gebracht. Oft giebt man sich nicht einmal die Mühe, es zu beerdigen, und ich habe gesehen, wie die Aasgeier halbverfaulte Kinderleichen auf den belebten Straßen herumschleppten und auffraßen. Gewiß wird vielfach auch der frische Zuwachs für die Bevölkerung selbst schon im Keim vernichtet, und ein so sträfliches Beginnen rächt sich an sich selber durch Zerstörung der eigenen Gesundheit. Gröbere und feinere Ausschweifungen wirken mit zur Vermehrung der Todtenlisten, und so giebt uns Lima, gleich andern Hauptstädten, das Schauspiel einer hinwelkenden Bevölkerung, die ohne Zufluß von außen dem fressenden Krebs der innerlichen Verderbtheit alsbald erliegen müßte.

Wie der Mensch, der unter gefälligem Putz und friedlichem Aeußern des Busens unheilvolle Tücke verbirgt, so hier die Natur. An der ganzen Küste von Peru wiegt sich die Atmosphäre in einer fast beständig gleichmäßigen Ruhe; nie wird sie durch zuckende Blitze erleuchtet oder durch rollende Donner bewegt; nie vernichten Regengüsse oder Wolkenbrüche oder Hagelwetter den Reichthum der fruchtbaren Gefilde. Sogar das Feuer scheint hier seine verderbliche Macht verloren zu haben und die Werke der Menschenhände als unantastbar zu fliehen.*) Aber was die Elemente in ihrem Walten über der Erde verschonen, das zerstören ihre unterirdischen Kräfte mit grausenhafter Gewalt. Erdbeben sind in Lima eine sehr häufige Erscheinung, und die Stadt ist dadurch schon mehrmals fast ganz in einen Schutthaufen umgewandelt worden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im Laufe eines Jahrhunderts immer zwei sehr heftige Erschütterungen stattfinden. Zwischen beiden liegt ein Zeitraum von 40 bis 60 Jahren. Die Jahreszahlen 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806 zeugen davon. Die nächsten Jahrzehnde drohen wieder mit einer Zerstörung. Im Durchschnitt zählt man jähr-

*) Eine Feuersbrunst ist in Lima etwas Unerhörtes; denn da die Wohnungen aus Luftziegeln aufgeführt sind und fast gar keine Balken enthalten, so kann der Flamme sogleich durch Entfernung der Möbeln und durch Aushebung der Thüre alle Nahrung entzogen werden.

Digitized by Google

lich 45 Erdstöße, und der Januar zeichnet sich besonders dadurch aus. Die schwächeren Erdbeben sind bald von Geräusch begleitet, bald ohne solche nur durch die Schwankungen des Bodens fühlbar. Am häufigsten gleichen die unterirdischen Töne dem fernen Rasseln eines schwer beladenen Postwagens, der rasch über ein Gewölbe hinfährt. Einigemal kam mir das Geräusch wie ein schweres Aechzen aus dem tiefsten Grunde der Erde vor oder wie das Knistern des Feuers, das an den dürren Hochwänden eines alten Hauses nagt. Andere haben ein Klirren wie bewegte Ketten vernommen oder ein helles Klingen, als würden verglaste Massen in unterirdischen Höhlungen zerschlagen. Gewöhnlich begleiten die Töne den Erdstoß, selten gehen sie einige Secunden voran und nur in wenigen Fällen folgen sie wie ein fern verhallender Donner nach. Den furchtbaren Stoß bei dem Erdbeben von Riobamba in Quito (4. Februar 1797) war ganz geräuschlos; erst 18 bis 20 Minuten nachher hörte man unter dem Boden der Städte Quito und Ibarra, nicht aber im Mittelpunkte der Bewegung, ein ungeheures Getöse. Eben so entlud sich bei dem Erdbeben von Lima am 28. October 1746 erst eine Viertelstunde später unter Trujillo ein unterirdischer Donnerschlag ohne ein Erzittern des Bodens. Man hat auch Beispiele, daß Schall-Erscheinungen ohne alle Erderschütterungen vorgekommen sind. Lufterscheinungen sind häufige, aber nicht untrügliche Vorboten von Erdbeben. Schwüle Luft, lichte schmale hohe Wolkenstreifen, ein düsterer schwärzlich bedeckter Horizont geben den Eingeborenen immer zu Befürchtungen Raum, die meistens in Erfüllung gehen. An vielen Orten hat man kurz vorher Luftmeteore gesehen. Am Morgen des 14. Mai 1633, wo Carelmapu, nördlich von Chiloe, von einem schweren Erdbeben heimgesucht wurde, bemerkte man eine Feuerkugel, welche sich unter Begleitung von Sturm, Dunkelheit und Hagelwetter langsam fortbewegte, bis sie in's Meer fiel. Man hat aber auch Erdstöße bei der heitersten, ruhigsten Luft. — Was die Art der Erschütterungen selbst betrifft, so sind die Schwingungen entweder senkrechte (vertical) oder kreisend (rotatorisch) oder in der Richtung einer Linie fortlaufend (horizontal). Die senkrechten, von unten nach oben gehenden Stöße

Digitized by Google

sind meistens heftig; sie zerreißen die Wände und heben die Gebäude aus ihren Fundamenten. Am auffallendsten zeigte sich die Wirkung bei dem Umsturze der Stadt Riobamba, wo viele Leichname der Einwohner auf den mehrere hundert Fuß hohen Hügel la Culla, jenseits des Flüßchens von Lican, geschleudert wurden. Ich selbst fühlte den stärksten senkrechten Stoß am 4. Juli 1839 abends um halb acht Uhr in den Urwäldern des Chanchamoy-Gebietes. Vor meiner Hütte lag ein großer ungeheurer Baumstamm, der mit seinem untern Ende auf dem Wurzelstock auflag. Ich war gegen den Stamm gelehnt und las, als plötzlich mit einem mächtigen Ruck der Stamm etwa anderthalb Fuß aufgeworfen und ich rücklings über denselben weggeschleudert wurde. Durch denselben Stoß wurde der nahe Fluß Aynamayo aus seinem Bette gehoben und änderte dadurch auf eine ziemlich lange Strecke seinen Lauf. Die kreisenden Erschütterungen sind eben so selten als verderblich. Das Erdreich bewegt sich da wie eine Flüssigkeit, so daß parallele Baumpflanzungen gekrümmt, Aecker verdreht, Gemäuer ohne Umsturz herumgewandt werden. Ich selbst habe dergleichen nie gespürt; doch fühlte ich in Lima häufig eine ganz entsprechende Erschütterung. Sie bestand weder in einem Schwanken, noch in einem Stoßen oder Kreisen, sondern in einem heftigen Schütteln, wie wenn man von Jemandem an der Schulter gefaßt und rasch geschüttelt wird, oder in einem Zittern, ähnlich dem Beben, das man am Bord eines Schiffes in dem Augenblick empfindet, wo der Anker auf den Grund aufschlägt. Solche Schwingungen werden durch Unregelmäßigkeit ihrer kurzen, schnell und ruckweis auf einander folgenden Stöße so gefährlich; denn auch ganz schwache Erdbeben dieser Art reißen die Balken aus ihren Fugen und stürzen die Dächer ein, lassen aber merkwürdiger Weise die Seitenwände unversehrt. Die in der Richtung des Horizontes linienartig fortlaufenden Schwingungen sind die häufigsten und bringen bei der leichten Bauart der Wohnungen am wenigsten Schaden. — Viele Menschen haben als Vorempfindung vor einem Erdbeben ein unnennbares Gefühl von Unruhe und Angst, ein Zusammenpressen der Brust, als lägen auf derselben centnerschwere Lasten; ein augenblicklicher Schauer überläuft den

Digitized by Google

ganzen Körper und ein plötzliches Zittern fährt durch alle Glieder. Besonders stark ist dies Vorgefühl bei denen ausgebildet, die schon einmal bei einem Erdbeben unter den Trümmern ihrer Wohnung verschüttet wurden. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck hinterläßt das erste Erdbeben, das man erlebt. Was Jeden da so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Festigkeit des Bodens, auf dem wir stehen und den wir von früher Kindheit als etwas Unbewegliches anzusehen gewöhnt sind. Wenn nun plötzlich der Boden erbebt und sich unter unseren Füßen bewegt, so wird dadurch in einem Augenblick die Erfahrung des ganzen bisherigen Lebens vernichtet. Wir kommen uns wie Trunkene und Träumende vor, die sich auf einmal ihres bisherigen Zustandes bewußt werden. Die Erde erscheint uns da nicht mehr wie ein starrer todter Koloß, der auf seinem Rücken geduldig alles trägt, sondern vielmehr als ein lebenskräftiges sich bäumendes Ungeheuer, das uns hinabzieht in den Bereich seiner geheimnißvollen zerstörenden Kräfte. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe auch bei Thieren hervor. Schweine und Hunde werden besonders davon ergriffen. Die Krokodile im Orinoco verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu. Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar, dem er nicht, wie einem Feuerberg, entfliehen kann. Ueberall, wohin er auch die Schritte richtet, wähnt er sich über dem Abgrund des Verderbens. Ein solcher sehr natürlicher Zustand des Gemüthes ist aber nicht von langer Dauer. Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen auf einander, so erregen diese zuletzt kaum mehr Aufmerksamkeit, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone, und der gewöhnliche Lauf der Geschäfte wird selbst durch stärkere Stöße nur auf wenige Minuten unterbrochen. Für die am 21. August gefallenen Peruaner hatten die fremden Kaufleute in Lima eine Todtenmesse veranstaltet. Der Tempel war prachtvoll ausgeschmückt, die Beleuchtung ausnehmend schön. Um zehn Uhr begann die feierliche Handlung. Sie hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, als die Bekleidung des Hauptaltars durch das Umstürzen eines Wachslichtes Feuer fing. In einem

Digitized by Google

Augenblick war der Altar durch die schnell auflodernde Flamme der leichten Vorhänge magisch beleuchtet und warf einen blutrothen Schein auf die Versammlung. Schon zerstreute sich tumultuarisch die Menge, als das Feuer gedämpft wurde. Kaum waren die Gemüther etwas beruhigt und kaum hatte die Feierlichkeit wieder ihren gewohnten Gang genommen, als auf einmal der Boden schwankte, die Mauern der Kirche erzitterten, Stücke der Decke auf die Andächtigen hinunter fielen und ein dumpfes Gebrause die Luft erfüllte. „Erbarmen, Erbarmen! ein Erdbeben!“ (misericordia, un tremblor!) wiederhallte es tausendfältig, und die ganze Menschenmasse wälzte sich der Thüre zu. Ich stand zur Seite des großen Altars und wurde mit dem Strom bis zum Eingang der Kirche fortgerissen, wo ich unter dem fest gebauten Bogen stehen blieb. Aber schon nach etwa zehn Minuten hatte sich die Aufregung gelegt, die Kirche füllte sich wieder und der Gottesdienst wurde ganz ruhig fortgesetzt, nur von dem unheimlichen Anschlagen der Glocken unterbrochen, welches in Lima jedesmal nach einem Erdbeben von allen Thürmen ertönt und in Pausen von zehn Minuten die Bewohner zum Gebet ermahnt.

Das schrecklichste Unglück brachte über Lima der 28. October 1746. Es war in der Nacht um 10 Uhr und 31 Minuten, als plötzlich die Erde unter einem dumpfen Geheul erzitterte und dadurch augenblicklich ganz Lima in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Geräusch, Schwankungen und Zerstörung waren ein Moment. Die Bewegungen waren anfangs rüttelnd, später ein regelmäßiges horizontales Schwanken, das vier Minuten dauerte. Schon durch den ersten und gewaltigsten Stoß wurde der Ruin der Stadt fast vollständig bewirkt. Von mehr denn 3000 Häusern blieben nur 21 unversehrt; die meisten öffentlichen Gebäude lagen in Trümmern. Noch gräßlicher war die Zerstörung im Hafen von Callao, wo das hochangeschwollene Meer sich mit fürchterlichem Gebrause über das Land hinwälzte und die Stadt mit ihren Bewohnern verschlang; 5000 Menschen fanden ihr Grab in den Wellen. Die Gewalt derselben war so furchtbar, daß die im Hafen vor Anker liegende spanische Corvette San Fermin weit über die Mauern der Festung geschleu-

Digitized by Google

dert wurde und mehr als tausend Fuß vom Ufer entfernt auf dem Lande strandete. Ein Kreuz zeigt noch jetzt die Stelle, wo der Rumpf dieses Schiffes hingeworfen wurde. Drei schwer beladene Kauffahrteifahrer hatten das nämliche Schicksal. Neunzehn andere ebenfalls vor Anker liegende Schiffe gingen in der Tiefe des Meeres zu Grunde. Die Zahl der bei diesem grausenvollen Ereigniß Verunglückten war sehr bedeutend, konnte aber nie genau ermittelt werden.

Die begleitenden und nachfolgenden Naturerscheinungen sind sehr verschieden. Während des Bebens werden oft heiße und giftige Dämpfe, heißes Wasser, Schlamm, schwarzer Rauch und selbst Flammen ausgestoßen. Bei dem Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 sah man nahe bei der Hauptstadt Flammen und eine Rauchsäule aus einer neugebildeten Spalte des Felsens von Alvidras aufsteigen; der Rauch war jedesmal um so dicker, als das unterirdische Getöse zunahm. Die gleichzeitigen Wirkungen dieses großen Erdbebens erstreckten sich über einen Raum, der viermal größer ist als Europa. Die großen Seen von Kanada und kleine Binnengewässer geriethen in schäumende Bewegung; ferne Quellen wurden in ihrem Laufe unterbrochen; die Teplitzer Warmbrunnen versiegten und kamen, alles überschwemmend, mit vielem Eisen-Ocker gefärbt, zurück. In Cadiz erhob sich das Meer zu 60 Fuß Höhe und in den kleinen Antillen stieg die gewöhnlich nur 26 bis 28 Zoll hohe Fluth urplötzlich tintenschwarz 20 Fuß hoch. Während des Erdbebens von Neu-Granada (16. November 1827) im Magdalenen-Thal verursachte der Ausbruch von kohlensaurem Gas aus Spalten das Ersticken vieler Schlangen, Ratten und anderer in Höhlen lebender Thiere. Bei der Zerstörung von Riobamba im Jahr 1797 wurde eine sonderbare mit Kohle, Kiesel-Krystallen und Kieselpanzern der Infusionsthiere gemengte Masse in zahlreichen kleinen fortschreitenden Kegeln aus der Erde hervorgehoben. Bei einem starken Stoße, der mich auf der Sandebene zwischen Chancay und Lima überraschte, schien die ganze Oberfläche in kräuselnder Bewegung zu zerfließen und von allen Seiten wirbelten Sandsäulen empor. Die Maulthiere standen still und spreizten die Beine auseinander, als ob sie sich vor dem Umfal-

Digitized by Google

len sichern wollten; die Arrieros sprangen aus den Sätteln und warfen sich neben ihren Thieren auf die Kniee, den Himmel um Barmherzigkeit anflehend. — Nach Erdbeben sind häufig in Gegenden von Peru und Quito, wo es sonst nie oder doch nicht um diese Zeit regnet, anhaltende Regentage eingetreten. Merkwürdig ist auch die Wirkung, welche die Erschütterungen zuweilen auf die Fruchtbarkeit des Bodens ausüben, indem üppige Felder verödeten und auf denselben während mehrerer Jahre durchaus keine Pflanze gedeihen wollte. Besonders empfindlich sind die Getreidearten; es sind Fälle bekannt, daß nach schwachen Erdstößen Maisfelder, die grade in der Blüthe standen, nach wenigen Tagen abdörrten. — Die Ursachen der Erdbeben sind in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Jedenfalls stehen sie mit vulkanischen Erscheinungen in der nächsten Verwandtschaft. Eine Rauchsäule, die man Monate lang in Südamerika aus dem Vulkan von Pasto aufsteigen sah, verschwand plötzlich, als 48 Meilen südlich davon das große Erdbeben von Riobamba eintrat. Die thätigen Vulkane sind Abführungs-Kanäle, durch welche die unterirdischen Gase Luft bekommen, und bilden insofern für die benachbarte Landschaft Schutz- und Sicherheits-Oeffnungen; verstopfen sich diese, so wächst die Gefahr. Humboldt führt eine Stelle des alten Geographen Strabo an, wo derselbe sagt: „Seitdem die Mündungen des Aetna geöffnet sind, durch welche das Feuer emporbläst, und seitdem Glühmassen und Wasser hervorstürzen können, wird das Land am Meeresstrande nicht mehr so oft erschüttert, als zu der Zeit, wo vor der Trennung Siciliens von Unteritalien, alle Ausgänge in der Oberfläche verstopft waren.“ Lima liegt gegen siebenzig Meilen von seinem nächsten Feuerberg, dem von Arequipa, entfernt, und die am Fuße desselben gelegene Stadt zählt durchschnittlich weniger Erderschütterungen, als Lima. Auch lehrt das Schicksal dieser Stadt, so wie das von Lissabon, Caracas und andere Städte Calabriens, Syriens und Kleinasiens, daß die heftigsten Erdstöße meistentheils in bedeutender Entfernung von brennenden Vulkanen erfolgt sind.

Die Lage von Lima ist in einer durch den Fluß Rimac bewässerten Oase, wie solche vielfach die ausgedehnten Sand-

Digitized by Google

flächen des Küstenlandes unterbrechen, immer da, wo ein Fluß nach kurzem Laufe aus den Cordilleras sich in's Meer ergießt. Der Rimac ist während des Winters sehr unbedeutend; so wie aber die Regenzeit im Gebirge beginnt, schwillt er sehr stark und richtet in höheren Gegenden große Verwüstungen an. Den Niederungen fügt er wegen seines breiten Bettes keinen Schaden zu. Aus dem Fluß werden unzählige Wasserleitungen theils zum Füllen der Straßengraben von Lima, theils zur Bewässerung der Felder abgeführt. Die Bewässerung geschieht, indem man an bestimmten Tagen die Wassergraben absperrt. Die Fruchtbarkeit der Felder, die bewässert werden können, ist sehr groß; wo aber das Wasser fehlt, erzeugt der Boden auch nicht den spärlichsten Pflanzenwuchs. Unter den Culturpflanzen, die man längs der ganzen Küste baut, bemerken wir die Baumwolle, besonders in den nördlichen Gegenden, das Zuckerrohr, welches auf feuchtem Boden den reichsten Gewinn giebt, den Mais, der am häufigsten und mit dem größten Erfolg angebaut wird; er vertritt bei den Peruanern das Brot und ist fast das einzige Nahrungsmittel der Gebirgsindianer. Weizen wird an der Küste nur wenig geerntet, Gerste gedeiht nur in den höheren Gegenden. Die Kartoffel wächst wild auf den Hügelreihen, die sich in geringer Entfernung vom Meere hinziehen. An der Küste, wo sie klein und wässerig bleiben, werden sie nicht gepflanzt. Die beste Art wächst etwa 16 Meilen von Lima in Huamantanga, welches ungefähr 7000 Fuß über dem Meere liegt. Sie ist klein, rund, mit dünner weißlicher Hülse, mehlig und auf ihrem Durchschnitt hellcitronengelb. Sie wird auf dem Markte von Lima sehr gesucht und theuer bezahlt. Die Camotes oder Bataten (Convolvulus Batata), nicht mit Unrecht süße Kartoffeln genannt, erreichen eine bedeutende Größe. Die Aracacha (tsch; Conium moschatum) ist ein angenehmes, sehr nährendes, der Sellerie an Geschmack nicht unähnliches Knollengewächs. Eins der vorzüglichsten Gemüse liefert die Yuca (Jatropha mahinot) mit rübenförmigen, innen blendend weißen Wurzeln, die ausgezeichnet gut schmecken. Im Wasser gekocht sind sie etwas schleimig, in der heißen Asche am Feuer geröstet mehlig. Im Gebirge von Vitoc schenkten die Indianer mir eine Yuca, die 30 Pfund wog

Digitized by Google

und doch sehr zart war. Von Hülsenfrüchten kommen an der Küste Erbsen, im Gebirge Bohnen vor. Alle europäischen Arten von Kohl und Salat werden auch in Peru angepflanzt; eben so baut man eine Menge von Kürbisarten. Melonen und Wassermelonen werden sehr groß und vorzüglich gut. Von den Küchengewächsen, die zur Würze dienen, erwähne ich noch der in allen heißen Gegenden trefflich gedeihenden Liebesäpfel. Von dem vielgebrauchten spanischen Pfeffer ist bereits die Rede gewesen. Den Luzernklee pflanzt man als Pferdefutter in Masse an. Olivenbäume findet man hauptsächlich in den südlichen Küstenprovinzen; die Früchte schmecken indeß bei weitem nicht so gut als die spanischen, auch das Oel ist nicht so fein. Der Castor-Oelbaum (Ricinus communis) wächst wild, wird aber auch in vielen Plantagen gepflegt. Birnen und Aepfel gedeihen schlecht und sind fast ungenießbar. Kirschen, Pflaumen und Kastanien habe ich in Peru nie gesehen. Aprikosen erzeugen die Gebirgsthäler in ungeheurer Menge; nicht geringer ist der Reichthum an Apfelsinen, Pomeranzen, süßen und herben Citronen. Obgleich die Bäume das ganze Jahr mit Blüthen, halbreifen und ganzreifen Früchten bedeckt sind, so findet doch die eigentliche Ernte zu bestimmten Zeiten statt, z. B. an der Küste im Anfang des Winters, in der Waldregion während des Februar und März. Die Feigen, die man theils mit rothem, theils mit weißem Fleische hat, gehören zu den angenehmsten Früchten. Granatäpfel und Quitten kommen an der Küste selten vor; sie werden meistens aus den nahe gelegenen Bewässerungs-Feldern (Quebradas) auf den Markt der Städte gebracht. Die Früchte der üppig wachsenden Maulbeerbäume bleiben gewöhnlich den Vögeln überlassen. Die Weinrebe sieht man bei Lima nur in wenigen Gärten; in der südlichen Provinz Yca baut man sie mit ausgezeichnet günstigem Erfolg. Es giebt wohl nirgends so volle süße und gewürzhafte Trauben wie dort. An Früchten der heißen Zone zählt Peru einige, die an Wohlgeschmack alles übertreffen, was man sich nur wünschen kann. Oben an steht die Chirimoya oder der peruvianische Schuppen-Apfel (Anona tripetala). Diese Frucht entwickelt in Huanuco ihre größte Vollkommenheit, wo sie ein Gewicht von 14 bis 16 Pfund und

Digitized by Google

darüber entwickelt. Sie ist rundlich, oft auch herz- oder pyramidenförmig. Das mit kleinen Höckern und Schuppen bedeckte Aeußere ist grün, bei großer Reife schwarzgefleckt, das Innere schneeweiß, saftig und mit vielen schwarzen Kernen gespickt. Den Geschmack könnte man unvergleichlich nennen. Der Baum wird 15 bis 20 Fuß hoch und hat eine breite mattgrüne Krone. Frucht und Blüthe hauchen einen ausnehmend feinen aromatischen Wohlgeruch aus, der bei großer Blüthenfülle fast betäubend wirkt. Die Palta (Persea gratissima) ist eine birnartige dunkelbraune Kernfrucht mit grünem weichem, auf der Zunge wie Butter zerfließendem Fleisch, welches wegen seines eigenthümlichen Geschmackes den Fremden anfangs nicht behagen will, später aber zum größten Leckerbissen wird. Man genießt diese Frucht entweder ohne alle Zuthat oder mit etwas Salz, häufig auch mit Oel oder Essig. Der Kern, dicker als eine Wallnuß, enthält viel Milchsaft, der an der Luft roth wird und zum Zeichnen der Leinewand dient, weil diese Farbe nie wieder ausgeht; man bereitet daraus auch einen sehr guten Branntwein. Der schlanke Baum hat eine kleine gewölbte Krone und erreicht auf dem Ostabhange der Anden eine Höhe von 60 Fuß (sonst 20 bis 40 Fuß). Die Bananen (Platanos) gedeihen in den meisten Pflanzungen sehr gut; sie verlangen große Hitze und Feuchtigkeit. In der Waldregion zählt nicht selten ein Bananenstock 300 der dachziegelförmig über einander liegenden Früchte. Die Eingeborenen glauben, daß der Genuß des Branntweins nach einer Art derselben (platano guineo) einen schnellen Tod nach sich ziehe. Auf einem Spazierritt bestritt ich dies Vorurtheil und wollte es widerlegen, indem ich einige dieser Bananen aß und einen Schluck Branntwein dazu trank. Meine peruanischen Gefährten schnitten mitleidige Jammergesichter und meinten, ich werde die Stadt nicht mehr lebend erreichen. Ich gelangte indeß wohlbehalten mit ihnen zur Stadt. Beim Abschiede meinte Einer: „Wir werden uns nicht wieder sehen." Am folgenden Morgen erkundigten sie sich in aller Frühe nach mir und da sie mich ganz frisch und munter fanden, sagten sie: „Solch ein Ketzer von einem Fremden hat eine ganz andere Natur als wir." In Gegenden, wo die Bananen reichlich angepflanzt werden, ver-

Digitized by Google

treten sie die Stelle des Brotes. Ananas werden hauptsächlich von Guayaquil her eingeführt. Die Capulies (Prunus capulin) zieht man auf dem freien Felde oder in Gärtchen und Töpfen. Die Früchte, etwas größer als eine Kirsche, sind hochgelb und von säuerlichem Geschmack. Ihres feinen, sehr angenehmen Geruches wegen werden sie mit zu den Blumen-Gerichten genommen oder mit wohlriechenden Blümchen bespickt und mit köstlichem Wasser begossen zur Wäsche gelegt. Die Damen von Lima tragen sie gern im Busen. Aehnlich verhält es sich mit den Pallillos (Campomanesia lineatifolia, die schmale Berg-Gujave), die auf schönen 25 bis 30 Fuß hohen Bäumen wachsen und gelbe wohlriechende Aepfel tragen; die Blätter riechen, zwischen den Fingern gerieben, wie Myrte. An Palmen ist die Küste von Peru sehr arm. Die Kokospalme wird nur in einigen nördlichen Provinzen gepflegt, die Dattelpalme vorzüglich um Yca.

In der Umgegend von Lima liegen einige freundliche Dörfer, wo die reicheren Limeños die heiße Jahreszeit zubringen, meistens um Seebäder zu gebrauchen. Als der gesundeste dieser Oerter kann Miraflores betrachtet werden. Obgleich es ein heißeres Klima als die Hauptstadt hat, so ist die Luft hier doch viel reiner und wird auch durch die Winde des nahe gelegenen Meeres abgekühlt. Von einer reizenden, wenn gleich nicht üppigen Vegetation umgeben, überdies von Sümpfen entfernt, vereinigt es alles, was einen Sommeraufenthalt angenehm machen kann. Dennoch wird es nur wenig besucht, da die Indianer zu faul sind, einen ordentlichen Markt zu halten und jede Familie gezwungen ist, immer einen Proviant-Neger, namentlich zum Behuf des Fleisches, unterwegs zu haben. Für Kranke, die an Brustbeschwerden leiden, ist der Aufenthalt in Miraflores außerordentlich wohlthätig. — Der Hauptbadeort ist Chorillos, ein häßliches Dorf mit unansehnlichen Hütten (Ranchos) und winkeligen schmalen Straßen, dicht am Meer auf einem steilen sandigen Ufer gelegen, der Sammelplatz der vornehmen Welt, obgleich die Nachbarschaft keinen Baum, sondern nur eine brennend weiße Sandfläche darbietet. Die niedrigen Häuser bestehen aus Rohr mit Lehm beworfen; nur durch fortwährenden Zugwind findet man einige Kühlung darin, muß aber auch dem

Digitized by Google

Flugsand und dem Staub freien Zutritt gestatten. Ein breiter, ziemlich steiler Weg führt zum Meer hinunter an den sehr steilen Badeplatz. Eine Reihe kleiner Hüttchen aus Matten dienen als An- und Auskleidezimmer. Damen und Herren gehen mit niedlichen blauen Badeanzügen in's Wasser. Die Frauen lassen sich dahin von den sogenannten „Bañaderos" begleiten. Dies sind Indianer aus dem Dorf, im Sommer den Badenden dienend, im Winter mit Fischfang beschäftigt; ein rohes freches Volk. Man badet des Morgens; zwischen dem Frühstück und dem Mittagsessen schaukelt man sich in der Hängematte; vor Sonnenuntergang geht man spazieren; später wird bis nach Mitternacht am grünen Tisch gespielt: alles ganz wie in europäischen Bädern. Die Nächte sind höchst unangenehm. Die Luft in den Schlafzimmern ist schwül; Flöhe, Wanzen, Mosquitos und andere Quälgeister wetteifern, die Ruhe von dem erschlafften Körper zu verscheuchen. — Fünf Leguas südlich von der Hauptstadt, eine Viertel-Legua vom Lurin-Fluß und etwa tausend Schritt von dem flachufrigen Meer entfernt, liegt Lurin in einer durch herrliche Gärten und sorgfältig bebaute Felder verschönerten Gegend. Diese war vor der Eroberung Perus durch die Spanier eine der bevölkertsten an der Küste. Damals hieß das ganze weite Thal „Pachacamac", weil in der Nähe des Meeres, nördlich vom Flusse, ein sehr großer Tempel, ursprünglich „dem Schöpfer der Erde" (Pachacamac, d. i. der die Erde aus Nichts hervorbringt) von dem wilden Stamme der Yunkas geweiht war. Die Inkas unterwarfen diesen Stamm und da ihnen der Pachacamac der „unbekannte Gott" war, dessen Namen sie nur mit höchster Ehrfurcht nannten und von dem sie sich keine bildlichen Darstellungen machten, so warfen sie die Götzenbilder der Yunkas aus dem Tempel hinaus, weiheten ihn der Sonne, nöthigten den wilden Stamm zur Anbetung der bis dahin von demselben noch nicht verehrten Sonne, und bestimmten zum Tempeldienst eine Anzahl königlicher Jungfrauen, bis 1534 Pizarro mit seiner Horde in dieses Thal eindrang, die Jungfrauen durch seine Soldaten schänden und erschlagen, den Tempel aber zerstören ließ. Die Ruinen dieses außerordentlichen Gebäudes liegen auf einem 558 Fuß hohen Hügel, dessen

Digitized by Google

Spitze ungefähr 30 Fuß hoch aus Luftziegeln aufgemauert ist. Auf dieser künstlichen Kuppe stand der Sonnentempel,*) umgeben von hohen amphitheaterähnlich gebauten Mauern. Die Ruinen davon verrathen noch jetzt eine Höhe von 12 Fuß, meistens sind sie aber nur 3 bis 4 Fuß hoch; ihre Breite beträgt 8 Fuß. Der Tempel selbst liegt gegenwärtig ganz in Trümmern; man sieht nur noch einige Säle und Nischen und an den Wänden halb verwischte unkenntliche ziegelrothe und gelbe Malereien. An den Seiten und am Fuße des Hügels lagen Wohnungen, von denen nur die nackten, halb eingerissenen Wände übrig geblieben sind.

Das Reisen an der Küste von Peru ist beschwerlich, da die Wege durch Sandflächen führen, wo man oft 20 bis 30 Meilen weit keinen Grashalm und keinen Tropfen Wasser findet. Um von der Gluthhitze nicht allzu sehr zu leiden, benutzt man so viel als möglich die Nacht. Scheint der Mond nicht und verschleiern Nebel die Sterne, so verirrt man sich leicht, und schwinden dann in Folge übermäßiger Anstrengungen die Kräfte der Pferde, so ist es gewöhnlich um das Leben des Reisenden gethan; denn setzt er seinen Weg zu Fuß fort, so wird er meistens ein Opfer der Müdigkeit und des Durstes. Unzählige Lastthiere erliegen alljährlich den Mühseligkeiten dieser Reisen; lange Reihen ihrer Schädel zeigen in der Wüste die Richtung der Straße an. Nur mit sehr guten Pferden darf man sich durch größere Sandflächen wagen; denn in der Regel ertragen die Pferde kaum 48 Stunden Hunger und Durst, ohne gänzlich zu ermatten. Die Maulthiere dagegen, die alle Anstrengungen auch bei der spärlichsten Nahrung leichter ertragen, sind in Peru die eigentlichen „Schiffe der Wüste.“ Das Pferd folgt dem Sporn, bis es unter dem Reiter todt zusammenstürzt. Nicht so das Maulthier; fühlt es sich zu müde, um weiter zu

*) Der Sonnendienst des erobernden Stammes der Inkas deutet auf eine Einwanderung von Westen her. Auf Java und in Indien (Brahman), in Arabien und Egypten (Osiris), in Phönizien (Baal) und Babylonien (Bel) finden wir den Cultus der Sonne ausgebildet; in geringerem Grade bei den griechischen Pelasgern, den alten Deutschen und Persern, wo die weißen Rosse der Sonne geweiht waren.

Digitized by Google

gehen, so steht es stille, und weder Peitsche noch Stachel vermögen es von der Stelle zu bringen, bis es einige Zeit ausgeruht hat; dann geht es willig weiter. Zu den Beschwerlichkeiten der Wege kommt noch, daß die ganze bewohnte Küste von Peru, besonders in der Umgegend von Lima und Trajillo, fortwährend durch Straßenräuber sehr unsicher gemacht wird. Es sind dies entweder entlaufene Sclaven oder freie Neger, Zambos und Mulatten. Hin und wieder gesellen sich ihnen auch Indianer zu, die sich durch kaltblütige Grausamkeit auszeichnen. Zuweilen greift auch ein Weißer zu diesem schändlichen Gewerbe. Die Banditen sind immer beritten, gewöhnlich haben sie sehr schöne, ausgezeichnet gut zugerittene Renner, die ihren Herrn nicht leicht im Stich lassen. Wenn die verfolgenden Cavalleristen kaum auf Lanzenweite hinter ihnen sind, so lassen sie nur ihrem Pferde die Zügel schießen, um in einem Nu in Sicherheit zu sein. Die Sclaven nehmen gewöhnlich die besten Pferde der Plantage und fallen nach Sonnenuntergang, wenn sie von ihrer Arbeit frei sind, oder des Sonntags die Reisenden an. Die meisten Straßenräuber gehören zu einer wohlgeordneten Bande, die ihre berüchtigten Anführer und in den Städten ihre Spione hat. In der Nähe der Hauptstadt zeigen sie sich zuweilen in Schaaren von 30 bis 40 Mann, gewöhnlich aber machen sie ihre Streifereien in kleineren Parthien. Ihre Waffen bestehen in einem kurzen weitmündigen Karabiner (Trabuco) und einem großen Säbel; in kleinen Quersäcken führen sie die Munition, auf der einen Seite das Pulver, auf der anderen die Kugeln. Oft behandeln sie die Angefallenen mit großer Artigkeit und begnügen sich, ihnen Geld, Uhr, Ringe ꝛc. abzunehmen, gewöhnlich nehmen sie auch das Pferd und mißhandeln die Beraubten mit Säbelhieben und Kolbenstößen. Finden sie Widerstand, so geben sie keine Gnade. Wird ein Bandit getödtet und entkommen die angegriffenen Reisenden auch glücklich, so schwebt doch ihr Leben in steter Gefahr; selbst mitten in der Hauptstadt sind sie vor der Rache der Freunde des Gefallenen nicht geschützt, und oft trifft sie der Dolch eines Meuchelmörders, wenn sie es am wenigsten ahnen. Fremde werden am häufigsten angegriffen, worin auch der Grund liegen mag, wes-

Digitized by Google

halb man nicht kräftiger gegen das Gesindel einschreitet. Persönlicher Haß oder Politik kommt bei den Angriffen zuweilen mit in's Spiel. Der englische General-Consul wurde vor mehreren Jahre mit zweien seiner Freunde auf einem Spazierritt überfallen. Die Räuber ließen ihnen nicht einmal die nothdürftigsten Kleidungsstücke, setzten alle drei auf ein halb lahmes Pferd, und so mußten sie am hellen Tage in dem Badeort Chorillos ihren Einzug halten. An den belebtesten Straßen lauern die Banditen den Geldtransporten auf. Wenige Wochen vor meiner Abreise nahmen etwa dreißig Wegelagerer nach einem kurzen Scharmützel eine Geldsendung von mehr als 100,000 Piastern weg. Auf die Eselstreiber aus dem Gebirg, die immer baares Geld bei sich führen, um in Lima Einkäufe zu besorgen, haben sie ihr besonderes Augenmerk gerichtet. Finden sie bei ihnen nicht, was sie suchen (denn die Indianer verstecken ihr Geld sehr gut und lassen sich lieber todt schlagen, als daß sie es verrathen), so mißhandeln oder tödten sie dieselben auf die furchtbarste Weise. Als ich zum letzten Mal (im Juli 1842) aus der Sierra zurückkehrend, bei der berüchtigten Brücke von Surco, anderhalb Meilen von Lima entfernt, ritt, scheute plötzlich mein Pferd vor einem quer über den Weg liegenden Leichnam. Ich stieg ab, um ihn auf die Seite zu ziehen und fand, daß es ein Indianer war, dem die Räuber den Kopf zwischen zwei Steinen zu Brei geschlagen hatten; der Leichnam war noch ganz warm. Die Zambos zeigen sich am grausamsten. Ein solcher fiel im Juni 1842 den Indianer an, der das Postfelleisen nach Huacho brachte und fragte ihn: „Soll ich dich tödten, oder die Augen ausstechen?" „Wenn Eins von beiden sein muß, so tödte mich", erwiderte dieser. Jener nahm aber den Dolch, stach dem Unglücklichen beide Augen aus und ließ ihn im Sande liegen, wo er von Reisenden gefunden wurde. Im Angesicht der Hauptstadt treiben die Banditen ungestört ihr Handwerk und schon öfter sind sie am hellen Tage schaarenweis nach Lima gekommen, um die Kettengefangenen zu befreien. Dort eingebrachte Straßenräuber werden nach sehr kurzem Processe zum Tode verurtheilt. Aus einer Kapelle, wo sie ein Priester vorbereitet, werden sie von Soldaten abgeholt. Der Ver-

Digitized by Google

brecher muß eine kleine Bank tragen, auf die er sich zur Execution hinsetzt. Er hat das Recht, die Stelle, wo er erschossen werden soll, selbst zu bestimmen. Ein kühner Zambo verlangte auf dem Inquisitionsplatz grade während der Marktzeit erschossen zu werden. Mit einem raschen Blick übersah er den Platz und setzte sich ruhig auf den Schemel. Die Soldaten zielten und feuerten. Als der Pulverdampf sich zertheilte, war der Zambo verschwunden. Mit Tigeraugen hatte er jede Bewegung der Soldaten überwacht und in demselben Augenblick, wo das Pulver auf der Pfanne aufblitzte, sich gebückt, einen Soldaten auf die Seite geworfen und sich unter der Menge verloren, wo ihn seine Freunde bald nach einem sichern Zufluchtsort brachten. Die Negerjungen üben sich schon früh in allen möglichen Banditenstreichen. Ihre Trabucos pfropfen sie zu dem Ende mit gehacktem Blei und Eisen voll und tragen diese fürchterliche Waffe unter dem Poncho verborgen, während sie mit der frömmsten Miene einhergehen. Fünf Engländer und zwei Deutsche kehrten eines Sonntags am Abend von der Jagd zurück und feuerten in der neuen Promenade (Alameda nueva) ihre Doppelflinten ab, um sie nicht geladen nach der Stadt zu nehmen. Kaum war dies geschehen, so stellten sich ihnen zwei Negerjungen entgegen und verlangten ihnen ihre Gewehre ab; der eine zog seinen Karabiner und zielte auf die überraschte Schaar, während der andere die Waffen nahm. An Widerstand war nicht zu denken, denn bei der großen Nähe hätte der einzige Schuß des Jungen Alle verwundet oder getödtet. — Ein früher berüchtigter Bandit, der Zambo José Rayo, leistete bei einigen Revolutionen als kühner Partheigänger nicht unwichtige Dienste und wurde deshalb zum Hauptmann der reitenden Feldpolizei ernannt. Er paßt vortrefflich dazu, da er das Leben der Banditen und ihre Schlupfwinkel genau kennt. Eines sehr gefürchteten Räuber-Anführers, des Negers Leon, konnte er sich jedoch nie bemächtigen, oder er wollte es nicht, da er sein Gevatter war, ein Verhältniß, daß in Peru heilig, wie in keinem andern Lande, betrachtet wird. Leon wurde indeß doch von einem andern Gevatter, einem Zambo, im Schlafe erwürgt, um die auf dessen Kopf gesetzte Prämie von 1000 Piastern zu verdienen. —

Digitized by Google

In Kriegszeiten bildet sich ein eigenes Corps, die sogenannten „Montoneros", größtentheils aus Personen bestehend, die durch Straßenraub oder andere Vergehen ihr Leben vor den Gesetzen verwirkt haben. Zuweilen schließen sich diesem Corps auch unbescholtene Männer an. Jeder, der sich die Präsidentenwürde durch eine Revolution zu verschaffen trachtet, sucht die Montoneros auf seine Seite zu bringen. Diese ergreifen gewöhnlich die Parthei desjenigen, der am besten bezahlt oder dem das Glück am meisten hold. Sie sind im Ganzen sehr gut beritten, können aber wegen ihres Mangels an militärischer Haltung nur als Vorposten, Spione und Plänkler benutzt werden, die den Feind auf allen Seiten umschwärmen und ihm allen möglichen Abbruch thun. Sie tragen keine Uniform, meistens schmutzige weiße Beinkleider und eine ähnliche Jacke, einen Poncho und einen breitkrämpigen Strohhut. Viele haben nicht einmal Schuhe, sondern schnallen die Sporen an die nackte Ferse. Sie führen einen kurzen Karabiner und Säbel. Ist ihre Zahl größer (1838 hatte Santa Cruz 1000 in seinem Dienst), so stehen sie unter dem Oberbefehl eines Generals der Armee, welcher unumschränkte Gewalt über sie ausübt. Die Zucht ist sehr streng; man bezahlt sie regelmäßig und bestraft das Stehlen mit dem Tode. Pferde wegzunehmen wird indeß nicht als Diebstahl betrachtet, da sie zur Cavallerie gebraucht werden; daher machen die Montoneros überall Jagd auf Pferde. Fast Grauen erregend ist der Anblick dieser schwarzen, olivenfarbenen und gelben, durch Laster und Leidenschaft verzerrten oder durch Narben verstümmelten Gesichter mit zerrissenen Kleidern, abgemagerten Pferden, zerfetztem Sattelzeug, kleinen Büchsen, langen, in Bocksfell eingenähten Säbeln. Der harmlose Reisende, der sich plötzlich von ihnen umschlossen sieht, kann sich glücklich schätzen, wenn er mit dem Verlust seines Pferdes davon kommt. Sie finden überall schnell Quartier und hinlängliche Nahrung, denn einem solchen Schwarm wird nicht leicht Jemand etwas verweigern. Wenn eine Abtheilung Montoneros durch die Thore von Lima braust, ertönt in allen Straßen der Angstruf: „Schließt die Thüren, die Montoneros!" Alles drängt sich dann in die nächste Wohnung und beeilt sich, die Thüren zuzuwerfen. Schnell wie sie

Digitized by Google

gekommen, sind sie, gleich der Windsbraut, wieder von dannen gepflogen.

In neuester Zeit ist das Reisen längst der Küste durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt sehr erleichtert worden. Ich fuhr auf dem Dampfschiffe von Callao in achtzehn Stunden südlich nach Pisco, wo ich mir einen Führer mit Pferden miethete, um die 10½ Meilen entfernte große Binnenstadt Ica zu besuchen. Ein Catalane, der den Weg dahin unzählige Mal zurückgelegt hatte, erbot sich mir zum Begleiter. Nachmittags drei Uhr ritten wir ab. Anfangs geht's über harten Boden, bald aber durch tiefen Sand, der bis in die Nähe von Ica anhält; die Ebene wird nur an wenigen Stellen durch beschwerlich zu passirende Hügel unterbrochen. Beim Läuten der Abendgebetsglocken ritten wir an der von einem reizenden Palmenwäldchen umgebenen Plantage Huilla-Curin vorüber, hielten einen Augenblick an, um eine Menge der köstlichsten Feigen zu pflücken und ritten dann weiter. Gegen Mitternacht senkte sich ein dichter Nebel auf die Ebene und entzog unserm Blicke das Kreuz des Südens, das uns bis dahin als Wegweiser gedient. Der Spanier stieg häufig ab und beroch den Sand, um zu wissen, ob wir auf der rechten Straße wären; denn in Wüsten, durch welche viele Karawanen ziehen, geben die mit Sand vermischten Excremente der Lastthiere sicheren Aufschluß über die Richtung des Weges. Nachdem wir so ein paar Stunden zurückgelegt, kamen wir zu einigen Felsen, die meinem Führer unbekannt waren. Ich steckte eine Cigarre an und sah bei dem schwachen Gluthschimmer auf meinem Taschen-Compaß, daß wir statt in südöstlicher Richtung grade nach Westen ritten. Da wir nicht hoffen konnten, daß der Nebel sich vor Tagesanbruch hebe, so stiegen wir ab, gruben uns bis an den Hals in den warmen Sand ein und erwarteten den Morgen. — Unzählige Reisende haben sich hier schon verirrt und sind vor Durst verschmachtet. An dieser Küste strandete 1823 ein Schiff mit 320 Dragonern. Diese retteten sich an's Land. Nur 36 Stunden waren sie durch die öde Sandwüste geirrt, als sie von einem Cavallerie-Regiment aufgefunden wurden, welches von Pisco, wo sich die Nachricht des Schiffbruches schnell verbreitet hatte, mit Lebensmitteln und Wasser

Digitized by Google

abgesandt war, um die Verlorenen aufzusuchen; aber bereits hatten 116 der Unglücklichen, von Erschöpfung und Durst aufgerieben, den Geist aufgegeben; mehr als 50 starben noch in den folgenden Tagen. — Als der Morgen im Osten graute, setzten wir unseren Weg nach dem Compaß fort, kamen so wieder auf die gewöhnliche Straße und erreichten im Laufe des Vormittags Ica. — Die Sandfläche, durch welche wir geritten waren, ist das Bruchstück einer längs der Küste des großen Oceans von 3° 35′ bis 21° 48′ S. Br. ausgedehnten Wüste von 540 Stunden Länge und 3 bis 20 Stunden Breite. Sie wird von kleinen Ausläufern der Cordilleras durchschnitten. Ein feiner gelblichweißer Triebsand bedeckt Berg und Thal; nur da, wo die Ebene von Flüssen durchfurcht wird, bilden sich Oasen mit üppigem Pflanzenwuchs. Die Gefahren der Sandwüste werden durch die leichte Beweglichkeit des Sandes und durch die Anhäufungen (Medanos) vermehrt. Bei heftigem Wind erheben sich nämlich ungeheure Staubwolken. Sandsäulen, 80 bis 100 Fuß hoch, wirbeln empor, ziehen wie graue Gespenster umher und umhüllen plötzlich den Reisenden, der nur durch schnelles Reiten ihrem verderblichen Bereiche enteilen kann. Die erwähnten Anhäufungen sind Sandhügel mit fester oder lockerer Grundfläche. Die mit lockerer Grundfläche sind immer halbmondförmig, und 10 bis 20 Fuß hoch mit scharfem Kamm. Von einem etwas starken Winde gedrückt, wandern die Medanos rasch über die Fläche dahin, die kleineren, leichter beweglichen, eilen den größeren voran. Diese, indem sie die Luftströmung gegen jene abhalten, erreichen sie, und stürzen über ihnen zusammen. In wunderlichen Gestalten reihen sie sich auf der Ebene, bilden die verworrensten Labyrinthe und entziehen dem Blicke die Fernsicht. In wenigen Stunden ist oft eine Fläche mit einer Reihe von Hügeln bedeckt, und einige Tage später nimmt sie wieder ihre einförmige Flachgestalt an. Durch diese Wandelungen wird oft selbst der Kundigste getäuscht und verwirrt. Die Medanos mit fester Grundfläche bilden sich an den auf der Erde zerstreut liegenden Felsblöcken. Der Sand wird vom Winde dagegen getrieben und zu kegelförmigen Hügeln aufgehäuft. Ganze Hügelketten mit scharfen Kämmen entstehen

Digitized by Google

unter ähnlichen Verhältnissen. Die kleinen Gebirgsausläufer, von denen die Küste quer von O. nach W. durchsetzt wird, hemmen das Fortschreiten der Medanos; sonst würden die mit Dörfern und Meierhöfen bebauten Oasen bald von ihnen übersandet werden. Während des Sommers, der mit dem November beginnt, waltet in dieser Wüste der Tod. Keine Pflanze schlägt in dem glühenden Boden Wurzel, kein Thier findet hier Nahrung; kein Vogel, kein Insect wiegt sich in den heißen Luftschichten. Blos in den höchsten Regionen schwebt mit raschem Fluge darüber hin der König der Lüfte, der majestätische Condor, dem Meeresufer zu. Nur da, wo der große Ocean seine Gewässer mit der Wüste vermählt, ist Leben und Bewegung. Schaaren von Aasgeiern versammeln sich auf großen gestrandeten Seethieren; Ottern und Seehunde beleben die unzugänglichen Klippen; Heere von Strandvögeln suchen gierig nach den angespülten Fischen und Weichthieren; bunte Eidechsen tummeln sich auf den Sandhügeln und geschäftige Krabben und Meerspinnen durchfurchen das feuchte Ufer. — Im Mai ändert sich die Scene. Ein dünner Nebelschleier breitet sich über das Meer und die Küste aus; er wird immer dichter und hält beinahe sechs Monate lang die Sonnenstrahlen von der erfrischten Ebene ab. Das ist die Winterzeit. Nun nehmen die Hügelketten, welche im O. die Ebene begrenzen, ein anderes Kleid an. Wie durch einen Zauberschlag entsteht in wenigen Tagen ein blühender Garten, wo vorher öde Wüstenei war. Viehheerden und Pferde werden dahin auf die Weide getrieben; sie finden freilich kein Wasser, scheinen dessen jedoch bei der erquicklichen Nahrung auch nicht zu bedürfen. Im August und September sind die Nebel am dichtesten. Wochenlang bleiben sie unbeweglich auf der Erde liegen; ihre mittlere Höhe ist 7 bis 800 Fuß; 1200 Fuß pflegen sie nicht zu überschreiten. Sie lösen sich nie in eigentlichen Regen auf, sondern nur in einen feinen durchdringenden Niederschlag, „Garua" genannt; bilden sie größere Tropfen, so fallen diese doch nie aus Wolken nieder. Wenige Meilen vom Meere entfernt kommen die Nebel nicht mehr vor, werden dort aber durch die heftigsten Platzregen ersetzt. Die Grenze zwischen Regen und Nebel ist mit scharfer Linie gezogen.

Digitized by Google

Ich habe zwei Plantagen kennen gelernt, deren eine Hälfte durch Regen, die andere Hälfte durch Garuas bewässert wird und wo die Grenze zwischen beiden wie durch eine Mauer bezeichnet ist. In einigen Gegenden Nord-Perus, wo die Garuas spärlich sind, hängt die Fruchtbarkeit des Bodens von den Gebirgsregen ab, denn im Sommer vertrocknen die meisten Flüsse und der Thau fehlt dort so vollständig, daß ein über Nacht im Freien liegendes Papier am Morgen auch nicht die geringste Feuchtigkeit zeigt. Bleiben jene lange aus, so entsteht an der Küste die furchtbarste Noth unter den Viehheerden. Des Regens entbehrt die ganze Küste, weil keine größeren Strecken Landes mit dichtem Baumwuchs beschattet sind; er beginnt erst im Norden von Tumbez, wo Wälder in bedeutender Ausdehnung vorkommen. — Je abschreckender das Bild der Wüste ist, um so räthselhafter erscheint es, wie der Mensch eine Gegend zu seinem Wohnsitz wählen kann, wo ihm die Natur alles versagt hat, außer einem dürren Sandboden, auf dem er seine ärmliche Hütte erbaut, der ihm aber keine Nahrung, ja nicht einmal einen Trunk reinen Wassers darbietet, während in der Entfernung weniger Meilen üppige Thäler diese Bedürfnisse im Ueberfluß hervorbringen. Und doch finden sich solche traurige Wüstendörfer. Reis't man von Lima zu Lande über Lurin nach Süden, so gelangt man zuerst nach dem Wüstendorf Chilca. Die Hoffnung auf Gewinn, sei es durch Handel oder Bergwerke, bevölkert oft öde Gegenden; aber bei Chilca fehlen solche Interessen durchaus. Vielleicht waren sie in früheren Zeiten vorhanden, denn die zahlreichen Ruinen, welche das Dorf umgeben, deuten auf eine größere Bevölkerung unter der Regierung der Inkas, und die Anhänglichkeit an den Boden der Väter fesselt die Indianer an diese undankbare Scholle. In wenigen Dörfern hat sich ihr Stamm so unvermischt erhalten als in Chilca. Sie beschäftigen sich meistens mit Flechten von Strohhüten und außerordentlich feinen Cigarrentaschen, auf denen sie aus buntem oder weißem Stroh zierliche Figuren, Namen und Verse einflechten. Man bezahlt dergleichen oft mit hundert und mehr Piastern. Außerdem fangen diese Indianer Fische an der Küste; auch gewinnen sie ein röthliches bitteres Salz, das nach dem Gebirg ausgeführt wird.

Digitized by Google

Ica ist eine ziemlich große, sehr freundlich gelegene Stadt und, wie die meisten Küstenstädte, mit buntgemischter Bevölkerung. Ein Unterpräfect und viele reiche Plantagenbesitzer wohnen daselbst. In den Haciendas der Umgegend werden fast ausschließlich Weinreben gezogen, die den großen Reichthum der Provinz ausmachen. Die Schößlinge gedeihen auffallend leicht in dem unfruchtbaren Boden. Man steckt sie einen halben Fuß tief in den Sand, bindet sie auf und überläßt sie ihrem Schicksal; rasch treiben sie Wurzel und Blätter. So prangen die Weingärten in frischem Grün, während Alles umher das gelbe Kleid der Wüste trägt. Die Trauben sind ausgezeichnet schön, sehr saftig und süß. Aus dem größten Theil wird der trefflichste Branntwein gebrannt, und dies Getränk aus dem Thal von Ica geht über ganz Peru, so wie nach Chile. Wein wird nur wenig gekeltert. In einigen Plantagen bereitet man eine dicke dunkelbraune und sehr süße Sorte, die dem Peruaner, nicht aber dem Europäer mundet. Nur der Plantagenbesitzer Don Domingo Elias, ein äußerst umsichtiger, unternehmender und dabei höchst gastfreundschaftlicher Mann, bereitet Weine nach europäischer Art, die denen von Madeira und Teneriffa ähneln; doch sind sie noch feuriger. Durch eine lange Seereise verbessert sich ihr Geschmack bedeutend. Der Branntwein, den man zur See ausführt, wird in große thönerne, fast birnförmig gestaltete Gefäße „Botijas" gefüllt, die mit Erdpech ausgegossen sind. Der Gebirgstransport geschieht in Schläuchen aus Bocksfellen. Die Art, wie die meisten Böcke in den Haciendas abgebalgt werden, ist die abscheulichste Thierquälerei. Ein Neger hängt den lebenden Bock an den Hörnern auf, macht ihm einen Kreisschnitt um den Hals, der aber nur bis auf das Fleisch geht, zieht dem zappelnden Thiere, das die gräßlichsten Schmerzenslaute ausstößt, das Fell vom Körper und tödtet es erst, wenn die Haut, die sich so leichter abziehen läßt, ganz herunter ist. — In Ica wohnte ich der Carnevalsfeier der Neger bei. In verschiedenen Straßen werden nämlich große, hübsch mit Bändern verzierte Bogen aufgerichtet. Negerinnen und Zambas tanzen um dieselben herum, während es die Aufgabe der Männer ist, in voller Carrière unter diesen Bogen durchzureiten, ohne sich

Digitized by Google

anhalten zu lassen. In einer Entfernung von hundert Schritten nehmen sie ihren Anlauf und jagen gegen das Ziel, wo die Weiber ihrer warten, den Pferden in die Zügel fallen und den Reiter aus dem Sattel reißen, der dann Geldstrafe erlegen muß und noch obendrein verhöhnt wird. Während des Ansprengens werden die Reiter mit einem Hagel unreifer Apfelsinen und Citronen begrüßt. Man weiß oft kaum, ob man mehr die Schnelligkeit der Pferde oder die Gewandtheit der Reiter oder die Kühnheit der Negerinnen, die sich rücksichtslos den daher brausenden Pferden entgegenwerfen, bewundern soll. Ich sah, wie ein Neger länger als ein Stunde durch die Schnelligkeit seines Pferdes den Weiberarmen entschlüpfte. Er legte dabei eine Probe seiner Stärke ab. In dem Augenblicke, wo er unter dem Bogen hindurchsprengte, bog er sich mit dem Oberkörper auf den Hals des Pferdes, ergriff mit jedem Arme eine Negerin und riß sie zu sich in den Sattel hinauf. Am Abend wird das gewonnene Geld verjubelt. — Vor der Stadt trifft man in allen Gebüschen sehr zahlreich ein Art Meerschweinchen (Cavia Cutteri). Nach Sonnenaufgang und gegen Abend verlassen sie ihre Schlupfwinkel und spielen im Grase, ohne sich vor Menschen sehr zu scheuen, und man kann sich ihnen auf wenige Schritte nähern. Hier wie an der ganzen Küste lebt auch ein kleines eidechsenartiges Thierchen in Steinritzen, auf Mauern und kriecht zuweilen an den Lehmwänden der Häuser. Man nennt es „Salamanqueja" und hält seinen Biß für tödtlich. Ich fand, daß es ein Gecko war und sammelte mehrere, die ich zum Erstaunen der furchtsamen Eingeborenen lebend in den Händen hielt. Aus einer Oeffnung an der innern Seite des Oberschenkels sondern sie einen ätzenden Saft ab, der in Berührung mit einer frischen Wunde bedenkliche Zufälle erzeugen kann, aber die Thierchen beißen durchaus nicht. — Im Süden von Ica sind einige bedeutende Baumwollen-Pflanzungen.

Auf der Rückreise nach Pisco brachte ich die Nacht in der erwähnten Plantage Huilla-Curin zu. Pisco und Chincha gegenüber liegt eine Gruppe kleiner Inseln, die neuerlich durch Huanu (spr. Ghu) oder Vogeldünger einige Berühmtheit erlangt

Digitized by Google

haben. Der Huanu bildet dort 35 bis 40 Fuß mächtige Schichten. Die obersten Lagen sind graubraun; je tiefer man gräbt, desto stärker wird mit der zunehmenden Dichtigkeit die Färbung und ist in den untersten Schichten fast rostroth. In den tiefsten Lagen finden sich zuweilen große Massen von Salmiak. Zerdrückte Eier und wohl erhaltene Vogelfedern hat man aus einer Tiefe von 31 Fuß ausgegraben. Fast auf allen Inseln der Westküste von Südamerika wird der Huanu gefunden. Er bildet die Excremente verschiedener Seevögel, vorzüglich von Möven, Tölpeln, Tauchern und Scheerenschnäbeln. Wenn man sich die ungeheure Anzahl dieser Vögel vorstellt, deren Züge sich gleich Wolken längs der Küste bewegen und wenn man ferner ihre außerordentliche Gefräßigkeit berücksichtigt, so wie die Leichtigkeit, mit der sie sich ihre Nahrung verschaffen, so wird man sich über die Mächtigkeit der Excrementenschichten nicht wundern, die das Ergebniß einer ununterbrochenen Anhäufung im Verlauf von mehreren tausend Jahren sind. Während der ersten Jahre ist der Vogelmist weiß und liefert den Huanu blanco, der wegen seiner größeren Wirksamkeit viel mehr geschätzt und theurer bezahlt wird, als der gelbe oder braune. Die Anwendung des Vogelmistes als Düngmittel in Peru ist sehr alt und war schon zur Zeit der ersten Inkas bekannt. Die Peruaner benutzen ihn vorzüglich für die Mais- und Kartoffelfelder. Wenige Wochen nach dem Emporkeimen des Samens wird neben jeden Wurzelstock ein kleines Loch gemacht, in dasselbe eine tüchtige Prise Huanu gelegt, und dann deckt man es mit Erde zu. Höchstens 12 bis 15 Stunden später wird das ganze Feld einige Stunden lang unter Wasser gesetzt. Vom weißen Huanu nimmt man weniger, bewässert auch das Feld schneller und länger, weil sonst die Wurzeln durch die scharfe Aetze zerstört werden würden. Vermöge der ungemein starken Triebkraft des Düngers erreichen die Pflanzen schon in wenigen Tagen das Doppelte ihrer früheren Höhe. Wird das Düngen später, aber nur in geringerem Maße, noch einmal wiederholt, so können die Landbesitzer einer Ernte versichert sein, die wenigstens dreimal mehr lohnt, als das nicht gedüngte Feld.

Das Bild der südlichen Küste wiederholt sich auch nördlich

Digitized by Google

von Lima: fruchtbare Thäler, worin Dörfer und Plantagen, wechselnd mit Sandflächen; Hafenstädtchen da, wo die Natur oder der Handel irgend einen Vortheil bietet; fast unerträgliche Hitze und feuchte Nebel je nach der Jahreszeit; Menschenmangel und Denkmäler einer großen reichen Vergangenheit.

Auf einem Packetschiff fuhr ich nach dem nördlich von Lima gelegenen Hafen Huacho (tscho). Dies ist ein großes Dorf, neuerlich Stadt genannt. Es zählt über 5000 Einwohner, von denen vier Fünftel Indianer, die übrigen Mestizen sind; nur wenige Weiße haben sich hier angesiedelt. Die Eingeborenen beschäftigen sich mit Fischfang, Ackerbau und Federviehzucht. Das meiste Geflügel des Marktes von Lima kommt aus Huacho. Alle Freitage ziehen dahin große Karawanen von Indianerinnen mit Hühnern, Enten und Truthühnern. Die hiesigen Indianer sind keineswegs gutmüthig, sondern vielmehr tückisch, roh, rachesüchtig und geldgierig. Der Pfarrer Requena malte sie mir mit schwarzen Farben. Freilich konnten die Schafe unter einem solchen Hirten nicht fromm sein. Er war ein ächt peruanischer Pfarrer. Die Hetzjagd war sein Hauptvergnügen. Dazu hielt er sich ausgezeichnete Pferde und eine Menge Jagdhunde, besonders Windspiele, von denen ihm einzelne 150 bis 200 Piaster kosteten. Das Gelübde des Cölibates brach er auf die unverschämteste Weise. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in seiner Gemeinde starb er und konnte nur schwer dahin gebracht werden, die Beichte abzulegen. Mit dem Gedanken an den Tod, oder, wie er sich ausdrückte, an die Trennung von seinen Windhunden und Pferden, konnte er sich durchaus nicht vertraut machen, und als seine Hände vor Todeskälte anfingen zu erstarren, ließ er sich von seinem Neger rehlederne Handschuhe anziehen. — Die Geistlichen in Peru haben keinen bestimmten Gehalt, sondern sind einzig auf die kirchlichen Gebühren angewiesen. Für Taufen, Trauungen und Messen giebt es feste Sätze, nicht so für die Begräbnisse, deren Preis der Pfarrer nach den Vermögensumständen bestimmt. Die einfache Beerdigung eines Armen kostet 8 bis 10 Piaster, die eines Reichen muß oft mit 200 Piastern bezahlt werden. Daher kommt es, daß einige der reicheren Pfarrgemeinden jährlich 12 bis 14,000 Piaster einbrin-

Digitized by Google

gen. Ein reicher Indianer hat in Huacho gegen eine geringe wöchentliche Abgabe die in Peru sonst nicht gebräuchliche Beerdigung der niederen Volksklassen in Särgen übernommen. Sobald nun Jemand stirbt, schickt er in dessen Wohnung einen Sarg; ist dieser zu kurz, so wird der Leichnam gewaltsam hineingezwängt und dann unter die Erde gebracht. In der folgenden Nacht geht der Indianer mit einigen seiner vertrauten Diener auf den Kirchhof, gräbt den Todten wieder aus, wirft ihn in das Loch und geht mit dem Sarg, oft auch noch mit dem Todtenhemde davon, die für den nächsten Todesfall die nämlichen Dienste leisten müssen, bis sie gänzlich unbrauchbar geworden sind. Den Kirchhof bildet eine graue, von niedriger Mauer umgebene Sandfläche voller Schädel, Knochen, Kleidungsstücke, eingetrockneter und halbverstümmelter Leichname. Da die Sargräuber bei der zweiten Beerdigung nur eine Schicht lockern Sandes auf die Cadaver werfen, so werden diese von den Hunden und Füchsen ausgescharrt und aufgefressen; was sie übrig lassen, fällt als Beute den Aasgeiern und Eulen zu, und die letzten Ueberreste werden in wenigen Tagen von der Sonne ausgedörrt. Todte, für deren Beerdigung die Hinterlassenen kein Geld auftreiben können, werden in der Nacht heimlich auf den Gottesacker getragen; am Morgen sind sie schon halb aufgefressen. — Die Umgegend von Huacho ist reich an reizenden Obstgärten und fruchtbaren Einhegungen; das Klima ist sehr heiß, doch gesund und durch die Nähe des Meeres mit seinen angenehmen Bädern erträglich. Nur das Ungeziefer verleidet den Aufenthalt. Unglaublich vermehren sich die Flöhe im Sande, besonders nächst den Indianerhütten. Kaum betritt man solche, so ist man von Hunderten dieser springfüßigen Thierchen bedeckt. Die Wanzen stecken in allen Lehmwänden. — Am Aschermittwoch reitet fast die ganze Bevölkerung von Huacho nach dem eine Legua entfernten Flusse, um Krebse zu essen, die an jenem Tage zu Millionen gefangen werden. Geistige Getränke spielen dabei die Hauptrolle und beim Heimreiten pflegt es nicht ohne blutige Schlägereien abzugehen.

Zwei kleine Leguas von Huacho landeinwärts liegt das Städtchen Huaura. Es ist eine der schönsten Reisen, von hier

Digitized by Google

durch ein herrliches Thal eilf Leguas weit östlich nach Sayan zu reiten. Die freundliche Gegend wird durch reiche Haciendas verschönert. In der Mitte des Thales liegt die ausgedehnte Zuckerplantage „Luhmayo". Die Walzen werden hier noch durch Ochsen gedreht, die Tag und Nacht arbeiten müssen. Ich verbrachte hier eine wundervoll schöne Tropennacht, und betrachtete lange das eigenthümliche Schauspiel, das mir die Nachtarbeiten im Walzengebäude gewährten. Ein hohes Feuer, genährt mit ausgepreßtem Zuckerrohr, loderte in dem weiten Raume. Ringsum lagen Neger in tiefem Schlaf oder kauerten in munterem Gespräch beisammen; nur hin und wieder saß einer stumm in sich abgeschlossen, als brüte er über einem finsteren Plan. Mit langsamen Schritten drehten sich die Ochsen vor der Walzenstange und verschwanden bald im dunkelen Hintergrunde, bald traten sie magisch beleuchtet in den Feuerkreis. Hinter ihnen schritt eine lange schwarze Gestalt, sie von Zeit zu Zeit mit dem Stachel zu rascherem Gange anspornend. Geschäftig steckten fröhliche Kinder das strotzende Rohr zwischen die zermalmenden Walzen, während andere die saftlosen Stengel auf der entgegengesetzten Seite empfingen und in regelmäßige Haufen schichteten. Von diesen Gruppen ließ ich meinen Blick nach Osten schweifen, wo sich die mächtigen Cordilleras himmelan thürmten und, vom blassen Schimmer der sinkenden Mondessichel spärlich erleuchtet, geisterhaft meinen in Träumen der Zukunft sich wiegenden Gedanken Halt zu gebieten schienen. — In der Nähe von Luhmayo sah ich unter dem Dache einer Negerhütte eine Unze von ungeheurer Größe, die wenige Wochen früher erlegt wurde. Sie maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 8 Fuß 3 Zoll, wovon 2 Fuß 8 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Unze und die Puma sind die beiden größten amerikanischen Katzen. Beide finden sich an der Küste selten. Die Unze ist sehr kühn nnd blutgierig. Mit ungemeiner Keckheit dringt sie in die Plantagen ein und fällt Rinder und Pferde an. Die ihr gestellten Fallen weiß sie mit vieler Schlauheit zu vermeiden. Der offene Kampf gegen dies Thier ist sehr schwer und gefährlich. Selten geht eine Treibjagd ab, ohne daß mehrere Jäger verwundet oder getödtet werden. Für einen Reisenden ist es wahrlich kein angenehmer

Digitized by Google

Augenblick, wenn er, aller Waffen entblößt, plötzlich auf wenige Schritt Entfernung vor einer Unze steht, welche weite Kreise mit dem Schwanze schlägt, mit blinzelnden Augen und halb unterdrücktem Knurren sich zum Sprunge reckend. Der Puma oder der rothe amerikanische Löwe ist dagegen feige und fürchtet sich vor dem Menschen. Jung eingefangen, werden diese Thiere leicht gezähmt. Indianer kommen zuweilen damit nach Lima und führen sie an einem Stricke oder in einem großen Sack auf dem Rücken herum, um sie für Geld sehen zu lassen.

Nördlich von Huacho wechseln längs der ganzen Küste bis nach Tumbez, an der Grenze der Republik del Ecuador, Wüsten und fruchtbare Thäler. Die ganze Gegend ist reich an merkwürdigen Denkmälern aus der Zeit der Inkas. Die wichtigsten sind die Ueberreste eines früheren Königspalastes und die Ruinen einer Festung. — Fünf Leguas südlich von Huacho liegen die ausgedehnten Salinas, die den größten Theil von Peru und Chile mit trefflichem Salze versehen. Sie ziehen sich vom Meer eine halbe Legua nach Osten hin und bieten einen überraschenden Anblick dar. Man glaubt ein Gletscherfeld vor sich zu sehen, auf dem sich die Sonnenstrahlen im wundervollsten Farbenspiel brechen, aber auch mit außerordentlicher Heftigkeit zurückprallen. Das Salz entsteht durch ein natürliches Verdampfen des Seewassers, welches durch das poröse Gestein des Ufers durchsickert und alle Höhlungen ausfüllt. Das ganze Lager ist in regelmäßige Felder abgetheilt, die in viereckigen Klumpen von hundert Pfund Schwere ausgehauen werden. Nach wenigen Tagen sind die ausgehauenen Löcher wieder mit Meerwasser ausgefüllt, das innerhalb 12 bis 24 Monaten das Salz zurückläßt. — Von den Salinas führt der Weg neun Leguas lang nach Süden durch tiefen Sand, größtentheils längs des Meeres. Schaaren von Strandläufern und Flamingos fliegen fortwährend vor den Reisenden her, als wollten sie ihnen den richtigen Weg zeigen. Am Ufer trifft man den Condor in großer Menge auf den gestrandeten Wallfischen. In der Nähe der Plantagen und in den Getreidefeldern halten sich kleine und große Tauben in so ungeheuren Schwärmen auf, daß sie fast zur Landplage werden. In den wenig besuchten Buchten kommen häufig

Digitized by Google

Riesenschildkröten vor. Unter den Kröten bemerkte ich die hübsche rothpunktirte Thaulkröte (Rulo thaul), welche zur Nachtzeit ein sehr unheimliches melancholisches Heulen ertönen läßt. Schlangen sind im Ganzen ziemlich selten. In den Zuckerplantagen lebt eine kleine sehr giftige Viper (Echidna ocellata), deren Biß fast augenblicklich tödtet. — Die erwähnte Sandfläche wird durch eine Reihe von Sandhügeln begrenzt, und hat man diese überschritten, so steigt man in das fruchtbare Thal des „Pasamayo" hinunter, dessen Hauptort Chancay mit ungefähr 1200 Einwohnern, meistens Indianern und Mulatten, anderthalb Leguas vom Flusse Pasamayo und eine kleine Legua vom Meere entfernt liegt. Ausgezeichnete Früchte und Gemüse, recht wohlschmeckende Früchte, treffliches Fleisch und Geflügel finden sich hier im Ueberfluß. Auf den Haciendas der Umgegend wird sehr viel Mais gebaut und größtentheils zum Mästen der Schweine verwandt, die den Hauptreichthum des Thales ausmachen. In keinem Thale von Peru giebt es aber so viel Sandflöhe, Piques genannt. Es sind kleine weiße, im Sande lebende Insecten, die sich als Schmarotzer an Menschen und Thiere, besonders an Schweine, anhängen. Sie bohren sich den Menschen meistens an den Füßen unter den Nägeln durch die Haut und legen da ihre Eier, wornach sich eine sehr schmerzhafte Beule bildet. Wird diese vernachlässigt, so entwickelt sich die Brut und frißt sich immer tiefer ein. Es entstehen dann heftige Entzündungen und Geschwüre, die zuweilen das Abnehmen des Fußes nöthig machen. Während des Einbohrens fühlt man die Piques nicht, sondern erst nach der Entwickelung der Eier. Dann ist es noch leicht, den ganzen Sack, in welchem sie eingeschlossen sind, sammt der Mutter herauszunehmen. Die Negerinnen haben eine große Fertigkeit darin; sie ritzen vorsichtig die Haut mit einer Stecknadel auf und ziehen den Beutel heraus. Wenn er platzt, holen sie die einzelnen Eier mit der Nadel heraus. Das etwa bohnengroße Loch wird mit heißer Cigarrenasche gefüllt, um die vielleicht noch zurückgebliebenen Eier und Larven zu tödten. Nicht nur an den Füßen, sondern auch am Rumpf und im Gesicht bohren sich diese Insecten ein und man weiß oft kaum, wie und wo man zu diesen unangenehmen Gästen gekommen ist. —

Digitized by Google

Zwei Leguas von Chancay, wo zwischen sonderbar geformten Hügelreihen ein trauriges Sandthal streicht, stößt man auf die sogenannten „Colcas", höchst merkwürdige unterirdische Bauten, aus der Zeit der Inkas. Der Sage nach sollen sie während eines Feldzuges gebaut sein, um Getreidevorräthe für das zahlreiche 120,000 Mann starke Heer aufzubewahren. —

Auf der Rückkehr nach Lima ritt ich in Begleitung eines wegekundigen Negers beim Mondschein um Mitternacht von Chancay ab. Einige Maulthiertreiber, die vor einer Hütte lagen, warnten uns vor dem sehr angeschwollenen Pasamayo. Gegen ein Uhr erreichten wir den Fluß, der durch heftige Regengüsse im Gebirge aus seinem Bette getreten war und wuthschäumend einher donnerte. Mehrere Reisende lagerten am Ufer, um den Morgen und das Sinken des Wassers abzuwarten. Chimbadores (Indianer, welche die Furten genau kennen, und die Reisenden durch die Flüsse begleiten) ließen sich nicht finden. Mein Neger, der die reißende, mehr als hundert Ellen breite Wasserfläche überblickte, zuckte die Achseln. Alle hielten das Durchreiten für unmöglich. Ich hatte jedoch keine Zeit zu verlieren und entschloß mich, im Vertrauen auf mein gutes Pferd, den Versuch zu wagen. Vorsichtig ritt ich in den Fluß, der bei jedem Schritt tiefer und reißender wurde. Bald ergriff der Strom mit voller Gewalt das Pferd. Der Grund fehlte unter seinen Füßen; aber mit aller Kraftanstrengung kämpfte es gegen die steigende Macht der Wogen an. Leichtes Gewölk umschleierte den Mond und entzog mir in dem wichtigsten Moment die Baumgruppe am entgegengesetzten Ufer, die ich als Ausgangspunkt in's Auge gefaßt hatte. Hülflos wurden wir von der Strömung fortgerissen und gegen einen Felsen mitten im Flusse geschleudert. Ich hörte nur noch das vom Strande her verhallende Angstgeschrei meiner Gefährten, als die Wellen über mir zusammenschlugen. Krampfhaft hatte ich die Zügel gefaßt und warf das Pferd herum, das nun wieder auf festem Grunde stand, setzte ihm die Sporen ein, und muthig stürzte sich das treue Roß noch einmal in die Fluth und schwamm an das Ufer zurück. Ich ritt mit meinem Neger am Strande entlang, fand endlich eine günstigere Stelle und wir setzten glücklich über den Fluß. Die übrigen

Digitized by Google

Reisenden folgten nun meinem Beispiel. — Von Pasamayo führt zwei Leguas der Weg, ziemlich eben, meistens zwischen Plantagen, von da acht Leguas über steile Sandhügel. In dieser Gegend sah ich außerordentlich starke Luftspiegelungen, die uns Alle mit geheimem Grausen erfüllten, denn riesengroß sahen wir uns über unseren Häuptern davon reiten. Mittags langten wir in Lima an.

Viertes Kapitel.

Die Cordilleren waren mein Ziel. — So viele Unannehmlichkeiten und Beschwerden das Reisen an der Küste mit sich bringt, so ist es doch im Gebirg mit mehr Mühseligkeiten und Gefahren verbunden. Dort führt der Weg meistens über flaches Land, und nur die brennende Sonne der Sandwüsten oder Banditengesindel drohen dem Wanderer Verderben; hier aber zieht er sich durch zerklüftete Thäler, über abschüssige Felsen und wilde Gebirgsstöcke, oft nur wenige Spannen breit, an furchtbaren Abgründen vorbei, in deren Tiefe ein reißender Strom tobt, oder er senkt sich fast lothrecht über steile Bergabhänge in gähnende Schluchten, oder er verliert sich an den Gletschern der unwegsamen Andenkuppen und in den verrätherischen Sümpfen der Hochebenen. Selbst der Himmel vermehrt die Beschwerden des Weges durch verderbenbringende Gewitter und wochenlang anhaltende Regengüsse oder durch dichte Schneegestöber, die in wenigen Augenblicken die letzte Spur des kaum erkennbaren Pfades dem ängstlich forschenden Auge entziehen. In den engen Thälern der tiefer gelegenen Cordillera-Gegenden herrscht eine erstarrende Kälte, und über die flachen Hochebenen ziehen schneidende eisige Winde.

Ich ritt durch das östliche Thor von Lima und gelangte auf eine breite Straße, die sich in geringer Entfernung vom linken Ufer des Rimac gerade nach Osten hinzieht. Anderthalb Leguas von der Stadt führt sie über die wegen der Straßenräuber berüchtigte steinerne Brücke von Surco. Die Gegend hat ein düsteres und wildes Aussehen. Graue unfruchtbare

Digitized by Google

Hügelketten schließen das mit Sand und Kieseln bedeckte Thal ein. Verödete Plantagen, eingestürzte Grenzmauern und große halb zerstörte Wohnungen zeigen, daß sich da früher ein reges Leben bewegte. Längs des Flusses erstrecken sich Viehweiden auf magerem Moorgrund; nur wo der Boden künstlich bewässert und gedüngt wird, trägt er Klee und Mais. Niedriges Gebüsch und Rohr, welches an den Ufern wächst, liefert den Holzbedarf für Lima. Vier Leguas von da entfernt, biegt sich der Weg nach Nordosten und behält diese Richtung bis zum Fuße der Cordilleras. Bei dem Dörfchen San Pedro Maman vereinigen sich in einer öden Gegend die Flüsse San Mateo und Santa Olaya, um den Rimac zu bilden. Dieser tritt während der Regenzeit aus seinem Bett, verwandelt die ganze Ebene in eine schlammige Wasserfläche und überdeckt sie mit Felsentrümmern und Rollsteinen, wodurch die unweit des Flußufers fortlaufende Straße stellenweis fast ungangbar wird. Hinter dem freundlichen Dorfe Cocachacra erreicht man durch ein immer schmaler werdendes Thal aufsteigend San Geromino de Surco, 6945 Fuß hoch über dem Meere gelegen. Es ist dies ein langes Dorf in einem der fruchtbarsten Theile des ganzen Thales. Die Häuser stehen abgesondert, jedes mit einer kleinen Anpflanzung umgeben. Man kann hier die Grenze zwischen der Küste und der Sierra annehmen. Das Klima ist angenehm, eher heiß als kühl. Bananen, Granatäpfel, Bataten ꝛc. sind im Ueberfluß vorhanden. Schwärme von Insekten, besonders Stechfliegen und Sancudos (Culex molestus, eine Art Musquitos) belästigen den ermüdeten Reisenden und scheuchen die Ruhe von seinem Lager. In diesem Dorfe wohnt ein Alt-Spanier, der einen Tambo (Herberge) hält und nebenbei das Geschäft eines Hufschmiedes treibt. Ich ließ bei ihm ein meinem Pferde abgefallenes Hufeisen aufschlagen und mußte ihm für die acht Nägel eine halbe Goldunze (18 Gulden) bezahlen. Solche Prellereien kommen nicht selten vor, da es nur in den größeren Indianerdörfern Hufschmiede giebt. Man kann also oft 50 bis 60 Leguas weit reiten, ohne einen solchen zu finden. Daher versah ich mich nachher immer mit Eisen und Nägeln, was mir oft trefflich zu statten kam.

Digitized by Google

Von Surco läuft die Straße zwei Stunden lang ziemlich eben in der Nähe des Flusses Mateo fort bis Matacunas. Vor dem Dorfe liegt ein Tambo. In diesen Herbergen erhält der Reisende Obdach und zuweilen auch etwas zu essen. Sie sind selbst in Lima nicht viel besser als im Gebirge; man weis't dort den Ankömmling ein Zimmer an mit einem Tisch, einem Stuhl und einer leeren Bettstelle, da vorausgesetzt wird, daß Jeder seine Matratze mitbringe. Im Innern gewährt die Herberge nur einen Lagerplatz auf der Erde, wo man zwischen Indianern, Negern, Hunden und Schweinen liegen muß. Deshalb habe ich es immer, so oft es nur das Wetter erlaubte, vorgezogen, unter freiem Himmel zu schlafen, als die Nacht in diesen vollgepfropften, übelriechenden, dumpfigen Gemächern zuzubringen. Branntwein und Chiche fehlen in den Tambos nie, desto häufiger Eßwaaren, oft findet man nicht einmal eine Kartoffel oder Mais, noch viel weniger Fleisch. Da die Indianer so oft, namentlich von Offizieren, betrogen und gemißhandelt wurden, so behalten sie auch sehr häufig das Ihrige zurück, indem sie fürchten, keine Bezahlung zu erhalten. Deshalb thut man wohl, sein Verlangen nach Lebensmitteln sogleich mit Geld zu unterstützen. Ueberhaupt sind die Indianer der westlichen Gebirgsthäler durch die vielen Truppendurchzüge sehr verdorben. Sie sind dummdreist, frech, habgierig, ungefällig. Mit ernster Ruhe kommt man bei ihnen am besten durch; des Nachgiebigen spotten sie und beleidigen ihn; den Gewaltthätigen mißhandeln sie. Ein anmaßender Offizier wurde von ihnen eine Nacht lang an den Händen unter einem Dache aufgehängt und am Morgen quer über ein Maulthier gebunden und weggetrieben. — Matucanas, ein ziemlich großes Dorf, liegt am linken Ufer des Flusses. Die Häuser sind aus Luftziegeln gebaut und mit Feuerziegeln oder Stroh gedeckt, um gegen die anhaltenden und heftigen Regengüsse Schutz zu verleihen. Der fruchtbare Boden umher erzeugt nicht mehr die tropischen Gewächse, sondern vorzüglich nur Mais, Weizen, Kartoffeln und Luzernklee. Alle Felsen sind mit Cactus bewachsen, deren wohlschmeckende Früchte einen Handelsgegenstand ausmachen.

Von Matucanas aus verengt sich das Thal zu einer schma-

Digitized by Google

len Schlucht, nicht breiter als das Flußbett, und nimmt fortwährend einen wilderen Charakter an. Der Weg zieht sich an der Bergkette hin, die das linke Flußufer begrenzt. Der Pflanzenwuchs wird reicher, als in den weiten Küstenthälern. Fast alle Felsenspalten sind mit Grün bekleidet. Am Wasser wachsen verkrüppelte Weiden, an den Bergabhängen der schöne rothe Stechapfel (Datura sanguinea), aus dessen Früchten die Eingeborenen ein sehr stark narkotisches Getränk, die sogenannte Tonga, bereiten. Die Wirkung davon ist fürchterlich. Ich beobachtete sie einmal bei einem Indianer, der sich mit dem Geiste seiner Vorfahren in Verbindung setzen wollte, um von diesem Aufschluß über die in den Gräbern verborgenen Schätze zu erhalten. Bald nach dem Genuß der Tonga verfiel der Mann in ein stumpfes Hinbrüten; sein Blick stierte glanzlos auf die Erde, der Mund war fast krampfhaft geschlossen, die Nasenflügel weit aufgesperrt, kalter Schweiß bedeckte die Stirn und das erdfahle Gesicht, die Adern am Halse schwollen fingersdick an, langsam und keuchend hob sich die Brust, steif hingen die Arme am Körper hinunter. Dann befeuchteten sich die Augen und füllten sich mit großen Thränen; die Lippen zuckten flüchtig und krampfhaft; die Kopf-Schlagadern klopften sichtbar, das Athemholen beschleunigte sich. Nach Verlauf einer Viertelstunde steigerten sich alle diese Erscheinungen. Die nun trockenen, aber hochroth angelaufenen Augen rollten wild, alle Gesichtsmuskeln verzerrten sich. Zwischen den halbgeöffneten Lippen trat dicker weißer Schaum hervor. Die Pulse an Stirn und Hals schlugen mit ungemeiner Schnelligkeit. Der außerordentlich kurze und sehr rasche Athem vermochte die zitterartig bewegte Brust nicht mehr zu heben. Klebriger Schweiß bedeckte den ganzen, von den fürchterlichsten Zuckungen geschüttelten Körper; die Gliedmaßen waren aufs gräßlichste verdreht. Ein leises unverständliches Murmeln wechselte mit gellendem herzzerreißenden Geschrei, dumpfem Heulen oder tiefem Aechzen nnd Stöhnen. Lange dauerte dieser furchtbare Zustand, bis endlich allmählig die Heftigkeit der Erscheinungen abnahm und Ruhe eintrat. Sogleich eilten Weiber herbei, wuschen den Indianer mit kaltem Wasser und legten ihn auf einige Schaffelle. Es folgte ein

Digitized by Google

mehrstündiger Schlaf. Am Abend sah ich den Mann wieder, als er gerade einem Zuhörerkreis seine Gesichte und Gespräche mit den Geistern der Ahnen erzählte. Er schien sehr abgemattet zu sein. Vor Einführung des Christenthums bedienten sich nur die Aerzte und Zauberer des Stechapfelgenusses, um dadurch bei Beschwörungen den Göttern näher zu kommen. — Ein paar Stunden hinter Matucanas öffnet sich ein von einem kleinen Flüßchen durchfurchtes breites und freundliches Seitenthal, die Quebrada (eine von Gräben oder Flüssen durchschnittene Gegend) de Viso. Da, wo es mit dem Hauptthal zusammenstößt, liegt der Tambo von Viso, 9100 Fuß hoch, wo man ein leidliches Nachtquartier und hinlängliches Futter für Thiere findet. Hier geht eine Brücke über den Fluß und man betritt das rechte Ufer. An den engsten Stellen der Thalschluchten, durch welche der Fluß sich hindurchzwängt, werden die Brücken gebaut. Sie bestehen aus einigen Stämmen der gemeinen Baum-Aloe (Agave americana), die durch Querstücke verbunden und mit Aesten und Reisern belegt werden. Sie sind blos drei Fuß breit und ohne Geländer. Ist die Entfernung der beiden Ufer für jene Stämme zu groß, so werden statt ihrer starke Stricke aus Ochsenhäuten genommen. Diese Brücken sind oft sehr gefährlich zu passiren; denn die Pferde verwickeln sich leicht in den Querästen und stürzen in den Abgrund, wo sie dann sammt ihrem Reiter an den Felsen des Flußbettes zerschellt werden. — Der drei Stunden lange Weg von Viso nach San Mateo wird immer beschwerlicher. Die Thalschlucht verengt sich oft zu einer schmalen Spalte und wird auf beiden Seiten von mehr als tausend Fuß hohen Felswänden begrenzt. Diese mächtigen Mauern fallen entweder senkrecht ab, so daß ihre sehr zusammengeneigten Stirnen Riesengewölbe zu bilden scheinen, wo sich der Pfad dann an ihren Fuße entlang zieht und von den Flußwellen bespült wird; oder sie senken sich mit steiler Böschung in die Tiefe und sind mit Geröll und Trümmern bedeckt, die sich, durch die Regengüsse erweicht, von den höchsten Schichten loslösen; dann führt der Weg an den Seiten der Berge über dieses lose Gestein, das unter den Tritten der Lastthiere weicht. Von oben rollen Schutt und Steine, in die brausende Fluth aber donnern

Digitized by Google

weit springend große Felsblöcke hinunter. Auf dieser Strecke zwischen Viso und San Mateo war es, wo ein herabstürzender Felsblock eins meiner Lastthiere, das gerade meine wichtigsten Instrumente und Reisebedürfnisse trug, leider mit sich fortriß und im schäumenden Flusse begrub. Alljährlich verunglücken auf diesem Wege eine Menge Lastthiere und auch Reisende. Im Tambo de Viso traf ich einen Offizier, der mit zwei Knaben aus dem Gebirge gekommen war. Den jüngern hatte er vor sich auf der vordern Sattelbausche, der ältere, zehnjährige, saß auf dem Kreuz des Maulthiers, als ein großer herabspringender Stein diesen Knaben traf und mit in den Fluß riß. Der trostlose Vater suchte vergebens nach dem Leichnam seines Sohnes.

San Mateo ist das größte Dorf in diesem Thal. In einer Höhe von 10,947 Fuß gedeiht hier, außer Kartoffeln und Mais, der knollige Sauerklee (Oxalis tuberosa) und die knollige Kapuzinerblume (Tropaeolum tuberosum); der Luzernklee bleibt etwas klein, giebt aber doch eine reichliche Ernte. Fünfhundert Fuß höher haben diese Culturpflanzen ihre Grenze. — Die bei den übrigen Indianern gebräuchliche Gastfreundschaft scheinen die Cholos von San Mateo nicht zu kennen. Gegen die Fremden zeigen sie sich mißtrauisch, roh und ungefällig. Sobald ein solcher im Dorfe anlangt, erscheint sogleich der Alcalde mit den Gerichtsdienern und fordert den Paß. Wer keinen hat, läuft Gefahr, auf einem Packesel zum nächsten Präfecten gebracht und obendrein gemißhandelt zu werden. Da indeß die Ortspolizei nicht lesen kann, so genügt ihr jedes gedruckte oder beschriebene Papier, wenn nur große Buchstaben darauf stehen. Ich reichte einst einem Gerichtsdiener den Theaterzettel der letzten Oper, die kurz vor meiner Abreise in Lima gegeben wurde und worauf mit dicken Lettern „Lucia de Lamermoor" zu lesen war. Jener starrte das Papier eine Weile mit wichtiger Amtsmiene an und erklärte den Paß für gut. Bei dem Mangel an einer Herberge und der Ungefälligkeit der Bewohner hält es oft schwer, im Dorf ein Unterkommen zu finden. Ein paarmal wurde mir ein finsteres, verpestetes Loch angewiesen, in welchem die Todten bis zur Beerdigung ausgesetzt werden. Ein andermal mußte ich die Nacht in dem feuchten Gefängniß zubringen. Ich wählte

Digitized by Google

mein Nachtquartier hier auch nur meinem Reitthier zu Gefallen; denn San Mateo ist in diesem Thale der letzte Punkt, wo Klee wächst und die Pferde ein reichliches Futter finden für den mühsamen Weg, den sie am folgenden Tag über die Cordillera zu machen haben. Gern aber entbehrt der Reisende eines bequemen Lagers, wenn er für die gehörige Pflege seines Thieres sorgen kann, von dem in dem wilden Gebirg und in den öden Steppen sein Fortkommen, ja oft selbst sein Leben abhängt. Im Gebirg hat man auch darauf zu achten, daß die Pferde nicht schwitzend beim Mondschein abgesattelt werden, was für den nächsten Morgen eine starke Geschwulst auf dem Rücken zur Folge hat.

Von San Mateo führt die Straße eine halbe Stunde lang in der Tiefe der düsteren Thalschlucht, dann steigt sie plötzlich längs der Felsenwände über treppenartig eingelegte Steine ziemlich hoch hinauf. Neben an stürzt sich der wilde Bergstrom schäumend von Fels zu Fels, bedeckt die Steinplatten und reißt mit seinen tobenden Wassern die niedrigen Mauern ein, welche den schmalen Pfad an den gefährlichsten Stellen einigermaßen stützen sollen. Ein eigenthümlich beklemmendes Gefühl beschleicht den Reisenden, wenn er sich an diesen schroffen Höhen hinaufwindet und um scharf vorspringende Felsecken biegt, wo der Huf seines keuchenden Thieres auf den glatten nassen Steinplatten jeden Augenblick ausgleitet, während dicht daneben die zischende Fluth nach einem Opfer emporzüngelt. Oft begegnet man auf diesem Wege langen Zügen von Maulthieren, die aus dem Gebirge kommen. Dann muß man irgend eine kleine Einbuchtung suchen und fest an die Felswand gedrängt die beladene Schaar vorüberziehen lassen. Das geschieht nicht ohne Zeitverlust. Ich selbst mußte hier mehr als zwei Stunden an einem schmalen Felsenrand stehen, um ein paar hundert bedächtig schreitende Maulthiere heruntersteigen zu lassen, die neben meinem Pferde kaum noch Raum hatten, um auf den äußersten Saum des Pfades die Füße zu setzen. An vielen Stellen ist das Ausweichen oder Umkehren ganz unmöglich, und nur indem das eine der sich entgegenkommenden Thiere in den Fluß gestürzt wird, kann das andere seinen Weg fortsetzen.

Digitized by Google

Die vielen Krümmungen der Straße und die vorspringenden Felsen verhindern jede Fernsicht und dadurch das zeitige Ausweichen. — Wenn man diese beschwerliche Stelle, von den Eingeborenen Cacray genannt, zurückgelegt hat und auf der Höhe, von wo der Bergstrom niederbraust, angelangt ist, so erweitert sich das Thal und steigt sanft nach Osten zur Hauptkette der Cordillera hinan. Zwei Leguas hinter San Mateo liegt 12,712 Fuß über dem Meere das elende Indianerdorf Chicla, der letzte Ort dieses Thales, wo der Boden noch einiger Cultur fähig ist. Eine halbe Stunde weiter folgen zerstreute Indianerhütten, Acchahuari genannt. Darunter befindet sich eine von den Reisenden häufig besuchte Herberge. Wer einmal eine Nacht hier zugebracht, dem wird diese unvergeßlich bleiben. Eine alte ekelhaft schmutzige Indianerin macht die Wirthin. Zum Nachtessen bereitet man aus Kartoffeln, spanischem Pfeffer und Wasser ein Gericht (Chupe), in welchem man bei genauerer Untersuchung gewisse kleine Insekten entdeckt, die während des Kochens von den schmutzsteifen Kleidern der Weiber in den Topf fielen. Zum Schlafen strecken sich die Hausbewohner und Reisenden hart an einander gedrängt auf die feuchte Erde. Die Alte giebt Jedem einige Schaffelle und breitet eine von Unreinlichkeiten starrende Wollendecke über die Gesellschaft. Aber wehe dem, der davon Gebrauch macht; denn alle Felle, Decken und Kleider der Indianer wimmeln von gewissen weißlichen Insekten, die selbst an den Wänden der Hütte kleben und auf dem Boden herum kriechen. Der erstickende Rauch und die häßlichen Dünste, die fortwährend den engen Raum einnehmen, so wie endlich eine Menge Meerschweinchen, welche die ganze Nacht hindurch den Schlafenden über Gesicht und Körper hinweglaufen, bringen den Reisenden fast zur Verzweiflung, so daß er oft trotz Schnee und Regen lieber das Freie suchen wird, als in einer so trostlosen Lage bis zum Morgen auszuharren. — Das Klima ist hier (13,056 Fuß ü. M.) sehr unfreundlich und rauh; in den Wintermonaten regnet und schneit es beständig, im Sommer giebt es gegen Abend oft heftige Schneegestöber. Die Küstenpferde, die zum ersten Mal in's Gebirge kommen, erfrieren häufig, besonders wenn sie im Moorgrund

Digitized by Google

stecken bleiben. Auch zeigt sich bei ihnen schon von Cacray an die sogenannte Veta. In Folge des verminderten Luftdruckes fangen sie nämlich an langsam zu gehen, halten oft stille, zittern am ganzen Leibe und stürzen zusammen. Je höher sie steigen, desto heftiger zittern sie, desto häufiger fallen sie um. Schont man sie dann nicht auf alle Weise, so gehen sie zu Grunde. Man pflegt ihnen an der Schwanzspitze, am Gaumen und an den Ohren Blut ausfließen zu lassen; wirksamer ist noch das Aufschlitzen der Nasenlöcher, weil sie dann eine größere Menge Luft einathmen können; auch wird ihnen zerstampfter Knoblauch in die Nasenlöcher gestrichen. Die ruhiger steigenden Maulthiere und Esel sind der Veta weniger unterworfen, als die Pferde.

Eine Legua hinter Acchahuari wird das Thal durch die vorbeistreichende Hauptkette der Cordillera geschlossen. Zwei Wege führen zum Kamm, der steilere über Piedra parada, der andere über Antarangra. Wir wollen den letzten verfolgen. Ganz am Ende des Thales liegt das Dorf Cashapalca (13,236 Fuß hoch), dessen Einwohner sich meistens mit Bergbau und dem Schmelzen silberhaltiger Bleierze beschäftigen. In der Nachbarschaft sind viele verlassene Haciendas, wo früher unglaubliche Massen Silbers gewonnen wurden. Die meisten jener Minen sind jetzt unter Wasser oder erschöpft. Hinter dem Dorfe windet sich ein schmaler schlüpfriger Pfad zur Seite eines Sumpfgrundes an einem muldenförmig ausgehöhlten Bergabhang in mannigfachen Biegungen aufwärts. Fast zwei Stunden lang geht es ziemlich steil über einen lehmigen, spärlich mit Alpenkräutern bewachsenen Boden. In Menge wuchern hier Kräuter, deren Schoten für Pferde und Maulthiere ein schnell tödtendes Gift sind. Zahlreiche umher zerstreute Schädel der Lastthiere zeugen von den feindlichen Mächten, die auf diesen Höhen walten. Je höher man steigt, desto spärlicher wird die Vegetation und erstirbt endlich ganz auf den nackten Felsen des wilden Hochgebirges. Der letzte Abschnitt dieses Abhangs, Antarangra (Kupferfelsen) genannt, ist steil und mit Geröll und Trümmergestein bedeckt. Auf der Spitze steht ein kleiner Steinhaufen mit einem Kreuzchen aus verkümmerten Baccharidenstengeln.

Digitized by Google

Es war ein erhabener unvergeßlicher Augenblick für mich, als ich zum ersten Male den Kamm der himmelanstrebenden Cordilleras erreicht hatte. Neben meinem zitternden Pferde stehend, war ich ganz in den wunderbaren Reiz der Scene versunken. Nach Abend hin sah ich die schmalen Gebirgsthäler allmählig in das sandige Küstenland auslaufen, das vom großen Ocean bespült wird. Nach Norden und Süden hin verfolgte ich die mit ewigem Eise bepanzerten Cordillerahäupter und die schwarzen, finster gen Himmel starrenden, senkrechten Felskuppen, die in stätiger Reihe den mächtigen Gebirgskamm krönen. Wenn ich meinen Blick nach Osten richtete, so schweifte er über das unermeßliche Grasmeer der Hochebenen und über die fruchtbaren Thäler der wilden Sierra, hinter denen sich die hoch emporgewälzte Kette der Anden aufthürmte. Aber des Geistes Flügel überflog die Riesenmauern bis zu den düsteren Urwäldern, den reizenden Ebenen Brasiliens und dem atlantischen Ocean.

Doch ich kehre zu dem Boden der Wirklichkeit zurück. Die Fernsicht der Cordillera wird durch die nach allen Richtungen vom Hauptarm abstreichenden Seitenarme sehr beschränkt. Die Gebirgspässe führen zwar über den Kamm, sie sind indeß auf jeder Seite von Felsen begrenzt, die sich oft nur wenig, zuweilen über tausend Fuß erheben. Der Paß von Antaranga liegt 15,600 Fuß über dem Meer, ist aber doch einen großen Theil des Jahres, wahrscheinlich wegen der Richtung der Luftströmungen, frei von Schnee, während kaum eine Viertelstunde nordwärts ewige Gletscher noch mehrere hundert Fuß tiefer als der Paß herunter reichen. Die Pässe bieten einen traurigen Anblick dar. Die Gegend ist wild und zerrissen, wie ein wirr durcheinander geworfenes Chaos. Der Boden starrt von Felstrümmern und Geröll. Alles Leben ist erstorben; nur hin und wieder klammert sich mit dürren Fingern eine Flechte an ein gebleichtes Gebein oder an einen feuchten Stein. Und doch sind überall hier oben Spuren des ewig regen, unermüdlichen Menschentreibens. Bald an hohen Felsenwänden, bald in Thalflächen oder hart am Wege erblickt man tiefe Löcher, die zu verödeten Bergwerken führen und die dem Reisenden, wenn

Digitized by Google

Alles umher mit Schnee bedeckt ist, oft verrätherisch durch das Hineinstürzen einen kläglichen Tod bereiten. — Nirgends habe ich die Wasserscheide der beiden größten Weltmeere so schön und so sichtlich genähert beobachtet, wie hier. Kaum dreißig Schritt von einander entfernt liegen zwei kleine Lagunas (Seen). Die westliche ist eine der Quellen des San Mateo, der als Rimac in den großen Ocean fällt; die östliche ergießt ihr Wasser durch eine Reihe kleiner Bergseen in den Pachachaca, der zum Gebiet des Amazonenstroms gehört. Von den auf beiden Seiten des Kammes stufenweis sich hinabsenkenden Seen steht jeder mit dem nächstfolgenden durch einen unterirdischen Abfluß in Verbindung; die obersten werden durch die naheliegenden Gletscher genährt. Einer der Bergriesen, der als kolossale Pyramide die ganze Gegend überragt, ist bis zum Rücken der Cordillera mit Schnee bedeckt, und mag eine Höhe von 18 bis 19,000 Fuß haben, da er sich bedeutend über den fast 16,000 Fuß hohen Kamm des Hauptgebirges erhebt.

Die oben erwähnte Piedra parada (der Versammlungsstein) ist ein großer Felsblock, an dem früher eine Kapelle angebaut war, die vom Blitz zertrümmert und nicht wieder hergestellt wurde. Jetzt hat man nur noch ein eisernes Kreuz oben auf dem Stein eingerammelt. Der Paß der Piedra parada liegt 16,008 Fuß hoch und ist fast immer mit Schnee bedeckt. Man meidet ihn gern, da man sich dort leicht verirren kann. So begegnete es mir, als ich einst ganz allein über den Paß ritt und mich in der Nähe der Spitze ein heftiges Schneegestöber überfiel. Viele Stunden irrte ich über die gleichförmigen Schneefelder, so daß ich schon alle Hoffnung aufgab, mich aus dieser schauerlichen Oede herauszufinden. Erst am späten Abend entdeckte ich ein verborgenes Seitenthal, wo ich die Nacht unter dem Schutz einiger Felsen zubrachte. Am folgenden Morgen erreichte ich mit unsäglicher Anstrengung eine Indianerhütte, wo man mich zurecht wies. — Der Weg ostwärts von diesem Passe leitet meistens über Gebirgskämme oder steinige Halden, oft durch wildromantische Gegenden. Nach einem zweistündigen Ritt erschaut man die Thalebene von Yauli und bald nachher das Dorf selbst. Yauli (13,100 Fuß ü. M.) besteht aus etwa

Digitized by Google

150 ärmlichen Hütten, worin 12 bis 1400 Indianer hausen. Die meisten sind rohe Bergleute. Die Cordillera von Yauli ist nämlich außerordentlich reich an silberhaltigen Bleierzen. Im Umkreise von wenigen Meilen befinden sich über 800 abgebaute Gänge, die aber großentheils für einen einträglichen Bergbau nicht reich genug sind. Wenn eine Masse von sechzig Centnern nicht wenigstens sechs Pfund Silber liefert, so wird die Grube nicht bearbeitet. Der Grund davon liegt in dem theuren Tagelohn und in dem Mangel an Brennmaterial. Letzteres besteht in diesen alles Holzes entbehrenden Gegenden nur aus dem getrockneten Mist von Schafen, Llamas (lj), Huanacas ꝛc., und derselbe giebt eine sehr lebhafte stark heizende Flamme. Das Schmelzen ist höchst einfach. Die Oefen enthalten zwei Abtheilungen: die größere für das Metall mit einem sehr hohen Schornstein, die kleinere mit dem Feuerheerd, dessen Rost etwas tiefer liegt, als die Fläche der ersten Abtheilung. Beide sind durch eine niedrige Feuerbrücke, über welche die Flamme schlägt, von einander getrennt. Das Metall wird durch eine Oeffnung im Gewölbe des Ofens eingeschüttet, die man darnach vermauert. Das Feuer wird mit Stroh angezündet und von einem Indianer unterhalten, der vor dem Ofenloche sitzt und Tag und Nacht fast in jeder Secunde eine Hand voll Trockenmist in den Heerd wirft. Dadurch wird eine sehr regelmäßige Flamme erzeugt, die das Erz gleichförmig badet. Ein Theil des Bleies geht durch den Schornstein ab, der größere Theil wird mit einer breiten etwas gekrümmten Eisenstange von der Oberfläche der geschmolzenen Masse abgezogen. Ist nach zwanzig bis vierzig Stunden alles Blei entfernt und zeigen sich die Kennzeichen der vollkommenen Reinigung des Silbers, als das Funkensprühen, die wellenförmige Oberfläche, die gelblichgrauen Wölkchen ꝛc., dann wird das Feuer gelöscht und Wasser auf das Metall gegossen, das gleich darauf als ein erstarrter Kuchen aus dem Heerde herausgeholt wird. — Viele Indianer, besonders ● Yauli, betreiben den Bergbau so, daß sie mit ihren Frauen und Kindern in die Cordilleren gehen, wo sie silberhaltige Metalle entweder aus verlassenen Gruben oder aus Gängen brechen, die sie auf ihren Streifereien so häufig entdecken.

Digitized by Google

Haben sie nun sechzig bis achtzig Lamaladungen (zu einem Centner) Erz zusammengebracht, so sammelt die Familie auf den Hochebenen die Excremente von Huanacus und Vicuñas, welche diese Thiere immer an bestimmten Stellen in Haufen ablegen. Endlich miethen sie für ein paar Thaler einen Ofen und schmelzen das Silber. Das Mark verkaufen sie häufig zu 5 bis 6 Piaster (der gesetzliche Preis ist 8½ Piaster) und bereiten sich durch den Erlös einige fröhliche Wochen, die sie in Nichtsthun, Branntwein- und Chiche-Trinken und Coca-Kauen*) verbringen. Wenn an Sonntagen Bergleute aus den nahen Gruben, meistens Indianer, nach Yauli kommen und sich besaufen, so setzt es oft Streit und blutige Kämpfe. Als Waffen bedient man sich der Steinschleudern, Messern und Knüppel. Ist ein Feind niedergeworfen, so eilt der Gegner mit Geheul auf ihn los und schneidet ihm die Gurgel ab. — Eine halbe Stunde hinter Yauli liegen im Umkreise von einer Viertelmeile mehr als zwanzig Mineralquellen. Mehrere davon sind bittersalzhaltig, andere schwefelhaltig. Bei einigen steigt die Hitze auf 71° R. Bei mehreren ist ein viereckiger Behälter zur Badewanne ausgemauert, über welche man bei heftigen Schneegestöbern ein mitgebrachtes Zelt ausbreitet; das Wasser wird durch hineingeleitete kalte Quellen abgekühlt. Einzelne mit Hautkrankheiten und Gliederschmerzen behaftete Indianer bringen fast den ganzen Tag in diesen warmen Bädern zu und kochen sich Fleisch, Kartoffeln und Eier in einer benachbarten sehr heißen Quelle. Der Boden umher besteht großentheils aus Sümpfen, in deren Mitte man einzelne Stellen sprudeln und dampfen sieht. — Der Mangel an Oefen und Kaminen ist in Yauli bei dem strengen Klima sehr empfindlich. Im Som-

*) Coca ist ein kleiner Baum mit hellglänzenden grünen Blättern, die denen des Orangenbaumes ähneln. Diese Blätter werden dreimal im Jahr abgenommen und sorgfältig im Schatten getrocknet. Sie enthalten so nahrhafte Bestandtheile, daß die Eingeborenen in einigen Gegenden Perus, besonders in denen, wo es Bergwerke giebt, sich lediglich davon nähren ohne eine andere Speise zu sich zu nehmen. Gegenwärtig ist die Coca-Cultur in Peru sehr selten geworden.

Digitized by Google

mer sind die Tage freilich sehr heiß, aber die Nächte sehr kalt. Im Winter ist der Himmel fortwährend von dichten Wolken bedeckt, die sich in anhaltende Schneegestöber auflösen. Die Dorfbewohner sind jedoch an die rauhe Witterung von Jugend auf gewöhnt. Ich sah Tage lang ganz nackte Indianerkinder im Schnee herumlaufen und in den halbgefrorenen Straßengräben spielen.

Der zwei Leguas lange Weg von Yauli nach Pachachaca führt am rechten Ufer des Rio de Yauli, eigentlich die Hauptquelle des Rio de Oroya, in sanfter Neigung nach dem letzteren Dorfe. Man trifft in dieser Richtung auf zahlreiche verfallene oder verlassene Mineral-Haciendas, die früher den Portugiesen angehört. Diese waren einst die mächtigsten, kenntnißreichsten und glücklichsten Grubenbesitzer in Peru. Sie erregten dadurch den Neid des spanischen Vicekönigs, der eine allgemeine Verfolgung über sie verhängte. Viele derselben, die das drohende Ungewitter erkannten, ließen daher die Gruben verschütten; ihre ungeheuren, theils in geschmolzenem, theils in geprägtem Silber bestehenden Schätze versenkten sie entweder in Lagunen oder verscharrten sie und entflohen. Seitdem hat sich der Bergbau in Peru nie wieder auf die glänzende Stufe emporgeschwungen, die er unter der Leitung der Portugiesen einnahm. Die reichsten Gruben liegen verlassen oder verloren. Cactusgewächse überwuchern ihre Oeffnungen und entziehen sie den emsigsten Nachforschungen.

Von Pachachaca dehnt sich ein stellenweis ziemlich breites Thal drei Stunden lang bis nach La Oroya aus. Halbwegs zwischen beiden Oertern liegt das traurige Indianerdorf Saco. Eine natürliche Brücke führt über den Fluß, der sich offenbar sein Bett unter den Felsen ausgehöhlt hat. Das Gebirge südlich von Saco fällt äußerst steil ab. Als ich mich einst in jenen Gegenden auf den Hochebenen verirrt hatte, gelangte ich zu diesem Gebirgskamm und sah mit Freuden das wohlbekannte Thal vor mir sich ausdehnen und den Kirchthurm des Dorfes senkrecht unter mir. Mein Maulthier begann sogleich an einem längs den Felsen sich hinziehenden schmalen Saum in das Thal hinunter zu steigen. Mich erfaßte ein Grauen beim Hinabschauen

Digitized by Google

in die schwindelnde Tiefe und ich bezweifelte die Möglichkeit, an diesen schroffen Felsenwänden hinunter zu klettern. Aber das Selbstvertrauen, mit dem mein Maulthier den gefahrvollen Gang begann, verscheuchte allmählig meine Furcht, und ich langte glücklich im Thalgrund an. — La Oroya liegt an dem linken Ufer des gleichnamigen Flusses und ist mit dem rechten Ufer, an dem entlang der Weg führt, durch eine große Hängebrücke verbunden. Diese Brücken bestehen aus vier armsdicken Kuhfellstricken, die durch dünnere Querstricke vereinigt werden, und darüber sind einige Schichten von Baumzweigen, Stroh und Agavenwurzeln gelegt. Ein Strang auf jeder Seite, 2 bis 2½ Fuß höher als die Brücke, bildet das Geländer. Auf jedem Ufer sind die Stricke an eingerammelten Pfählen befestigt. Bei anhaltendem Regenwetter verlängern sich die Brücken und müssen dann mehr gespannt werden. In der Mitte sind sie jedoch immer viel tiefer als an den beiden Ausgangspunkten und schwanken beim Hinübergehen gleich einer Hängematte. Es bedarf einiger Uebung und eines schwindelfreien Kopfes, um ohne Begleitung der Brückenindianer (Puenteros) darüber hinweg zu gehen, zumal wenn man ein Pferd oder ein Maulthier führt, wodurch das Schwanken sehr heftig wird. Furchtsame Personen werden von den Brückenleuten hinüber getragen. Die Hängebrücke von Oroya, fünfzig Ellen lang und anderthalb breit, ist eine der größten in Peru. Die über den Apurimac in der Provinz Ayacucho ist jedoch beinahe doppelt so lang und führt über einen viel tieferen Abgrund. — Eine andere Art von Brücken, die sogenannten Huaros, bestehen aus einem einzigen dicken Stricke, der an felsigen Stellen über das Flußufer gespannt wird. Auf diesem Stricke sind eine Rolle und ein starkes Holz in Form eines Joches angebracht, an das zwei Seile befestigt sind, vermittelst deren man das Joch über den Hauptstrang zieht. Der Passagier wird an das Joch gebunden, welches er mit beiden Händen umfaßt. Die Tour ist höchst unangenehm und unheimlich. Wenn der durch die abwechselnde Witterung mürbe gewordene Strick reißt, was nicht selten geschieht, so ist man unrettbar verloren, da man gebunden ist. Sind die Uferfelsen nicht hoch, so biegt sich der Strang in der Mitte so tief, daß

Digitized by Google

der Hinterkörper das Wasser durchstreift. Pferde und Maulthiere treiben die Indianer mit Geschrei und Steinen in den Fluß, den sie durchschwimmen müssen; doch gehen viele dabei zu Grunde. — Das Dorf La Oroya liegt eine Viertelstunde von der Brücke entfernt. Es zählt einige funfzig elende, zerstreute Hütten, die von ein paar hundert armen, sehr rohen Indianern bewohnt werden. Hier trennen sich mehrere Wege nach verschiedenen Gegenden des Gebirgs. Einer derselben führt über eine ausgedehnte Hochebene, wo man streckenweis sehr interessante Kreideversteinerungen findet, ein anderer geht an einer alten Inka-Festung vorüber, ein dritter geht nach dem Cerro (Gipfel) de Pasco.

In den engen Gebirgsthälern und oben auf der wilden Cordillera hat der Reisende bis dahin nur elende Dörfer oder vereinzelte Hütten angetroffen, wo er kaum das dürftigste Obdach fand. Nun reitet er durch die einförmige Hochebene von Bombon und hat er sich dann hinter dem Dorfe Pasco den sumpfigen und steilen Weg bis zum Rücken des Gebirgszuges von Olachin hinaufgewunden, so sieht er plötzlich vor sich eine volkreiche Stadt, die ihm in diesen rauhen Gefilden von fern einen überraschend angenehmen Eindruck macht; denn in ihren wohlverwahrten Häusern mit schützenden grauen Bleidächern und dampfenden Schornsteinen verspricht er sich einen wohnlichen Aufenthalt. Diese Stadt ist der durch seine reichen Silberminen weltberühmte Cerro de Pasco. Sie liegt 13,673 Fuß hoch (unter 10° 48′ S. Br. und etwa 59½° W.L. F.), rings von steilen nackten Felskuppen umgeben, in einer tassenförmigen Vertiefung und dehnt sich zwischen kleinen Lagunen und Sümpfen nach allen Seiten in unregelmäßigen Abtheilungen aus. Das Innere entspricht dem ersten Eindruck nicht. Krumme, enge und schmutzige Gassen winden sich zwischen unordentlichen Häuserreihen, wo neben armseligen Indianerhütten stattliche Wohnungen stehen. Ein Blick auf die wimmelnden Menschenmassen, welche Straßen und Plätze füllen, zeigt die verschiedenartigsten Bewohner, die sich vereinigten, um in dieser rauhen unwirthbaren Gegend, fast an der Grenze des ewigen Schnees, eine so bedeutende Stadt zu gründen, und die alle durch ein mächtiges

Digitized by Google

Bindemittel zusammengehalten werden, um dasselbe Ziel zu verfolgen. Das sind die reichen Silbergänge, die in verschiedenen Richtungen das Thal und die benachbarten Berge durchziehen. Vor ungefähr 215 Jahren hütete ein Indianer Namens Huari Capcha südöstlich von der Laguna de Llauricocha (Ji-tscha), der Mutter des mächtigen Amazonenstromes, seine Schafe. Eines Tages hatte er sich weiter als gewöhnlich mit der Heerde von seiner Hütte entfernt, suchte an einem Bergabhange Schutz gegen die Kälte und zündete ein großes Feuer an. Am folgenden Morgen fand er die Steine unter der Asche zu seinem Erstaunen geschmolzen und in Silber verwandelt. So wurde der erste reiche zu Tage kommende Gang von Silbererzen aufgefunden, und diese Grube, genannt „die Entdeckerin" (la descubridora), wird noch jetzt ausgebeutet. Bald wurden neue Gänge aufgespürt, neue Gruben angelegt. Die außerordentliche Ausbeute lockte immer mehr Menschen, und so entstand rasch eine Stadt, die bis 18,000 Einwohner zählt. Es lassen sich im Cerro de Pasco besonders zwei sehr mächtige Silbergänge nachweisen, von denen der eine fast unter dem Marktplatze der Stadt kreuzt; letzterer ist 6400 Fuß lang und 380 Fuß breit, der andere 9,600 Fuß lang und 412 Fuß breit. Von diesen Hauptgängen laufen nach allen Richtungen unzählige Silberadern, so daß man den Boden wie von einem Silbernetze durchzogen betrachten kann. Ein paar tausend Oeffnungen führen zu diesen Gängen. Die meisten sind in der Stadt selbst, in kleinen Häuschen, viele in den Wohnungen der Minenbesitzer. Manche haben eine sehr große, andere nur eine sehr geringe Tiefe; alle aber sind unordentlich durch einander mit Vernachlässigung der gewöhnlichsten Sicherheitsmaßregeln gebaut. Daher das häufige Einstürzen der Gruben. In einer derselben fanden einst 300 Arbeiter zugleich ihren Tod. Ich habe verschiedene Gruben befahren, darunter auch die „Descubridora," die eine der tiefsten ist, und schätzte mich immer glücklich, wenn ich die Tageshelle wieder wohlbehalten begrüßen konnte. Ueber halb faule Querhölzer und lose Steinstufen oder da, wo keine Hölzer anzubringen waren, an rostzerfressenen Ketten und modernden Stricken geht der Weg fast senkrecht in die Tiefe, während dem Herabsteigenden von

Digitized by Google

den nassen Wänden loses Gestein nachrollt. Auf einer gewissen Tiefe angelangt, dringt in die meisten Schachte Wasser, wodurch der Bergbau ungeheuer erschwert wird. Die meisten Gruben führen die Namen von Heiligen. Wenn eine Grube sehr reiche Metalle liefert, so heißt es, sie ist in „boya" (im Flotten), was bei der großen Anzahl fast immer irgendwo zutrifft. Dann strömen von allen Seiten Arbeiter zu, und die Bevölkerung vermehrt sich oft um das Doppelte oder Dreifache. Die Bergleute werden geschieden in die Barreteros, welche die Erze brechen, und in Haparis, welche dieselben aus den Gruben fördern. Diese Arbeit ist in den sehr steilen und engen Schluchten außerordentlich mühevoll. Jeder Hapari trägt 50 bis 75 Pfund Metall in einem ungegerbten Fell aus der Mine und verrichtet diese saure Arbeit gewöhnlich ganz nackt. Da die Arbeiten Tag und Nacht fortgesetzt werden, so sind die Bergleute in Haufen (puntas) eingetheilt, von denen jeder zwölf Stunden in den Gruben zubringen muß. Um sechs Uhr Morgens und Abends lösen sich die Haufen ab. Bei einer geringeren Ausbeute werden die Arbeiter mit Geld bezahlt, sobald sich aber eine Boya zeigt, erhalten sie Antheil an dem Erze. Jeder Arbeiter bringt dann bei der Ablösung ein Tuch voll Metall aus der Grube mit. Werden reiche Stufen gebrochen, so suchen sie die Indianer ungeachtet der statt findenden Visitation oft auf sehr schlaue Weise zu entwenden. Ein Hapari erzählte mir, wie er die reichste Silberstufe, die er je gesehen, bei dem Visitator vorbeitrug. Er band sich nämlich die Platte auf den Rücken und stellte sich dann so krank, daß ihm der Aufseher die Erlaubniß gab, die Grube zu verlassen. In seinem Poncho gehüllt, wurde er von zwei Mitwissern hinaufgetragen und der Schatz in Sicherheit gebracht. Wenn die sogenannte Polvorilla, ein schwarzes pulveriges sehr reiches Schwefelsilber gefunden wurde, so zogen sich die Arbeiter aus, befeuchteten den ganzen Körper und wälzten sich dann in diesem Silberstaube, der fest ankleben blieb. Zu Hause wuschen sie die mehrere Thaler an Werth betragende Kruste ab. Doch auch dieser Betrug wurde ihnen vereitelt und schon seit vielen Jahren müssen sie sich bei der Visitation ganz entkleiden. — Nach gesetzlicher Bestimmung soll das in den

Digitized by Google

Minen gewonnene Silber nach einem von der Regierung gebauten Schmelzhause gebracht und dort in Barren von hundert Pfund eingeschmolzen und gestempelt werden, zugleich aber sollen die Abgaben davon erhoben werden. Das so eingeschmolzene Silber vom Cerro de Pasco beträgt jährlich 2 bis 800,000 Mark. Eine unglaublich große Menge wird jedoch über die Hochebenen nach der Küste geschmuggelt und von dort nach Europa verschifft. Mit dem Ueberschiffen solches Schmuggel-Silbers befassen sich besonders die Neger, wobei sie eine außerordentliche Kühnheit an den Tag legen.

Bei dem rauhen Klima, das schneidend kalte Luft und Stürme, heftige Gewitter und anhaltende Schneegestöber mit sich bringt, und bei den traurigen Umgebungen bietet das Leben im Cerro de Pasco wenig Erfreuliches dar. Auch erregt es dem Neuling ein höchst unangenehmes Gefühl, wenn er nachts durch die grade unter seinem Bette heraufdringenden dumpfen Hammerschläge der arbeitenden Indianer aufgeweckt wird und wenn er bedenkt, daß der ganze Boden hier unterhöhlt ist. Glücklicher Weise gehören die Erdbeben in diesen Gegenden zu den Seltenheiten. Ein heftiger Stoß würde die ganze Stadt in ein Chaos der Zertrümmerung versenken. Da der Cerro nichts als Silber hervorbringt, so müssen alle Lebensbedürfnisse aus der Ferne herbeigeschafft werden, und obgleich der Markt auf's reichlichste mit allen Erzeugnissen des Landes angefüllt ist, so übersteigen doch die geforderten Preise den wirklichen Werth, wenn er auch nach den Verhältnissen bestimmt wird, um mehr als das Doppelte. Die Bewohner bilden das bunteste Gemisch. Die Völker zweier Welttheile sind dort vertreten. Der Schwede und der Sicilianer, der Kanadier und der Argentiner finden sich auf einem Punkte des Interesses wegen zusammen. Man kann die Bevölkerung in Kaufleute und Bergleute scheiden. Die Kaufleute sind größtentheils Europäer oder weiße Kreolen. Die meisten Restaurationen, Kaffeehäuser und Branntweinschenken halten hier, wie in Lima, Italiener, vorzüglich Genuesen. Mestizen betreiben den Kleinhandel, Indianer den Verkauf von Lebensmitteln. Die Grubenbesitzer, Mineros genannt, sind meistens Abkömmlinge aus alten spanischen Familien, die schon in früheren Zeiten

Digitized by Google

Bergwerke besaßen, aus denen sie ungeheure Reichthümer schöpften, dieselben aber im Verlauf der Jahre durch sinnlose Vergeudung wieder verloren. Nur wenige können den höchst kostspieligen Bergbau aus eigenen Mitteln bestreiten und müssen sich daher an die Kapitalisten in Lima wenden, die ihnen die nöthigen Summen gegen 100 bis 120 Procent jährlicher Zinsen vorstrecken. Außerdem liegt im Charakter und in der Lebensweise eines Minero noch ein Grund, warum er sich selten auf eine glänzende Stufe des Glückes emporschwingt. Unersättlich habgierig, begnügt er sich nie mit dem reichen Ertrage seiner Gruben, sondern vertieft sich in immer neue Unternehmungen, in denen die gewonnenen Kapitalien wieder verloren gehen. Die Geldgier übertäubt die Stimme seiner Vernunft. Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr malt er sich einen nahen unermeßlichen Reichthum durch das Flottwerden eines Ganges aus, bis er endlich stirbt und seinen Kindern eine tief verschuldete Grube hinterläßt. Mit dieser Speculationswuth vereinigt sich eine unüberwindliche Neigung zum Karten- und Würfelspiel; denn vielleicht nur auf wenigen Punkten der Welt wird so viel und so hoch gespielt, wie im Cerro de Pasco, wo durch den Ueberfluß des Silbers diesem verderblichen Nationallaster der Spanier und ihrer Abkömmlinge nur zu reichliche Nahrung geboten wird. — Die arbeitende Klasse der Bergleute besteht aus Indianern, bei kärglicher Ausbeute drei bis vier tausend, bei reicher Ausbeute auf mehr als die dreifache Zahl steigend. Sie gehören zu der verworfensten Klasse, die der Boden von Peru trägt. Nicht sind sie von Natur schlechter, als die übrigen, sondern die Verhältnisse zu den gewinnsüchtigen Weißen machen sie dazu. Mit bewundernswürdiger Geduld und Ausdauer arbeitet namentlich der Hapari, der einen geringeren Lohn empfängt. Mit schlechter Nahrung und noch schlechterer Wohnung zufrieden, erfüllt er in der Woche sein schweißvolles Tagewerk und am Schluß derselben bleibt ihm nach Abrechnung aller Lebensmittel und Waaren, die er von dem Minero auf Abrechnung erhält, noch höchstens ein Thaler in Geld. Diesen bestimmt er zum Sonntagsvergnügen, das heißt, er vertrinkt ihn in Chiche und Branntwein. Gelangt er aber als Theilhaber einer Boya in den Besitz größerer Sum-

Digitized by Google

men, so widmet er sich ganz und gar dem Maisbiertopf und dem Branntwein. Ein Graben oder ein Loch, wo hinein er im Taumel gefallen, wird sein Nachtquartier, und ist er bei strenger Kälte am Morgen nicht erfroren, so setzt er das wüste Leben bis zum letzten Heller fort. Dann kehrt er in süßer Erinnerung an die verlebten schönen Tage zu seinen Gruben zurück. Im halbtrunkenen Zustande durchziehen die Indianer heulend und tobend die Straßen und suchen überall Händel. Auch verschwenden sie dann leicht Geld an Gegenstände des Luxus, die ihnen oft nur Stunden lang dienen. Ich sah einst, wie ein Indianer sich in einem Gewölbe einen feinen Tuchmantel für mehr als hundert Thaler kaufte, ihn umhing, sich in der nächsten Schenke besoff, sich dann im Straßenkothe wälzte und den beschmutzten und zerfetzten Mantel wieder wegwarf. Aehnliche Beispiele kommen täglich vor. Die dem Laster der Trunkenheit ergebenen Indianer sind auch in jeder anderen Hinsicht verderbt. Sie sind hinterlistig, falsch, verschlagen und diebisch. Die in der Umgegend wohnenden legen sich auch oft auf Straßenraub. Sie lauern hinter Felsen den Reisenden auf und werfen sie mit ihrer furchtbaren Steinschleuder todt. Besonders ist die Strecke zwischen Pasco und Cacas berüchtigt, und für den Einzelnen ist es immer sehr gefährlich auf diesem Wege in einer Indianerhütte zu übernachten, denn sehr häufig erwürgt der Wirth seinen Gast im Schlafe. Selbst in einem Dorfe wurden vor wenigen Jahren unter dem Bette des Alcalden die Leichen von drei Reisenden hervorgezogen, die bei ihm Nachtquartier gesucht und die er meuchlings ermordet hatte. Jährlich verschwinden auf dieser Straße eine Anzahl Reisende, die von den Indianern erschlagen und dann in irgend eine Höhle geschleppt und verscharrt werden.

Außer den Bergwerken des Cerro de Pasco, die denen von Potosi an die Seite gestellt werden können, besitzt Peru noch eine Menge der ergiebigsten Metalldistricte. Wir erwähnen hier noch den durch Alexander von Humboldt auch in Europa berühmt gewordenen Cerro de San Fernando in der Provinz Hualgayoc, wo 1771 die reichsten Silbergänge entdeckt wurden. Die Metalladern durchkreuzen den isolirt stehenden Berg nach allen Richtungen und sind eben so leicht zu bearbeiten als er-

Digitized by Google

giebig. Die an der Küste nahe bei Iquique liegenden Gruben von Huantajaya lieferten das Silber entweder massiv oder doch mit wenigen fremdartigen Zusätzen; ihr Ertrag war unglaublich groß, aber nicht anhaltend, so daß sie jetzt verödet sind. Eine große Berühmtheit erlangte die „Mine von Salcedo", sowohl durch den unermeßlichen Ertrag, als durch das tragische Ende ihres Besitzers. Don Jose Salcedo, ein armer Spanier, verliebte sich in ein Indianermädchen, dessen Mutter ihm unter der Bedingung, daß er sich mit ihrer Tochter verheirathe, einen Silbergang entdeckte. Salcedo erfüllte ihren Wunsch und bearbeitete mit dem günstigsten Erfolg die Grube. Der Ruf seines ungeheuren Reichthums erregte die Eifersucht des damaligen Vicekönigs, der sich selbst in den Besitz der Grube setzen wollte. Salcedo wurde daher wegen Hochverraths angeklagt, eingekerkert und zum Tode verurtheilt. Er bat den Vicekönig, die Entscheidung seines Schicksals dem obersten Gerichtshof in Madrid anheim zu geben und an die Gnade des Königs appelliren zu dürfen. Dabei machte er sich anheischig, von dem Tage an, wo das Schiff den Hafen von Callao verlasse, bis zu dessen Rückkunft, worüber damals immer zwölf bis sechzehn Monate vergingen, dem Vicekönig täglich eine Barre Silber zu geben. Nichts desto weniger ließ ihn der Vicekönig im Mai 1669 erhängen. Mit dieser Grausamkeit verfehlte er aber durchaus seinen Zweck. Als Salcedo hoffnungslos dem Tode entgegensah, begab sich seine Schwiegermutter sammt ihren Freunden und Verwandten in die Grube, setzten sie unter Wasser, zerstörten die Arbeiten und verschlossen den Eingang so genau, daß es unmöglich war, ihn wieder aufzufinden. Die Thäter zerstreuten sich, und von denen, die eingefangen, konnte weder durch Versprechungen noch durch qualvolle Marter die Bezeichnung der Mine herausgepreßt werden. — Ein anderes Beispiel von dem reichen Ertrag der peruanischen Bergwerke liefert die Grube von San Jose, im Departement von Huancavelica. Ihr Besitzer war dem Vicekönig befreundet und dessen Gemahlin hob sein erstes Kind aus der Taufe. Auf den nicht kurzen Weg von seiner Wohnung bis zur Kirche ließ der Grubenbesitzer zu Ehren seiner hohen Gevatterin eine dreifache Reihe von Silber-

Digitized by Google

barren legen, die ihr der Wirth beim Abschied schenkte. — Bei allem Reichthum der Bergwerke von Peru wird doch nur ein geringer Theil bearbeitet. Denn groß ist die Zahl der ergiebigsten Gruben, die den Indianern sehr wohl bekannt sind, welche sie aber nie den habgierigen Weißen oder den verabscheuten Mestizen verrathen. Sie wissen, daß ihnen der ausgedehntere Bergbau nur saure Arbeit und wenig Genuß bereitet. Daher hat sich bei ihnen seit Jahrhunderten die Kenntniß der reichsten Silbergänge vom Vater auf den Sohn als unverbrüchliches Geheimniß vererbt, das ihnen selbst nicht die Wirkung des Branntweins entlockt. Man erzählt viele Thatsachen, welche diese Behauptung beweisen. So lebten bis vor wenigen Jahren in dem großen Dorfe Huancayo ein paar der mächtigsten Mineros. Da sie erfahren hatten, daß in dem benachbarten Gebirg einige Gänge von fast gediegenem Silber vorkämen, so sandten sie einen jungen Mann in die Gegend. Dieser quartierte sich bei einem Schäfer ein und knüpfte ein zärtliches Verhältniß mit der Tochter seines Wirthes an. Das Mädchen versprach ihrem Geliebten eine sehr reiche Grube zu zeigen; er sollte nämlich an einem Tage, wenn sie die Schafe auf die Weide treibe, von fern ihr folgen, und da, wo sie ihre Manta fallen lasse, die Erde wegscharren, um sogleich den Eingang der Mine zu finden. Der junge Mann entdeckte auf diese Weise eine schon ziemlich tief ausgehöhlte Grube, die sehr werthvolle Erze enthielt. Als er am eifrigsten mit dem Brechen der Metalle beschäftigt war, überraschte ihn der Vater des Mädchens, freute sich über seine schöne Entdeckung und erbot sich zur Mithülfe. Nach mehrstündiger Arbeit ruhten sie aus und der alte indianische Schäfer reichte seinem Gefährten eine Flasche mit Chicha hin, welche dieser auch dankbar trank. Der Spanier verspürte bald Unwohlsein und gewann die Ueberzeugung, daß er vergiftet sei. Eilig raffte er sich auf, bestieg sein Pferd und ritt nach Huancayo zurück, wo er den Ort sehr genau beschrieb und noch in der nämlichen Nacht seinen Geist aufgab. Die Nachforschungen blieben jedoch fruchtlos. Der Schäfer mit seiner ganzen Familie war verschwunden. Ein ebenfalls in Huancayo wohnender Franziskanermönch hatte sich durch eine freundliche Behandlung die

Digitized by Google

Liebe der Indianer gewonnen, welche ihm häufig Geflügel, Käse, Butter ꝛc. zum Geschenke brachten. Als leidenschaftlicher Spieler war er jedoch fast immer in Geldverlegenheit. Eines Tages klagte er seine Noth einem Indianer, seinem Gevatter. Dieser versprach ihm Hülfe und brachte ihm am folgenden Abend einen Sack voll der reichsten Silbererze. Dies wiederholte er einige Mal. Der Mönch aber, damit nicht zufrieden, bat den Indianer dringend, ihn doch in die Grube selbst zu bringen. Auch dies bewilligte ihm sein guter Gevatter. Er kam also in einer Nacht mit zwei Kameraden zu dem Franziskaner, lud ihn mit verbundenen Augen auf seine Schultern und trug ihn abwechselnd mit seinen Gefährten mehrere Stunden weit in's Gebirg, wo er endlich abgesetzt und in einen wenig tiefen Schacht gelassen wurde, in welchem ihm die schönsten Silberstufen entgegenglänzten. Nachdem er sich vollauf damit beladen, wurde er auf dieselbe Weise wieder zurückgebracht. Unterwegs löste er heimlich seinen Rosenkranz auf und ließ von Zeit zu Zeit ein Kügelchen fallen, in der Hoffnung, dadurch später die Spur des Weges aufzufinden. Einige Stunden nach der Heimkunft aber klopfte sein Gevatter an die Thür und brachte ihm mit den Worten: „Vater, Du hast deinen Rosenkranz verloren", eine ganze Hand voll der losen Kügelchen. — Während meiner Anwesenheit in Jauja bat mich ein Indianer um ein Brecheisen. Ich gab es ihm, und nach einigen Tagen brachte er es zurück, die Spitzen ganz mit Silber überzogen. Bald darauf hörte ich, daß er vom Unterpräfecten gemißhandelt und in's Gefängniß geworfen sei, weil er sehr reiche Silbererze verkauft habe, die er auf der Straße gefunden haben wollte. Später traf ich den Indianer wieder, und er erzählte mir nun, daß er lange Zeit habe im Gefängniß schmachten müssen, um seine Mine zu verrathen, er sei aber immer bei der nämlichen Angabe geblieben. Dann theilte er mir vertraulich mit, daß er wirklich einen breiten Gang von sehr werthvollem Schwefelsilber, von dem er mir Proben zeigte, kenne, daß er aber nur in der größten Noth und namentlich zur Bestreitung seiner Abgaben dort Metall hole. Die Grube, sagte er mir, sei blos zwei Mann tief; den hinausgeförderten Schutt trage er immer Stunden weit weg und decke dann

Digitized by Google

die Oeffnung mit Cactus und Rasen auf's sorgfältigste zu. Er lebte übrigens in einer elenden Hütte und fristete sein Leben nur äußerst kärglich durch das Zuschneiden von hölzernen Steigbügeln.

Kehren wir noch einmal nach dem Cerro de Pasco zurück, so bildet diese „Schatzkammer von Peru", obgleich sie den Hauptverbindungen des Reiches entrückt ist, wegen ihrer Wichtigkeit den Mittelpunkt von vier sehr besuchten Straßen. Die Stadt liegt da, wo sich die Cordillera mit den Anden zu dem zweiten großen Gebirgsknoten vereinigt. Die beiden mächtigen, parallel laufenden Gebirgsketten, welche Peru in der Richtung von S. S. W. nach N. N. O. durchschneiden, dürfen nicht mit einander verwechselt werden, indem der Name Cordillera streng genommen nur den westlichen, Andes den östlichen Gebirgszug bezeichnet, sofern „Anta" Metall, besonders „Kupfer" bedeutet und die alten Bewohner von Peru vorzüglich am Fuße desselben wohnten und von daher die Erze zu ihren oft kunstvollen Arbeiten holten. Dagegen pflegt man beide Ketten auch wohl im Allgemeinen durch „Cordilleras" zu bezeichnen. Nördlich von dem großen See von Titicaca, der an der Grenze von Peru und Bolivia liegt, vereinigen sich die zwei Ketten zu dem Gebirgsknoten von Asangaro, dann wiederum zu dem Knoten von Pasco und endlich unter dem 4° S. Br. in der Republik Ecuador zu dem Knoten von Loja. Die Höhe der beiden Ketten steht in umgekehrtem Verhältniß zu einander; je bedeutender nämlich die Erhebung der Cordillera ist, desto mehr sinken die Anden. In Südperu beträgt die mittlere Kammhöhe der Cordillera 15,000 Fuß, die der Anden, welche durch Bolivia streichen, gegen 17,000 Fuß. Hier begrenzt diese Kette das 12,000 Fuß hohe bolivianische Hochland nach Osten und schließt einige Gebirgsstöcke ein, die zu den höchsten der Erde gehören, als der Schneeberg von Sorate, 25,250 Fuß ü. M., und der Illimani, 24,350 Fuß ü. M. Im mittleren Peru reicht die Rückenlinie der Anden nur bis 13,000 Fuß, während die der Cordillera auf 15 bis 16,000 Fuß steigt. Beide Cordilleraketten sind außerordentlich reich an kleinen Seen oder Lagunen, die selten eine halbe Stunde im Umfang haben. Sie sind meistens tief grün

Digitized by Google

gefärbt. Oft haben zwei neben einander liegende eine ganz verschiedene Farbe, z. B. die nur wenige Schritte von einander entfernten sogenannten Erd-Augen (Pacha-ñaui) bei Jauli, von denen das eine Auge tiefblau, das andere meergrün ist; beide sind beträchtlich tief und ganz klar. Diese Gebirgsseen gefrieren trotz der bedeutenden Kälte nie; nur die ganz kleinen werden bei anhaltendem Schneegestöber mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die den ersten Sonnenstrahlen wieder weicht. In den meisten leben kleine welsartige Fischchen und zahlreiche Wasservögel. In diesen Seen nehmen gewöhnlich kleine Flüsse ihren Ursprung. Die Cordillera bildet, wie bereits bemerkt wurde, die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen. Alle Gewässer der Ostabdachung dieser Kette, so wie alle, die auf den Hochebenen und auf der Westabdachung der Anden entspringen, fließen daher ostwärts und durchbrechen diesen letzteren Gebirgszug, woraus man auf eine spätere Erhebung desselben geschlossen hat. — Das Silber, das den großen Hauptreichthum von Peru ausmacht, wird vorzüglich in den Hauptketten gefunden; Gold ist darin nur selten enthalten. Das Waschgold, welches die Flüsse des nordöstlichen Peru mit sich führen, wird nicht regelmäßig gesammelt. Quecksilber ist nicht selten, aber zu wenig ergiebig. Die Kupfererze sind sehr häufig, werden aber nur in der Cordillera ausgebeutet, da der Transport von den Anden nach der Küste zu kostspielig sein würde. Auf Blei und Eisen, die in erstaunlicher Menge vorkommen, wird wegen des geringeren Werthes gar nicht gebaut. — Die Cordillera bietet einen ganz anderen Anblick dar, als die Anden; sie ist schroffer und wilder, ihr Kamm breiter, ihre Gipfel meistens nach Norden oder Westen senkrecht abfallende Gebirgsstöcke, während die Anden Pyramiden oder Kegel sind, oft schmale scharfe Spitzen, sogenannte Nadeln. Die Cordillera dacht sich stufenweis in die Hochebene ab, die Anden in ziemlich gleichförmiger Neigung. Die Kreideberge, die vom Hauptzuge der Cordillera ostwärts streichen, sind an ihren Kämmen zertrümmert, wodurch die seltsamsten Formen entstehen. Oft glaubt man das Werk von Menschenhänden, vielleicht Denkmäler aus der Zeit der Inkas, zu sehen; zuweilen erblickt man von fern abenteuerliche Gestalten, Gruppen von

Digitized by Google

Riesen oder Thieren; kommt man näher, so findet man isolirt stehende Zacken, die demnächst in's Thal stürzen werden. Die abgelösten Felsblöcke haben meistens regelmäßige Würfelform, eben so das umher liegende kleine Geschiebe. Auf den Hochebenen von Paucara, auf dem Wege von Ayacucha nach Huancavelica, zeigt sich eine andere Art merkwürdiger Felsbildung. Es sind röthlichweiße isolirt stehende Sandsteinpyramiden von 8 bis 22 Fuß Höhe, welche immer aus einem Stücke bestehen, alle ziemlich gleichmäßig, mehrere mit so scharfen und regelmäßigen Spitzen, wie sie wohl kaum durch den Meißel genauer gearbeitet würden; andere hingegen sind durch Verwitterung ungleichförmig abgeplattet. Ueber zwei Stunden weit bedecken diese Pyramiden die Hochebenen oft nahe an einander gedrängt, oft in großen Abständen.

Von der Cordillera ragen einige noch nicht gemessene schneebedeckte Riesenberge empor, wie der Hatun-Chahua, nordwestlich vom Cerro de Pasco, und in der Provinz Jauyos der noch von keinem Reisenden erwähnte Huajracocha, der sich gewiß neben den höchsten Gipfeln der Anden behaupten kann. Ich habe oft an seinem Fuße auf meinen Streifereien in den höchsten Cordilleras mein Jagdquartier aufgeschlagen und seine kahlen Abhänge bis zu den Gletschern erklommen. Auf solchen beträchtlichen Höhen zeigt sich die Wirkung des verminderten Luftdruckes am Organismus in sehr hohem Grade durch eine unerträgliche Müdigkeit und sehr heftige Athmungsbeschwerden. Die spanischen Kreolen nennen diese Wirkung Veta, die Eingeborenen Puna oder Sorroche und schreiben sie der Ausdünstung der Metalle zu; in der That tritt das Uebel in einigen sehr metallreichen Gegenden stärker auf, als in anderen selbst höher gelegenen. Die ersten Anzeichen der Veta erscheinen gewöhnlich auf einer Höhe von 12,600 Fuß und bestehen in Schwindel, Ohrensausen, Trübesehen, wozu sich bald Kopfschmerzen und Uebelkeiten gesellen. Höher hinauf empfindet man eine Müdigkeit in den Oberschenkeln, die sich bis zur Unmöglichkeit des Gehens steigert; das Athemholen wird äußerst beengt, und dazu kommt heftiges Herzklopfen. Durch vollkommene Ruhe vermindern sich diese Symptome, aber bei fortgesetzter Bewegung

Digitized by Google

treten sie wieder heftiger hervor und werden oft von Ohnmachten und heftigen Erbrechen begleitet; die Blutgefäße der Bindehaut der Augen, der Nase und der Lippen bersten und das Blut tritt tropfenweis daraus hervor; Blutspeien und blutiger Durchfall vermehrt das Uebel, und zuweilen kostet es dem Reisenden das Leben. Sehr viel hängt dabei von der Körperbeschaffenheit und der Gewohnheit ab. Die Küstenbewohner und Europäer, die zum erstenmal die hohe Cordillera passiren und dann wieder solche, die schwächlich und sehr fett sind, leiden am meisten von dem Uebel. Bei einem längeren Aufenthalte in den höheren Regionen gewöhnt sich der Organismus bald an diese verdünnte Luft; dann kann der kräftige Europäer mit Leichtigkeit selbst hohe Berge besteigen. Die Wirkung der Puna auf die Lastthiere haben wir bereits erwähnt. Es giebt aber einige Hausthiere, die von dem Uebel noch schlimmer behaftet werden. Dies gilt besonders von den Katzen. Auf einer Höhe von 13,000 Fuß können diese Thiere nicht mehr leben, sondern verenden nach wenigen Tagen unter den schrecklichsten Convulsionen. — Ein zweiter Feind des Wanderers in den Cordilleras ist der sogenannte Surumpe. Er besteht in einer äußerst heftigen Augenentzündung, hervorgebracht durch das plötzliche Zurückprallen der brennenden Sonnenstrahlen von den Schneegefilden. Da nämlich in diesen Gebirgen sich der Himmel oft augenblicklich verfinstert und in wenigen Minuten die grünlichgelbe Fläche mit einer weißen Decke überzogen wird, während die Sonne dann plötzlich wieder aus dem zerrissenen Gewölk hervortritt, so wird das unverwahrte Auge dadurch stark geblendet. Sogleich fühlt man ein schmerzliches Stechen und Brennen, das sich von Minute zu Minute steigert. Das Auge ist lebhaft geröthet, die Lider schwellen auf und bluten. Der Schmerz ist einer der heftigsten und führt oft zur Verzweiflung und Wahnsinn. Oft findet man Cholos am Wege sitzend und vor Schmerz laut schreiend. Die Indianer sind diesem Uebel mehr ausgesetzt, als die Kreolen, die sich auch mit grünen Brillen und Schleiern dagegen schützen.

Die heftigen Schneegestöber in der Cordillera sind meistens von Donner und Blitz begleitet. Während fünf Monate, vom

Digitized by Google

November bis März, entladen sich fast täglich Gewitter. Zwischen zwei und drei Uhr nachmittags beginnen sie mit einer merkwürdigen Pünktlichkeit und dauern bis fünf oder halb sechs Uhr abends; nie tritt ein Gewittersturm nach dieser Stunde oder des Nachts ein. Das Schneegestöber hält aber bis nach Mitternacht an. In der Morgendämmerung jagen noch eiskalte Nebel von den Gebirgskämmen in die Ebenen hinunter und verschwinden beim Erscheinen der Sonne, die nach wenigen Stunden auch den Schnee hinweggeschmolzen hat. Die Furchtbarkeit der Gewitter, besonders in metallreichen Gegenden übersteigt jede Vorstellung. Was ich auf dem wildempörten Meer und in den finsteren Urwäldern in der Hinsicht erlebte, läßt sich nicht mit den Gewittern vergleichen, von denen ich im Gebirgszuge von Antaichahua Zeuge war. Stundenlang folgen sich hier Blitz auf Blitz und bilden an den kahlen Felsenwänden blutrothe Wasserfälle; von krachenden Schlägen begleitet, schießt der glühende Strahl in die einzelnen wetterstangenartig emporragenden Felsenzacken, oder er windet sich als feurige Schlange über die Erde hin, lange Furchen im versengten Grase zurücklassend; von ununterbrochen rollendem Donner, welcher sich in tausendfältigen Echos am Gebirge bricht, erzittert die Atmosphäre. Bange sucht dann der Reisende unter einem überhängenden Stein einen Zufluchtsort.

Kahl und öde ist die Natur auf diesen Höhen. Die Thiere fliehen die verderblichen Mächte, die hier oben walten. Nur der Condor fühlt sich daselbst in seiner wahren Heimath. Er nistet an den unzugänglichsten Felsenkuppen und heckt in den Monaten April und Mai seine braunen Jungen aus. Der ausgewachsene Vogel mißt von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes vier bis fünf Fuß und klaftert von einer Flügelspitze zur andern zwölf bis dreizehn Fuß. Er lebt vorzüglich von Aas; der Hunger treibt ihn auch zu den neugeborenen Jungen von Schafen, Vicuñas und Llamas. Selbst kleine Kinder auf dem Felde sind vor seinem Anfall nicht sicher. Zuweilen setzt er sich, durch den üblen Geruch der Wunden angelockt, auf den Rücken der in den Hochebenen weidenden Pferde und zerfleischt sie. Seine Hauptstärke liegt im Nacken und im Schnabel; doch kann er nur mit einer Last von acht bis zehn Pfund auf-

Digitized by Google

fliegen und also keine Schafe oder gar Kälber mit in die Luft entführen. Hat er sich voll gefressen, so kann er nicht auffliegen, sondern er muß sich dann immer erst durch Auswerfen eines Theils seines Magen-Ballastes erleichtern. Von der Ebene kann er sich nie ohne Anlauf emporschwingen, daher setzt er sich am liebsten auf Steine oder Bergabhänge. Einen großen Theil des Tages, besonders des Mittags, schläft er, und fliegt am Morgen und Abend auf Raub aus. Dann schwebt er ruhig dem Blicke kaum erreichbar in der reinen Atmosphäre der himmelanstrebenden Cordillera, mit bewundernswürdig scharfem Auge nach Beute spähend, auf die er sich mit Blitzesschnelligkeit hinunterstürzt. Bald sammeln sich zu dem Einzelnen eine große Zahl von Gefährten und verlassen den Fraß nicht, bis er rein aufgezehrt ist. Nur schwer sind die außerordentlich zähe-lebigen Vögel durch einen Schuß zu tödten, wenn nicht der Sitz des Lebens getroffen wird. Da die Federn, besonders der Flügel sehr stark sind und dicht über einander liegen, so dringen sogar Rehposten nicht durch und selbst die schief anschlagenden Kugeln bleiben wirkungslos. Die Eingeborenen legen ihnen daher Fußeisen und Schlingen, werfen sie mit der Steinschleuder oder fangen sie mit den Wurfkugeln (Bolas). In der Provinz Abancay fängt man sie auf folgende Art lebendig ein. Man legt nämlich eine frische Kuhhaut, an der noch einige Stücke Fleisch hängen, auf eine Hochebene. Da hinunter kriecht, hinlänglich mit Schnüren versehen, ein Indianer, während andere sich nahe bei verstecken. Sobald die Condore, angezogen durch den Geruch des Fleisches, sich auf die Haut setzen, werden sie von dem Indianer bei den Füßen gefaßt und an die Haut festgebunden, so daß die Beine der Vögel wie in einem Beutel stecken. Darauf eilen die übrigen Indianer herbei, werfen ihre Ponchos über die Thiere und tragen sie nach ihrem Dorfe, wo sie für die Stiergefechte aufbewahrt werden. Fast eine Woche vor dem dazu bestimmten Tage erhalten sie nichts mehr zu fressen; dann wird je ein Condor einem Stier auf den vorher blutig gestochenen Rücken gesetzt, wo nun der heißhungerige Vogel mit seinem Schnabel das gequälte Opfer zerfleischt, das zur Freude der Indianer wüthend auf dem Kampfplatz umhertobt. —

Digitized by Google

Zwischen der Cordillera und den Anden liegen auf einer Höhe von 12,000 Fuß über dem Meere lang hingestreckt große fast menschenleere Hochebenen, die Puna, d. i. unbewohnt, heißen. Sie ziehen sich durch ganz Peru von N. W. nach S. O. über mehr als 260 deutsche Meilen fort, setzen sich durch Bolivia fort und laufen allmählig in der argentinischen Republik nach Osten aus. In einigen Gegenden dehnt sich die Puna gleichmäßig von der Cordillera bis zu den Anden aus, in anderen wird sie von tiefen Thälern durchschnitten. Das Klima dieser Region ist eben so unfreundlich wie das der hohen Gebirgskämme. Kalte West- und Südwestwinde streichen fast das ganze Jahr von der beeisten Cordillera über die Fläche und bringen eben so regelmäßig wie dort während vier Monate täglich heftige Gewitterstürme, von Schneegestöber begleitet. Die Luftwärme ist sehr abwechselnd und zeigt oft in wenigen Stunden einen Wärmeunterschied von 18 bis 20° R. Das Sinken der Temperatur wird gewöhnlich von scharfen schneidenden Winden begleitet, welche die Haut an Gesicht und Händen so heftig reizen, daß sie springt und aus allen Rissen blutet. Ueberdies empfindet man ein unerträgliches Brennen und leidet an einer lästigen Geschwulst. Besonders schmerzhaft ist das von den Indianern Chuñu (tschunju) genannte Uebel an den Augenlidern, nnd verbindet es sich mit einem heftigen Surumpe, so wird die Qual unerträglich. Auch an den Lippen ist es sehr lästig, da der Schmerz beim Sprechen und Essen sich vermehrt und beim unvorsichtigen Lachen Schrunden entstehen, die anhaltend bluten und nur schwer heilen. Thierische Körper werden durch die Punawinde außerordentlich schnell ausgetrocknet. Ein todtes Maulthier ist schon nach wenigen Tagen in eine lederartige Mumie verwandelt, ohne daß selbst die Eingeweide Fäulniß zeigen. — Aus den eiskalten Windstrichen gelangt man oft plötzlich in sehr warme Luftströmungen, die zuweilen nur zwei bis drei Schritt breit sind, oft aber mehrere hundert Fuß und sich in paralleler Richtung wiederholen, so daß man in wenigen Stunden fünf bis sechs dergleichen durchschneidet. Mein Weg führte mich einmal während mehrerer Stunden der Länge nach durch eine solche warme Luftschicht, die nicht breiter als 27 Schritt und um 11°

Digitized by Google

R. wärmer war, als die angrenzende Atmosphäre. Ich habe diese Strömungen besonders im August und September beobachtet; sie scheinen aber nicht blos zeitweilig zu sein, da die Arieros oft ganz genau angeben, wo man eine solche trifft. — Der Anblick der Puna ist ungemein einförmig und traurig. Die ganze Oberfläche zeigt nur magere braungelbe Gräser. Kümmerliche Syngenesisten und gelbliche Cactusgewächse (Echinocacteen) bringen nur wenig Abwechselung, und selbst die großblüthigen Pantoffelblumen (Calceolariae), die wohlriechenden Verbenen, die zwergartigen Kreuzblumen (Cruciferen) und manche andere Alpenpflanzen verlieren sich hier unter den strohartigen Gräsern. Nur hin und wieder trifft man einzelne verkrüppelte Bäume oder große Strecken, die mit rothbraunem Strauchwerk bedeckt sind, um Brennholz und Dächer der Hütten abzugeben. Nur eine einzige Culturpflanze erreicht hier ihre vollkommene Reife: die Maca, ein kartoffelähnliches angenehm süßlich schmeckendes Knollengewächs, in vielen Gegenden das vorzüglichste Nahrungsmittel der Eingeborenen. Aus dem getrockneten Macas bereitet man ein schleimiges syrupähnliches Gericht, das mit geröstetem Mais eine ganz schmackhafte Schüssel giebt. Außer der Maca pflanzt man in der Puna nur noch die Gerste an, die aber nicht reif wird und als Grünfutter für die Pferde dient. — Reicher als die Pflanzenwelt ist die Thierwelt; denn hier ist die eigentliche Heimath des amerikanischen Kameels oder des Schafkameels. Dies Thier gleicht in vieler Hinsicht dem Kameele der alten Welt, wiewohl es sich auch wiederum wesentlich davon unterscheidet. Es ist kleiner, aber netter gebaut, hat einen kleinen Kopf ohne Hörner, an der Stirn mit einem breiten Haarbüschel verziert. Der Nacken ist lang und schlank, die schwarzen Augen groß, die Schnauze klein, die Oberlefze mehr oder weniger gespalten. Der Leib ist schön gebogen, die Beine sind lang und schmächtig, die Füße zweigespalten. Die Bekleidung besteht aus einer Mischung von Haar und Wolle. Das Thier gehört zu den Wiederkäuern und hat vier Mägen, wovon der zweite eine Menge Höhlen zum Aufbewahren des Wassers enthält, An der Brust hat das Schafkameel einen schwieligen hornartigen Wulst, auf den es sich legt, wenn es schlafen oder eine

Digitized by Google

Last aufnehmen will. Man hat vier Gattungen: das Llama, das Alpaco, das Huanacu und die Vicuña (nja); die beiden ersteren werden als Hausthiere gehalten, das Llama (d. i. Lastthier) ganz gezähmt, das Alpaco (d. i. Thier des Landes) halb verwildert. Das Llama ist bei weitem das schönste unter diesen vier Thierarten. Es erreicht von der Sohle bis zum Scheitel eine Höhe von 4½ Fuß und darüber, bis zum Rücken aber nur 3 Fuß. In seiner stattlichen Haltung gleicht es dem Hirsche, aber der schwanengleiche Nacken, der niedliche Kopf und das sanfte Antlitz verleihen ihm eine noch größere Schönheit. Die Farbe ist meistens ein blasses Hellbraun, das in's Gelbliche oder Schwärzliche hinüberspielt; viele sind buntscheckig, seltner findet man sie ganz weiß oder schwarz. Die Männchen werden im vierten Jahr zum Lasttragen abgerichtet und von den Weibchen geschieden, während die letzteren auf den Weiden der Hochebenen bleiben. Die Last, die das Llama trägt, darf 125 Pfund nicht übersteigen; nur selten wird ihm mehr als ein Centner aufgeladen. In den Silberminen müssen diese Thiere das Metall von solchen Gruben hinunter tragen, die an so steilen Felsabhängen liegen, daß dort der Huf von Eseln und Maulthieren keinen Haltpunkt findet. Wenn sie ausruhen, so geben sie einen eigenthümlichen leisen Ton von sich, der bei einer großen Schaar von fern dem Zusammenklingen mehrerer Aeolsharfen gleicht. Die Indianer ziehen oft mit großen Heerden von Llamas nach der Küste, um Salz zu holen. Es ist ein hübscher Anblick, einen Zug beladener Llamas über die Hochebenen ziehen zu sehen. Die Ohren mit Bändern verziert und Glöckchen um den Hals, schreiten sie langsam und abgemessen, geführt von einem, das eine Fahne auf dem Kopfe trägt, in größter Ordnung, wie eine Reihe Soldaten vorwärts und blicken neugierig nach allen Seiten umher. Wenn sich ihnen plötzlich ein fremdartiger, ihre Furcht erregender Gegenstand nähert, so zerstreuen sie sich im Nu, und die Arrieros haben die größte Mühe, sie wieder zusammen zu treiben. Trotz ihrer Last bewegen sie sich mit außerordentlicher Leichtigkeit. Wenn sie beladen werden sollen, so knieen sie nieder. Ist ihre Bürde zu schwer, so erheben sie sich nicht eher vom Boden, bis ihnen die Last erleichtert worden ist. Dabei sind sie so folgsam,

Digitized by Google

daß ihre Treiber weder Stachel noch Peitsche bedürfen, um sie vorwärts zu bringen. Ihr Wolle wird zu grobem Tuche verarbeitet. — Das Alpaco oder Paco ist kleiner als das Llama. Dem Körper nach gleicht es dem Schaf, hat aber einen längeren Hals und zierlicheren Kopf. Die Farbe ist meistens ganz weiß oder schwarz; es giebt aber auch einzelne braunscheckige. Sein Vließ ist sehr lang und ausnehmend weich. Die Indianer verfertigen sehr warme Decken und Ponchos aus der Wolle. Die Alpacos sind äußerst widerspenstig und sehr scheu. Man weidet sie in großen Heerden auf den Hochebenen und treibt sie nur zur Schur nach den Hütten. Wenigen Thieren scheint die Geselligkeit so sehr zum Bedürfniß zu sein, als diesen. Wenn eins von der Heerde getrennt wird, so wirft es sich auf die Erde und erleidet lieber die heftigsten Schläge, ja, den qualvollsten Tod, als anderswohin zu folgen. Nur wenn sie von früh auf bei den Indianerhütten gehalten werden, gewöhnen sie sich an den Menschen und an das Alleinsein. — Das größte Thier dieser Familie ist das Huanacu. Der Gestalt nach ähnelt es dem Llama. Die Farbe ist an Hals, Rücken und Schenkeln rothbraun, am Bauche und den inneren Gliedmaßen schmutzig weiß, das Gesicht schwärzlich grau. Die Wolle ist kürzer und weniger fein als beim Llama. Sie leben in Rudeln von 5 bis 7 Stück und sind sehr scheu. Jung gezähmt, bleiben sie doch immer tückisch und verwildern leicht wieder; nur sehr schwer lassen sie sich zum Lasttragen abrichten. — Zierlicher ist die Vicuña; an Größe steht sie zwischen dem Llama und Alpaco; aber der Hals ist viel schlanker, die viel kürzere mehr gekräuselte Wolle ist ausnehmend fein. Der Scheitel, der obere Hals, der Rumpf und die Schenkel haben eine eigenthümlich röthlichgelbe Farbe, der untere Hals und das Innere der Gliedmaßen sind hellocherfarben, der Unterleib weiß. Ihr Geschrei ist ein kurzes scharfes Pfeifen. Sie sind scheu und mißtrauisch. Die männlichen Vicuñas vereinigen sich zu Schaaren von 40 bis 50 Stück. Die Weibchen bilden abgesonderte Rudel von 6 bis 15 Stück, die von einem Männchen angeführt und beschützt werden. Dies hält sich immer einige Schritte von den Weibchen entfernt und bewacht sie auf das sorgfältigste, während jene sorglos

Digitized by Google

weiden. Bei der Annährung irgend einer Gefahr giebt es ein Zeichen durch ein helles Pfeifen und ein schnelles Vortreten. Sogleich vereinigt sich der Rudel, streckt die Köpfe neugierig nach der Gefahr drohenden Seite hin und begiebt sich dann auf die Flucht. Das Männchen deckt den Rückzug, bleibt öfter stehn und beobachtet den Feind. Die Weibchen belohnen mit seltener Treue und Anhänglichkeit die Wachsamkeit ihres Anführers. Wird dieser verwundet oder getödtet, so laufen sie pfeifend im Kreise um ihn herum und lassen sich alle tödten, ohne von der Stelle zu weichen. Die Vicuñas und ihre Gattungsverwandten haben die Gewohnheit, ihre Umgebungen mit Geifer und halbverdautem Futter zu bewerfen. Die Llamas und Huanacus thun es nur gereizt; die Vicuñas und Alpacos bespeien auch die harmlos Vorübergehenden und zielen gewöhnlich sehr sicher treffend nach dem Gesicht. Der Brei riecht ekelhaft und färbt die Haut stark grün. — Die Indianer fangen die Vicuñas gewöhnlich in dem sogenannten Chacu. Auf einem ebenen Raume, von einer halben Stunde Umfang, werden nämlich, je 12 bis 15 Schritt von einander entfernt, kreisförmig Stöcke in die Erde gesteckt und diese durch Bindfaden verbunden. An die Schnur des Umkreises hängt man bunte Lappen, die vom Winde hin und her geweht werden, und auf der einen Seite läßt man einen Eingang von ein paar hundert Schritten Breite offen. Dahin werden nun alle Vicuñas aus der Gegend umher von einer großen Menge zum Theil berittener Männer zusammengetrieben. Ist eine gehörige Anzahl versammelt, so wird der Eingang geschlossen. Die scheuen Thiere wagen es nicht, über den Faden mit den flatternden Fetzen wegzuspringen und werden nun leicht mit den Bolas erlegt. Die Zahl der auf diese Weise erlegten Vicuñas beträgt oft mehrere Hundert. Der Erlös der Felle kommt der Kirche zu Gute. Das sehr zarte Fleisch wird an der Luft gedörrt und giebt dann zerstampft und mit spanischem Pfeffer zubereitet ein wohlschmeckendes Gericht. Aus der Wolle werden die feinsten Gewebe und sehr dauerhafte Hüte verfertigt. Jung eingefangen, werden die Vicuñas leicht gezähmt und sind dann sehr zutraulich. Im Alter werden sie aber tückisch und durch das viele Spucken unerträglich. —

Digitized by Google

Unter der Regierung der Inkas, wo fast jede nützliche Pflanze oder Thier ein Gegenstand der Verehrung war, erwies man dem Llama und seinen Verwandten fast göttliche Verehrnng; denn die Peruaner verdankten denselben ausschließlich die Wolle für ihre Kleider und das Fleisch für ihre Nahrung. In den Tempeln befanden sich große Bildsäulen von Gold und Silber in der Gestalt dieser Thiere und in den Häusern wurden steinerne und thönerne Gefäße aufbewahrt, die, wenn gleich roh, ihre Form ziemlich genau wieder gaben.

Außer diesen angeführten Thieren sind für die Puna bemerkenswerth: der hirschartige Tarusch (Cervus antisiensis), mit zweigabeligem Geweih, das Reh und die Felsenhasen, nämlich die Viscachas (Lagidium peruanum) und Chinchillas (Eriomys) deren seidenweiche Felle das bekannte ausgezeichnet feine Pelzwerk liefern, welches früher zu Kleidern für die Inkas verarbeitet wurde. Diese kanninchenartigen Thierchen leben zu Tausenden an den steilen Felswänden in Ritzen und Löchern, welche sie besonders morgens und abends verlassen, um die zarten Alpengräser abzuweiden. Die Indianer fangen sie leicht durch vor die Löcher gelegte Pferdehaar-Schlingen. Das bedeutendste Raubthier ist der über ganz Südamerika verbreitete Atoc (Canis Azarae), ein Fuchs, welcher an Schlauheit und Ausverschämtheit ganz seinen europäischen Verwandten gleicht. In den wärmeren Seitenhöhlen der Puna hauf't der bereits erwähnte rothe oder amerikanische Löwe (Felis concolor) und wagt sich, von Hunger getrieben, bis an die Grenze des ewigen Schnees, wo er die Vicuñas und Rehe beschleicht. Nur selten verirrt sich in die kalte Puna der wilde Hucumari (Ursus ornatus), ein großer schwarzer Bär mit weißlicher Schnauze und hellen Binden längs der Brust.

Von den Vögeln der Puna erwähnen wir als Raubvogel neben dem Condor nur noch den Huarahuau oder Aloi (Polyborus megalopterus), der zu den Geierfalken gehört und sich schaarenweis der gefallenen Thiere bemächtigt. Gern verweilt er in der Nähe der menschlichen Wohnungen, um die weggefallenen Ueberreste zu verschlingen, und dabei ist er so harmlos, daß er mit Stöcken todtgeschlagen werden kann. Um die Felsen

Digitized by Google

fliegen braungesprenkelte Spechte, Acacli oder Pito genannt (Colaptes rupicola). Zwischen den Büscheln des strohartigen Grases laufen die Pishacas oder Yntu, eine Art Rebhühner (Tinamotis Pentlandii), die von den Indianern mit Hunden gefangen werden. Diese Hunde bilden eine eigne Art (Canis Ingae) mit kleinem spitzschnauzigen Kopf, aufrecht stehenden Ohren, einem vorn gerollten Schwanz und einem langen dichten und rauhen Pelz. Sie leben halbverwildert, sind falsch, tückisch, sehr bissig und fallen mit Ingrimm auch weit überlegnere Feinde an. Daher eigenen sie sich trefflich zum Hüten der Viehheerden. Die aufgespürten Rebhühner beißen sie nach einigen Sprüngen todt. Ein kleiner Vogel, auf dem Rücken braun mit schwarzen Streifen, an der Kehle grau mit dunklen Binden, am Unterleib weiß, hat die sonderbare Gewohnheit, des Nachts nach jeder vollendeten Stunde einen monotonen Ruf ertönen zu lassen. Die Indianer nennen ihn Ingahuallpa, oder „Hahn der Inga" (Thinocorus Ingae) und knüpfen manchen Aberglauben an sein regelmäßiges Geschrei. Auf den Sümpfen und Lagunen lebt paarweis die Huachua (Chloephaga melanoptera), eine blendend weiße Gans mit dunkelgrünen, in ein lebhaftes Violett sich spiegelnden Flügeln; Füße und Schnabel sind hochroth. Sie nisten auf Felsen. Die Indianer fangen sie jung ein und zähmen sie. Ihnen ähnlich an Farbe ist der metallglänzende Regenpfeifer, der Licli genannt (Charadrius resplendens). Er hält sich schaarenweis in den sumpfigen Hochebenen und nähert sich furchtlos den Reisenden. Besonders häufig sind zwei Ibisarten: die Bandurria (Theristocus melanopis), fast über ganz Südamerika verbreitet, und die Yanahuico (Ibis Ordi) mit dunkelgrünem Gefieder, carminrothem Schnabel und Fuß. Auf den Lagunen schwimmen lange Züge von weißen Möven, mit schwarzem Kopf und rothem Schnabel, und paarweis das Riesenwasserhuhn (Fulica gigantea). Es ist schwarzgrau und hat an der Wurzel des dunkelrothen Schnabels einen großen gelben bohnenförmigen Höcker. Unter den wenigen Amphibien ist eine kleine Unke bemerkenswerth. — Die Punagräser werden als Futterkräuter benutzt. Man trifft daher häufig in den geschützten Punathälern Meiereien, sogenannte Heerden-Landgüter (Haciendas de Ganado),

Digitized by Google

welche oft 60 bis 80,000 Schafe und 4 bis 500 Kühe besitzen. Man bereitet hier Butter und Käse. Die Wolle der Schafe ist fein und wird zu Zeugen verarbeitet. Das Fleisch derselben wird an der Luft getrocknet und giebt die Hauptnahrung der Puna-Bewohner ab. Auch das Kuhfleisch wird gedörrt und heißt Charqui, das der Schafe Chalona. Die Stiere werden meistens für die Stiergefechte in den Gebirgsdörfern aufbewahrt. Einige sind ganz und gar verwildert. Sie halten sich gewöhnlich in sumpfigen Gegenden auf und fallen die Menschen oft plötzlich und mit solcher Wuth an, daß kaum noch an Rettung zu denken ist. — Die Schäfer haben die Verpflichtung, alle Jahr einmal zur Erzielung eines besseren Futters das dürre Gras der Puna abzubrennen; doch bietet ein Punabrand nie den großartigen Anblick eines Prairiebrandes dar, weil das Punastroh kürzer und immer etwas feucht ist.

Die Gebäude der Haciendas sind aus rohen Steinwänden aufgeführt und in große viereckige immer naßkalte, unwohnliche Räume abgetheilt. Unter den Strohdächern hängen gewöhnlich lange Reihen von Füchsen. Da jedem Indianer für einen getödteten jungen oder alten Fuchs ein Lamm oder ein Schaf verabreicht wird, so sind jene sehr eifrig auf der Fuchsjagd und tödten auch mit Leichtigkeit viele; denn die Füchse sind in einigen Gegenden so zahlreich, daß sie fast zur Landplage werden. — Die Wohnungen der Schäfer gleichen den Indianerhütten in der Puna. Auf einem geschützten Platze werden nämlich in einem Zirkel von 8 bis 10 Fuß Durchmesser große Steine als Fundament gelegt und darauf wird von Erd- und Steinschichten eine etwa vier Fuß hohe Mauer aufgeführt. Auf der dem herrschenden Winde gegenüber liegenden Seite läßt man eine 1½ bis 2 Fuß breite Oeffnung als Thür. Unmittelbar auf dies niedrige Gemäuer wird das aus 6 bis 8 Stämmen der amerikanischen Agave bestehende, zuckerhutförmige und mit Punastroh gedeckte Dach gesetzt. Die Mitte hält eine Höhe von 8 Fuß. Eine ungegerbte Kuhhaut vertritt die Stelle der Thür. Oft ist der Eingang so schmal, daß man nur gebückt und seitlich hineinkriechen kann. Mit der Unbequemlichkeit wetteifern im Innern die Armuth und die Unreinlichkeit. Zwei Steine bilden den Feuerheerd,

Digitized by Google

wo mit trockenem Kuhdünger oder mit schlechtem Torf ein spärliches Feuer unterhalten wird. Ein irdener Topf zum Kochen der Suppe, einige Scherben zum Rösten des Mais, ein paar Kürbisschalen als Teller und ein Gefäß zum Aufbewahren des Wassers machen das ganze Hausgeräth aus. Auf schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Schaffellen liegen die Hüttenbewohner, der Indianer mit seinem Weibe, und kauen in thierischer Stumpfheit ihre Coca, während die nackten Kinder am Boden herum sich wälzen, wo das fast fortwährend durch das Dach triefende Wasser zu Pfützen sich sammelt. Dazu kommen noch drei oder vier hungrige Schäferhunde, mutterlose Lämmer und Schaaren von Meerschweinchen. — Die Häuser der Puna-Dörfer sind von ähnlicher Bauart, wie diese vereinzelten Hütten; sie sind aber etwas geräumiger und länglich viereckig; doch nicht weniger unreinlich. Verläßt ein Cholo mit seiner Familie für mehrere Tage seine Hütte, so verrammelt er den Eingang mit Steinen, und so bleibt sein Eigenthum gesichert; denn nie würde ein Indianer es wagen, diese Steine wegzunehmen. — Die Nahrung der Puna-Indianer besteht aus geröstetem Mais, ähnlich zubereiteter Gerste und Macas, zuweilen aus gedörrtem Fleisch, das auf Kohlen geröstet wird. Hätten sie auch eine größere Mannigfaltigkeit von Lebensmitteln, so fände sich doch in der verdünnten Luft ein bedeutendes Hinderniß für die verfeinerte Kochkunst; denn in diesen hochgelegenen Gegenden siedet das Wasser schon bei einem so niedrigen Wärmegrad, daß Kartoffeln und Fleisch, wenn sie auch 24 Stunden lang kochen, doch nicht weich werden. Es ist komisch, zu hören, wie die Indianer, unbekannt mit der wahren Ursache dieser Erscheinung, bald den Töpfen, bald den Weiden, bald dem Alter der Thiere, Schuld geben. Selbst gebildete Peruaner erschöpfen sich in Vermuthungen, und ich habe oft gesehen, wie ein Pfarrer die Schafe aus den tieferen Gebirgsthälern kommen ließ, glaubend, ihr Fleisch würde leichter gar. Auf Reisen schützen sich die Indianer vor Durst und Ermüdung durch Coca. Die Blätter sind an sich geschmacklos, aber mit ein wenig Kalk oder Asche vermischt, haben sie einen sehr angenehm süßen Geschmack. Die Indianer führen daher einen kleinen ledernen Beutel mit Cocablättern

Digitized by Google

und eine Calebasse mit Kalk oder Asche bei sich, und so ausgerüstet unternehmen sie Botengänge von vielen Tagereisen, ohne sich weiter mit anderen Lebensmitteln zu versehen.

Die Inkas legten für ihre Boten Stationshäuser an, welche man noch häufig auf den Hügeln der Hochebenen ganz wohlerhalten stehen sieht. Diese Häuser waren immer auf Anhöhen in einer solchen Entfernung von einander gebaut, daß sie von der nächstfolgenden Station deutlich gesehen werden konnten. Sobald nun ein Bote von einer Station weglief, wurde ein Signal aufgehißt, worauf der Nachbar ihm auf dem halben Wege entgegen kam. So wurden die Befehle der Herrscher mit erstaunlicher Schnelligkeit durch's ganze Land verbreitet. Als Beweis dafür erzählt man, daß auf der königlichen Tafel in Cuzco frische Fische aufgestellt wurden, die im Meer bei dem Sonnentempel von Luria (über 200 Leguas von Cuzco) gefangen und in anderthalb Tagen und einer Nacht an den Ort ihrer Bestimmung gebracht wurden. — In der Puna findet man auch noch zahlreiche Ueberreste von der mächtigen Heerstraße der Inkas, welche sich von Cuzco nach Quito durch ganz Peru in einer Länge von nicht weniger als 600 Stunden erstreckte. Sie hatte eine Breite von 25 bis 30 Fuß und war mit glatten breiten Steinen gepflastert; ihr Rand war mit einem niedrigen Walle schmaler Steine eingefaßt: ein Werk, das mit den besten Kunststraßen Europa's verglichen werden kann. Längs dieser großen Straße waren weite runde Thürme errichtet zur Beschützung der Getreidemagazine, welche die Inkas anlegten, um in diesen aller Nahrung entbehrenden Hochebenen für ihre Truppen die nöthigen Lebensmittel aufzubewahren.

In diesen weiten flachen Ebenen, wo keine Spur menschlicher Wohnungen zu entdecken ist, suchen habgierige Peruaner und Kreolen zuweilen nach Schätzen. Sie stützen sich dabei auf folgende Ueberlieferung. Als nämlich der letzte regierende Inka von Pizarro in Cajamarca gefangen gehalten wurde, versprach er demselben als Lösegeld für seine Freiheit das 22 Fuß lange und 17 Fuß breite Gefängnißzimmer so hoch mit Gold auszufüllen, als ein Strich reiche, den Pizarro mit dem Schwerte an der Wand mache. Das Gold aber, das der Inka in der

Digitized by Google

Umgegend auftreiben ließ, reichte kaum hin, den bestimmten Raum zur Hälfte auszufüllen. Er schickte daher nach Cuzco, um das Fehlende aus dem königlichen Schatz zu ergänzen. Eilftausend Llamas, jedes mit hundert Pfund Gold beladen, waren bereits unterwegs. Ehe diese jedoch in Cajamarca anlangten ließ Pizarro den Inka auf Anrathen eines Dominikanermönches hinrichten. Die Kunde davon durchlief wie ein Lauffeuer das ganze Land und traf die Indianer mit den schwer beladenen Llamas auf den Hochebenen von Mittelperu. An der Stelle, wo sie die Trauerbotschaft vernahmen, verscharrten sie sogleich alles Gold und zerstreuten sich.

Südöstlich von Conchucos liegt der Bezirk Huamalies mit der Hauptstadt Huacaibamba. Stevenson erzählt uns: „Ich wohnte während meines Aufenthaltes in dieser Gegend mehrmals der Vorstellung von dem Tode des letzten Inka bei. Auf dem Marktplatze war an jeder Ecke eine Art Schwibbogen errichtet und mit Bändern, Blumen, Fahnen aus Schnupftüchern ꝛc. verziert. Unter einem derselben saß ein junger Indianer mit einer Krone auf dem Haupt, so wie mit den übrigen Abzeichen der königlichen Würde geschmückt und von seinen Prinzessinnen umgeben, welche ihm Lieder in der Quichuasprache, der Ursprache der Indianer, vorsangen. Plötzlich kamen einige Indianer von der entgegengesetzten Seite herbeigelaufen, warfen sich vor dem Inka auf die Kniee nieder und benachrichtigten ihn von der Ankunft der Sonnenkinder (der Weißen). Zugleich hörte man Trommeln und Trompeten. Pizarro mit einem Dutzend Soldaten erschien zu Pferde und stieg unter dem Schwibbogen, welcher dem des Inka gegenüber stand, ab. Ein Gesandter wurde nunmehr von Pizarro zum Inka gesendet, um eine Zusammenkunft zu erbitten, und der Fürst macht sich sofort bereit, sich bei dem spanischen General einzufinden. Eine Art von Leiterwagen wurde herbeigeholt, auf dem er Platz nahm und, von einer Anzahl Indianern und seinen Prinzessinnen begleitet, nach dem Orte fuhr, wo Pizarro seiner harrte. Pizarro wandte sich zuerst an ihn und versprach ihm den Schutz des Königs, seines Herrn. Der Inka nahm dies Versprechen an. Pizarro sagte ihm ferner, daß er ein Christ werden müsse. Dagegen machte

Digitized by Google

er Einwendungen, worauf er sogleich ergriffen und nach einer andern Ecke gebracht wurde. Pizarro folgte ihm und gebot ihm, alle seine Schätze auszuliefern. Darauf nahm er ihm Krone, Scepter ꝛc. und befahl, ihm den Kopf abzuschlagen, was auch inmitten des Marktes vollzogen wurde. Die Spanier gingen nun von dannen, die Indianer aber blieben zurück, um den Tod ihres Königs zu beklagen. Die wehmüthigen Klagelieder konnten nicht verfehlen, auf jedes fühlende Herz einen tiefen Eindruck zu machen. Und gewiß, die innere Wahrheit und die tiefe Empfindung, welche die Indianer bei diesen jährlichen Schauspielen zum Andenken ihres letzten, vor dreihundert Jahren ihnen entrissenen Inka an den Tag legen, hat etwas außerordentlich Rührendes und Ergreifendes, zumal wenn man bedenkt, daß statt des hellen warmen Lichtes der Bildung und Religiosität hier noch kalte Nacht und schwarze Finsterniß herrscht, daß die Herolde des Evangeliums diesen armen Indianern wohl den Glauben durch bloße Worte, aber die Laster durch Beispiele gelehrt; daß man ihnen Freiheit, Beschirmung, Wohlsein und Ruhe mit den lebhaftesten Farben vorgemalt, in der That sie aber in die schmählichste Sclaverei gestürzt und ihr unbefangenes Zutrauen mit blutiger Verfolgung vergolten hat.

Fünftes Kapitel.

Der Morgen war im Erwachen. Die ersten Sonnenstrahlen rötheten die schneebedeckten Häupter der Cordillera und gossen spärliche Lichter durch die rußige Oeffnung des Daches in das Innere der Hütte meines Puna-Schäfers. Ich verließ mein trauriges Lager, das der gutherzige Gastfreund dem von Kälte und Müdigkeit erschöpften Reisenden gegönnt, hob das Kuhfell vor der Thüröffnung auf, kroch hinaus, sattelte und bepackte mit froststeifen Händen mein treffliches Thier, welches ich nahebei an einen Stein gebunden hatte. Knurrend und mit scheelen Blicken begleiteten die falschen braungelben Hunde, welche die Nacht durch mein Bett mit mir getheilt, jede meiner Bewegungen, und nur die ernstlichen Drohungen ihres Herrn konnten sie

Digitized by Google

von einem giftigen Angriffe abhalten. Mein indianischer Hauswirth reichte mir die Flinte; ich bot ihm mit einigen Realen und Papiercigarren mein Gastgeschenk, fragte nach dem Wege und ritt mit einem dankbaren und freundlichen „Gott vergelt's" davon. — Ein dichter schwerer Nebel bedeckte die ganze Gegend und verschmolz mit dem über Nacht reichlich gefallenen Schnee in ein einförmiges Weiß, wie das Leichentuch mit dem alabasterähnlichen Körper der entseelten Jungfrau zu einem bleichen Ton verschwimmt. Ich ritt bei einer alten Indianerin vorüber, die ihre Schafe zur Weide trieb; blökend zog ihr die Heerde voran und ließ eine tiefe Furche zurück im Schnee, mit dessen Schmelzen ihr spärliches Futter zu Tage kommen sollte. Etwas höher hinauf traf ich den verwilderten Sohn jener Schäferei emsig beschäftigt, mit seinem Hunde Rebhühner zu fangen. Sümpfe und unübersteigliche Felsen nöthigten mich oft zu großen Umwegen. So verflossen mehrere Stunden, als endlich die Sonne den Nebel zertheilte, und vor ihrem brennenden Strahl war in wenigen Augenblicken die Schneedecke verschwunden. Ich hatte inzwischen eine Hochebene von fast 14,000 Fuß Höhe erreicht. Von beiden Seiten starrten beeiste Zacken und einzelne gigantische Pyramiden der Cordillera. Hinter mir lagen tief und tiefer gesenkt die schwarzdunklen Thäler der niedrigeren Bergregion, vor mir streckten sich die dürren unermeßlichen Hochebenen wellenförmig hin. Es kam mir vor, als hauche hier an den einsamen Schneefeldern der Cordillera der Geist der Natur seine Kraft aus. Das mattgelbe Punastroh verschmolz hier mit den grünlichen Gletschern des Gebirgs, und nur eine kümmerliche Vegetation erinnerte an die schwachen Pulse des Lebens. Froh grüßte ich, wie alte Bekannte, den purpurblauen Enzian (Gentiana) und das braune Frauenschühlein (Calceolaria) und zählte die gelben Blüthen des Echinocactus, welche die Steine bekleiden, in der Gesellschaft von Flechten und Moosen und etlichen dürren Syngenesisten, die vom Froste rostbraun geworden waren. Noch wiegt kein Schmetterling sich auf diesen ätherischen Höhen, keine Fliege, kein Insect; nur selten findet man unter einem umgewälzten Stein einen dunklen Käfer; hie und da kriecht die träge Kröte aus ihrem

Digitized by Google

Loche und eine halbverhungerte Eidechse sonnt sich auf einem Stein. Aber je weiter ich ritt, desto mehr Leben fand ich. Die stolze Huachua, die schöne Gans von Peru, weidete schnatternd sammt ihrem Gemahl in den Sümpfen das kurze Rindgras ab. Kreischend flog der metallglänzende Regenpfeifer vom Moorgrunde auf und begleitete so auf und nieder fliegend meilenweit meine Schritte mit widerlichem Geschrei. Der Puna-Specht klopfte laut schreiend an die Felsen, um aus einer Ritze ein verlorenes Insect zu locken, und hundertfach wiederholte das Echo seine schrillen Töne. Der schwarzgrüne Ibis Yanahuico schritt gravitätisch auf dem nassen Boden einher und seine Verwandte die Bandurria wühlte sorglos mit ihrem langen Schnabel die Erde nach Würmern auf. Auf den Wellen einer kleinen Lagune wiegten sich schwarzköpfige Möven und zahlreiche Enten, während das Riesenwasserhuhn, dem die Gabe des Fliegens versagt ist, sich mit unaufhörlichem Tauchen vergnügte. Fern am Ausfluß eines kleinen Bergsees watete ein Schwarm hochbeiniger Flamingos, immer auf der Hut, um nicht überrascht zu werden und bei Annäherung von meiner Seite sich zurückziehend. Heerden von Vicuñas näherten sich neugierig, um bald darauf wieder mit Windeseile zu fliehen. Weithin zogen stolze Schaaren von Huanacus, die mich vorsichtig betrachteten. Im Verstecke der Felsen wachten einzelne Rehe auf und verfolgten laut pfeifend den sanften Bergabhang. Langsam kam der sonderbar gehörnte Puna-Hirsch aus seiner Höhle und sah mir, fast erstaunt, mit seinen großen schwarzen Augen nach, während die Schaaren der Felsenhasen sich munter umhertummelten und die dünne Bekleiduug der Felsenritzen abrupften. — Viele Stunden lang hatte ich bereits meinen rauhen Weg fortgesetzt und das mannigfaltige Leben dieser so eigenthümlichen Alpenwelt beobachtet, als ich auf ein todtes Maulthier stieß, das vermuthlich unter seiner Last erlag. Drei Condore flogen bei meiner Annäherung von dem Cadaver auf. Stolz schüttelten die Könige der Lüfte das gekrönte Haupt, und indem sie Feuerblicke aus ihren blutrothen Augen schossen, erhoben sie die Riesenschwingen und schwebten Verderben drohend in immer kleineren Kreisen über mir. Ich fühlte mich einsam bei dem Gedanken, daß ich allein als mensch-

Digitized by Google

liches Wesen auf diesen schauerlichen Höhen athme. Da traf ich zu meiner Freude zwei ärmlich in dichte Ponchos gehüllte Indianer, die emsig die Excremente der Vicuñas und Huanacus sammelten, um sie als Brennmaterial an den nächsten Schmelzöfen zu verkaufen, indeß ein kleiner Junge ihre grasenden Lama's hütete.

Die Sonne hatte schon vor zwei Stunden ihre Mittagshöhe erreicht, und seit dem frühen Morgen war ich fortwährend, wenn auch allmählig, bergan gestiegen. Mein keuchendes Maulthier begann seinen Schritt zu verkürzen und hielt von Zeit zu Zeit an. Ich stieg ab, um mein Thier zu erleichtern. Rüstig wanderte ich höher hinauf, doch fühlte ich alsbald den verderblichen Einfluß des verminderten Luftdruckes. Mich ergriff ein früher nie empfundenes Unbehagen. Ich mußte stille stehen, um Luft zu schöpfen, aber ich fand sie kaum. Ich versuchte zu gehen, aber eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner. Hörbar klopfte das Herz gegen die Rippen, der Athem war kurz und abgebrochen, eine Welt lag mir auf der Brust; die Lippen wurden blau, aufgedunsen und barsten; die feinen aufgeschwollenen Gefäße der Augenlider rissen, und tropfenweis drang das Blut heraus. Ich sah und hörte und fühlte nichts mehr; ein dunkelgrauer Nebel schwamm vor meinen Augen, oft tief geröthet, bis ihnen eine blutige Thräne entquoll. Jetzt fühlte ich mich verwoben in den rings umher waltenden Kampf um Leben und Tod; mein Kopf schwindelte, die Sinne schwanden, und zitternd mußte ich mich auf die Erde niederlegen. — Nach einiger Zeit hatte ich mich so weit erholt, um mit Mühe mein Thier besteigen zu können. Denn ich mußte fort. Schwarze Wetterwolken hatten sich am Horizont gehäuft; zahllose Blitze leuchteten aus ihrem dunklen Grunde, und der näher kommende Donner drohte dem Obdachlosen. Aber das Hochgewitter lagerte sich schwer um die metallreichen Cordillera-Gipfel, und nur das leichte Gewölk jagte mir entgegen, sich auflösend in dichtes Schneegestöber, das der eisige Wind mir in's Gesicht peitschte. In weniger als einer halben Stunde war Alles umher fußhoch mit Schnee bedeckt; Sumpf und Hügel, Thal und Felsabhang erschienen nur als Eine Fläche, und jede Spur des Weges war

Digitized by Google

verschwunden. Unglücklicher Weise verfolgte ich die frische Fährte einer Vicuñaheerde, die sich in einen Sumpf verlor. Lange ritt ich nun hin und her und suchte meinen Weg in der unendlichen Oede. Endlich fand ich ihn. Er war durch eine Menge Schädel und Gerippe bezeichnet, die mit ihren scharfen Kanten unter der weißen Decke hervorragten und den Tod gefallener Lastthiere anzeigten. Da theilten sich plötzlich die Wolken, und die Strahlen der brennenden Tropensonne wurden von dem blendenden Schnee zurückgeworfen. Augenblicklich wurden meine Augen von der Surumpe getroffen; sie fingen heftig an zu stechen und nur mit einem vorgehängten Tuche konnte ich den Weg fortsetzen. — Nach einer halben Stunde wiederholte sich die Scene. Der plötzlich verfinsterte Himmel entlud unter Blitz, Donner und Sturm ungeheure Schneemassen; dann kam die Sonne wieder, um sich hinter neuen Gewittern zu verbergen.

Unter unsäglichen Anstrengungen arbeitete ich mich mit meinem schon ganz erschöpften Maulthier durch den immer höher sich thürmenden Schnee langsam vorwärts. Da brach die Nacht herein. Starr vor Kälte und entkräftet von Hunger und den ausgestandenen Strapazen konnte ich kaum noch die Zügel halten. Das nächste gastliche Dach lag, wie ich wußte, über acht deutsche Wegstunden entfernt. Mein armes Thier konnte nicht mehr weiter, und schon glaubte ich mich in Kälte, Schnee und Dunkelheit verloren, als ich seitwärts einen überhängenden Felsen mit einer Höhle gewahrte. Ich untersuchte die Höhle; es war doch ein Obdach vor dem Wind und dem immer dichter fallenden Schnee. Mühsam sattelte ich ab und bereitete aus den Satteldecken und den Ponchos ein Lager auf der nassen Erde. Das Maulthier band ich an einen Stein fest, und gierig scharrte es einige Kräuter unter dem Schnee hervor. Heißhungerig verzehrte ich etwas gerösteten Mais und ein Stück Käse, womit ich mich versorgt, warf mich dann auf das harte Lager, noch lange dem schaurigen Gekrächze der Nachtvögel lauschend. Endlich überwältigte mich der Schlaf. Da traten die Folgen der Surumpe mit neuer Heftigkeit ein. Ein unerträgliches Brennen in den Augen machte mich wach; die Augenlider waren mit halbgeronnenem Blute zusammengeleimt. Ich sprang

Digitized by Google

auf und mußte laut aufschreien von dem durchbohrenden Schmerz. Vorbei war Ruhe und Schlaf; zitternd vor Frost und gemartert von heftiger Qual, erwartete ich bald stehend, bald auf einem Steine sitzend, sehnlichst den Tag. Sternenhell funkelte das Himmelsgewölbe bei der eiskalten Atmosphäre über dem Hochgebirg; Stille des Todes lag auf der Gegend und nur der Yncahuallapa meldete, gleich einer Todtenuhr, mit eintönigem Ruf den Verlauf der langsam hinschleichenden Stunden. Als ich endlich bei anbrechender Morgendämmerung die schmerzenden Augen öffnete, gewahrte ich mit Entsetzen, daß mir ein hartgefrorener menschlicher Cadaver zum Kopfkissen in meiner nächtlichen Herberge gedient hatte. Schaudernd wandte ich mich ab und suchte mein Maulthier. Es lag todt auf der Erde ausgestreckt. In seinem Heißhunger hatte es während der Nacht ein giftiges Kraut gefressen. Ich ging zurück in die Höhle, untersuchte meinen entseelten Gefährten und erkannte beim Scheine der jungen Morgensonne, die über der nebelfreien Welt aufging, einen Halbindianer. Mehrere tiefe tödtliche Wunden am Kopf verriethen mir, daß er mit der Steinschleuder von der tückischen Hand der Indianer umgebracht und hieher geschleppt worden war; ihre Raubsucht hatte ihm sogar die Kleider genommen. Ich ergriff darauf meine Flinte, ging hinaus und schoß einen Felsenhasen, suchte mir ein spärliches Brennmaterial und briet an einem Bratspieß, den ein Knochen vertreten mußte, ein nicht sonderlich wohlschmeckendes Frühstück. Dann erwartete ich ruhig, wie sich mein Schicksal gestalten werde. — Es war etwas nach zwölf Uhr Mittags, als ich in Zwischenräumen ein einförmiges abgebrochenes Geschrei hörte. Erfreut über die mir wohlbekannten Töne, bestieg ich den nächsten Felsen und erblickte in der Tiefe die beiden Indianer von gestern, welche ihre mit Excrementen beladenen Thiere nach dem nächsten Bergwerke trieben. Flugs eilte ich hinunter und beredete sie, mir für ein kleines Geschenk von Tabak ein Llama zu überlassen. Sie gingen auch willig mit mir, das Llama nahm mein Gepäck auf, und so verließ ich die verhängnißvolle Höhle. Hungrig und müde erreichte ich in Gesellschaft der Indianer das Bergwerk und setzte auf einem halb verhungerten Klepper meine Reise fort.

Digitized by Google

Die Puna wird von zahlreichen engeren oder weiteren Thälern durchschnitten, die mehrere tausend Fuß tiefer als die Hochebenen liegen und dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter annehmen. Diese Thäler werden im Besondern die Sierra, d. i. Säge, (vielleicht wegen ihrer ausgezackten Ränder) genannt. Wenn der europäische Reisende an der Küste von Peru die Gluth des tropischen Himmels und die schauerliche Oede der Sandwüsten kennen gelernt hat, oder wenn er in der Cordillera und Puna unter der scheitelrechten Mittagssonne vor Frost fast erstarrte und sich überall von einer fremdartigen Natur umgeben sah: dann empfindet er beim Hinabsteigen in die Thäler der Sierra eine unbeschreibliche Freude, indem er ein Klima und eine Pflanzenwelt findet, die heimathliche Erinnerungen wecken. In einer mittleren Höhe über dem Meere gelegen, wo durch die reine Atmosphäre der entnervende Einfluß der glühenden Tropensonne gebrochen ist, und durch zahlreiche Bergketten gegen die kalten Winde der Schneegebirge geschützt, vereinigt die Sierra alle Vorzüge eines milden Himmels. Es giebt hier nur zwei Jahreszeiten. Im October beginnt der Winter oder die Regenzeit; aber die Regen dauern selten mehr als zwei oder drei Tage hinter einander und die häufigen Gewitter wiederholen sich auch nicht täglich, wie in der Puna; sie werden wohl von Hagel, nie von Schnee begleitet. Im April tritt der Sommer ein und mit ihm eine fast ununterbrochene Reihe heiterer und warmer Tage. Die Nächte sind kälter als im Winter, die Mittagsstunden drückend heiß. Das regelmäßige und gemäßigte Klima begünstigt die Fruchtbarkeit des Bodens, dem der Fleiß der Einwohner einen reichlichen Ertrag abgewinnt. Außer dem Mais, einigen Knollengewächsen und der Quinoa*) baut man europäische Getreide- und Obstarten, so wie trefflich gedeihenden Luzernklee. Statt der auch

*) Chenopodium Quinoa, eine Art Melde, deren Blätter als Gemüse, wie Spinat, benutzt werden. Der mehlreiche Same wird von der ärmeren Volksklasse zu Brei, Chocolade und eine Art Branntwein (Chicha de Quinoa) verwandt. Die Pflanze wird 3 bis 4 Fuß hoch mit vielen blutrothen Aesten; Blüthen grün oder roth.

Digitized by Google

hier fehlenden Wälder erblickt man an den Felsabhängen nur ungeheure Cactusgewächse und wuchernde Agaven. Längs den Flüssen vereinigt sich eine 20 bis 25 Fuß hohe Weide (Salix Humboldtii) zu kleinen Gruppen; hin und wieder bilden auch niedrige Queñua-Bäume ein unbedeutendes Gebüsch. Zahlreiche Städte, Dörfer und Weiler schmücken diese Thäler, die noch mehr an Bedeutung gewinnen würden, wenn sie eine leichtere gegenseitige Verbindung unterhalten könnten. Aber um jedes Thal thürmen sich Gebirge auf, über die sehr mühevolle und gefährliche Wege hinziehen. Bald führen sie an schroffen Bergwänden hinauf und senken sich dann wieder mit steilem Abfall in die Tiefe, bald winden sie sich durch enge, mit zerstreuten Felstrümmern besäete Schluchten, oder leiten über die öden Hochebenen.

Die Bewohner der Sierra (Serranos) sind größtentheils Indianer, besonders in den kleineren Dörfern. In den Städten und größeren Dörfern herrschen die Mestizen vor; Weiße giebt es wenig. Der Europäer oder weiße Kreole ist in der Regel Kaufmann; der reiche Mestize ein fauler Güterbesitzer, der arme ein Taugenichts; der Indianer Ackerbauer oder Tagelöhner. — Die Kaufleute reisen jährlich zwei- bis dreimal nach Lima, um dort ihre Ankäufe zu machen. Hauptgegenstände sind: gedruckte und weiße Baumwollenstoffe, Wollzeuge, Klein-Waaren (Quincaillerie), Leder, Seife, Wachs und Indigo. Von letzterem wird sehr viel verkauft, da die Indianer fast alle ihre Kleider blau färben; auch von Wachs wird behufs glänzendster Erleuchtung der Kirchen bei den fast täglich sich wiederholenden religiösen Feierlichkeiten eine große Menge verbraucht. Die Eingeborenen bringen besonders wollene Ponchos und Decken, ungesponnene gefärbte Wolle, hölzerne Steigbügel, Sattelzeug und Hufeisen zum Verkauf. Letztere Gegenstände werden vorzüglich von den Maulthiertreibern der Küste erhandelt. Den Huf der Thiere pflegt man hier nach den vorräthigen Hufeisen zuzuschneiden. In ungeheuren Massen wird nach der Sierra Branntwein von Ica ausgeführt, dem die Indianer an Sonn- und Festtagen leidenschaftlich zusprechen. Als Scheidemünze hat man in mehreren Gegenden, z. B. in der Provinz Jauja, Hühnereier, indem

Digitized by Google

48 bis 50 Stück auf einen Thaler rechnet. Da sieht man denn auf dem Marktplatze, wie die Indianer für ein paar Eier Branntwein oder Indigo oder Cigarren kaufen. Diese Eier werden von den Kaufleuten in Kistchen verpackt und nach Lima gesandt. — Die reicheren Mestizen sind meistens Besitzer von Landgütern, deren Ertrag in den Bergwerken und größeren Städten abgesetzt wird. Da der Gewinn die Besitzer gewöhnlich ganz anständig nährt, so weihen sich diese einer fast unbegreiflichen Trägheit und ihren Vergnügungen. Den größten Theil des Tages stehen sie gruppenweis in ihre Mäntel gehüllt und unterhalten sich von den nichtssagendsten Dingen, oder sie versammeln sich zum Würfelspiel und den Hahnenkämpfen, die mit der größten Leidenschaft der Wetten betrieben werden. Den Hähnen werden immer scharfe Messer angebunden, und in jeder Stadt bilden sich zwei oft auch politisch verschieden gefärbte Parthien, die ihre Hähne gegen einander kämpfen lassen. — Mit dem Ackerbau beschäftigen sich ausschließlich die Indianer, die entweder ihre eigenen Felder haben, oder für kargen Lohn die der Mestizen bearbeiten. Im Februar kommen zuweilen heftige Nachtfröste, die dem Getreide sehr schaden und Mißernte und Hungersnoth veranlassen. Es werden daher in kalten hellen Februarnächten, die Frost befürchten lassen, Prozessionen durch alle Dörfer und Städte veranstaltet, um die Gnade des Himmels zu erflehen. Oft ertönen plötzlich um Mitternacht die Glocken und rufen die Bewohner zur Kirche, um sich zu solchen feierlichen Umzügen zu versammeln. Büßende, in Säcke gehüllt, durchziehen die Gassen und geißeln sich. Die Indianer schreien in ihrer Sprache Gebete, Gelübde und Verwünschungen zum Himmel auf, während ihre Kinder laut heulend umherlaufen, sich auf die Erde werfen und sich wie Verzweifelnde geberden. Stundenlang dauert der Tumult, der etwas ungemein Schauerliches hat, und erst mit dem grauenden Morgen zieht sich Jeder in seine Wohnung zurück. Die Zeit der Ernte wird immer mit geräuschvollen Vergnügungen gefeiert. Unter dem Klange von Trommeln, Geigen und Flöten wird das Getreide geschnitten; ungeheure Gefäße voll Chiche stehen zur freien Benutzung der Arbeiter da, die fortwährend betrunken sind und doch mit

Digitized by Google

den schwersten Lasten von Garben noch Tänze aufführen. Die reichliche Mahlzeit wird in mächtigen Kesseln auf dem Felde bereitet, und zum Essen setzen sich Alle in eine lange Reihe, je Einer zwischen die ausgespreizten Beine seines Hintermannes, was eine possirliche Scene abgiebt, da die meisten nicht mehr im Stande sind, sich aufrecht zu erhalten und sie daher bald seitwärts, bald nach hinten oder vorn umfallen und ihre Kürbisteller ausschütten. Der Weizen und die Gerste werden gleich auf den Aeckern in Haufen aufgeschichtet und durch Pferde, die man im Kreise darauf herumjagt, ausgedroschen. — Die Indianer in den größeren Dörfern und Städten beschäftigen sich oft mit Handwerken und erreichen darin einen hohen Grad von Vollkommenheit. Als Goldschmiede besonders verfertigen sie die geschmackvollsten und zierlichsten Arbeiten, wie man sie in den Hauptstädten Europas nicht besser findet. Die Gefäße und Figuren aus Silberdraht (filigranas), welche die Cholos von Ayacucho verfertigen, sind von jeher in Spanien berühmt gewesen. Die Eisen- und Lederarbeiten der Indianer in Jauja werden in ganz Peru sehr geschätzt und gesucht. In Cuzco widmen sich viele der Oelmalerei zur Ausschmückung der Kirchen; sie liefern freilich keine Meisterwerke, aber man darf nicht vergessen, daß diese Künstler ihre Bilder ohne alle Anleitung und überdies mit sehr rohen Materialien malen. In Tarma und den Umgebungen weben die Indianer Stoffe von vorzüglicher Feinheit; es giebt Ponchos von Vicuñawolle oder Zwirn, welche mit hundert bis hundert und zwanzig Thalern bezahlt werden und die feinsten europäischen Gewebe übertreffen, obgleich die Vorrichtungen dazu äußerst roh sind.

In Bezug auf das gesellschaftliche Leben fehlt den Serranos allerdings die feine Geschliffenheit der Bewohner von Lima, welche sich gern über ihre bald unbeholfenen, bald allzufreien Manieren lustig machen; auch ist ihre Sprache hart, unrichtig und mit zahlreichen Quichuawörtern gemischt. Aber der Fremde fühlt sich doch bald bei ihnen wohl; denn er genießt einer äußerst wohlthuenden treuherzigen Gastfreundschaft und wird gleich einem Familienliede betrachtet. Wo er auch nur anklopft, wird er freundlich willkommen geheißen, und Monate lang kann er unter

Digitized by Google

einem gastlichen Dache verweilen. Nach kurzem Verweilen in einer Gebirgsstadt, ist man schon mit einer großen Zahl der Einwohner bekannt, da es sich der Hauswirth zur Pflicht macht, den Gast seinen Freunden vorzustellen und ihn zu allen Gesellschaften und Vergnügungen mitzunehmen. Die Serranos sind sehr gesellig und veranstalten bei der geringsten Veranlassung Landparthien oder Abendgesellschaften mit Gesang und Tanz. Die Hauptrolle spielt dabei der Branntwein, dem die Damen nicht weniger fleißig zusprechen, als die Herren. Unermüdlich ist man im Anerbieten und Empfangen von Gesundheiten, und da gewöhnlich für eine Gesellschaft von dreißig und mehr Personen nur drei bis vier Gläser vorhanden sind, so wandern diese ununterbrochen von Hand zu Hand und von Mund zu Mund. Bei der Menge von Branntwein, die in einem Abend getrunken wird, ist es nicht zu verwundern, wenn man am folgenden Morgen im Ballsaal betrunkene Tänzer oder Tänzerinnen auf dem Boden liegend findet. Dergleichen kommt selbst in den angesehensten Familien vor und gilt durchaus nicht für etwas Entehrendes, sondern liefert höchstens für ein paar Tage Stoff zu Neckereien. So viel thut Mangel an Bildung und Macht der Gewohnheit; denn im gewöhnlichen Leben ist der Serrano äußerst enthaltsam, und nur selten trifft man in den besseren Familien auf einen Trunkenbold. — Noch viel leidenschaftlicher, als die Weißen und Mestizen, lieben die Indianer die geistigen Getränke. Jedes ihrer sehr häufig wiederkehrenden Feste wird mit mehrtägigen wilden Trinkgelagen gefeiert, bei denen Branntwein und Chicha in Strömen fließt. In einigen Gegenden der Sierra bereiten die Indianer ihre Chicha auf eigenthümliche Weise. Statt die durch Feuchtigkeit zum Keimen gebrachten und an der Sonne gedörrten Maiskörner (Jova) zwischen zwei Steinen zu zerstampfen, zermalmen sie dieselben mit den Zähnen. Männer und Weiber versammeln sich zu dem Ende im Kreise um die aufgeschichtete Jova; Jeder nimmt eine Hand voll davon in den Mund, kaut sie fein und spuckt den Brei in ein dazu bestimmtes Gefäß. Diese Masse wird mit Wasser aufgekocht, der Gährung überlassen und bildet dann die sehr beliebte Chicha mascada (gekaute Chicha), die jeder anderen Art vorgezogen wird und in

Digitized by Google

der That auch besser schmeckt; ist man aber einmal Augenzeuge dieses ekelhaften Verfahrens gewesen, so kann man nicht ohne große Selbstüberwindung von dem dargebotenen Getränk kosten. Um die Chicha sehr stark und wohlschmeckend zu machen, wird sie in ein großes irdenes Gefäß gefüllt, ein mehrpfündiges Stück rohes Ochsenfleisch darein gelegt, dann mit Gyps luftdicht verschlossen und einige Fuß tief in die Erde vergraben. So läßt man sie mehrere Jahre stehn. Häufig vergräbt man ein solches Gefäß bei der Geburt eines Kindes und holt es erst bei der Verheirathung desselben wieder aus der Erde heraus. Das Getränk hat dann einen eigenthümlich angenehmen Geschmack, ist aber so stark, daß schon ein Glas voll berauscht.

Jedes Dorf hat seinen Schutzheiligen, dessen Tag immer mit großen Festlichkeiten begangen wird. Die Kosten für das Hochamt in der Kirche und die nöthigen Wachskerzen belaufen sich in größeren Dörfern auf drei bis vier hundert Thaler, in den kleinern immer auf mehr als hundert Thaler. Die Vergnügungen dabei bestehen in Tänzen und Stiergefechten. Die Tänze sind noch eine Fortpflanzung der monatlichen Tänze (Raymi), nach denen die Inkas ihre Zeitrechnung führten. Die Tänzer sind ganz so gekleidet, wie die alten Peruaner bei dergleichen Gelegenheiten, nämlich mit Federhelmen, Federponchos, Arm- und Fußspangen, Keulen, Holzschwertern, Köcher, Pfeil und Bogen. Auch die Musik ist noch die der Vorfahren: eine Art Rohrflöte und eine Handtrommel, bestehend aus einem über einen einfachen Reif gespannten Felle. Unter den unharmonischen Zusammentönen dieser beiden Instrumente und dem eintönigen Gesange von Quichua-Liedern werden anfangs jene feierlichen Tänze aufgeführt, mit denen die Inkas die Sonne verehrten, bald aber nehmen sie einen mehr heiteren Charakter an und verwandeln sich zuletzt in wilde Kriegstänze, die bei einer reichlichen Spende von Chicha häufig aus Scherz in Ernst verwandelt werden. Die Stiergefechte werden immer auf dem viereckig gebauten Hauptplatze abgehalten, der durch das Absperren der Straße mit Balken in eine Arena umgeschaffen wird. Diese barbarischen Schauspiele übertreffen noch die in Lima an Grausamkeit und Rohheit. Nachdem die Theilnehmer des Kampfes

Digitized by Google

in der Wohnung ihres Capitan, wie der Anführer heißt, gehörig in Branntwein und Chicha geschwelgt, stellt sich dieser zur bestimmten Stunde in einer alten spanischen Generalsuniform auf einem lächerlich aufgeputzten Pferde an die Spitze seiner betrunkenen Schaar und reitet in die Arena. Hier ergötzt er mit seinen Gefährten die Zuschauer durch allerhand Reiterkünste, bis die Pferde vor Müdigkeit fast zusammenbrechen. Dann wird der Stier aus dem Verschluß gelassen. Einige reiten vor und necken ihn eine Zeit lang, bis der Capitan eine Lanze ergreift und das Signal zum Tödten giebt. Sogleich stürzen sich alle Indianer zu Fuß und zu Pferd auf das Schlachtopfer und durchbohren es mit unzähligen Stichen. Unter Musik wird der Sieg gefeiert und die Kämpfer eilen zum Chichatopf, um neuen Muth zu trinken. Da sich die Indianer ganz betrunken und daher auch furchtlos dem Stier entgegenstellen, so giebt es unzählige höchst komische, aber auch gräßliche Scenen. So sah ich wie in Tarma ein Stier einem Indianer das Horn in den Leib rannte. Alle Zuschauer glaubten den Gespießten einem gewissen Tode geweiht, als dieser plötzlich anfing sehr behende die mit Thalern behängte Decke vom Rücken des Thieres zu lösen und sie in der Luft schwenkte, während er immer noch auf dem Horne des wüthenden Stieres schwebte. Das Horn war ihm nämlich, ohne ihn zu verletzen, unter dem breiten Gürtel zwischen der Brust und den Kleidern hineingedrungen. Sobald ein Stier fällt, eilen die Cholos zu ihm und trinken das aus den Wunden strömende Blut, indem sie glauben, der nachfolgende Stier rieche es und wage nicht, sie anzugreifen, obgleich ihnen die Erfahrung das Gegentheil hinlänglich beweist. Jedes Stiergefecht in der Sierra kostet das Leben von Menschen und Pferden, und oft ist die Zahl der Opfer sehr bedeutend. In Jauja sah ich, wie an einem Tage vierzehn Indianer und neunzehn Pferde schwer verwundet und getödtet wurden. Doch so etwas macht bei den Eingeborenen keinen Eindruck, und lachend sehen sie zu, wenn der Stier einem Cholo den Bauch aufschlitzt und ihm mit der Spitze des Hornes beim Weglaufen die Gedärme aus dem Leibe reißt. Zum Schlusse der Stiergefechte fangen die trunkenen Indianer gewöhnlich an zu zanken und

Digitized by Google

verwickeln sich dann bald in heftigen Kampf. Als ich der Feier der Santa Helena in Jauja beiwohnte, entspann sich unter den Indianern ein Streit, der sogleich einen ernstlichen Charakter annahm. Sie theilten sich in zwei Parteien, jede von ein paar tausend Mann, stellten sich in Schlachtordnung auf und fingen das Gefecht mit der furchtbaren Steinschleuder an. Die Weiber trugen den Kämpfenden Steine zu, feuerten sie durch Geschrei und Chicha zum Streite an und scheppten die Gefallenen weg. Es war ein fürchterlicher Anblick, als diese wilden Horden bald handgemein wurden, sich mit Knüppeln und Messern niedermetzelten und fortwährend schauderhafte Drohungen ausstießen.

Auch andere religiöse Feierlichkeiten begehen die Indianer der Sierra auf eigenthümliche Weise. In der Mitternachtsmesse am Weihnachtsabend ahmen sie in der Kirche die verschiedensten Thierstimmen nach. Da hört man Vögel singen, Hähne krähen, Esel schreien, Schafe blöken, so täuschend, als ob sich wirklich diese Thiere im Tempel vereinigt hätten, um ihre Freude kund zu thun. Nach dem Gottesdienst ziehen während der ganzen Nacht Weiber mit aufgelöstem Haar umher und tragen in der Hand eine Stange, an deren oberen Ende vier bis fünf Stäbchen mit flatternden Papierstreifchen befestigt sind; von den Tönen einer Harfe, Flöte und Geige begleitet, singen sie schöne Melodien und tanzen, indem sie mit ihrer Stange den Takt dazu schlagen. Am Weihnachtstage selbst erscheinen die sogenannten Negritos: Indianer mit rothen, reich mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Hemden, weißen Hosen, einem Hut mit einer wallenden schwarzen Feder und einer abscheulichen Negerlarve. In der Hand trägt Jeder einen buntbemalten Flaschenkürbis, in welchem die trockenen Kerne herumrollen, womit er den Takt zu den sehr melodischen Liedern schlägt. Je vier und vier führen die Tänze der Guinea-Neger auf, die sie in allen Stücken nachahmen. Drei Tage und drei Nächte durchziehen sie die Straßen und erpressen sich überall Branntwein und Chicha. — Am Neujahrsmorgen kommen die Corcobados. In graues Wollenzeug gehüllt, einen alten Vicuñahut auf dem Kopf, einen Pferdeschwanz im Nacken, eine langbärtige Fratzenlarve vor dem Gesicht und in Polterschuhen, reiten sie unter

Digitized by Google

dem Schalle der wunderlichsten Musik auf langen Stecken herum, indem sie alles, was sich im Laufe des Jahres in den verschiedenen Häusern zugetragen, vor den Thüren derselben absingen, wobei ihnen besonders die ehelichen Streitigkeiten reichen Stoff geben. Dies Vergnügen dauert zwei Tage und endet mit Saufgelagen, häufig mit Todtschlag.

Um den an Götzendienst gewöhnten Indianern die christliche Religion faßlicher zu machen, suchten die ersten spanischen Mönche ihnen einzelne Scenen aus dem Leben Jesu in einer Art Schauspiel darzustellen. Diese religiösen Komödien haben sich in den meisten Dörfern der Sierra noch erhalten. Am Palmsonntag wird eine von einem Fohlen begleitete Eselin, die ein Christusbild auf dem Rücken trägt, in großer Prozession auf dem Hauptplatz herumgeführt und mit Palmzweigen beworfen; die Indianer wetteifern, ihre Ponchos auf der Erde auszubreiten, damit das Thier darüber gehe. — Am Charfreitag wird des Nachmittags um zwei Uhr in einiger Entfernung vom Altar ein Christusbild mit drei großen silbernen Nägeln an das Kreuz geschlagen und ihm eine reiche silberne Krone auf's Haupt gesetzt; an jeder Seite steht ein Kreuz mit einem Missethäter. Des Abends um acht wird die Ceremonie der Kreuzesabnahme durch vier in weiße Gewänder gehüllte Priester vollzogen. Dabei sieht man auf einem großen Gerüst die Jungfrau Maria in Trauerkleidern mit einem weißen Kopftuch. Ein Priester erläutert in einer langen Rede die Bedeutung der Scene und sobald der erste dumpfe Hammerschlag auf den Nagel der Christushand gehört wird, so ertönt durch die ganze Kirche der tausendfältige Angstruf: Erbarmen! Erbarmen! (misericordia! misericordia!) und ein schauerliches herzzerreißendes Klagegeschrei. Ein Priester überbringt den Nagel der Jungfrau Maria, und so wie er sich derselben nähert, geht sie ihm, durch einen Mechanismus bewegt, entgegen, empfängt den Nagel mit beiden Händen, legt ihn in eine silberne Schale, trocknet sich die Thränen und kehrt auf ihr Gerüst zurück. Dasselbe wiederholt sich, wenn ihr die übrigen Nägel und die Krone gebracht werden. Das ununterbrochene Schluchzen und Heulen der Anwesenden steigert sich zum durchdringendsten Schmerzensschrei besonders dann, wenn die

Digitized by Google

vier Priester den Leichnam der Jungfrau übergeben, die wiederum heftig zu weinen anfängt. In diesem Augenblicke schließt der Geistliche seine Predigt, und das Christusbild wird in ein auf's schönste mit Blumen geschmücktes Grab gelegt, welches mit der Jungfrau in Prozession durch alle Straßen getragen wird. Dieser nächtliche Umzug, von vielen tausend Wachskerzen umschimmert, und die herrlich erleuchteten wundervoll bekränzten Traggerüste gewähren einen überaus feierlichen Anblick. Während der Prozession errichten die Indianer der Kirchenthür gegenüber zwölf Blumenbogen und legen zwischen je zwei einen Blumenteppich, auf dem mit unglaublicher Schnelligkeit die geschmackvollsten Figuren, Arabesken, Landschaften und Thiere, in der schönsten Auswahl der Farben aus Blumen gebildet werden. Wenn die Prozession zurückkehrt, wird die Jungfrau unter diesen Blumenbogen hindurch getragen und in der Mitte abgesetzt. Dann singen Frauen einige leise Lieder mit Harfenbegleitung und kehren endlich mit dem Traggerüst in die Kirche zurück, wo sie das Grab während der Nacht bewachen. Am folgenden Morgen um vier Uhr wird auf dem Platz vor der Kirche Judas erhängt. Es ist eine Figur in Lebensgröße aus Papier und mit Raketen und Schwärmern gefüllt. Sehr häufig stellt sie mit täuschender Aehnlichkeit irgend einen verhaßten Bewohner des Dorfes vor. Unter Freudengeschrei und Tänzen zünden die Cholos die Lunte an und ergötzen sich am Zerplatzen ihres Feindes.

Die Städte und Dörfer der Sierra sind ziemlich nach demselben Plan gebaut. In der Mitte befindet sich ein großer Platz, der auf drei Seiten von Häusern umgeben wird, unter denen immer das Regierungsgebäude und das Gefängniß ist; die vierte Seite nimmt die Kirche ein. Von diesem Platze streichen in grader Richtung acht mehr oder weniger breite Straßen ab, die von andern rechtwinkelig durchschnitten werden. Die meistentheils zweistöckigen Häuser sind geräumig aus Luftziegeln gebaut, mit Feuerziegeln gedeckt und von einem großen Hofe umgeben. Von den Kirchen haben nur einzelne in den größeren Städten ein angenehmes Aeußeres und eine reiche innere Ausschmückung. Die kleineren Indianerdörfer sind, wie überall, armselig und schmutzig, sind aber wegen des kalten Klimas we-

Digitized by Google

niger von Ungeziefer heimgesucht. — Die Sierra ist bei weitem der bevölkertste Theil von Peru. An beiden Ufern der Flüsse, welche die fruchtbaren Thäler durchfurchen, reihen sich Dörfer an Dörfer und bieten oft einen überraschend schönen Anblick dar. Auch beweist die Bebauung der Felder den Fortschritt der Cultur. Den Mittelpunkt für die Förderung der Geistes-Cultur und der Ausbreitung des Christenthums unter den Indianern bildete seit 1725 das Kloster von Acopa, in dem schönen Thale, welches sich zwischen Jauja und Huancayo neun Leguas lang ausdehnt. In den Stürmen der Revolution mußten die Mönche fliehen (1820) und ihre äußerst werthvollen literarischen Schätze wurden zerstreut. In neuerer Zeit hat sich das Kloster mit neuen Bewohnern bevölkert; aber der friedliche Geist und der heilige Eifer, der die alten Mönche beseelte, ist nicht zurückgekehrt. Nur wenige der neuen Ankömmlinge haben den Muth gehabt, in die verlassenen Missionen vorzudringen; andere haben das Kloster unter mancherlei Vorwänden verlassen, und so steht dies Collegium, einst die Bewunderung von ganz Südamerika, vielleicht bald wieder verlassen und verödet da.

Von der Sierra aus gelangt man auf zwei Wegen zur Ostabdachung der Anden. Der am wenigsten gangbare führt längs der wilden Flüsse, welche diese Gebirgskette durchbrechen, der andere über ihren Rücken. Kaum hat man diesen überschritten und ist nach Osten einige hundert Fuß tiefer hinabgestiegen, so eröffnet sich wiederum eine ganz verschiedene Natur; denn schon zeigt sich hier eine ziemlich reiche Vegetation, die mit jeder zurückgelegten Meile an Größe oder Fülle zunimmt. Der Weg geht über die scharfen Gebirgskämme (Cuchillas, d. i. Messer) der vielen ostwärts auslaufenden Seitenarme der Binnen-Cordillera und führt stufenweis in die dichten Urwälder hinab, die sich im Osten am Fuße der Anden ausdehnen. So lange er sich noch über die mit niedrigen Forsten bekränzten Gebirgsrücken hinzieht, ist er leicht gangbar; so wie er sich aber in die Tiefe senkt, ist er mit den gefahrvollsten Mühseligkeiten verbunden. Fast überall hat man natürliche Gänge benutzt, durch welche der Pfad leitet, meistens von Wasser ausgehöhlte Schluchten oder Erdschlipfe. Wo die Natur den Menschen zur Herstellung einer

Digitized by Google

Verbindung genöthigt hat, ist es nur auf eine äußerst unvollkommene Weise geschehen. Den sprechendsten Beweis dafür liefern die sogenannten Barbacoas oder Luftbrücken. Unterbricht nämlich den Weg ein schmaler Erdschlipf oder ein nicht zu umgehender Fels, so werden auf der einen Seite wagerecht in die Erde oder in die Felsritzen drei bis viertehalb Fuß lange Pfähle eingerammelt, kreuzweis über diese einige starke Aeste gebunden und der Zwischenraum mit mattenartig geflochtenen Baumzweigen oder Rohren ausgefüllt. Auf das Ganze wird eine Schicht von Erde oder Moder geworfen, und die Brücke ist fertig. Nur selten wird unter dieser Barbacoa zur Hälfte ihrer Breite eine Mauer von großen Steinen aufgeführt. Bedenkt man, daß auf der einen Seite ein steiler Felsen oder ein fast senkrechter Bergabhang mit losem Gerölle ist, auf der andern aber ein tiefer Abgrund sich eröffnet, so wird man dem Reisenden leicht verzeihen, wenn er mit einem geheimen Schauder diese Brücke betritt, die, nur an einer Seite befestigt, größtentheils frei in der Luft schwebt, beim Betreten aber ächzt und schwankt. Oft sind die Barbacoas so sehr ausgetreten, daß die Maulthiere mit den Füßen durch die Erd- und Rohrschicht durchfallen, und indem sie sich anstrengen, dieselben zurückzuziehen, über den Rand der kaum drei Fuß breiten Brücke hinüberstürzen und in der Tiefe zerschmettern. Häufig folgt die durch die heftigen Bewegungen der zappelnden Thiere aus den Fugen gerissene, schlecht befestigte Barbacoa nach. Die Indianer ahmen beim Bau dieser Brücken der großen Lehrerin Natur getreu nach. Denn die kleinen knorrigen tiefbeasteten Bäume dieser Berg-Region haften mit ihren Wurzeln kaum zur Hälfte in der Erde, während sich die andere Hälfte über der Erde wegwindet, die Wurzeln oder Aeste eines Nachbarn ergreift und, sich innig mit ihm verbindend, eine schwebende Brücke bildet, die von üppig wuchernden Schlingpflanzen durchwoben und verstärkt zu einem undurchdringlichen Netze wird. Alle Bäume und Sträucher sind mit zahllosen Schmarozern bedeckt. Ueberhaupt liegt hier in der Pflanzenwelt eine unermeßliche Fülle und Abwechselung, aber ohne aufstrebende Entwickelung. Nur wenige Fuß über den Boden erhaben, umfassen sich Bäume, Sträucher, Ranken, Gräser in buntem Gewirrre, sich

Digitized by Google

wärmend, schützend oder erdrückend. Die Kälte der Nacht scheint hinderlich einzuwirken auf die Höhenentwickelung der Pflanzen, zu der sie durch die große Bodenfeuchtigkeit und Tageshitze angewiesen werden.

Je tiefer man den Ostabhang hinunter steigt, desto beschwerlicher wird der Weg. Lange Strecken führt er in schmalen Klüften, die während der Regenzeit von den Wassern ausgefressen werden. Ihr Grund ist durch Löcher zerrissen und naß, die Seitenwände so sehr genähert, daß stellenweis der Reiter seine Füße nicht an den Seiten des Thieres herunterhängen lassen kann, sondern sie längs dessen Hals nach vorn hin strecken und sogar die großen hölzernen Steigbügel losschnallen muß. Häufig bilden dicke Baumwurzeln über diesen engen Schluchten ein so dicht verwobenes Dach, daß der Reisende sich plötzlich in einem nur matt von spärlichen Lichtern erhellten natürlichen Tunnel sieht. Das Zusammentreffen von Lastthieren in diesen Hohlwegen giebt oft zu blutigen Auftritten Anlaß. Die Thiere der schwächern Parthei müssen dann abgeladen und oft weit zurückgeführt werden. Ich stieß einst in einer solchen Schlucht auf einen schwerbeladenen Esel, der vom Gebirg herunterkam. Noch ehe ich Zeit hatte vom Pferde zu springen, drängte das störrische Thier mit aller Gewalt von oben herunter und warf mein Pferd rücklings bergab, so daß ich weit weg geschleudert wurde. Ein andermal konnte ich dem nämlichen Schicksal nur durch das Todtschießen des entgegenkommenden Esels entgehen. Auf langen Strecken haben die Indianer treppenartig große Steine gelegt. Jede Stufe ist schmal und von der andern anderthalb bis zwei Fuß entfernt. Da die Maulthiere nur zwei Füße auf eine Stufe setzen können, so müssen sie, während sie mit den Hinterfüßen auf der ersten sind, mit den vordern auf die dritte springen, um die hintern auf die zweite zu setzen. Bei diesem Manöver streckt sich das Thier lang aus, und der Reiter muß sich jedesmal ganz auf den Rücken legen, um nicht durch den heftigen Ruck kopfüber geworfen zu werden. Es ist eine wahre Tortur fünf bis sechs Stunden ununterbrochen solche Treppen hinunter zu reiten, und man verläßt seinen Sitz zuletzt wie gerädert. Wollte man hinter dem Maulthier zu Fuß gehen, so

Digitized by Google

müßte man darauf gefaßt sein, daß jenes entweder Reißaus nimmt und in weiten Sprüngen mit Abwerfung des Gepäckes bergab jagt, oder es steht auch wegen seines störrischen Naturells ganz still und ist durch kein Mittel vorwärts zu bringen, bis der Reiter wieder im Sattel sitzt. — Nicht weniger unangenehm sind die steilen Abhänge mit lehmigem Grunde zu passiren, wo die Maulthiere nirgends sicher auftreten können und bei jedem Schritt ausgleiten. Sie wissen sich jedoch dadurch zu helfen, daß sie die Hinterfüße den vorderen näheren, den Hinterkörper senken und so halb stehend, halb mit dem Hintertheil aufsitzend, pfeilschnell die glatte schiefe Ebene hinunterrutschen. Nicht immer aber glückt eine solche Rutschpartie, und es sind nicht selten Beispiele vorgekommen, daß Thier und Reiter dabei tödtlich verletzt wurden. — Endlich ist auch ein großes Hinderniß für den Reisenden in diesen engen zerklüfteten Wegen die Menge der vor Hunger und Müdigkeit umgekommenen Lastthiere, die den Pfad zuweilen ganz versperren. Oft muß man des Tags über ein Dutzend solcher Cadaver hinwegreiten, vor denen die meisten Pferde oder Maulthiere zurückscheuen. Die Indianer räumen sie erst weg, nachdem sie von den Aasgeiern und Ameisen zu Skeletten gefressen wurden. — Zu alle dem kommt noch die Unwirthlichkeit der Gegend. Selten trifft der Reisende eine Quelle, noch seltener Futter für sein Thier oder Nahrung und Obdach für sich selbst, da die menschlichen Wohnungen sehr weit, oft 25 bis 30 Stunden, auseinander liegen. Man muß daher sein Nachtquartier in einer Höhle suchen oder sich aus Baumzweigen ein nothdürftiges Laubdach zum Schutz gegen den häufig strömenden Regen verfertigen. Dabei findet man mitten im Baumlabyrinth kein Stückchen brennbares Holz, um sich am Feuer zu erwärmen, weil alles schwer von Wasser durchzogen ist.

Auf dem beschriebenen beschwerlichen Wege gelangt man endlich in die Montaña (anja). So heißen die Urwälder, die sich durch das ganze Land von Norden nach Süden längs des östlichen Fußes der Anden erstrecken. Die etwas höher liegenden, wo die Zwischenräume der Bäume dicht mit Gebüsch und Schlingpflanzen verwachsen sind, nennt man schlechtweg „Montaña", diejenigen, welche frei davon sind, heißen „Montañas reales"

Digitized by Google

(eigentliche Montañas). Letztere machen den Eindruck eines uralten Eichenwaldes. — Die Entfernung vom Kamm der Anden bis hieher beträgt in einigen Gegenden sechs bis acht sehr lästige Tagereisen; in andern verläßt der Reisende frühmorgens die schneebedeckte Puna-Hütte und bei Sonnenuntergang kann er am bebauten Rande der jungfräulichen Wälder selbstgepflückte Ananas und Bananen genießen. In wenigen Stunden durchschreitet man da die entgegengesetztesten Klimata der Erde und verfolgt mit Vergnügen die fortschreitende Entwickelung der Pflanzenwelt von der Flechte, die sich mit hundert langen dürren Armen an der kahlen Felswand festklammert und von den kümmerlichen strohgelben Gräsern der einförmigen Hochebene, bis zu den großblumigen Magnolien, den ungeheuer dicken tausendjährigen Bäumen und den himmelanstrebenden Riesenpalmen.

Die meisten der peruanischen Montañas sind nur spärlich von christlichen Indianern bewohnt, die entweder selbst ihre Felder bebauen oder für Tagelohn in den größeren Plantagen arbeiten. Die Erzeugnisse dieser letzteren bestehen vorzüglich in Zucker, Kaffee, Mais, Coca, Tabak, Apfelsinen, Bananen und Ananas, die nach der Sierra ausgeführt werden. Das Sammeln von Chinarinde, Balsam, wohlriechendem Harz, Honig und Wachs beschäftigt ebenfalls eine große Anzahl von Indianern. Die Plantagen sind gewöhnlich auf einer Anhöhe angelegt, aus lehmbeworfenem Rohr gebaut und mit Stroh oder Palmblättern gedeckt. Rings um die Gebäude liegen die nach der Beschaffenheit des Bodens cultivirten Felder. Die Kaffeestauden umgeben meistentheils die Wohnungen; die Fruchtbäume stehen alleenartig längs der Maisfelder; an sumpfigen Stellen wächst das Zuckerrohr; um die Brunnen und Flüßchen wuchern die Bananenstöcke; auf trocknen heißen Abhängen reihen sich die Ananas, und am weitesten vorgeschoben in den engen heißen Schluchten ziehen sich die Cocafelder hin. Da sowohl die Feuchtigkeit der Luft, als die zahllosen Insecten, Mäuse und Beutelratten den Vorräthen leicht verderblich werden, so sucht man dieselben möglichst bald abzusetzen, wodurch ein lebhafter Verkehr zwischen den Montañas und der Sierra stattfindet.

Die Indianer, von denen wir bisher gesprochen, werden

Digitized by Google

als christliche strenge von den wilden Indianern (Indios bravos) unterschieden. Letztere gehören unzähligen Stämmen an, von denen jeder seine eigenen Gebräuche und seine Religion, die meisten auch ihre eigene Sprache haben. Diejenigen, welche die Montañas von Südperu bewohnen, sind völlig unbekannt, denn undruchdringliche Wälder scheiden sie von der civilisirten Welt. In Mittelperu sind die wilden Stämme am meisten gegen die christlichen vorgeschoben, nämlich in der Montaña de Huanta die Iscuchanos, in der Montaña de Vitoc die Chunchos. Die Iscuchanos treiben zeitweise Tauschhandel mit den Bewohnern der Huanta, dann treten aber wieder lange Perioden der Feindseligkeiten ein. Die Chunchos sind weit gefährlicher und bilden einen der furchtbarsten wilden Stämme. Sie bewohnen den südlichsten Theil der sehr ausgedehnten, aber noch in tiefer Dunkelheit ruhenden Pampa del Sacramento. Ihre Grenznachbaren sind die blutdürstigen Campes oder Antes. Neben diesen leben die durch ihren diebischen verschmitzten und mordsüchtigen Charakter übel berüchtigten Pirras. Längs des Flusses Pachitea lebt der Stamm der Casibos, der furchtbarste Feind aller umliegenden Nationen, mit denen er beständig Krieg führt und kein Mittel scheut, sie zu vernichten. Allen Nachrichten zufolge sind sie, wie die Antes und Chunchos, noch Menschenfresser und machen ihre Kriegszüge, um Gefangene zum Essen zu erobern. Wenn nach der Regenzeit die Pirras und andere Stämme in die westlichen Wälder auf die Jagd ziehen, so fallen sie gewöhnlich in die Hände der Casibos, die mit der täuschendsten Aehnlichkeit die Stimmen der Waldthiere nachahmen, so den Jägern hinterlistig Fallen legen und sie dann als Schlachtopfer nach Hause schleppen. Werden sie selbst besiegt und müssen sie bei anderen Nationen als Sclaven dienen, so bleiben sie doch wegen ihrer Falschheit und ihres Blutdurstes höchst gefährlich, und der Herr ist nie sicher, gelegentlich von seinem Diener aufgefressen zu werden. Bei den Casibos herrscht noch die fürchterliche Sitte, daß sie Männer ihres eigenen Stammes todtschlagen und verzehren. Die nächsten Verwandten werden zu einem solchen Mahle eingeladen und ihnen die wohlschmeckendsten Theile, als Ohren, Nasen, Hände und Füße vorgesetzt. Die Weiber verschonen sie,

Digitized by Google

da sie in dem Fleisch derselben etwas Unreines sehen und dasselbe für giftig halten. — Von den zahlreichen Stämmen, welche die ausgedehnten Wälder zwischen Sarayacu und dem Marañon bewohnen, leben die wenigsten in freundschaftlicher Beziehung zu einander, sondern jeder Stamm ist mit seinen Nachbaren fast immer im Krieg, um Gefangene zu machen und diese entweder als Sclaven zu gebrauchen oder einzutauschen, oder sie aufzufressen.

Die Lebensweise aller dieser Indianer ist so ziemlich dieselbe. Krieg und Jagd im Sommer, Verfertigung von Waffen im Winter sind die Beschäftigungen der Männer. Die Weiber pflegen der Männer, bebauen das Feld, trocknen Vorräthe, fischen, indem sie narkotische Pflanzen zerstampfen und in den Fluß werfen, wodurch die Fische betäubt auf die Oberfläche kommen und leicht ergriffen werden, fangen Schildkröten, weben und kochen. Die Kleidung ist sehr einfach. Bei einigen Stämmen tragen die Männer ein ärmelloses Hemde, die Weiber einen vom Gürtel bis zu den Knieen reichenden Rock. Die baumwollenen Stoffe sind meistentheils weiß, blau oder roth gefärbt. Viele Stämme malen sich blos ein Kleid. Die Gewohnheit, die Ohren, die Nase und Unterlippe zu durchbohren ist sehr gebräuchlich. Pfeil und Bogen sind die Hauptwaffen auf der Jagd. Im Kriege bedient man sich außerdem noch der Keulen und einer Art hölzerner Schwerter. Bei vielen Indianern ist auch das Blasrohr, die Pocuna, eine sehr gewöhnliche Jagdwaffe. Es mißt 8 bis 10 Fuß und wird aus langem Rohr oder jungen ausgehöhlten Palmen gefertigt. Die dazu gehörigen kleinen Pfeile sind fast alle vergiftet, da sonst die Wunde zu unbedeutend sein würde, selbst um einen kleinen Vogel zu tödten. Das Pfeilgift pflegt unter geheimnißvollen Ceremonien gebraut zu werden. Die Hauptbestandtheile sind einige Giftpflanzen und Abkochungen aus den Blättern eines sehr scharfen Tabaks. Auch nimmt man dazu die schwarze sehr giftige Ameise, so wie die Zähne der furchtbaren bunten Rautenschlange (Lachesis picta). Die Wirkung des Pfeilgiftes ist sehr heftig und schnell. Menschen und größere Säugethiere sterben in höchstens vier bis fünf Minuten nach der Verwundung, kleinere Thiere und Vögel

Digitized by Google

schon in zwei Minuten. Das Blasrohr treibt diese verderblichen Pfeile mit ziemlicher Sicherheit in eine Entfernung von 32 bis 36 Schritt; die Spitze der Pfeile ist gewöhnlich eingeschnitten, damit sie in der Wunde leicht abbrechen.

Die Indianer aller Stämme wohnen nur selten in Dörfern, meistens in zerstreuten Waldhütten. Eine Regierungsform ist bei ihnen gänzlich unbekannt. Sprache, Sitten und Waffen vereinigen eine Anzahl zu einem Stamme, aber nicht zur Unterthänigkeit gegen irgend eine freiwillig erwählte oder aufgedrungene Obermacht. Bei Einigen sind indeß entweder die Aeltesten oder die Tapfersten die bald öffentlich, bald stillschweigend anerkannten Anführer. Nur bei einzelnen Stämmen achtet man das Alter, bei anderen werden die Greise todtgeschlagen. Bei ihren Festen fließen in ungeheurer Menge berauschende Getränke, die man aus einer Batate (Yucca) oder Palmenfrüchten bereitet. Wilde Tänze begleiten gewöhnlich die mit blutigem Gemetzel endenden Trinkgelage. Die Heirathen geschehen bei Einigen unter schmerzhaften Ceremonien für die Braut, bei Anderen unter Hunger- und Marterkuren für den Bräutigam. Bei mehreren Stämmen werden die Jungfrauen als Preise ausgesetzt und die jungen Männer müssen unter einander auf Leben und Tod für sie kämpfen. Die sonderbare Gewohnheit vieler brasilianischen Indianer, daß sich der Mann bei der Niederkunft seiner Frau in's Bett legt und sich ein paar Wochen verpflegen läßt, herrscht bei allen wenig kriegerischen Stämmen des westlichen Ucayali. Bei diesen und bei den Anwohnern des Flusses Santa Catalina wird die Geburt eines Kindes feierlich begangen. Die Aeltesten des Stammes versammeln sich und empfangen das Kind, das wiederholt angeblasen wird, um die bösen Geister und Krankheiten zu vertreiben. Dann erhält es den Namen eines Thieres, als Tapir, Hirsch, Eichhörnchen, Adler, Falk ꝛc. und die Zeugen graben mit einem Holzstift einige sinnbildliche Zeichen auf ein paar Blätter, die sorgsam aufbewahrt und beim Tode des Betreffenden neben ihn gelegt werden. Die Todten werden in den Hütten begraben, und die Angehörigen, nachdem sie ihren Schmerz durch Zerreißen der Kleider und dreimaliges Wehegeheul bezeugt haben, verlassen

Digitized by Google

die Stätte, um sich in einer entfernten Gegend wieder anzubauen. Alles Hausgeräth des Verstorbenen wird zerschlagen, aber seine Waffen und Ackergeräthe werden mit ihm beerdigt in der Ueberzeugung, er werde dieselben an seinem künftigen Wohnort brauchen. Hie und da herrscht die Sitte, daß der älteste Sohn seinem gestorbenen Vater ein Stück von der Ferse schneidet und als Heiligthum immer um seinen Hals trägt. Einigen dieser rohen Völkerschaften geht alle Ehrfurcht vor den Todten ab und sie werfen dieselben unbeerdigt zum Fraß der Raubthiere in den Wald. Alle stimmen jedoch in dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode überein. Sie schaffen ihren Verstorbenen neue Körper. Bald meinen sie, daß sie schöne vollkommene, an einem schöneren Ort lebende Menschen werden; bald aber hüllen sie dieselben in Thiergestalten ein, indem Jeder in ein seinem Charakter entsprechendes Thier verwandelt wird, also etwa der Blutgierige in einen Tiger, der Mürrische in einen Bär, der Neidische in einen Affen. Alle Indianer glauben auch an das Dasein höherer Wesen, welche sie in gute und böse theilen. Die ersteren verehren sie aus Dankbarkeit, die letzteren aus Furcht. Gewisse Sternbilder sind ihnen freundliche Erscheinungen; andere betrachten sie mit geheimem Grauen. Die Sonne wird von Allen freudig verehrt, den blassen Mond betrachten sie hingegen mit scheuer Verehrung. Donner, Blitz und schädliche Winde schreiben sie dem Einfluß böser Geister zu. Aber nicht blos bei den Naturerscheinungen, sondern auch bei allen Thieren, Pflanzen und Steinen sehen sie das Walten gutartiger oder feindseliger Mächte, unter deren Einflusse auch jeder Gedanke, jedes Wort und jede Handlung des Menschen steht, so daß eine Freiheit des Willens nicht möglich ist. Keine von allen diesen Völkerschaften scheint noch zu der Vorstellung gelangt zu sein, daß ein Wille die ganze Natur nach unabänderlichen Gesetzen regiert; der Glaube an einen Gott liegt ihnen fern. — Am Ucayali, an der Grenze dieser Stämme, findet sich die einzige christliche Mission, Sarayacu, die Peru gegenwärtig noch besitzt. Sie wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts gegründet und hat sich allein in allen schweren Stürmen der wild bewegten Zeiten erhalten, während alle übrigen Missionen untergingen.

Digitized by Google

Sie hatte aber auch das seltene Glück, immer von trefflichen Männern geleitet zu werden, die als ächte Priester von Gottes Wort die Religion in Liebe und Sanftmuth predigten und durch ihr Beispiel unterstützten. Als treue Väter ihrer Schüler erschienen sie durch ihr reines Leben und ihre aufopfernde Hingebung den rohen Indianern als Wesen höherer Art, und so wurde es möglich, daß diese Kirche, welcher seit langen Jahren der ehrwürdige Franziskaner Manuel Plaza, ein fast hundertjähriger Greis, vorsteht, sich erhielt, während ringsumher feindliche Nationen auf der tiefsten Stufe der Menschheit wüthen. Manuel Plaza ist der einzige von 59 gleichzeitig mit ihm an den Ucayali gesandten Glaubensboten, welcher der mörderischen Hand der Indianer entging und mit segensreichem Erfolg seine Aufgabe erfüllen konnte.

Sechstes Kapitel*).

Nachdem ich wieder in Lima angekommen war, richtete ich meine Augen auf die Republik Ecuador (Aequator) oder Quito und schiffte mich zu dem Ende in Begleitung eines hohen Beamten zu Callao nach Guayaquil ein.

Es war spät abends, als wir der Stadt Guayaquil gegenüber vor Anker gingen, und hier bot sich uns ein äußerst glänzendes Schauspiel dar. Die lange Häuserreihe an der Flußseite zeigte eine doppelte Reihe von Lichtern, indem sowohl die Buden im Erdgeschoß, als die Wohnzimmer im ersten Stockwerk erleuchtet waren. Dahinter erhoben sich die Häuser der alten Stadt, eins über das andere, während die vielen vor Anker liegenden oder den Fluß hinabgleitenden Flöße, die Feuer am Bord angezündet hatten, einen nicht minder schönen Anblick gewährten. — Guayaquil ist der Hafen von Quito und zählt etwa

*) Das Folgende entnehmen wir aus der erwähnten älteren, im Juni 1808 unternommenen Reise des Amerikaners Stevenson.

Digitized by Google

24,000 Einwohner. Die Stadt wird durch den gleichnamigen Fluß getheilt, über welchen eine 1600 Fuß lange Brücke führt. Die Neustadt dehnt sich eine halbe Stunde weit am Ufer auf einer Ebene aus und stößt mit ihrem nördlichen Ende an die theilweis auf einem Hügel erbaute Altstadt. Die oberen Stockwerke der Häuser haben lange Balcons, die mit segeltuchenen Vorhängen versehen sind, um die brennenden Sonnenstrahlen abzuhalten. Ausgezeichnete Gebäude giebt es nicht; aber die Wohnungen sind in der Regel geräumig, bequem und von nettem Ansehn. Da sie sämmtlich aus Holz erbaut sind, so haben hier schon oft sehr verderbliche Feuersbrünste gewüthet. Die Kirchen sind ebenfalls aus Holz und haben ein einfaches Ziegeldach. An hohen Festtagen ist es Sitte, daß Leute mit Trommeln und Trompeten auf die Glockenthürme gehen und allerhand Märsche und Tänze in Begleitung des Geläutes der Glocken aufspielen, die nach chinesischer Weise mit Hämmern oder Steinen geschlagen werden. In den Straßen der Stadt zeugt Alles von rührigem Leben. Der Fleischmarkt ist nur mittelmäßig ausgestattet, desto reichlicher der Obstmarkt. Ungeheuer große Wasser- und andere Melonen, Orangen, Limonien, Citronen, Tamarinden, Kokosnüsse giebt es im Ueberfluß. Statt des Brotes werden als Hauptnahrung für die niederen Volksklassen und die Schiffer außerordentlich große Haufen der Paradiesfeigen, Früchte des Pisang, verkauft. Große Kanots und Flöße mit einer Ladung von 5 bis 600 Bündel dieser Feigen kommen tagtäglich zur Stadt. Man füttert damit auch das Federvieh und die Schweine. Als Ausfuhrartikel ist das bedeutendste Erzeugniß dieses Theils von Südamerika der Cacao. Behufs Anlegung einer Pflanzung werden die Cacao-Bohnen frisch aus den reifen Schoten genommen, in 14 bis 15 Fuß von einander entfernten Reihen eingesenkt und mit Pisangblättern überdeckt, um den Bohnen die Feuchtigkeit zu erhalten und die zarten Sprößlinge vor zerstörenden Regengüssen zu schützen. Auch pflegt man zwischen die Reihen noch andere junge Pflanzen einzustecken, um den Cacao-Gewächsen den nöthigen Schatten zu geben. Die Blüthe des Cacao ist weiß. Die etwa drei Zoll lange Fruchtkapsel gleicht der Melone. Sie hat eine gelbe Farbe und enthält in fünf

Digitized by Google

Reihen 20 bis 40 Bohnen, die sich in einem klebrigen weißlichen angenehm säuerlichen Mark befinden. Ein anderer Handelsartikel ist Bauholz, welches viel nach Peru ausgeführt wird. Aus der gemeinen Baum-Aloe (Agave americana) spinnt man einen feinen Zwirn, Pita genannt, und die Indianer des Bezirkes Jipijapa, nordwestlich von Guayaquil, verfertigen viele tausend weiße feine Strohhüte, von denen das Stück zuweilen 20 bis 25 Thaler kostet.

Dem Fremden wird der Aufenthalt in Guayaquil durch die lästigen Insekten und höchst giftigen Gewürme sehr verleidet. Während der Regenzeit erscheinen die Mosquitos in so großen Schwärmen, daß man sich vor ihnen gar nicht zu retten vermag, und die Häuser wimmeln von einer so ungeheuren Menge Ameisen, daß es fast unmöglich ist, die Lebensmittel, besonders das Eingemachte, vor ihnen zu verwahren. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man beim Abheben des Deckels einer Pastete oder beim Aufmachen einer Büchse oder Schüssel mit Eingemachtem, den Inhalt bereits verzehrt und die Gefäße mit diesen kleinen Räubern angefüllt findet. Ich sah häufig ein kaltes Huhn auftragen, und beim Zerlegen kamen Ameisen haufenweis daraus hervor und liefen über den Tisch. Selbst die Betten werden von ihnen heimgesucht. — Die ganze Provinz Guayaquil hat viele Schlangen, und die Bewohner werden häufig von ihnen gebissen. Die Blätter einer Kriechpflanze, Huaco, dienen als wirksamstes Heilmittel gegen einen solchen giftigen Biß. Man zerstößt diese Blätter zu einem Brei und formt daraus kleine Kuchen von der Größe eines halben Kronenthalers. Sobald man nun gebissen ist, steckt man einen Kuchen in den Mund und kaut ihn so lange, bis der bittere Geschmack desselben sich verloren hat. Darauf muß man sich baden und stark schwitzen. Ich selbst wurde einst in der Hand von einer Korallenschlange gebissen, deren Biß für tödlich gilt. Ich fühlte in der Wunde ein heftiges Brennen, das sich allmählich über den ganzen verletzten Theil ausbreitete und von einer ganz eigenthümlichen Empfindung begleitet war, gleichsam als hielte ich ein schweres Gewicht in der Hand. Ein Eingeborener gab mir sogleich einen Huaco-Kuchen, den ich kauen mußte, während er meine Hand

Digitized by Google

zusammenpreßte. Nach etwa fünf Minuten verschwand der bittere Geschmack und milderte sich der Schmerz. Darauf badete ich mich in dem Flusse, legte mich zu Bette, hüllte mich in einen Poncho und kam in starken Schweiß. Der Schmerz in der Hand war sehr vermindert, doch fühlte ich überhaupt eine allgemeine Dumpfheit und große Schwäche, begleitet von Erbrechen. Ich trank ein Glas Mandelmilch und schlief etwa eine Stunde. Beim Erwachen hatte ich Fieber und eine harte trockene Zunge. Vier Tage lang fühlte ich mich sehr krank. Am vierten Tage begann die Wunde zu eitern und hiemit zugleich meine allmählige Genesung. Ein hier lebender Vogel, der bald Quiriquinqui, bald Huaco genannt wird, führt einen beständigen Vertilgungskrieg gegen die Schlangen und übrigen giftigen Gewürme. Er gehört zum Geiergeschlecht, hat die Größe eines Huhnes und eine hellbraune, mit blaßgelben Flecken gesprenkelte Farbe. Er greift die Schlange an, indem er sich dabei des Flügelschlags seiner Fittige als eines Schildes bedient. Ist die nach ihm schnappende Schlange etwas erschöpft, so beißt er sie in der Nähe des Kopfes, fliegt dann augenblicklich in die Höhe und wiederholt den Biß so oft, bis er die Feindin getödtet hat. Die Eingeborenen bemerkten, daß der Vogel nach einem solchen Kampfe von dem Huaco-Kraut fraß, woraus sie schlossen, daß es ein Gegengift sei, was denn auch die Erfahrung bestätigte. — Der Fluß Guayaquil und seine kleinen Buchten wimmeln von Alligatoren, die am Ufer sich sonnend wie Holzscheite umherliegen. Man fängt sie auf doppelte Weise. Ein Mann nimmt nämlich in die rechte Hand einen etwa zwei Fuß langen Knittel, Tolete genannt, an dessen Ende zwei Kugeln mit eisernen Harpunen, in dessen Mitte aber ein Riemen angebracht ist. An diesen Riemen faßt der Mann den Tolete, taucht in's Wasser und hält ihn wagrecht über der Wasserfläche, indem er zugleich mit derselben Hand ein todtes Huhn emporhält und mit der andern schwimmt. Er legt sich nun in gerader Richtung einem Alligator gegenüber, der sogleich auf das Huhn losschießt. In demselben Moment, wo er, um dasselbe zu verschlingen, die Kinnladen öffnet, wird ihm der Tolete dergestalt in den Rachen gestoßen, daß die zuschnappenden Kinnladen sich

Digitized by Google

in den Harpunen verfangen, worauf das Thier mittelst eines am Tolete befestigten Strickes an's Ufer gezogen wird. Schaudererregend ist der Anblick desselben mit dem weitgeöffneten Rachen und dem blaßrothen Schlunde, mit den scharfen Zähnen und den fast aus dem Kopf hervorgetretenen Augen, mit dem undurchdringlichen Schuppenpanzer, den ungeheuren Pfoten, dem mächtigen Schwanz. Die Eingeborenen umringen das gefangene Thier und reizen es wie einen Stier durch vorgehaltene rothe Gegenstände, auf welches es losrennt, so weit es der Strick gestattet. Ist man dieses grausamen Spieles müde, so tödtet man den Alligator durch einen Lanzenstich. Die zweite Fangart besteht darin, daß ein Mann in die eine Hand ein Huhn, in die andere ein scharfes Messer nimmt und dem Alligator in dem Augenblick, wo er auf das Huhn losfährt, einen tödtlichen Stich in den Bauch versetzt. Aus den Zähnen dieses Thieres verfertigt man kleine Büchsen zur Aufbewahrung von Taschenfeuerzeugen, weiß wie Elfenbein und zum Theil äußerst geschmackvoll mit Gold und Silber ausgelegt. — Sehr merkwürdig sind die haselnußgroßen Schalthierchen, welche sich an den Felsen in der Nähe von Santa Elena finden. Sie gleichen an Gestalt einer Schnecke und liefern die herrlichste Purpurfarbe. Man sticht das Thierchen zu dem Ende mit einer Nadel oder einem Cactusdorn an und preßt den milchartigen Saft aus, in den ein Stück der zu färbenden Baumwolle oder des Zwirns getaucht wird. Die Farbe ist anfangs blaßgelb, wird dann grün und nach wenigen Stunden geht sie in einen Purpur über, der durch kein Waschen oder durch die Einwirkung der Luft vergeht und verbleicht.

Am 18. Juli verließ ich mit meinen Gefährten Guayaquil, um die Reise nach Quito (Kito) fortzusetzen. Der Weg war zum Theil sehr schlecht. Ueber Nacht blieben wir in einer Meierei und erreichten am folgenden Tag das Dorf Chimbo. Es liegt in einer tiefen Bergschlucht, und man hat eine schöne Ansicht der Cordillera, deren Berge sich nach einander emporthürmen, bis ihre Häupter in den Wolken verschwinden. Von hier aus hatten wir einen traurigen Weg, nämlich die Bergstraße. Wir begannen des Morgens um neun Uhr zu steigen,

Digitized by Google

und fanden fast bei jedem Schritte größere Hindernisse und neue Gefahren, indem wir bald über einen schmalen Bergrücken zwischen furchtbar gähnenden Abgründen dahin ziehen mußten, bald über eine steile Felswand und bald wieder durch enge Schluchten oder wellenartige Vertiefungen, welche durch die strömenden Regen und die Maulthierfährten gebildet waren. Nachmittags zwei Uhr gelangten wir an den Ausgang der Bergstraße und nach Huaranda, einer zwar großen, aber armen Stadt, indem der Reichthum der Bewohner allein in ihren Maulthieren und ihr Hauptnahrungszweig in dem Fortschaffen der Waaren zwischen Quito und Guayaquil besteht. Das Klima ist außerordentlich kalt, theils wegen der hohen Lage über der Meeresfläche überhaupt, theils wegen der Nähe des Chimborasso, der von dieser Stadt aus die Gestalt einer ungeheuren weißen Wolke hat, die am blauen Himmel steht. In den Thälern dieser Gegend werden viele Maulthiere gezogen und Gerste, Mais und Kartoffeln werden in hinreichender Menge gebaut. In den tiefen Bergschluchten gewinnt man auch etwas Zuckerrohr. Bei einem Dorfe befindet sich eine Salzquelle von so starkem Gehalt, daß sie die von ihr bespülten Steine mit dicken Krusten überzieht. Die Indianer lassen das Wasser in Trögen verdunsten, worauf sich das Salz an den Wänden krystallisirt und, in Körben verpackt, nach Quito oder Peru versandt wird.

Von Huaranda aus setzten wir unsere Reise fort, und zwar am Fuße des Chimborasso entlang. Die Atmosphäre war äußerst rein und durchsichtig, der Anblick des majestätischen Bergriesen schön. Wir hatten ihn schon an der Mündung des Guayaquil in einer Entfernung von vierzig Stunden gesehen. Damals erstickte uns fast die Gluthhitze, jetzt kamen wir vor Frost beinahe um. Die Zone der Palmen und des Pisang war in wenig Tagen mit einer Gegend vertauscht worden, wo das Pflanzenreich auf der niedrigen Stufe armseliger Zwergmoose stand. Wir übernachteten in einem Tambo (Wirthshaus) auf der Ebene, am Fuße des Chimborasso. Die Wände der Gemächer hat man zum Schutz gegen die Kälte mit trockenem langen Grase gefüttert. Zufällig fing dies Gras in einem der Gemächer früh morgens um zwei Uhr Feuer. Wir stürzten so-

Digitized by Google

gleich in's Freie und warteten den Tagesanbruch auf unseren Matratzen sitzend und in unsere Ponchos gehüllt ab, indem wir uns bei dem schneidend kalten Winde der Flamme des niederbrennenden Hauses so viel als möglich näherten. — Unser Weg wand sich nun weiter um den Fuß des Chimborasso herum durch das Thal von San Juan, und Nachmittags kamen wir in Riobamba an. Die alte Stadt enthielt gegen 20,000 Einwohner, wurde aber 1797 durch ein (bereits erwähntes) Erdbeben so zerstört, daß fast sämmtliche Einwohner unter den Trümmern begraben wurden. Die neue Stadt ist auf einer sandigen Ebene erbaut und das milde Klima ist zur Erzeugung aller europäischen Früchte wohl geeignet. Die nächste Tagereise brachte uns nach der Stadt Ambato, gut gebaut und sehr reizend am Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen. Sie ward 1797 ebenfalls zerstört und schon früher einmal (1698) durch einen Ausbruch des Vulkans Cotopaxi, der von einem Ausbruch des Carguairaso begleitet wurde. Beide warfen eine ungeheure Menge einer heißen schlammigen Masse aus und füllten damit mehrere Thäler an. Weizen, Mais, Gerste und andere Getreidearten gedeihen hier auf's trefflichste. Aprikosen, Pflaumen, Aepfel, Birnen und Erdbeeren wachsen in reichster Fülle. Letztere bekleiden ganze Ebenen. Will man sich in den Früchten etwas zu Gute thun, so zahlt man dem Eigenthümer des Bodens etwa zwei Groschen nach unserem Gelde und kann sich dafür den ganzen Tag in dem rothen Erdbeerfelde ergehen und essen, so viel man will. — Fünf Stunden von Ambato entfernt liegt die kleine Stadt Tacunga nahe bei dem Cotopaxi. Sie hat mehrmals von Erderschütterungen sehr stark gelitten. Im Jahr 1689 blieben bei einem Erdstoße von neun Kirchen nur eine und von 700 Häusern nur vier stehen. Bei einem Erdbeben im Jahr 1743 befand sich ein Pater gerade in der Kirche, als das Dach einstürzte, und er blieb unter den Ruinen bis zum dritten Tage, wo er unbeschädigt hervorgezogen wurde. Allein seine Geisteskräfte waren so zerrüttet, daß er seinen eigenen Namen vergessen hatte, seine Freunde nicht wieder kannte, in seinem Gebetbuch nicht mehr lesen konnte und überhaupt ganz kindisch geworden war. Auch nachher konnte er

Digitized by Google

sich seiner früheren Kenntnisse nicht wieder bewußt werden, und Alles, was vor dem Erdbeben vorgefallen, war aus seinem Gedächtniß gänzlich verwischt. — Am nördlichen Ende der Ebene, in welcher Tacunga liegt, befinden sich die Ruinen von Callo. Dies Bauwerk, welches ein Palast der Inkas gewesen sein soll, ward aus Porphyr aufgeführt. Die Steine waren in lange viereckige Stücke gehauen und so genau zusammengefügt, daß man die Spitze eines Federmessers nicht dazwischen hindurch bringen kann. Als Kitt scheint eine Art Erdpech gedient zu haben. — Noch eine gute Tagereise weiter und wir zogen in Quito ein.

Quito wurde 1534 gegründet und bald nachher von Kaiser Karl V. zur Stadt erhoben. Sie liegt in einer Bergschlucht auf der Ostseite des Pichincha und auf der Westseite einer Hügelreihe. Sie ist die Hauptstadt der Republik Aequator und zählt etwa 55,000 Einwohner. Die breiten und graden Straßen durchschneiden sich rechtwinklig, und in der Mitte befindet sich die Plaza major (der große Platz), deren ganze Westseite der etwas finster aussehende Palast der Republik einnimmt. Er ist so kolossal, daß er die Wohnung des Präsidenten, die Ministerien, die Gerichtshallen, die Schatzkammer und das Staatsgefängniß in sich faßt. Ihm gegenüber steht das Rathhaus mit einer prachtvollen Giebelseite. Die Nordseite nimmt der große Palast des Bischofs ein, und ihm gegenüber steht die im Vergleich zu den übrigen Gebäuden sehr unscheinbare Kathedrale. Das Innere derselben ist mit einigen hübschen Gemälden von geborenen Quitoern geschmückt. In der Mitte des Platzes prangt ein schöner Springbrunnen aus Bronze. Unter den Klostergebäuden verdient das ehemalige Jesuitencollegium genannt zu werden. Die Fronte der Kirche ist aus Porphyr und von der ausgesuchtesten Arbeit. Die sechs korinthischen, mit trefflicher Steinarbeit verzierten Pfeiler auf jeder Seite der Mittelpforte sind aus einem einzigen Blocke von weißem Quaderstein gehauen. In einer Reihe von Nischen sind Bildsäulen angebracht, unter denen besonders die des Petrus und Paulus durch kunstreiche Ausführung eine hohe Meisterschaft des Urhebers bezeugen. Das Innere ist nach dem Vorbilde der Je-

Digitized by Google

suskirche in Rom gebaut und hat ein feierliches Ansehn. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens verlor die Kirche ihre bedeutendsten Kostbarkeiten. Dazu gehörte ein Hostienhäuschen, welches sich gegenwärtig in der königlichen Kapelle des Escorial bei Madrid befindet und dessen eine Seite aus Diamanten, in feinem Silber gefaßt, die andere aus Smaragden, in Gold gefaßt, bestand. Obgleich das Ganze nur zwei Fuß acht Zoll hoch war, so wurde der Werth davon doch auf mehr als eine Million Thaler angeschlagen. Die ehemalige Bibliothek der Jesuiten enthält 20,000 Bände, darunter viele alte sehr schätzbare Werke. Von dem Umfang dieses ganzen prachtvollen Gebäudes kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß ein Theil davon sammt der Kirche der Geistlichkeit, ein anderer Theil der Universität, ein dritter Theil der Garnison als Kaserne eingeräumt wurde. Die Universität hat sich von jeher eines großen Rufes erfreut.*) Früher gab es deren sogar zwei; die eine stand unter der Leitung der Jesuiten, die andere unter der Leitung der Dominikaner. Nach der Vertreibung der ersteren wurden beide Universitäten vereinigt. Eines der größten Klöster auf Erden ist das Franziskanerkloster am Fuße des Pichincha. Die Kirche besitzt zwei Orgeln, die eine das Werk eines Italieners, die andere von einem Indianer gefertigt. Eine Bildsäule der heiligen Jungfrau von höchster Anmuth rührt ebenfalls von einem Indianer her. — Die meistens aus Steinen oder Backsteinen erbauten und mit Ziegeln gedeckten Häuser der Vornehmeren haben in der Regel ein oberes Stockwerk, die der ärmeren Volksklassen aber nur ein Erdgeschoß.

Die Bevölkerung von Quito zeigt ähnliche Mischungsverhältnisse, wie Lima. Die Weißen sind im geselligen Verkehr redlich, offen und höflich, in ihrem Hause ausnehmend gastfrei und zuvorkommend gegen Fremde. Mit der Weichheit und Schmiegsamkeit ihres Charakters verbindet sich Unbeständigkeit. Einer aus ihrer Mitte sprach sich darüber einmal folgender-

*) Die neueren Wirren haben indeß sicher auch hier auf den Flor der Wissenschaften verderblich eingewirkt.

Digitized by Google

maßen aus: „Wenn wir am Morgen eine Trauerprozession haben, so erscheinen wir Alle im bußfertigsten Zustande und mit den andächtigsten Mienen. Haben wir des Nachmittags einen Hahnenkampf, so fehlt Keiner dabei. Gegen Abend hören wir vielleicht die Predigt eines Geistlichen und bringen darauf den Rest der Nacht mit Tanz oder Kartenspiel zu.“ Die Mestizen haben mit den Weißen manche Tugenden gemein, übertreffen sie aber in ihren Lastern. Sie sind ebenfalls höchst unbeständig und vergnügungssüchtig, dabei ausnehmend talentvoll. Einige spielen die Rolle der Haushofmeister auf den Landgütern, Andere zeichnen sich in der Malerei und Bildhauerkunst aus oder betreiben mechanische Künste als Steinschneider, Juweliere und Goldschmiede. Die Indianer sind von verhältnißmäßig kleinem Körperbau, aber sehr muskulös und kräftig. Sie dienen besonders als Lastträger, und als Dienstboten beweisen sie ihrer Herrschaft eine oft rührende Anhänglichkeit. Die Tracht der Spanier und Kreolen ist die des europäischen Mutterlandes. Die Damen sind besonders auf Juwelenschmuck erpicht. Außerdem gehört zum Putz eine große Menge Bänder, Fransen, Spitzen und Spangen. Das Haar hängt in langen Locken über den Rücken herab, über die Schultern ein kleiner Shawl; ein Netz bedeckt den Kopf. Man schätzt einen kleinen weißen Fuß und rothe Fersen. Die Liebe zum Tanz und Musik geht über Alles. — Quito ist berühmt wegen des köstlichen Eises, wegen schöner eingemachter Früchte, kühlender Getränke und feiner Zuckersachen, welche einem jeden Gastmahl die Krone aufsetzen müssen. Ueberhaupt suchen die Einwohner in der Kunst, die Speisen mannigfaltig zuzubereiten, ihren Meister. So bereitet man 46 verschiedene Arten von Kuchen und Gerichten lediglich aus Mais und 32 dergleichen aus Kartoffeln. Man verzehrt hier eine unglaubliche Menge von Käse, und pflegt denselben nicht nur mit Brot und zwar meistens geröstet, sondern auch mit Kartoffeln, Gurken, Mais und vielen anderen Speisen zu genießen. Der Markt wird mit allen Bedürfnissen überflüssig versorgt, sofern die Thäler der Umgegend die verschiedensten Klimate in sich vereinigen, so daß man gleichsam bei jedem Schritt in ein anderes kommt und daß mitten unter den tropischen Gewächsen fast alle

Digitized by Google

europäischen Obst- und Gemüsearten wachsen. Die meisten Thäler sind bebaut und die mannigfaltige Fruchtbarkeit einiger übersteigt fast allen Glauben. Der Europäer geräth in Erstaunen, wenn er daselbst den Pflug und die Sense, den Säemann und den Drescher zu derselben Zeit in Thätigkeit, hier eine Blume vor Alter welken, dort ihre Schwester die Knospe in jugendlicher Pracht entfalten, auf dem einen Baume die reifen Früchte zum Genusse winken, den andern aber in seiner Blüthe prangen sieht. In der That kann es kaum etwas Schöneres geben, als wenn man von einer Anhöhe herab die verschiedenen Abstufungen des Pflanzenreiches im bunten Farbenspiel auf einem kleinen Raum zusammen erblickt.

Das Klima von Quito ist überaus angenehm und die Witterung außerordentlich beständig. Vom December bis zum März regnet es in der Regel jeden Nachmittag von halb ein bis fünf Uhr. Ein trüber Morgen gehört zu den Seltenheiten und selbst während der Regenzeit sind die Morgen und Abende höchst anmuthig. Die stets milde Luft bewirkt, daß der Wachsthum der Pflanzen niemals aufhört. Daher wird diese Stadt das immergrüne Quito genannt und man sagt von ihr, daß sie im Schooße des ewigen Frühlings liege. In der That sind die einheimischen Bäume sämmtlich immergrün, und die Felder an den Bergabhängen verlieren diese Farbe niemals.

Quito's Umgebung ist mit einem Worte: prachtvoll. Von der Terrasse des Regierungspalastes hat man eine der schönsten Aussichten von der Welt. Man erblickt hier nicht weniger als eilf mit ewigem Schnee bedeckte Riesenberge, deren Fuß scheinbar auf den die Stadt umgebenden grünenden Hügeln ruht, während ihre glänzenden eisbehelmten Häupter hoch in das Indigoblau des Firmamentes hineinragen und die Wolken entweder ihre Hüften umgürten oder zu ihren Füßen lagern. Die höchsten unter diesen Bergen sind der Cayambe, Imbaburu, Iliniza, Antisana, Chimborasso und der häufig in Rauch und Flammen stehende ewig grollende Vulkan Cotopaxi. Der Cayambe (18,420 Fuß) ragt über den Marktplatz von Quito mehr als 9000 Fuß empor. Er gewährt mit seinem domförmigen Gipfel, den der Aequator durchschneidet, einen imposanten Anblick. Oben ist ein

Digitized by Google

erloschener Krater. Dasselbe gilt von dem Gipfel des Antisana (17,952 Fuß). An seiner Seite liegt das gleichnamige Dorf in der Höhe von 13,500 Fuß über dem Meere. Man hält dasselbe für den höchsten bewohnten Punkt der Erde. Der schönste Berg der ganzen Reihe ist von Quito aus gesehen der Cotopaxi (17,700 Fuß). Er hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels und einen flachen Gipfel, dessen Krater in beständiger Thätigkeit ist. Des Morgens und des Abends sieht er zuweilen wie ein kolossaler Leuchtthurm aus, und das Licht seiner Flamme wird dann von dem ihn bedeckenden Eise zurückgespiegelt. Oft schon hat er die ganze Provinz mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Im Jahre 1738 stieg seine Flamme noch 3000 Fuß über den Gipfel in die Höhe. Im Jahre 1743 wurde sein Getöse bis auf eine Entfernung von 200 Stunden vernommen. In demselben Jahr fand ein zweiter Ausbruch statt. Vorher hörte man ein unterirdisches Getöse, welches fünf bis sechs Tage hindurch immer stärker wurde. Darauf erfolgte ein Feuerspeien aus dem Gipfel und noch drei andern neugebildeten Kratern an der Seite. Der ganze Berg war bis dahin mit Schnee bedeckt; dieser ward aber durch die Ströme glühender Lava und durch die in die Luft geschleuderten feurigen Massen zum Schmelzen gebracht. Das Wasser des geschmolzenen Schnees überschwemmte die Gegend zwischen dem Cotopaxi und Tacunga fünf Stunden weit und brachte Untergang über Häuser, Menschen und Vieh; auch ein Theil der Stadt Tacunga wurde zerstört. Diese grauenvolle Verwüstung dauerte drei Tage lang, und die Gegend am Fuße des Vulkans ward drei Stunden im Umkreis mit glühenden Kohlen und Schlacken bedeckt. Im Mai des folgenden Jahres fing der Berg wiederum an zu brennen und das dauerte bis zum November fort, bis eine Entladung erfolgte. Diesmal wurden ungeheure Massen Asche ausgeworfen, die mit Schlamm und Wasser vermischt, den Lauf des Flusses Pastaza über hundert Stunden weit trübten. Im April des Jahres 1768 öffnete der Berg seinen Schlund auf's neue, schleuderte jedoch diesmal nur Asche heraus, aber in solcher Menge, daß die Sonne dadurch ganz verfinstert wurde und die Einwohner der benachbarten Städte und

Digitized by Google

Dörfer sich genöthigt sahen, von Nachmittags halb zwei Uhr bis zum folgenden Morgen Lichter zu brennen und auf den Straßen Laternen anzuzünden. Im Januar 1803 kam es zu einem abermaligen Ausbruch, nachdem Flammen, Rauch und Dämpfe seit zwanzig Jahren nicht aufgehört hatten, sichtbar zu werden. Die Thätigkeit des unterirdischen Feuers wurde so mächtig, daß die ganze Masse von Schnee und Eis, die den Berg bedeckte, in einer einzigen Nacht schmolz und der Kegel bei Sonnenaufgang ganz dunkelbraun aussah. Das furchtbare Tosen des Vulkans hörte man in den 52 Stunden entfernten Guayaquil gleich wiederholten donnernden Entladungen grober Geschütze. Ein anderer thätiger Vulkan ist der Pichincha, (Pitschintscha, 14,946 Fuß), an dessen östlichem Fuße Quito liegt. Seine heftigsten Ausbrüche fanden in den Jahren 1535, 1575, 1660 und 1690 statt. Bei dem letztgenannten ward die Stadt zwölf Tage hinter einander von einem feinen, die Luft verfinsternden Aschenregen eingehüllt, so daß die Asche zwei Fuß hoch die Straßen bedeckte. Der Berg El Altar war einst noch höher als der Chimborasso. Sein inneres Feuer verzehrte jedoch die Wände seines Kraters, die nach siebenjähriger ununterbrochener Thätigkeit in sich zusammenstürzten. Dasselbe geschah im Jahre 1698 bei dem Carguairaso, dessen Trümmer sich über acht deutsche Quadratmeilen ausbreiteten.

Der berühmteste Riese der Anden, der vor der Entdeckung des Dhawala Giri (26,340 par. Fuß hoch) auf den Himalaya-Gebirge für den höchsten Berg der Erde galt, ist der Chimborasso. Vom Meere aus bemerkt man seine bedeutende Höhe; je näher man aber seinem Fuße kommt, desto mehr verschwindet sie. Ueber die benachbarte Ebene von Tapia erhebt er sich 9 bis 10,000 Fuß. Die Gestalt des Chimborasso bildet einen abgestumpften Kegel mit einem kuppelförmigen Gipfel. Unterhalb des Schnees sind seine Seiten mit einer verkalkten Masse bedeckt, die weißem Sande gleicht. Das Hervorkommen einiger Ströme heißen Wassers auf der Nordseite scheint es außer Zweifel zu setzen, daß er vulkanischer Natur ist. Darauf weis't auch die Wölbung seines Gipfels, als Product elastischer Dämpfe, hin. An der Grenze des ewigen

Digitized by Google

Schnees ist der Berg noch drei Viertel deutsche Meilen dick. Der blendende Schnee der oberen Theile, die große Durchsichtigkeit der Atmosphäre mit der tiefblauen Wölbung und die Dicke des Kolosses verringern scheinbar seine Höhe (20,100 Fuß). Auf der Ebene von Tapia sahen wir den Gummi liefernden Mastixbaum Schinus molle, so wie die Opuntia und Agave. Einige Llamas weideten auf dem grünen Teppich, und Indianer aus dem benachbarten Dorfe Lican, der vormaligen Residenz der Inkas von Quito, zogen vorüber. Humboldt sagt von der anmuthigen Ebene: „Hat man einige Monate in dieser Ebene gelebt, so vergißt man es nach und nach völlig, daß Alles, was Einen umgiebt, die Dörfer mit der Geschäftigkeit eines Gebirgsvolkes, die mit Llamas und europäischen Schafen bedeckten Weiden, die mit schönen lebendigen Gehegen eingefaßten Obstgärten, die sorgfältig bearbeiteten Felder, welche eine reiche Ernte versprechen, gleichsam wie schwebende Gärten 10,000 Fuß über der Meeresfläche liegen." —

Siebentes Kapitel.*)

Die Vorbereitungen zu der Heimreise auf dem Marañon (njon) kosteten bedeutende Mühe und Zeit. Durch die naturgeschichtlichen Sammlungen hatte sich das Gepäck so vermehrt, daß keine Kanoa hinreichend groß genug war, um es ungetrennt verladen zu können, und da es weiter am Strome hinab immer schwieriger wird, Fahrzeuge zu erhalten, so unternahm ich die Erbauung eines großen Flosses. Wir ruderten zu dem Ende den Huallaga (Ghualjaga) hinauf und fällten an seinem Ufer genug alte Stämme der korkartig leichten Ochroma. Diese wurden neben einander geordnet, quer über sie hin sechs harte Balken mit unzerreißlichen Schlingpflanzen befestigt und auf der ganzen Länge Stücke sehr harten Holzes, sich kreuzend und in Böcke verbunden, eingeschlagen. Auf ihnen ruhete, hoch

*) Die folgende Fahrt auf dem Amazonenstrom, dessen oberer Theil den Namen Marañon führt, nach Pöppig in den Jahren 1831 und 1832.

Digitized by Google

genug, um dem gewöhnlichen Wellenschlage unerreichbar zu sein, eine Plattform aus Rohr, überwölbt mit einem doppelten Dache aus den Blättern der Tafelbanane (Heliconia): ein hinreichender Raum für die Ladung, so wie für die getrennten Schlafplätze des Eigners und seiner Begleiter. Der vollendete nicht unzierliche Bau erregte durch seine Größe und Festigkeit die Bewunderung der Indianer. Obschon nicht lenkbar und langsam, so war das Floß doch der Gefahr des Umschlagens nicht ausgesetzt und ungleich bequemer als die kleinen und engen Kähne, in denen die Eingeborenen weite Reisen machen. Ausgerüstet mit Mundvorräthen, als gelte es, eine Seereise anzutreten, von vier Indianern als Ruderern und einem Halbweißen von Moyobamba als Diener begleitet, trat ich meine Fahrt auf dem Huallaga an. Wir hatten die Freude, zu sehen, daß unsere Balsa (Floß) vom Ufer gelöst und vom Strom ergriffen, im besten Gleichgewicht und dem Steuer gehorsamer, als zu erwarten war, dahinglitt. Unter den Flintenschüssen einiger Weißen, dem weithallenden Glücksruf und dem rauhen Holztrompeten-Ton der versammelten Indianer verließen wir unsern bisherigen Standort.

An der Mündung des Huallaga hatte der angeschwollene Marañon die Gewässer des Seitenstroms zurückgedrängt, und wir fanden daselbst eine solche Menge umhersegelnder Baumstämme, daß wir die Nacht in einem Seitenarm verbrachten, mehrfach gezwungen, bei dem Scheine der Copalharz-Fackeln mit Aexten und Waldmessern die Aeste und Wurzeln zu entfernen, die sich an das Floß fest hingen und es in den bunten Wirbel zu reißen drohten. Mit nicht geringer Anstrengung vermieden wir am folgenden Morgen mehrere riesige Bäume, und groß war unsere Freude, als wir gegen Mittag das breite Becken der eigentlichen Mündung durchschnitten hatten und am westlichen Ufer neben dem unmittelbaren Punkte der Vereinigung beider Flüsse landen konnten. Es war am 6. August. Rasch und geräuschlos strömte der königliche Marañon an uns vorüber. Bei einer Breite von vier- bis fünftausend Fuß und einem so geraden Laufe, daß die Wasserfläche ostwärts zwei Stunden weit sichtbar war, entsprach das Bild des Ganzen

Digitized by Google

durchaus dem Charakter der Großartigkeit, den dieser Strom vom Ausfluß aus dem Llauricocha bis zur Ergießung in's Meer überall behauptet. Der Marañon erschien gelb gefärbt und war zu beiden Seiten mit einem dunkelen Saum von Urwald eingefaßt. Gegen acht Uhr erreichten wir neben der Einmündung des Rio Parinari ein neu angelegtes gleichnamiges Dorf, das einzige des rechten Ufers zwischen dem Huallaga und Ucayale, wo das Land so niedrig und sumpfig ist, daß man am Strome selbst nie Dörfer mit Erfolg gründen wird, da diese Lage bösartige Fieber mit sich bringt. Auch in Parinari, das alljährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, war in wenig Jahren die Hälfte der Bewohner von Fiebern weggerafft. Von hier aus schwammen wir bei dem heitersten Wetter auf dem schönen Strome ruhig fort, umgeben von einer Landschaft, deren Unveränderlichkeit in Verwunderung setzt. — Am 10. August landeten wir bei der auf einer Insel gelegenen Mission San Regis, indem wir in einen sumpfigen Arm des Marañon einliefen. Die auf sechs und zwanzig Familien zusammengeschmolzene Bevölkerung der Yameos steht unter dem alten Franziskaner Pablo Marino, der uns sehr freundlich aufnahm, uns aber zur schnellen Abreise rieth, da sich die Pocken unter den wilden Stämmen des Innern gezeigt hätten. Auch eine unendliche Menge blutaussaugender Insecten trieb uns von dannen. — Eine zwanzigstündige Fahrt brachte uns nach Nauta, einem erst vor zwei Jahren von ausgewanderten christlichen Cocamas hoch angelegten Dorfe. Die Indianer (etwa 650 Seelen) hatten ohne weitere Aufsicht ihre sehr reinlichen Häuser in lange und grade Gassen geordnet, begannen bereits den Bau einer Kirche und hatten unter sich eine sehr strenge Zucht eingeführt. Alles dies zeugte gewiß von einem guten Geiste.

Nach der Vereinigung mit dem Ucayale gewinnt der Strom ein wahrhaft majestätisches Ansehn, und wenn auch die Gleichförmigkeit der Landschaft auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen zuletzt das Auge ermüdet, so nimmt doch das Interesse an dem Wachsen des Riesenmäßigen zu. Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen hochbewaldeten Inseln dahinfließt, bald als seegleicher Spiegel

Digitized by Google

sich weithin ohne Unterbrechung ausdehnt; ein dunkelgrüner, von tausend Schlingpflanzen übersponnener Waldrand, der auf dem ebenen Boden von Ferne einer künstlich gezogenen ungeheuer großen Hecke gleicht: das sind die einzigen Bestandtheile der landschaftlichen Ansichten. Freilich erhebt sich nirgends an den Ufern eine gewerbfleißige Stadt, denn nur nach ein oder zwei Tagereisen kommt man an einem ärmlichen, von halbwilden Menschen bewohnten Dorfe vorüber, dessen Rohrhütten nur in der Nähe hervortreten: allein über das Ganze spannt sich ein wolkenloser Himmel, und die brennenden Sonnenstrahlen fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die immer neu sich gestaltende schöpferische Lebenskraft spricht sich allenthalben so gewaltig aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, durch den Wechsel der Scenen und Gegenstände stets angezogen wird und jeden Morgen die in heiliger Stille ruhende Wildniß mit neuer Freude begrüßt. Das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft dann von dem nächtlichen Thau; die Luft ist kühl und ruhig; spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeuges oder aus dem dumpfen Rauschen abzunehmen, welches sie bei einem der großen natürlichen Verhaue auf halbversunkenen oder überschwemmten Inseln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne macht in tropischen Gegenden zwar eine sehr große Zahl von Thieren lebendig, allein die allgemeine Thätigkeit wird erst längere Zeit nachher bemerklich; denn meistens lassen sich die Bewohner der Urwälder erst im Sonnenschein von der zunehmenden Wärme durchdringen, um dann mit verdoppelter Kraft ihr Geschäft zu beginnen. Große Heerden von Affen nehmen die obersten Gipfel ein. Besonders sitzen die Brüll-Affen in behaglichen Stellungen den Morgenstrahlen zugewandt, welche sie in Tönen begrüßen, die wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Thierwelt gehören. Die meisten Geschöpfe fliehen in der Frühe die niedrigen und feuchten Schichten der Waldung. Selbst Vögel, die sonst auf der Erde in Büschen oder auf Sandinseln ihre Nahrung suchen, steigen des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Die Stein-Baumhühner (Crax pauxi) flattern schwerfällig

Digitized by Google

von Ast zu Ast bis auf die gewünschte Höhe. Auf den weißgebleichten Armen eines Riesenstammes, den ein Blitzstrahl oder die Angriffe der Insecten zum Vertrockenen brachte, sitzen Schaaren der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die unbeweglich mit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen, bis sie sich langsam nach einer andern Seite wenden. Selten steht der Touyouyou, ein kolossaler Storch, wie in tiefe Gedanken versunken, schon zeitig am Flußufer; auch er nimmt eine erhabene Stellung an. Vor allen herrlich aber zeichnen sich auf den dichten dunkelgrünen Baumkronen die still ruhenden Schaaren schneeweißer Reiher wie eben so viele festliche Kerzen ab. Nicht weniger theilen die Geschöpfe der geringeren Ordnungen die Sehnsucht nach der wohlthätigen Wärme des Tagesgestirns. Die Fische scheinen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der Indianer sie leicht mit Wurfspieß und Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweis empor, während die großen Delphine sich in plumpen Sprüngen lustig tummeln. Noch liegen dünne Nebelstreifen, gleich durchsichtigen Schleiern, welche ein kostbares Gemälde bedecken, über der Landschaft; sie zerschmelzen allmählig in dem Luftstrom, der während der späteren Morgenstunden leise in der Richtung der Gewässer wehet, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Mit der steigenden Wärme strömen unzählige harzige Baumstämme und Blüthen balsamischen Duft aus, der unter dem Einfluß der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die Bewohner dieser Wildnisse ihre volle Thätigkeit. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so wenig vertraut mit der Verfolgung des Jägers, daß derselbe zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Flucht zu veranlassen, und Wolken von schwarzköpfigen Möven sind hier wie an den Meeresküsten mit Fischfang beschäftigt. Auch Rehe erscheinen am Ufer, und von nun an waltet auf diesem Naturtheater das geschäftigste Treiben, begleitet von den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit entlockt. Höchst selten mischt in diesen tausendstimmigen Chor sich ein durch Menschen hervorgebrachter Laut. Es mögen Tage vergehen, ehe der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer ande-

Digitized by Google

ren Gesellschaft von Reisenden verkündet, und wie auf dem Meer der Ungeübte lange Zeit umsonst am Horizont nach dem von einem alten Seemann erkannten Fahrzeug umsonst umherspähet, eben so entgeht ihm auf diesem breiten Strom gar leicht der kleine Kahn, der mit braunen Indianern erfüllt und von tief herabhängenden Baumästen beschattet, langsam gegen die ruhigere Strömung des Ufers aufwärts geht. Am Lande selbst mischt mancher Ton sich ein, der die Beschäftigungen der Thiere verräth. Unabsehbare Flüge grüner Papageien bis zu dem sperlingsgroßen, durch goldgelbe Stirn ausgezeichneten, zutraulichen Lorito (Papageichen), der jung eingefangen der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren verursacht auf den harten Blättern der Heliconien des Ufers das Geräusch eines Schloßenwetters. An dem weißen Stamm einer Iririmpalme wird ein glänzend himmelblauer Schweif sichtbar: es ist der große gelbe Arara-Papagei, damit beschäftigt, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, denn nur eine einzige strohgelbe Art zieht es vor, die Termitenbaue ohne Mühe und Lärm zu zerbrechen. Bisweilen erklingt aus der Tiefe des grünen Labyrinthes, wo zahlreiche Palmen eine sumpfigere Gegend vermuthen lassen, das Geräusch einer galoppirenden Truppe. Die großen Heerden wilder Pecaris (Bisamschweine mit weißem Halsband) sind es, welche den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insecten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. — Inzwischen nahet der Mittag. Alles eilt vor der tropischen Gluth den tieferen Schatten zu; viele Geschöpfe, besonders die Vögel, verfallen in Schlaf, und eine neue allgemeine Ruhe tritt ein. Kein Wölkchen zieht über das azurene Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Baumkronen glitzern unter dem senkrechten Strahle, und in dem heiligen Dunkel des Bodens gaukelt dann höchstens ein Schmetterling oder ein Kolibri umher. Da, wo der Strom gradlinig und inselllos erscheint, wird sein Horizont undeutlich oder verschwindet ganz. Bisweilen tritt die Luftspiegelung der

Digitized by Google

Seeküsten ein, und die langen Reihen der Palmen stellen sich dann verkehrt dar. Ein andermal gewahrt man nur eine und die andere in Sommerrauch gehüllte Baumkrone und von dem Wasserspiegel durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden. Fische und Wasservögel sind verschwunden; nur an den Mündungen der Nebenflüsse liegen schaarenweis auf den Schlammbänken die greulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. — Wenn Sonnenuntergang nahet, so wiederholt sich die Scene der Frühe: zum zweiten Male eilen die Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine gütige Hand fortwährend für sie besetzt hält. Bisweilen aber verkündet das Geheul der Brüll- und Nacht-Affen, der schrille Ton der Möven und die allgemeine Angst aller Thiere ein Ungewitter. Geisterhaft rauschen die Bäume und während noch kein Luftzug sich rührt, geht wie eine warnende Stimme den schwarz heranziehenden Wolkenmassen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Urplötzlich kracht der alte Forst unter orkanartigem Sturm; nachtgleiche Dunkelheit verfinstert die Atmosphäre, und während Blitz und Donner unter dicht niederstürzender Ergießung unaufhörlich folgen, empören sich die Gewässer des Stromes zu schreckenhafter Höhe. Indeß die Natur zürnt nur auf kurze Zeit. Die Wolken brechen sich; mild und hoffnungsreich strahlt wieder der Abendhimmel, und von den Sternen der Nacht sinkt goldener Frieden herab über Strom und Wald. —

Mit der Schnelligkeit des Marañon, die während der trocknen Jahreszeit gegen eine deutsche Meile in der Stunde beträgt, schwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine besonderen Gefahren zu drohen schienen. Um jedoch dem allgemeinen Wunsche eines ganz sorgenfreien Schlummers zu entsprechen, wurde bisweilen an einer sandigen Uferstelle, wo möglich auf einer Insel, gelandet. An Brennholz fehlt es niemals; denn stets setzen sich auf der obersten Landspitze riesige Baumstämme fest, die mit den Fluthen vom Fuße der Anden kamen, um später von neuem emporgehoben und von Meeresströmungen ergriffen, vielleicht den Nordpolarländern Segen zu bringen. Gern zündet der Indianer aus Muthwillen das gesammte Bollwerk an, und schreitet das Feuer

Digitized by Google

dann unerwartet nach Einer Richtung hin fort, so muß die Gesellschaft eiligst auf's Fahrzeug fliehen und ein anderes Lager suchen, während die rothe Gluthsäule noch lange über dem düsteren Urwald emporlodert. Am Wasserrande zündet der Eingeborene sein Feuer an, da er sicher ist, in wenigen Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich zum Eierlegen an's Ufer kommen. Die Unze treibt dieselbe Jagd, und deshalb entfernt sich der Indianer nie allein und ohne Waffen von seinem Wachtfeuer. Nachdem das Abendessen verzehrt ist, plätschern die Indianer eine Zeit lang ihrer unveränderlichen Gewohnheit gemäß im Wasser, und sobald noch ein Baumstamm an's Feuer hingewälzt ist, strecken sich alle in einer Reihe unter den schwarzgefärbten niedrigen Zelten aus, die auf dem weißen Sande sich wie eben so viele Särge ausnehmen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Eingeborenen in tiefen Schlaf gefallen sind, während der leichter erregte Europäer sich unter so großartigen Umgebungen wach erhält. Leise brechen sich am Sandufer die Wellen, und in der Todesstille vernimmt das lauschende Ohr selbst das Rascheln des Insects am Boden oder das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stromes. Auch am Himmel waltet dieselbe Feier der Nacht; kein Wölkchen trübt des Firmamentes heitere Stirn, wo hell und klar die tausend Aeuglein funkeln. Auf einmal rauschen die Gewässer der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahin wälzte, und sobald der wunderbare Ton sich in größerer Nähe bemerklich macht, gewahrt man beim Mondschein allerdings eine ungewöhnliche Bewegung inmitten der Wasserfläche. Bald nachher nimmt diese Bewegung ab, bis weiter hinab das Rauschen völlig verklingt. Scheu flüstern unter sich die erwachenden Indianer; denn sie halten für die Ursache dieser unheimlichen Erscheinung eine riesige Amphibie, die zwar noch Niemand sah, deren Dasein aber jeder Forscher, der die Natur solcher Länder kennt, für möglich halten wird.*) Um Mitter-

*) Das erwähnte Geräusch, dem eines Segelbootes vergleichbar, welches mit starkem Winde einen Fluß emporgeht, habe ich selbst mehrmals deutlich

Digitized by Google

nacht wird die Ruhe durch verschiedene Thierstimmen gestört, welche, wie die Indianer sagen, die Stunde verkündigen und die sich von da an in regelmäßigen Pausen hören lassen. Der Ruf wird immer häufiger, je näher der Morgen heranrückt; allein er weicht kurz vor Sonnenaufgang wieder der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann. Bisweilen veranlaßt irgend eine unbekannte Ursache die Thierwelt zu einem tausendstimmigen Geschrei, das periodenweis abnimmt, aber nicht eher ganz verstummt, als bis der rosenroth strahlende Morgen feierliche Ruhe über die Wälder gießt. — Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so unbelästigt und sicher; denn manche der Inseln sind mit Wolken von Mosquitos bedeckt; ein andermal bringt das Knurren der nahe herumstreifenden Unze oder die Erscheinung herbeikriechender, durch das Feuer angelockter Krokodile die Gesellschaft in Aufruhr. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; denn sehr selten kreuzt ihn der Krokodil, und die Insecten werden auf ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer getragen. Doch hat der Amazonenstrom auch seine eigenthümlichen Gefahren. An jenen Bollwerken der Stämme, die sich auf den Landspitzen festsetzen, brechen sich die Wogen mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben diese Stellen, wo vielfach ganze Uferstrecken mit donnerähnlichem Rollen in die Tiefe sinken. Verloren ist der Nachen, der zwischen die schwankenden Stämme geräth, die halb versunken, aber am Boden wohl befestigt und ihre Aeste in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Von der Strömung ergriffen, der unser Rudern nicht widerstand, gerieth unser Floß zweimal in solche Baumverhaue, allein es entging glücklich dem Verderben. —

Am 15. August kamen wir an die inselreiche Mündung des Napo. Oberhalb Oran strömt der Marañon in gerader Linie

---

gehört, einmal sogar die starke Wellenbewegung in der Mitte des Stromes mit bloßen Augen gesehen. Nie wird dieses Phänomen bei Tage beobachtet. Jenem mysteriösen Nachtthier des Marañon schreibt man kegelförmige Anhäufungen von fünf Fuß zu, welche einen furchtbaren Geruch verbreiten und aus Excrementen, mit Knochen des Meerschweins (Capybara) und der Seekuh (Lamantin, Manatus atlanticus) untermengt, bestehen.

Digitized by Google

und mit ununterbrochenem, mehr als eine Viertelstunde breiten Spiegel wohl zwei Meilen weit sehr majestätisch dahin, während das Dorf durch seine Lage auf einem steilen Ufer schon aus der Ferne sichtbar ist. Nur achtzehn getaufte Ehepaare bewohnen den Ort. Außerdem hausen hier gelegentlich die wilden Majorunas, greulich entstellt mittelst Durchbohrung der Lippen, so wie die Jaguas und Orejones. Letztere charakterisirt die künstliche Verlängerung der Ohrläppchen, die, durchbohrt und ringförmig ausgedehnt, bis auf die Schultern herabhängen und nur im Walde als hinderlich umgeschlagen und über den oberen Theil des Ohres aufgehängt getragen werden. Ein Schwarm, ganz unbekleidet und großentheils betrunken, empfing uns beim Landen, so daß es zum ersten Mal nothwendig war, bewaffnet unter diese wilden Naturkinder zu treten. So roh und geistesarm ist jener Menschenstamm, der sich vom Napo bis Tabatingo verbreitet, daß selbst die armseligen Yameos sich seines Namens zur Bezeichnung der tiefsten Wildheit bedienen. Plötzlich tauchen die unabhängigen Indianer hier aus ihren Wäldern auf und leben, so lange es ihnen gefällt, in der Mitte der Christen, indem sie diesen Aufenthalt benutzen, um für ihr Pfeilgift, ihre Balsame, Hängematten und sehr kunstreich verfertigte Waffen Eisen einzutauschen und europäische Kleidungsstücke.

Am Mittag des 17. August landeten wir auf einige Augenblicke bei dem elenden Dorf Cochiquinas. Ueber eine gegen zwei hundert Schritt breite Schlammbank, welche die gesunkenen Gewässer zurückgelassen, mußten wir uns, entkleidet und bis an den Gürtel einsinkend, mühsam hinwegarbeiten, ehe wir nach den fünf Hütten gelangten. Millionen von blutsaugenden Zweiflüglern umschwärmten uns, und statt sich von dem anklebendem Schlamme zu reinigen, fanden es meine Cocamillas nöthig, ihren ganzen Körper damit zu überziehen, um der Qual zu entgehen, während sie auf die von mir gekauften kartoffelartigen Yuccas und Bananen warteten. Fieber schüttelte den Mestizen und seine Familie, die hier die Ortsobrigkeit vorstellte, und der in seiner kreisförmigen, überall verschlossenen dunkeln Hütte, von einem glühenden Dampf glimmender Stücke der Termitenbaue als Schutzmittel gegen die Insecten umgeben, eben einen Anfall der

Digitized by Google

Krankheit abwartete, die durch Heftigkeit und Langwierigkeit ihn in ein Skelett verwandelt hatte. — Wiederum verstrich uns ein voller Tag ohne die geringste Veränderung in unseren Umgebungen, und der Abend war schon geraume Zeit herabgesunken, als hinter uns der rauhe Ton einer hölzernen Trompete, die hier überall zum Signal dient, die Waldnacht zum Wiederhall und die aufgeschreckten Thiere zum Aufruhr brachte. Ungewiß über die Absicht der sich Annähernden, griffen wir zu unseren Waffen. Mittelst einer großartigen Erleuchtung hofften wir unsere unwillkommenen Begleiter zu erkennen, und während unsere Cocamillas sich im Kahne mit der Entzündung eines Gefäßes voll Copalharz beschäftigten, ließen wir auf dem Floß ein sogenanntes blaues Licht abbrennen, eine Substanz, die unter dem chinesischen Feuerwerk oft nach Chile und Peru gebracht wird. Der grelle geisterhafte Schein erhellte plötzlich den breiten Strom von einem Ufer zum andern und drang sogar noch in den Wald ein, denn ein einstimmiges Angstgeschrei der erwachenden Thiere beantwortete den aufsteigenden Glanz. Gleichzeitig wurden zwölf oder mehr menschliche Gestalten nahe bei uns sichtbar, die fast ohne Fahrzeug herbeizuschwimmen schienen, mit Streifen bemalt, an den Armen mit flügelartigen Verzierungen und außerdem mit buntem Kopfschmuck versehen. Durch die Erleuchtung in nicht geringeren Schrecken versetzt als die Thiere, nahmen sie schnell eine andere Richtung. Zwei kurze, nur leicht mit Schlingpflanzen zusammengebundene Stücken Floßholz mit einem Sitz von wenig Zollen Höhe bildeten eins ihrer Fahrzeuge, denen auch andere Indianer sich unbedenklich anvertrauen, wenn sie ohne Gepäck stromabwärts fahren. Das Ruder ist leicht aus weichen Palmscheiden gemacht, und ausgestreckt im Sonnenstrahl schwimmt so der Eingeborene meilenweit fort. — Mitternacht brachte uns an das Dorf Peruaté, die Niederlassung eines unternehmenden Weißen, der es versucht hat, die Aucas der Umgegend an sich zu gewöhnen und zu einem gesitteteren Leben zu bringen. Der dumpfe Schall einer Trommel verkündete uns schon lange vorher die Nähe des Ortes und ein Fest seiner Bewohner. Wir landeten und fanden hier jene kleinen Flöße, die uns vorher begegnet waren, und also Gäste herbeigeführt hatten. Drei Hütten

Digitized by Google

mit kegelförmigem Dache und von außerordentlichem Umfang bilden das Dorf. Ein kleines Haus war die Wohnung des Stifters der Colonie. Da er grade abwesend war, so hing unser Empfang ganz von der zweifelhaften Laune der Wilden ab. Das Innere der von uns betretenen Hütte wurde mit Manatifett, welches in kleinen Thongefäßen brannte, erleuchtet; denn das große Feuer schien zum Mittelpunkte eines wilden Kreistanzes dienen zu sollen. Eine Versammlung von vierzig oder mehr Personen empfing uns beim Eintritt mit einem Geheul, dem man leicht die übelste Bedeutung hätte unterlegen können, wenn sich uns nicht einige Weiber mit der Bitte um Glasperlen genähert und die Männer meine Begleiter mit Geberden zum Trinken aufgefordert hätten, da Keiner die Sprache des Andern verstand. Alle waren unbekleidet bis auf eine schmale Binde aus Baumbast, die Frauen jedoch trugen einen mit Perlenmutterschalen kunstreich verzierten Schurz. Ein wilder Tanz der Männer begann nach dem Dröhnen der Trommel und tactmäßigem Geschrei; doch konnte seine Bedeutung keine heitere sein, denn die Geberden wurden immer drohender, und häufiger sauſten die kurzen Lanzen nach einem freigelassenen Winkel, wo man sich einen verborgenen Feind dachte, als unter dem Klopfen auf Schilde aus Krokodilshaut und dem schrillen Laut kleiner Pfeifen furchtbar brüllend eine zweite Partei, vielleicht die Gegner darstellend, eintrat und an dem Feste Theil nahm. Alle Anwesende waren bemalt und die Männer in fürchterliche Larven versteckt, die zum Theil eingetrockneten Feindesköpfen glichen. Der eigentliche Greuel der Scene aber bestand darin, daß nicht nur die Männer, sondern auch die Knaben im höchsten Grade betrunken waren, während die Weiber abgesondert einen anderen Tanz aufführten und darin die gröbste Gemeinheit an den Tag legten. In einer jeden dieser Hütten leben zehn oder mehr Familien zusammen. Zwischen den Pfeilern des Daches hingen ringsumher in sehr kurzen Zwischenräumen kurze Hängematten; der Mann nimmt die oberste ein, seine Frauen die unteren. In einem jener Netze lag eine vielleicht achtzigjährige blinde und taube Indianerin mit eisgrauem Haupthaar, zusammengeschrumpft zu einem dickrunzeligen, furchtbar häßlichen Gerippe und dabei völlig

Digitized by Google

betrunken. Voll Widerwillen schlichen wir uns leise davon und selbst die Cocamillas sprachen ihr Mißvergnügen darüber aus, als wir, ferne von den Klängen des barbarischen Festes, in der frischen Kühle der Nacht wieder ruhig dahintrieben.

Nachdem wir am 19. August das letzte peruanische Dorf, Loreto, für einige Augenblicke besucht hatten, traten wir auf neutralen Grund, der sich gemäß eines Abkommens zwischen den spanischen und portugiesischen Behörden bis Tabatinga ausdehnt. Der folgende Morgen brachte uns nach dem ersehnten Tabatinga. Ein ziemlich steiler Abhang des linken Ufers trägt ein kleines, aber verfallenes Palissadenfort, ein auf Pfeilern erhöhtes Wachthaus, und im Vordergrunde einige reinlich übertünchte Häuser mit Gallerien, gut gearbeiteten Thüren und Ziegeldächern: lauter Dinge, die eine mehr europäische Gesittung verkündeten. Der brasilianische Commandant nahm mich in Folge eines Empfehlungsschreibens freundlich auf. Die Garnison beträgt dreißig Mann, und erfreulich ist dem Reisenden auf diesem Grenzpunkt das Zusammentreffen mit zahlreichen Weißen, die, an den atlantischen Küsten geboren, in Handelsspeculationen bis nach der östlich von den Anden gelegenen peruanischen Provinz Maynas kommen. Meine Leute gefielen den Brasilianern wegen ihrer Größe und ihres guten Benehmens nicht übel, und nachdem ich sie in das hieselbst eingetauschte Linnenzeug gekleidet, wodurch sie einen fast seemännischen Anstrich bekamen, setzte ich meine Reise fort. — Abgesehen von einigen sehr heftigen Ungewittern, genossen wir das herrlichste Wetter und mondhelle Nächte. Unsere Nahrungsmittel erhielten einen unerwarteten Zuwachs durch einen Zug von Fischen, der mehrere Meilen lang am rechten Ufer mit solcher Gewalt und so dicht gedrängt stromaufwärts ging, daß das Wasser schäumte und Schläge mit Ruderstangen, Wurfspießen und selbst hineingeschleuderte Stücke Holz uns die reichlichste Beute verschafften. Diese Wanderungen der Fische bezwecken nur die Ablegung des Laichs in den höheren Gegenden, besonders in den kleineren Seitenflüssen des Marañon. Cormorane, Reiher, Verkehrtschnäbel (Rhynchops), Fischerfalken und Möven waren nicht minder geschäftig, als wir; auch stellen sich die furchtbaren Feinde dieser Fische, die Krokodile, schaaren-

Digitized by Google

weis an den Mündungen der kleinen Flüsse auf und richten eine grenzenlose Verwüstung unter dem dichtgedrängten Haufen an, der nie seine eigentliche Richtung verläßt.

Unsere Fahrt glich jetzt einer abenteuerlichen Entdeckungsreise, da meine Cocamillas nur bis oberhalb Tabatinga mit dem Marañon und allen Eigenthümlichkeiten des Landes vertraut waren. Wir trieben daher, ohne im Geringsten die Entfernungen der einzelnen Punkte und die zahllosen Spaltungen des Stromes zu kennen, bald in dem einen, bald in dem anderen Arme fort, stets bemüht, die schmalen Kanäle zu vermeiden und wo möglich die Niederlassungen aufzufinden, in denen wir einige Belehrungen über unseren Weg und einen eingeborenen Indianer als Führer zu erhalten hofften. Eine Bootladung von Bananen und Yuccas, Schildkröten, die wir in Menge an das Floß gebunden hatten, reichliche Fische und das zahlreiche Wild des Waldes sicherten uns vor allem Mangel. Unsere Sorglosigkeit wurde jedoch bald in ziemlich ernster Weise unterbrochen. Es war am 24. August, als wir durch den dichten Morgennebel hindurch auf einer Sandinsel eine Gruppe von Menschen entdeckten. Zwei Cocamillas gingen nebst meinem sehr brauchbaren Diener auf unserem Boote ab, um Nachrichten einzuziehen, während ich selbst mit zwei Indianern auf dem Flosse zurückblieb. Jene glaubten sich bei der Rückkehr im Hauptstrom zu befinden, bemerkten jedoch zu ihrem Schrecken, daß sie sich im Nebel verirrt und uns verloren hatten. Sehr besorgt um die lange Abwesenheit der Gefährten fuhren wir langsam am Ufer hinab, als plötzlich eine reißende Strömung uns in einen engen Kanal zog, der zur rechten Seite eine Insel durchschnitt. Nur zu bald sahen wir eine Masse versunkener Baumstämme vor uns. Vergebens arbeiteten wir mit aller Macht dahin, das unbehülfliche Floß an das Sandufer zu treiben; denn die Kraft von drei Menschen würde an jener Stelle vielleicht nicht im Stande gewesen sein, auch nur einen kleinen Nachen zu regieren. Die Indianer stießen einen Angstruf aus, allein wie immer zeigten sie auch in diesem entscheidenden Momente Geistesgegenwart. Mit der größten Anstrengung rudernd, um die außerordentliche Schnelligkeit und den Stoß des Flosses zu vermehren, fuhren

Digitized by Google

wir grade auf die Mitte der hervorragenden Stämme und Aeste los, an denen die Wellen schäumend und wirbelnd sich brachen. Alles splitterte und wich vor der furchtbaren Gewalt, mit welcher wir wie mit einem Mauerbrecher anrannten, und krachend brach sogar ein Ast auf uns nieder, der im Vorüberstreifen mehr als die Hälfte des Daches zerstörte. Die letzten der halb versunkenen Bäume konnte das Floß mit seiner sehr verminderten Gewalt nicht mehr durchbrechen, es machte jedoch zu unserem Glück eine Schwenkung und entkam ohne unser Zuthun durch eine schmale Oeffnung der Baum-Ablagerung in ruhiges Wasser. Wir landeten bald darauf, um unser übel zugerichtetes Fahrzeug wieder auszubessern; allein wir fanden bald, daß sowohl diese Arbeit, als die Leitung des Flosses fast unsere Kräfte überstieg. Nur mit großer Mühe konnten wir uns mehrfach aus der Nähe gefährlicher Strömungen retten; auch begegneten wir keinem Kahn, der uns Nachricht über das vielleicht sehr traurige Schicksal unserer Gefährten gegeben hätte, und Fonteboa, den nächsten brasilianischen Ort, vermochten wir nicht aufzufinden, indem derselbe gleich den meisten anderen Niederlassungen nicht am Hauptstrom, sondern an einem Seitenkanale liegt. — Drei Tage waren uns bereits in dieser peinlichen Lage vergangen, als wir am späten Abend Lichter am Ufer bemerkten. Bald darauf erschien ein Kahn mit Indianern, um uns das Rudern zu erleichtern. Unsere verirrten Gefährten hatten uns hier schon am Tage vorher gesucht, und durch dieselben hatte man in der Niederlassung Nachricht von dem Floß und dem üblen Zustand seiner schwachen Mannschaft erhalten. Diaz Guerrero, der Eigenthümer jener Niederlassung, hatte Befehl gegeben, uns aufzusuchen und zu leiten. Gastfreundlich wurden wir von ihm aufgenommen. Unsere Gefährten waren, in den vielen Armen des Marañon umherkreuzend, ohne Feuerzeug, Kochgeschirr und Kleidung, bei Tage der Sonnengluth, bei Nacht dem Thau ausgesetzt gewesen, und hatten durch Angst und Mangel sehr gelitten. Seitdem vermieden wir alle Trennungen während der Beschiffung dieses uns völlig unbekannten Stromes. Die Begleitung eines Eingeborenen konnten wir nirgends erhalten, und da Ega, der Ort unserer Bestimmung, auch nicht am Hauptstrom liegt, so mußten

Digitized by Google

wir bei Ansicht des uns umgebenden Labyrinthes von Flußarmen fürchten, an jenem Platz vorüberzugehen, ohne ihn zu bemerken.

Am Abend des 3. September hatten wir unser Floß an eine große Sandinsel befestigt. Da glänzte gegen Mitternacht ein entferntes Feuer wie ein hoffnungbringender Pharus zu uns herüber. Trotz Müdigkeit und Dunkel kreuzten wir den breiten Strom im Kahn und erfuhren von einer Gruppe gelagerter Indianer, daß wir uns unterhalb der Mündung des Tefé und in geringer Entfernung von Ega befänden. Einer von ihnen entschloß sich, noch vor Tagesanbruch mit einigen Hülfe erbittenden Zeilen an Bernardino Cauper nach Ega abzugehen. Dieser durch Bildung und Herzensgüte ausgezeichnete Mann, ein geborener Portugiese, schickte mir sogleich am folgenden Tage ein großes Boot, in welches wir die ganze Ladung des Flosses brachten. Das letztere überließen wir nicht ohne einige Betrübniß seinem Schicksale. Bald gelangten wir in den südlichen Arm des gewaltig verzweigten Marañon und stiegen zwischen Schaaren von Krokodilen den dunkelbraunen Tefé bis zu seinem Austritt aus einem schönen See hinauf, von dessen Hügelufer das freundliche Dorf E g a einladend herabblickt. Herr Cauper räumte als Befehlshaber der Miliz mir sein Haus ein, dasselbe, welches einst auch die baierschen Naturforscher von Spix und von Martius auf ihrer Reise durch Brasilien (in den Jahren 1817 bis 1820) beherbergte. Seine Lage auf dem hohen Ufer vergönnte eine freie Aussicht über den meilenweiten Spiegel des Sees, während das Innere mir und meinem Diener mehr Raum und Bequemlichkeit darbot, als wir seit langer Zeit gewohnt gewesen waren. Nicht ohne Rührung nahm ich hier von meinen Cocamillas Abschied, die mich gegen 200 Meilen weit von ihrer Heimath aus begleitet hatten und nun im kleinen Nachen ihre Rückreise antraten. —

Ega, wo ich mehrere Monate verweilte, eröffnete mir mannigfache Gelegenheit zu den ausgedehntesten Ausflügen. Der See, dem Neufchateler vielleicht an Größe nichts nachgebend, breitet sich in vielen Armen nach dem Innern aus und bildet bei hohem Wasserstande schiffbare Kanäle, die bis in die Mitte der Urwälder reichen oder mit dem Netz der Solimoẽs

Digitized by Google

in Verbindung stehen; während der trockenen Jahreszeit sind sie mit hohem Grase bewachsen. Ich bediente mich eines Kahnes, der sich durch Leichtigkeit und schnelles Segeln auszeichnete, indeß nur groß genug war, um mich, meinen peruanischen Diener und meinen treuen Hund zu tragen. Gar oft waren wir Tage lang abwesend und drangen zur Verwunderung der Eingeborenen in weit entlegene Kanäle ein, die Keiner gern besucht, da in ihnen die Riesenschlangen hausen sollen und zahllose Krokodile mit der furchtlosesten Kühnheit das zerbrechliche Fahrzeug umgeben, während der Blick ihrer Grauen erregenden hellgrünen Augen den Ruderern Tod und Verderben zu verheißen scheint. Schlimmer noch sind die Stürme, die als Vorboten der Gewitter mit solcher Gewalt und Schnelligkeit eintreten, daß die breiteren Gewässer nach wenig Minuten in den größten Aufruhr versetzt werden und die Wellen am flachen Seegestade wie an einem Meeresstrande hinaufrollen. Dann verhütet man das Umschlagen des Nachens oft nur dadurch, daß man über Bord springt und ihn während des gewöhnlich schnell vorübergehenden Unwetters unterstützt, indem man seinen Rand mit den Händen erfaßt und mit den Füßen schwimmt. Eine solche Durchnässung hat nie etwas Bedenkliches, denn Regen und Flußwasser sind stets sehr warm, auch ist die Temperatur der Luft so hoch, daß die dünne, nur aus zwei Stücken Baumwolle bestehende Kleidung ungemein leicht trocknet. Erkältungen treten in Folge davon niemals ein, sobald man den entblößten Körper nur nicht zu lange der Ergießung aussetzt und nasse Kleider vermeidet. Nahet ein Regensturm, so verbirgt der Indianer Peru's und Brasiliens, so gut er eben kann, seine abgelegte Kleidung und genießt mit vieler Ruhe das Wolkenbad. Auch wir kamen in ähnliche Lagen und waren einst sogar in der Mitte des Sees dem Untergange nahe. Indessen wurden alle diese Mühen durch die Herrlichkeit der Natur, so wie durch die Menge und Schönheit der Pflanzen reichlich belohnt. Nirgends fast hatte ich einen so üppigen Wuchs verbunden mit der ausgesuchtesten Schönheit der Formen angetroffen. Schon von den Fenstern unseres Hauses aus gewahrte man an dem Waldrande, der das Dorf umgiebt, oder in den hohen Forsten jenseits des Flusses

Digitized by Google

und Sees die bunten Säulen und Kronen blühender Vochysien, riesiger Mandel-Ahorne (Caryocar), feingefiederte Aehren-Schelfen (Prosopis), Rosenschuben (Gustavia) mit rosenartigen Blumen, Erbsenlennen (Byrsonima) und Hufkruppen (Dalbergia), die sich mit goldgelben Blüthentrauben so dicht über und über schmücken, daß fast das Laub des Baumes nicht mehr erkennbar ist. Die sandigen Ufer des Sees sind mit der herrlichen Ega-Myrte (Eugenia egensis) bewachsen, welche hier tief im Innern des Landes die Wurzelbäume der Meeresküste vertritt. Gleich diesem legt sie ihre hellbraunen mit einer glänzenden Rinde bekleideten Stämme fast horizontal auf den Boden nieder und erhebt erst viele Fuß von der Wurzel entfernt ihre mehr senkrechten Aeste, die wiederum in vielen Richtungen hochrothe Wurzeln herabhängen lassen, um den äußersten Zweigen aus den Gewässern der großen Ueberfluthungen unmittelbar Nahrung zuzuführen. Im Januar und Februar, wo der See angeschwollen ist, ragen kaum die Kronen der Myrten über den Spiegel hervor. In den letzten Monaten des Jahres ist dagegen der größere Theil des Landes um Ega ganz wasserfrei. Breite Sandflächen ziehen sich dann zwischen dem hohl untergrabenen Waldrand und der klaren Fläche des Sees und der Ströme hin, die auch bei verminderter Breite noch majestätisch bleiben. Unzählige Inseln, bewachsen mit Weiden, Trompetenbäumen (Hermesia), Cecropien und baumartigen Gräsern, erscheinen grünend über der Oberfläche. Bänke von schnell verhärtendem Schlamm heben sich über die zurücksinkenden Flüsse und dienen Myriaden von Möven und Verkehrtschnäblern (Rhynchops) zur Anlegung ihrer Nester, flachen Gruben, aus denen man die nicht unschmackhaften buntgesprenkelten Eier nimmt. Der Boden der Wälder, der, geraume Zeit unter der flüssigen Decke versunken, mit neuer Lebenskraft geschwängert wurde, entwickelt eine Menge kleinerer Pflanzen, während in den Kanälen des Hauptstromes Wasserpflanzen zur Erscheinung kommen, die durch abenteuerliche Größe fast an die Rafflesia Ostindiens erinnern, diese aber an Farbenpracht weit übertreffen. So die amazonische Nymphäa oder Seerose (Euryale amazonica), in Ega Mururú genannt, deren dicht mit Stacheln besetzte Blätter klafterbreit werden,

Digitized by Google

während die schneeweiße, nach innen purpurrothe Blume neun bis zehn Zoll im Durchmesser mißt. Zwischen dieser zauberhaften Pflanzenwelt schwärmen, dicht gedrängt und auf ungewohnt engen Raum beschränkt, die verschiedenartigsten Fische und bereiten den Eingeborenen einen Ueberfluß, den sie zwar für den Augenblick benutzen, nicht aber für die Zeit des Mangels aufzubewahren sich die Mühe nehmen. Was irgend ein tropisches Klima an Herrlichkeit in sich schließen mag, entwickelt sich in jener Zeit, dem Frühling dieser Gegenden, wo auch die eine Hälfte der Waldbäume blühet, über dem beglückten Lande; der reichste Glanz, die vollste majestätische Pracht vereinigt sich mit idyllischer Ruhe und Heiterkeit zu einem Landschaftsgemälde, welches den Freund der Natur zu immer neuer Beschauung spornt und ihn begeistert, immer mehr in die Tiefen des geheimnißvollen Lebens der Erde einzudringen. Wenn aber nach oftmaliger Wiederkehr von Nebeln die Regen endlich sich geraume Zeit hindurch ergossen haben, so ändert sich die Scene; denn aus dem furchtbar angeschwollenen Hauptstrom dringen die lehmgelben Fluthen in die Seitenflüsse hinauf und trüben den hellen Spiegel des Sees. Weit und breit versinkt das Land und seine Blumen unter das Wasser; nur einzelne Stücke ragen inselgleich, mit Flüchtlingen aller Thierklassen angefüllt, über die Fluthen empor. Eine große Menge weggerissener Waldbäume treiben auf den Fluthen daher und bringen das schwache Boot des Eingeborenen in die größte Gefahr, der um diese Jahreszeit nicht selten Mangel leidet, denn weit verstreuet leben die Fische in diesem ungeheuren Wasserraum, und die Schildkröten steigen dann kaum zu der Oberfläche empor. Dagegen ruft die Ueberschwemmung andere Klassen von Geschöpfen in's Leben, denn während die meisten Insecten durch die Feuchtigkeit ausgebrütet werden oder dadurch mittelbar Nahrung erhalten, tritt unter ihrer Begünstigung auch die andere Hälfte der Pflanzen in Blüthe. Die niedrigeren Wälder der häufig überschwemmten Inseln und Uferstellen gewähren nun mit ihren eben aus dem Wasser hervorragenden tausendblüthigen Kronen den Anblick schwimmender Gärten. Besonders günstig ist jener Zustand den Bildungen der niedrigsten Stufen; denn nach jedem Zurück-

Digitized by Google

weichen der Gewässer entstehen bunte Pilze und die sonderbarsten Schimmel auf den Rinden und Holztrümmern. Wasserfäden (Conferva) bilden mit der wunderbarsten Schnelle in wenigen Stunden die dichtesten Decken über weite Seen. Welche Massen von Leben aber zugleich während jener Ueberfluthungen untergehen mögen, läßt sich blos ahnen. Große Colonien von Insecten treiben auf den schwimmenden Inseln einiger gewöhnlichen Ufergräser umher, welche durch die Strömung fortgerissen wurden und alsbald bei Erreichung einer festeren Stelle Wurzel schlagen. Herrlich ist der Anblick dieser beweglichen Pflanzenmassen oft bei Nacht, indem Hunderte von Glühkäfern (Lampyris), durch die Breite des Stroms am Fortfliegen gehindert, gefangen auf ihnen fortschwimmen und die segelnden Halme mit dem Glanz der Sterne bekleiden. —

Am 6. März fuhr ich auf einem Segelfahrzeug, das eine Ladung Landesproducte nach Para bringen sollte, von Ega ab. Die Rücksicht auf die bürgerlichen Unruhen, die gerade damals in Brasilien ausgebrochen waren, nöthigte uns, die Reise möglichst zu beschleunigen. Wollten wir nicht der Gefahr ausgesetzt sein, unter die Räuberhorden zu fallen, die unterhalb des Rio Negro die Enge von Obydos zu besetzen drohten und überall umherschweiften, so mußten wir durch die unbesuchtesten Kanäle gehen und das Dunkel benutzend unseren Weg zurücklegen, oder uns Tage lang in den unfreundlichen Sümpfen verbergen, ohne jedoch zu landen, indem sich jeden Augenblick ein Feind zeigen konnte. Außerdem hatten wir auch mit manchem Sturm auf dem seegleichen Strome zu kämpfen. Den großartigsten Anblick bietet derselbe da, wo man zum ersten Mal wieder blaue Berge (Serra de Parú) als Hintergrund der überaus herrlichen Landschaft gewahrt. Je mehr wir uns den inselbesäeten Mündungen näherten, desto mehr litten wir Mangel an Lebensmitteln; denn in den untersten Theilen des Amazonas, wo schon regelmäßig Ebbe und Fluth stattfindet, sind die Fische sehr selten und arm an Arten; erst da, wo das Wasser entschiedener salzig wird, z. B. unterhalb Colares, ist die Fischerei wiederum einträglich. Die Mannschaft suchte sich mit Mauritiafrüchten zu erhalten, und mir blieb kaum eine andere Nahrung als Palmenkohl.

Digitized by Google

Dazu litten wir an Fieber und Koliken. Auf alle Gefahr hin verließen wir endlich den Amazonas, um in den Kanal Tagipuru einzulaufen. Zwischen einem zur Undurchdringlichkeit verwachsenen Hochwalde verbreitet sich hier ein unendlich verzweigtes Netz schmaler Kanäle, die, von der Ebbe und Fluth auf die verschiedenste Weise ergriffen, in so entgegengesetzten und scheinbar unnatürlichen Strömungen sich in einander ergießen, daß man bei aller Aufmerksamkeit es zuletzt für unmöglich hält, sich darin zurecht zu finden und es gern dem Indianer überläßt, durch das Auge der Erfahrung geleitet, eine enge Mündung auszuwählen, die bald in eine Wasserstraße von wenig Klaftern Breite führt, wo Baumstämme jeden Augenblick die Mastspitzen abzubrechen drohen, bald in einen Kanal führt, der sich zu einem seeartigen Becken erweitert. Nur langsam rückten wir durch dies Inselmeer vor; denn die wenigen Indianer waren durch Mangel und Krankheit so geschwächt, daß sie den Ruderdienst nicht mehr zu versehen vermochten, auch ging viele Zeit durch das Abwarten der Ebben und durch das häufige Verbergen verloren, wenn wir uns verdächtigen Orten naheten. Mit einiger Furcht vor Stürmen kreuzten wir den Busen von Limoeiro, den sonst kleinere Fahrzeuge nicht besuchen und der so breit ist, daß wir am Abend des 22. April kaum noch die gegenüberliegende Küste seines großen Wasserbeckens erkennen konnten. Bald nachher liefen wir im Stromarme zwischen Inseln ein, wo die düsteren Landschaften der engen Kanäle und die seeartige Ausdehnung der Baien freundlicheren Umgebungen wichen. Nichts deutete noch die Nähe einer bedeutenden Handelsstadt an; denn die majestätischen Wälder erhoben sich in derselben Jungfräulichkeit und Ruhe aus dem Spiegel des Stromes, wie an den weit entlegenen unbewohnten Gestaden des peruanischen Marañon. Endlich grauete der Tag. Ein Kanonenschuß rollte über die ebbende Fläche, andere folgten in regelmäßigen Zwischenräumen, das feierliche Geläute vieler Glocken stimmte ein und verkündete uns das ersehnte Pará und den Ostermorgen. Der leichte schleierartige Nebelvorhang fiel auf die Gewässer nieder, und in dem Strahle der rasch aufsteigenden Sonne erglänzten die langen Häuserreihen der wohlgebaueten Stadt.

Digitized by Google

Einige Kriegsschiffe und zahlreiche Kauffahrer nahmen den Vordergrund ein, und wie zur Begrüßung des aus mancherlei Fährlichkeit oft wunderbar Geretteten entfalteten sich im leisen Windhauch die Flaggen des heimathlichen Europa. Der Anker fiel der breite Welttheil war durchmessen, das Ziel erreicht und dankend schaute ich zu dem empor, der mich bis dahin mit starker Hand geleitete.

Eine belgische Schonerbrigg sollte mich nach Europa zurückbringen. Nicht ohne tiefe Bewegung nahm ich Abschied von dem Wunderlande Amerika. Es war an einem schönen Abend, als ich vom Bord des absegelnden Schiffes aus zum letzten Male sah, wie die Strahlen der untergehenden Sonne den fernen Streifen des Urwaldes, der hier Brasiliens flache Küsten bis an's Meer bedeckt, übergoldeten. Die Nacht trat ein, das Festland verschwand, und nur Erinnerungen blieben als köstlichste Frucht der vergangenen Zeiten.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Digitized by Google

Karte von Süd-America und Westindien,

zu Heinzelmann's Weltkunde Band VIII gehörig.

Lith. Anst. v. Rudolph & Dieterici in Annaberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google